

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX HCJK W

SA 5238.23

Harvard College Library



COLLECTION ON
SOUTH AMERICA

GIFT OF
ARCHIBALD CARY COOLIDGE
AND
HIRAM BINGHAM, JR.
OF CAMBRIDGE

Reise

über

England und Portugal

nach

Brasilien

und

den vereinigten Staaten

des

La-Plata-Stromes

während

den Jahren 1823 bis 1827

von

J. Friedrich v. Weech.

Nur reisen ist Leben.
Joan Paul.

Erster Theil.

München 1831.
Gedruckt bei Fr. X. Auer.

SA5238.23

A. C. Coolidge
&
Hiram Bingham Jr

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Durchlauchtigſten Prinzen

Karl Theodor

von

Bayern ꝛc. ꝛc.

in

tiefſter Ehrfurcht

gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Einleitung.

Nicht ohne Zagen übergebe ich dem geehrten Publikum meine Bemerkungen über die Länder und Völker, die ich besuchte.

Wohl fühle ich, wie gewagt es ist, die große Zahl der Reisebeschreibungen zu vermehren, deren vielleicht kein Volk mehr besitzt, als das reiselustige, wißbegierige deutsche; und nur die nachsichtsvolle und unerwartet günstige Aufnahme, mit welcher das Publikum mein jüngstes Werkchen *) beehrte, konnte mich

*) Brasiliens gegenwärtiger Zustand und Colonial-System, besonders in Bezug auf Landbau und Handel, zunächst für Auswanderer. Hamburg bei Hoffmann und Campe.

ermuntern, die Beschreibung meiner Reisen durch den Druck bekannt zu machen.

Neues wird der geehrte Leser nur Weniges in meinen Erzählungen erfahren; Viele, und unter diesen Männer von großen Talenten, mit allen möglichen Mitteln ausgerüstet, welche ihre Bemühungen ungemein begünstigten, schrieben bereits vor mir über die Länder, welche ich bereis'te; ich konnte daher nur ihre Berichte unter einer andern Gestalt wiederholen. Die Absicht meiner Reisen war überhaupt, mich in Amerika häuslich niederzulassen; es mußte mir daher besonders daran liegen, den Boden und die Kultur desselben, die Sitten und Gebräuche der Bewohner meines neuen Vaterlandes kennen zu lernen, und ihnen wendete ich auch meine ganze Aufmerksamkeit zu.

Findet man daher meine statistischen Angaben mangelhaft, so bitte ich zu berücksichtigen, daß es mir nicht allein an Gelegenheit fehlte, im Lande selbst nach ihnen zu forschen, sondern daß ich besonders jene gewichtigen Empfehlungen entbehrte, welche manchen Reisenden die Staats-Archive öffneten, und sie allent-

halben mit den Behörden des Landes in freundschaftliche Verbindung setzen; vermißt man naturhistorische fast gänzlich, so muß ich mich damit entschuldigen, daß es mir an wissenschaftlicher Vorbereitung fehlte, um in diesem Fache Verdienstliches zu leisten; mit erborgter Gelehrsamkeit zu glänzen, war aber nie meine Sache.

Weit entfernt, Ansprüche auf den Ruf eines Schriftstellers zu machen, halte ich endlich das bescheidene Schärflein, welches ich zur Kenntniß von einem wichtigen Theile Amerikas beizutragen versuche, nicht für überflüssig. Die Zeit ist vielleicht nicht mehr ferne, in welcher die Bewohner mancher Theile des übervölkerten Europas ihre Blicke nach Südamerika wenden dürften, um so mehr, da die verschiedenen Regierungen daselbst die Einwanderer auf alle mögliche Weise aufmuntern und begünstigen werden.

Was ich früher und in diesem Werke über den genannten Theil des amerikanischen Kontinents schrieb, wird alsdann, wie ich hoffe, nicht ohne Nutzen für die Auswanderer seyn. Dieses war meine Auf-

gabe; ob ich sie befriedigend löste, wird mich das Urtheil meiner Leser, deren Nachsicht ich anspreche, belehren.

Geschrieben in den Mußestunden des Landmannes, auf meinem Gütchen Ametsbichel im Jahre 1830.

Der Verfasser.

Namen
der
verehrlichen Herren Subscribenten.

Ihre Majestät die Königin von Bayern.

Ihre Majestät die verwittwete Königin.

Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Mathilde.

Seine Königliche Hoheit der Prinz Otto.

Ihre Königliche Hoheit die Herzogin von Leuchtenberg.

Seine Königliche Hoheit der Prinz Karl von Bayern.

Seine Königliche Hoheit der Prinz Max von Bayern.

Ihre Majestät die Kaiserin von Brasilien.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen.

Ihre Königliche Hoheit die Kronprinzessin von Preußen.

gabe; ob ich sie befriedigend löste, wird mich das Urtheil meiner Leser, deren Nachsicht ich anspreche, belehren.

Geschrieben in den Mußestunden des Landmannes, auf meinem Gütchen Ametsbichel im Jahre 1830.

Der Verfasser.

Namen
der
verehrlichen Herren Subscribenten.

Ihre Majestät die Königin von Bayern.

Ihre Majestät die verwittwete Königin.

Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Mathilde.

Seine Königliche Hoheit der Prinz Otto.

Ihre Königliche Hoheit die Herzogin von Leuchtenberg.

Seine Königliche Hoheit der Prinz Karl von Bayern.

Seine Königliche Hoheit der Prinz Max von Bayern.

Ihre Majestät die Kaiserin von Brasilien.

Seine Königliche Hoheit der Kronprinz von Preußen.

Ihre Königliche Hoheit die Kronprinzessin von Preußen.

Seine Königliche Hoheit der Herzog Johann zu Sachsen.

Ihre Königliche Hoheit die Herzogin Amalie zu Sachsen.

Seine Durchlaucht der Herzog August von Leuchtenberg.

" " der Prinz Max von Leuchtenberg.

" " der Prinz Otto von Oettingen und Spielberg.

" " der Fürst Constantin, Löwenstein, General-Lieutenant und Flügeladjutant Seiner Majestät des Königs von Bayern.

Herr Abendroth, Doktor und Senator in Hamburg.
" Anweg, Amtsschreiber in Adeldorf.
" Bader, Dekan und Pfarrer in Grafing.
" von Becker, Oberst im königl. bayer. Ingenieur-Corps in München.
" Behr, Rechtspraktikant in Rosenheim.
Die Bibliothek des königl. bayer. Leibregimentes,
" " " " " 1sten Linien-Infanterie-Regimentes.
" " " " " 2ten Linien-Infanterie-Regimentes.
" " " " " 10ten Linien-Infanterie-Regimentes.
" " " " " 3ten Chevauxlegers-Regimentes.

Die Bibliothek des königl. bayer. 12ten Linien-Infanterie-Regimentes.
„ „ „ „ „ 8ten Linien-Infanterie-Regimentes.
„ „ „ „ „ 4ten Jägerbataillons.
„ „ „ „ „ 2ten Artillerieregimentes.
„ „ der Harmonie in Bamberg.
„ „ des Comercinms in Hamburg.
Herr Biesterfeld, Doktor Jur. in Hamburg.
Frau Biesterfeld, E. E., in Hamburg.
Herr Böbocker, Laura, in Hamburg.
„ Brodermann, F., in Hamburg.
Die Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle.
Herr von Carus, königl. sächsischer Hof- und Medicinal-Rath.
„ von Clingensberg, königl. bayer. Ober-Kriegs-Commissär.
„ von Crailsheim, königl. Oberforstmeister in Anspach.
„ von Crailsheim, Freiherr, königl. bayer. Kammerherr.
„ Dollmann, Lieutenant im königl. bayer. 6ten Linien-Infanterie-Regimente.
„ Dollmann, Pfarrer in Pfaffenhofen.
„ Dörsch, Buchhändler in Bamberg.
„ E. H. H., Ehlers, in Hamburg.
„ von Eichthal, Freiherr, königl. Hofbankier.
„ von Eichthal, Freiherr, königl. Regierungsrath.
„ von Eisenberg, Generalmajor im General-Quartier-Meister-Stab.
„ von Frauenberg, Freiherr Exzellenz, Erzbischof von Bamberg.
„ Geret, Lieutenant im königl. bayer. Ingenieur-Corps.
„ Graudauer, Bierbrauer und Oekonom in Grafing.
„ von Habel, königl. bayer. Ober-Kriegs-Commissär.
„ Haßlinger, Buchhändler in Linz.

Herr von Hegnaberg-Dux, Graf.
„ Hiebler, Pfarrer in Hurlach.
„ Hofmeister, königl. Oberlieutenant in Landshut.
„ von Holzapfel, Junker im königl. bayer. 2ten Jäger-Bataillon.
„ Höß, königl. Landrichter in Ebersberg.
Frau von Höß, in Ebersberg.
Herr von Käser, Revierförster in Rothach.
„ Karl, Pfarrer in Vogtareuth.
„ Karmann, Baumeister in Rosenheim.
„ von Kersdorff, Heinrich Edler, Gutsbesitzer.
„ Klauke, in Hamburg.
Frau Knam, Rosa, in Salzburg.
Herr Krucher, Oberinspektor in Rosenheim.
„ Kratzeisen, Oberlieutenant im königl. Leibregimente.
„ Lambert, Advokat in Rosenheim.
„ von La-Rosee, Forstmeister in Rosenheim.
„ Lienau, A., in Hamburg.
„ von Lodron, Graf, Komandeur des Maltheser-Ordens.
„ Maier, königl. Ober-Appellations-Gerichtsrath in München.
„ Mayer, Stadtschreiber in Leipheim.
„ von Nickels, Oberst im 10ten Linien-Infanterie-Regimente.
„ Niederlechner, königl. Aufschläger in Rosenheim.
„ von Peirer, Gutsbesitzer bei Landshut.
„ von Perglas, Freiherr, königl. Regierungsrath in Augsburg.
„ Plaß, Kaufmann in Rosenheim.
Frau von Polen, Baronin in Heidelberg.
Herr Pruckner, königl. Ober-Kriegs-Kommissär.
„ von Raadwyk-Schutt, in Hamburg.
„ von Rechberg, Graf Exzellenz, General der Infanterie.

Herr von Rechberg, Graf Exzellenz, General-Lieutenant und Flügeladjutant Seiner Majestät des Königs.
„ von Rechberg, Graf Exzellenz, Oberstkämmerer Seiner Majestät des Königs.
„ von Rechberg, Willibald, Graf Exzellenz.
Fräulein von Reitzenstein, Baronin in München.
Herr Rieder, Dechant und Pfarrer in Rosenheim.
„ von Riedheim, Freiherr, Domkapitular in Eichstädt.
„ von Riegg, Bischof in Augsburg.
„ Römmer, königl. Assessor in Rosenheim.
„ von Roggenhofer, Pfarrer in Ostermünchen.
„ Ronquette, H. P., in Hamburg.
„ „ Schack, Baron, in München.
„ Schmidt, Landgerichts-Physikus in Rosenheim.
„ von Schropp, Major im 4ten Jäger-Bataillon.
„ Schwaab, Collegial-Sekretär in München.
„ von Seinsheim, Graf, königl. bayer. Kammerherr.
„ „ Sibeking, Syndikus, in Hamburg.
„ „ Spiegel, Graf Ferdinand, in München.
„ Spindler, Sekretär des königl. Stadtgerichts München.
„ Sprenger, königl. Lieutenant im 1sten Artillerie-Regiment in München.
„ von Sprety, Graf, königl. Oberlieutenant im 1sten Küraſſier-Regiment.
„ Steidel, Oberlieutenant im 12ten Infanterie-Regiment.
„ „ Sturz, Heinrich, Privatier.
„ „ Sturz, Jakob, Kaufmann in London.
„ „ Sturz, Lieutenant der königl. Gensd'armerie.
Frau von Sturz, Gutsbesitzerin in Tückelhausen.
„ von Thoma, Finanzdirektors-Wittwe in München.
Herr Treu, Rentverwalter in Neufrauenhofen.
„ Utz, Pfarrer in Holzhausen.
„ Vay, königl. Hofrentamtmann in Würzburg.
„ „ Velz, königl. Regierungs-Rath in Augsburg.

Herr von Bieregg, Freiherr, General-Major in Wilsbiburg.
„ Wecker, Landarzt in Rosenheim.
Frau von Welden, Baronin, Abtissin des Damenstiftes von St. Stephan in Augsburg.
„ von Welden, Baronin in Heidelberg.
Herr von Welden, Freiherr, Domkapitular in Augsburg.
„ Wolf, Buchhändler in Augsburg.
„ von Yrsch, Graf, Oberstthofmeister Ihrer Majestät der verwittweten Königin.
„ van Zeller in Hamburg.
„ Zollner, Bierbrauer und Gastgeber in Rosenheim.
„ von Zweybrücken, Graf Exzellenz.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Einleitung V

Erstes Buch.

I. Veranlassung zur Reise. — Bemerkungen während derselben durch einen Theil Hollands. — Einschiffung in Helvoitsluis. — Landung vor Harwich. — Ankunft in London 3

II. Wanderungen in den Strassen von London . . . 25

1. Nothwendiges Benehmen in den Strassen. — Oxfort-Street. — Pracht der Kaufläden . . . 23
2. Die St. Paulskirche. — Withbreads Brauhaus. — Schlägerei 28
3. Die Westminster-Abtei 34
4. Die Hauptpost. — Das Monument . . . 37
5. Die Bank und die Börse. — Trottlane. — Othello 39
6. Die Brücken Londons. — Der West- und Ostindien-Dogg 42
7. Die Squars. — Gesellschaft zur Ermunterung der Künste, Manufakturen und des Handels. — Hinrichtungen. — Bettler. — Coventgarden. — Ballet 45

8. Vergnügungen in London. — Der James Park 50

Seite

III. Häusliches Leben der Bewohner Londons . . 54
IV. Besuch der Umgegend Londons. — Fußreise nach Epsom. — Schilderung des Pferderennens daselbst. — Vergnügter Abend in Vauxhall 58
V. Bemerkungen über Land und Menschen in England 65
VI. Abreise von London. — Besuch des Hospitals der Marine-Invaliden zu Grenwich. — Weitere Reise über Welwich nach Gravesund 83

Zweites Buch.

I. Fortsetzung der Reise. — Die Seekrankheit. — Lebensweise auf dem Schiffe. — Matrosenleben. — Ankunft in der Bai von Biscaya. — Unruhige See. — Bedenkliche Krankheit des Kapitäns. — Augenblickliche Gefahr unferne der Berlingas. — Ankunft eines Lootsen-Fahrzeuges. — Einfahrt in den Tajo. — Ankunft vor dem Thurme von Belem 93
II. Durchsuchung des Schiffes und der Papiere der Reisenden. — Ankunft in Lissabon. — Strenges aber possirliches Examen auf der Polizei. — Erfreuliches Zusammentreffen mit vielen Landsleuten in einem deutschen Gasthause. — Politischer Zustand Portugals 100
III. Einzug der Königin. — Verschiedene Festlichkeiten bei dieser Gelegenheit 107
IV. Feier des Johannistages 112
V. Einzug der Truppen des Conte de Amarante . 115
VI. Das Stiergefecht 117
VII. Große Revüe. — Feierliche Prozession . . . 123
VIII. Feuersbrunst unfern der königlichen Münze. — Schlägereien zwischen den Galegos und den Linientruppen 127
IX. Bemerkungen über Portugals Hauptstadt und ihre Umgebung 128
1. Unreinlichkeit der Straßen 128
2. Oeffentliche Plätze. — Die Bibliothek. — Die Börse. — Das Zollamt 130

Seite

3. Kirchen und Andächtige 132
4. Portugals Ohnmacht. — Pombals Brief an die Engländer 137
5. Klubb der Ausländer. — Oeffentliche Beraubung 142
6. Spaziergang in der Stadt. — Portugiesische Gutmüthigkeit 144
7. Erinnerung an Pombal 146
8. Die Wasserträger aus Gallizien . . . 149
9. Der englische Kirchhof. — Die königliche Naturalien-Sammlung. — Der botanische Garten 151
10. Die Wasserleitung 154
11. Spaziergang außer der Stadt. — Lustfahrt auf dem Tajo 156

Drittes Buch.

I. Besuch von Cintra 165
II. Rückkehr über Mafra nach Lissabon . . . 182
III. Wanderungen auf dem Lande 185
IV. Allgemeine Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand Portugals; über den Charakter, die Sitten und Gebräuche der Portugiesen, und das Klima des Landes 204
V. Abreise von Portugal 215

Viertes Buch.

I. Gedrängte Uebersicht der Geschichte Brasiliens, von der Entdeckung des Landes, bis auf unsere Zeiten . 219
II. Statistische und geographische Bemerkungen . . 264

Fünftes Buch.

I. Fortsetzung der Reise nach Brasilien . . . 279
II. St. Sebastião de Rio de Janeiro im Jahre 1827 302
III. Erstes Begegnen des Kaisers und der Kaiserin. — Waffenübungen der brasilianischen Truppen auf der Ebene von St. Cristova'o 309

		Seite
IV.	Bemerkungen auf einer Wanderung in der Stadt. — Oeffentliche Spaziergänge	313
V.	Jahresfeier der Ausrufung des Prinz-Regenten Dom Pedro zum Kaiser und immerwährenden Vertheidiger Brasiliens	321
VI.	Kirchen. — Kirchliche Feierlichkeiten und Feste	325
VII.	Feierlichkeiten bei der Taufe und den Leichenbegängnissen	338
VIII.	Klöster und wohlthätige Anstalten. — Polizei. — Gefängnisse	342
IX.	Merkwürdige öffentliche Gebäude. — Der kaiserliche Pallast. — Der des obersten Bischofs. — Die öffentliche Bibliothek. — Das kaiserliche Mausoleum. — Das Museum. — Die Mauth. — Das Arsenal des Heeres und der Marine. — Die Kasernen. — Das National-Theater. — Die Wasserleitung. — Oeffentliche Brunnen und Plätze	347
X.	Bemerkungen auf verschiedenen Wanderungen in der Stadt. — Pferdehandel. — Oeffentliche Bestrafung der Neger.	357
XI.	Besuch der Ufetstellen und Landungsplätze	360
XII.	Schulen und Erziehungs-Anstalten. — Wissenschaften. — Literatur. — Schöne Künste	367
XIII.	Geistlichkeit. — Adel. — Armee und Flotte. — Staatsverwaltung. — Justizpflege	373
XVI.	Handel und Schifffahrt	389

Erstes Buch.

I.

Veranlassung zur Reise. — Bemerkungen während derselben durch einen Theil Hollands. — Einschiffung in Helvoitsluis. — Landung vor Harwich. — Ankunft in London.

Der Gedanke, fremde Länder und Völker zu sehen, entzückte mich als Knabe, begeisterte mich als Jüngling, und schwellte meine Brust mit unendlichem Sehnen, als ich zum Manne gereift war; diese Wünsche theilte ich übrigens mit Tausenden, welchen gleich mir die Mittel fehlten, große Reisen zu unternehmen. Meine freudige Ueberraschung war daher außerordentlich, als mir im Anfange des Jahres 1823 Briefe aus London zukamen, welche mich einluden, an einer landwirthschaftlichen Niederlassung in Brasilien Theil zu nehmen. Der Briefschreiber war mir persönlich als ein talentvoller, rechtlicher Mann bekannt; das Daseyn beträchtlicher Fonds zu der beabsichtigten Unternehmung wurde ausgewiesen; meinerseits hatte ich mich, nicht ohne Erfolg, auf die theoretische und praktische Erlernung der Landwirthschaft verlegt, alles Gewagte und Abentheuerliche, was gewöhnlich mit Unternehmungen in so entfernte Länder verbunden

ist, fiel also weg, und ich nahm keinen Anstand, dem Rufe Folge zu leisten. Da mir Eile empfohlen wurde, so legte ich meine Stelle nieder, reis'te in den ersten Tagen des Aprils von München ab, durcheilte die fruchtbaren Gauen Bayerns, drückte dort und da einem alten Waffengefährten die biedere Rechte, und schiffte mich in Würzburg in der Absicht ein, meine Reise bis London auf dem Wasser zurückzulegen.

In Coblenz gesellte sich ein Engländer und ein Schweizer zu mir; sie wollten nach London, und da ihnen die Reise zu Wasser die wohlfeilste schien, so wurde beschlossen, meinem alten Vorhaben zu folgen. Da gerade kein Schiff segelfertig war, so kam der Schweizer mit einem Schiffer überein, uns auf einem guten Fahrzeuge bis Freesweck an der Farth zu bringen; als wir aber mit dem Gepäcke bei der Stelle ankamen, die uns der Schiffer bezeichnet hatte, fanden wir einen elenden Kahn, kaum groß genug, unser Gepäck aufzunehmen; darüber wurde mit dem ehrlichen Schiffer viel hin und her gesprochen; aber der Mann stützte sich auf seine handfesten Freunde, die uns in Menge umgaben, und welche ohne Zweifel sehr bereitwillig gewesen wären, den längst erworbenen Ruf der Grobheit an uns zu bewähren; wir schifften uns daher ganz geduldig ein, landeten Abends eine Stunde von Düsseldorf entfernt, lebten wie Schiffsknechte, schliefen auf Stroh, und bezahlten wie in einem Pariser Gasthofe. Den folgenden Tag übernachteten wir in Wesel, schifften uns bei heftigem Winde und Regenwetter wieder ein, und waren sehr froh, gegen Mittag das Städtchen Emmerich zu erreichen, da der Rhein so stürmisch wurde, daß wir jeden Augenblick das Umschlagen des Kahnes befürchten mußten; wir dankten daher unsere Schiffer ab, mietheten einen Karren für unser Gepäcke, gingen neben her, kamen bald darauf durch Cleve, befanden uns eine Stunde später auf holländischem Boden, und ehe es dunkel wurde,

in dem Städtchen Severay; den folgenden Tag trafen wir zeitig in Arnhem ein. Der sparsame Schweizer war mit dieser Fußreise gar nicht zufrieden, denn sie war weder wohlfeil, noch beförderte sie uns schnell vorwärts; für mich hatte sie aber vielen Reitz, weil ich dadurch ein kleines Bild von dem Charakter des Landes erhielt, welches wir durchwanderten.

Die Gegend von Emmerich bis Arnhem war vollkommen flach und äußerst einförmig; nirgends sah man Wald, der Boden war jedoch trefflich benüzt, und die Felder entweder mit Hecken oder breiten Wassergraben umgeben. Die zerstreut liegenden Ortschaften konnte man kaum aus der Ferne erkennen, und mußte sich bei der großen Bevölkerung des Landes über ihren scheinbar kleinen Umfang verwundern. Betrat man jedoch eine derselben, so konnte man sich erst von ihrer starken Bevölkerung überzeugen. Sie waren so auffallend von den Dörfern des südlichen Deutschlands verschieden, daß sie zuverlässig kein Reisender, welcher von daher kam, mit Gleichgültigkeit betrachten konnte; für den Landwirth mußten sie aber von dem höchsten Interesse seyn.

Unsere Dörfer sind gewöhnlich von großem Umfange, und in waldigen Gegenden die Gebäude des Landmannes meistens aus Holz erbaut; diese müssen sehr groß seyn, damit er seine ganze Erndte und seine sämmtlichen Futtervorräthe daselbst unterbringen kann. Weil er Ueberfluß an Holz besizt, so glaubt er, daß ihn ihre Erbauung nur wenig kostet, vergißt aber, welchen großen Aufwand ihm ihre Ausbesserung und Erhaltung verursacht, wie sehr die Feuersgefahr bei einem möglichen Brande vergrößert wird, und wie gering der Erlös seiner Waldung ist, wenn die Entfernung von volkreichen Städten ihm den Absatz des Holzes unmöglich macht. In Holland ist man schon lange zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Werth des Bodens unendlich

erhöht wird, wenn man ihn zum Feldbaue benüzt; Waldungen sind daher eine seltene Erscheinung in diesem Lande, und Steinkohlen, Torf und das Holz der Hecken, womit er seine Felder umgibt, und die der Landmann nach einer gewißen Anzahl Jahre kappet, liefern ihm hinreichendes Brennmaterial. Wohnung und Stallungen werden allenthalben aus Backsteinen aufgeführt, und die Früchte des Feldes nebst den Futtervorräthen im Freien aufgeschichtet und mit einem beweglichen Dache versehen, da man längst zur Ueberzeugung gekommen ist, daß sie sich in freier Luft weit besser erhalten, als in geschlossenen Gebäuden, woselbst der Zutritt der Luft verhindert wird, und Stroh, Früchte und Heu, wenn sie nicht vollkommen gut eingebracht wurden, häufig dem Verderben ausgesezt sind; da es überdieß in der Willkühr des Landmannes steht, seine Feimen aufzurichten wo es ihm gut dünket, so ist bei einem ausbrechenden Brande die Gefahr ungemein vermindert, und das Löschen des Feuers sehr erleichtert. Auch der Einwurf, daß climatische Verhältnisse die Bewohner Deutschlands veranlassen, ihre Feldfrüchte mit größerer Vorsicht gegen den Wechsel der Witterung zu verwahren, als dieses in wärmern Ländern nöthig seyn dürfte, fällt hier weg, wenn man berücksichtiget, daß sich das Clima Hollands durch anhaltende Feuchtigkeit auszeichnet. Die Errichtung der erwähnten Feimen, welche gewöhnlich aus vier starken Säulen von Holz bestehen, die ein mit Stroh bedecktes Dach tragen, welches auf und nieder gelassen werden kann, ist übrigens mit wenigen Kosten verbunden, endlich dauern sie so lange wie jedes andere von Holz aufgeführte Gebäude. Daß Reinlichkeit die holländischen Dörfer auszeichnet, ist allen bekannt, welche wissen, wie sehr diese Tugend den Einwohnern zum Bedürfnisse geworden ist.

Den reisenden Landwirth überrascht der Fleiß ganz besonders, mit welchem der holländische Landmann seine Fel-

der beſtellt; ihm genügt die fleißigſte Bearbeitung des Bodens noch lange nicht, und in manchen Gegenden hält er es unumgänglich nothwendig, zu Brachfrüchten ſein Feld mit dem Spaten umzugraben; ein erſtaunenswerther Anblick, vierzig bis fünfzig Menſchen auf einer Linie vertheilt zu ſehen, welche auf die erwähnte Weiſe den Boden mit einer Gewandtheit bearbeiten, welche den Leiſtungen des Pfluges an Geſchwindigkeit nur wenig nachgibt, und wodurch deſſen Fruchtbarkeit in einem ſo hohen Grade erhöht wird, daß die Ergiebigkeit der Erndte die darauf verwendete Mühe und Auslagen reichlich vergüten.

Dieſelbe Sorgfalt verwendet man hier auf die Weiden und Erzeugung der Gräſereien, und ſcheut keine Mühe alles zu entfernen, was ihrem Wachsthume oder gutem Gedeihen hinderlich ſeyn könnte. Der Erfolg zeigte ſich an dem prächtigen Hornviehe und den ſchönen kräftigen Pferden, welche man nur in jenen Gegenden finden wird, woſelbſt der Landmann es ſich angelegen ſeyn läßt, ſeinem Viehe geſunde und kräftige Nahrung zu reichen. Mit großem Vergnügen begegnete ich während der Dauer unſerer kleinen Fußreiſe vielen Landleuten, welche die Produkte des Feldes den benachbarten Städten zuführten; ihre gute und reinliche Kleidung zeigte von ihrem Wohlſtande, und ſelbſt ihr Fuhrwerk, große, zweirädrige Karren, welche ohne Unterſchied mit Oelfarbe angeſtrichen waren, konnten als ein vermehrter Beweis deſſelben angeſehen werden.

In Aruhem traf ich einen Jugendfreund, welcher unter den Küraſſieren, die daſelbſt in Garniſon liegen, diente. Seiner Gefälligkeit verdankte ich es, mit der Umgegend der Stadt bekannt zu werden, woſelbſt ich zuerſt eine mit Ziegelſteinen gemauerte Landſtraße ſah; dieſe Steine ſind klein, äußerſt hart gebrannt, und werden auf ihre Kante geſtellt

und durch Moräst mit einander verbunden. Die Straße war sanft gewölbt und so breit, daß zwei Wagen sich bequem ausweichen konnten. Da sie nur von leichtem Fuhrwerke befahren werden, so sind sie leicht zu unterhalten. Gärten und schöne Landhäuser standen längs dieser Straße, und wechselten mit Feldern, welche prächtige Saaten bedeckten. Was Einsicht und Fleiß vermögen, davon konnte man sich auf dieser Stelle überzeugen, da die Umgegend Arnhems äußerst unfruchtbar, und der Boden trocken und sandig ist. Eine große Unannehmlichkeit schien mir der Nebel zu seyn, der noch um Mittag die Gegend bedeckte, und an welchen man von Jugend auf gewöhnt seyn muß, um sich von demselben nicht sehr belästigt zu fühlen; ich wenigstens konnte kaum athmen und war es wohl zufrieden, nachdem ich bei einem reichen Landmanne einige Tassen Thee getrunken, mehrere Pfeifen Tabak geraucht und eben so viele Worte sprechen gehört hatte, wieder in die Stadt zurückzukehren. Ich erhielt hier wiederholte Beweise, wie sehr die Lebensweise der Menschen von dem Clima der verschiedenen Erdstriche bedingt wird; in die Gesellschaft der Offiziere der Garnison eingeführt, bemerkte ich, daß beinahe alle eine beträchtliche Menge Wachholder-Brandwein zu sich nahmen, wie man mir sagte, das wirksamste Mittel gegen die hier herrschenden Wechselfieber, und als ich auf allgemeines Zureden dieses mir bisher unangenehme Getränk verkostete, war ich nicht wenig erstaunt zu bemerken, daß es hier den größten Theil seiner berauschenden Wirkung zu verlieren schien.

Es wurde für den folgenden Tag eine Fahrt nach Amsterdam verabredet, welche jedoch die Ankunft eines Rheinfahrers vereitelte, der seine Reise nach Rotterdam sogleich fortsezte, und woselbst wir nach zwei Tagen ankamen. Dort hofften wir mit einem Dampfboote nach England abreisen zu können.

Nach der herkömmlichen Gewohnheit der meisten Reisenden hätte ich mich eigentlich sogleich nach den gelehrten und Kunstanstalten dieser großen Stadt erkundigen sollen; ich hatte jedoch in Deutschland so viele Bildergallerien, Naturaliensammlungen und anatomische Kabinete mit Mißgeburten in Spiritus aufbewahrt gesehen; ich hatte so viele prunkende Reden gelehrter Akademien gehört, die dem Lande große Summen kosteten und wenig nüzten, daß ich in einer Stadt, deren Einwohner sich vorzugsweise mit Geldsammlungen beschäftigten, wenig Neues anzutreffen erwartete. Meine Wißbegierde beschränkte sich daher auf Natur und Menschen, welchen nicht immer die verdiente Aufmerksamkeit zugewendet wird; diese Bemerkung diene zu meiner Entschuldigung, wenn im Laufe meiner Erzählung der genannten Anstalten nur kurze Erwähnung geschehen sollte. Männer von großer Gelehrsamkeit und seltenem Beobachtungsgeiste haben dieses Thema längst erschöpft, und der geehrte Leser wird es mir vielleicht Dank wissen, wenn ich ihn mit Beschreibungen verschone, die er in den Werken jener berühmten Männer in der möglichsten Vollendung finden kann.

Für den wißbegierigen Reisenden, der bisher kein anderes Bild von dem was Handel ist erhalten hatte, als durch den Anblick einiger Güterwagen und den Krämereien größerer Städte, hat der Besuch einer in der Nähe des Meeres gelegenen Handelsstadt einen ganz eigenthümlichen, schwer zu beschreibenden Reitz. Ich wenigstens war, so lange ich mich in Rotterdam aufhielt, gleichsam an die Kanäle gefesselt, welche die große Stadt nach allen Richtungen durchkreuzen. Der Anblick der vielen Handelsschiffe, welche die Produkte der fernsten Länder beinahe vor die Hausthüren der Kaufleute brachten, oder Jene des europäischen Kunstfleißes zur weitern Versendung einnahmen, war mir eben so neu als überraschend; Tausende waren hier nüzlich beschäftigt; die

Ufer strotzten von den reichsten Erzeugnissen aller Theile der Erde; Produkte, welche man in meiner Heimath in den kleinsten Quantitäten als Seltenheit bewunderte, waren hier in großen Massen aufgehäuft, und Gegenstände, deren Werth Millionen betrug, auf kleinen Stellen zusammengedrängt. Die Bewohner der entferntesten Länder der Erde wandelten in friedlicher Eintracht längs dem Ufer der Kanäle, und der ernste Holländer stand, seine Pfeife rauchend, unter der Thüre seines Hauses, von Mallaien, Javanesen und dem Bewohner Chinas umgeben, eine Gruppe bildend, eben so merkwürdig durch den Kontrast der verschiedenartigen Kleidung, als dem Gebärdenspiele eines jeden Einzelnen dieser Männer, welche das allgemeine Interesse des Handels aus so entfernten Gegenden auf dieser kleinen Stelle versammelt hatte.

Als ich mich endlich nach meiner Wohnung zurückbegab, wurde meine Aufmerksamkeit auf eine andere Weise in Anspruch genommen. Es war gerade Sonnabend, und ganz Rotterdam schien in ein großes Wäschhaus verwandelt. Tausende waren mit Reinigung der Fenster, Vorplätze und Thüren der Häuser beschäftiget; dieses genügte aber der holländischen Reinlichkeit noch lange nicht. Die Gebäude werden hier zu Lande aus schön gearbeiteten und trefflich gebrannten Ziegelsteinen aufgeführt, welche eine hohe Mörtelschichte unter sich verbindet, die mit der äußern Fläche der Steine gleich sorgfältig verstrichen wird, weil die Häuser keinen weitern Anwurf erhalten. Der Dampf der Steinkohlen, welche hier vorzugsweise als Brennmaterial gebraucht werden, sezt sich an den Mauern fest, und würde diese allmählig schwarz färben, ein Nachtheil, welchem die holländische Reinlichkeit dadurch zu begegnen weiß, daß man am Ende einer jeden Woche die Außenseite des Hauses vom Boden bis zum Giebel abwäscht. Hiezu bedient man sich großer Handspritzen und Borstbesen, die mit äußerst langen Stielen versehen sind,

Dieſes allgemeine Fegen, Waſchen und Spritzen gewährt einen höchſt ſonderbaren, ſchwer zu beſchreibenden Anblick. Da dieſe Verrichtungen nur von weiblichen Dienſtbothen vorgenommen wurden, ſo hatte ich Gelegenheit, ſie mit aller Muße zu betrachten; es war im Durchſchnitte ein ſchöner Schlag Menſchen, das Teint der Jüngern überraſchend fein und weiß, und durchgehends blühend; der Körper war ſehr voll, beinahe an Plumpheit gränzend und die Kleidung einem ſchönen Wuchſe keineswegs günſtig. Der Reinlichkeitsſinn der Holländer ſcheint mir übrigens nicht bei ihren Wohnungen ſtehen zu bleiben, ſie ſcheinen vielmehr allen Gegenſtänden einen gewiſſen Anſtrich von Gleichförmigkeit geben zu wollen, ſo bemerkte ich z. B., daß ſogar ihre alten Kirchen blendend weiß herabgeputzt, und die trefflich in Bronze gearbeitete Statue des berühmten Erasmus ganz ſchwarz angeſtrichen war.

Ich hielt mich zu kurze Zeit in Holland auf, um die Sitten und Lebensweiſe der Einwohner beobachten zu können, doch bemerkte ich, daß der Holländer unter allen Bewohnern Europas den Sitten und Gebräuchen ſeiner Voreltern noch am treueſten anhänget, und es ſcheint mir, daß es hier noch allein möglich iſt, ein lebendes Bild des vergangenen Jahrhunderts zu erhalten. An öffentlichen Plätzen, in Gaſt- und Kaffeehäuſern ſah ich den Holländer nie anders als ernſt, wortkarg und ſcheinbar allein mit ſeiner Pfeife beſchäftiget, welche in ſeiner Hand nie kalt werden durfte. Ich geſtehe, daß mir viele Männer wie beſtändig rauchende Kamine vorkamen, und ich konnte nicht umhin, die Bewohner Rotterdams, welche vielleicht mehr Rauchtabak conſumiren, als das ganze franzöſiſche Reich, glücklich zu preiſen, im Beſitze eines ſo trefflichen Krautes zu ſeyn; denn bediente man ſich hier eines Tabäkchens, wie bei uns größtentheils geraucht wird, ſo möchte ich wohl denjenigen ſehen, der

in einem großen holländischen Kaffeehause auszuhalten vermöchte.

Unter den öffentlichen Gebäuden interessirte mich die Getreidehalle am meisten. Dieses ist ein an einem Kanale erbauter, nach allen Seiten offener Schoppen, in welchem den Verkäufern der verschiedenen Getreidegattungen ein besonderer Platz angewiesen ist. Sie zeigen hier nur die Muster ihrer Feldfrüchte vor; der Kauflustige besieht sie, und kömmt um den Preis überein, worauf beide Partheien verabreden, ob das Getreide bei dem Eigner abgeholt, oder dem Käufer zugeführt werden soll; denselben Gebrauch findet man auch in England. Obwohl nun die Ausfuhr, durch die Nähe der See begünstiget, sehr bedeutend ist, so hat dieser Gebrauch dennoch keinen wesentlichen Einfluß auf die Preise des Brodes, und weder in Holland noch England sind Brodtaxen üblich; eben so wenig fällt es dem Handwerksmanne ein, wenn die Preise des Getreides um einige Stüber aufschlagen, den Lohn seiner Arbeit um das Dreifache zu erhöhen. Dem Ackerbautreibenden, der doch eigentlich der Haupttheitragende zu den Staatslasten ist, wird der Weg nicht vorgeschrieben, wohin er seine Erzeugnisse bringen muß, noch kennt man in den erwähnten Ländern jene engherzigen Maßregeln, wodurch der Landmann gleichsam gezwungen wird, die Produkte seines Fleißes um einen gewissen Preis abzulassen, damit Diejenigen, die eigentlich von ihm erhalten und ernährt werden, wohlfeil leben, und den größten Theil ihres Einkommens auf entbehrliche Gegenstände des Luxus und der Bequemlichkeit verwenden können.

Ich hatte während meinem Aufenthalte in Holland öfters Gelegenheit, die Bemerkung zu machen, daß die Einwohner den Landsoldaten weder lieben noch achten, während der Matrose allenthalben mit Auszeichnung behandelt wird, und

jeder Holländer mit der Begeisterung, deren er fähig ist, von den Thaten spricht, welche in frühern Zeiten die vaterländische Flotte mit unvergänglichem Ruhme krönten. Diese Geringschätzung gegen die Landtruppen fand ich in den meisten Handelsstaaten, woselbst der Landsoldat entweder mit mißtranischen Augen, oder als ein nothwendiges Uebel betrachtet wird, und fast sollte man glauben, daß die Geringschätzung, mit welcher der geldstolze Kaufmann auf den Städtner herabsieht, nachtheilig auf dessen Moralität als Krieger wirket, da die Landtruppen in den erwähnten Ländern allerdings einen zweideutigen Ruf der Tapferkeit genießen, während die Männer derselben Nation, wenn sie zur See dienten, glänzende Beweise ihres Muthes gaben.

Da das Dampfboot von Rotterdam noch immer keine Anstalten zur Abreise machte, so rieth man uns mit dem Packetboote, welches zweimal in der Woche von dem benachbarten Städtchen Helvoitsluis abgeht, unsere Reise nach England fortzusetzen. Wir mietheten daher wiederholt ein Fuhrwerk bis zur Ueberfahrt nach dem Städtchen Briel, schifften über den Rhein, welcher, zum mächtigen Strome angewachsen, bereits Kauffahrteischiffe von zweihundert Tonnen trägt, und sezten nun unsere Reise auf einem offenen Karren fort, dessen Bequemlichkeit nicht gerühmt werden kann. Zum Glücke war hier die Straße wieder gemauert, allerdings eine große Annehmlichkeit, welche jedoch etwas theuer bezahlt werden muß, da alle halbe Stunden Barrieren errichtet sind, an welchen ein nicht unbedeutendes Straßengeld bezahlt, und wodurch das Reisen in Holland sehr kostspielig wird. Rotterdam ist von Helvoitsluis nur acht Stunden entfernt, nichts desto weniger zahlten wir, und zwar nach dem Tarife der Regierung, für die Ueberfahrt des Rheines und für das Fuhrwerk dieß und jenseits desselben neunzehn holländische Gulden zwölf Stüber, eine Summe, für welche man in mei-

nem Vaterlande einen Weg von fünfzig Stunden auf die bequemste Weise zurücklegen kann.

Helvoitsluis, woselbst wir Nachmittags ankamen, ist eine kleine Festung am Ausflusse der Maas erbauet; sie hat einen guten Hafen und ist von breiten Kanälen durchzogen, in welchen mehrere niederländische Kriegsfahrzeuge zur Ausbesserung abgetakelt lagen. Das englische Packetboot war bereits angekommen, und seine Abreise auf den kommenden Tag angekündigt; ich eilte daher, mich unter die Passagiere einschreiben zu lassen, löste ein Schiffsbillet für 2 Pf. 6 Schill., wurde von dem Steuermann sehr höflich auf dem herrlich gebauten Schiffe umhergeführt, und verweilte dann noch einige Zeit am Hafen, um ein englisches Schiff einlaufen zu sehen. Ich hatte mich ganz besonders auf den Anblick des Meeres gefreut, die Luft war jedoch so trübe und neblicht, daß ich nur einen kleinen Theil des Hafens überblicken konnte.

Den kommenden Tag wurden wir von dem Steuermanne des Packetbootes abgeholt, jedem Passagier daselbst seine Liegerstatt angewiesen, und bald darauf der Anker gelichtet. So lange wir im Strome segelten, befand ich mich ganz vortrefflich und schmeichelte mir, während der Dauer der kurzen Ueberfahrt, nicht seekrank zu werden; als wir aber in die hohe See kamen, veränderte sich die Bewegung des Schiffes gänzlich, ich bekam Uebelkeiten und mußte mich unausgesezt, und auf das heftigste erbrechen, bis ich zu Bette ging. Hielt ich daselbst die Augen geschlossen, so war mir ganz wohl, öffnete ich sie und richtete mich auf, so wurde mir wieder übel. Später wurde ein vortreffliches Abendessen aufgetragen, ich war aber unvermögend daran Theil zu nehmen, und fühlte den größten Eckel bei dem Anblicke der Speisen, doch nöthigte mich der Schiffswärter eine sehr stark gepfefferte

Suppe zu mir zu nehmen. Halb wachend, halb schlafend befand ich mich hierauf bis gegen Mitternacht ganz erträglich; dann erhob sich ein frischer Wind, das Schiff legte sich auf die Seite und arbeitete so heftig, daß mein armer Magen zu neuen Anstrengungen gezwungen wurde, die mich so sehr erschöpften, daß ich mich zuerst ganz betäubt fühlte, und endlich aus Ermattung einschlief.

In diesem Zustande hörte ich nichts von dem Getöse, welches gewöhnlich durch die Vorbereitung zum Landen entsteht, und war sehr erfreut, als mir der Cajüten-Wärter unsere glückliche Ankunft vor der englischen Küste anzeigte. Ich eilte mich anzukleiden und meinem Gepäcke, welches bereits auf das Boot der königl. Mauth gebracht war, nachzufolgen; mein Kopf war jedoch noch immer in dem Grade von Schwindel eingenommen, daß ich gewiß wieder seekrank geworden wäre, hätte uns das äußerst heftig schwankende Boot nicht gleich darauf vor dem Städtchen Harwich an das Land gesezt. Meine vollkommene Genesung erfolgte übrigens von dem Augenblicke angefangen, als ich festen Boden unter mir fühlte; dafür stellte sich aber eine Eßlust ein, welche man füglich Heißhunger nennen konnte. Leider mußten alle Passagiere sich unverzüglich nach der Mauth begeben, wo selbst das Gepäcke mit einer Genauigkeit durchsucht wurde, die mir noch nirgends vorgekommen war. Der Falkenblick der Beamten machte unter den Koffern der Reisenden einen wesentlichen Unterschied, und während mein Gepäcke nur leicht durchsucht wurde, nahmen sie aus den Koffern anderer Passagiere, die sie ganz richtig für Kaufleute hielten, den ganzen Inhalt heraus, von welchem sie jedes Stück einzeln untersuchten. Bücher in fremden Sprachen wurden gewogen und nach dem Gewichte besteuert, und manche Gegenstände als Contre-Bande ohne weiters confiszirt.

Wir hatten kaum Muße, der stürmischen Aufoderung des leeren Magens zu genügen, so erfolgte schon die Mahnung nach der bereitstehenden öffentlichen Kutsche zu eilen, und kaum war diese mit Reisenden besezt, so verließen wir Harwich im raschesten Laufe. Da ich noch keinen ähnlichen Wagen gesehen hatte, so wendete ich ihm zuerst meine ganze Aufmerksamkeit zu. Er war äußerst geschmackvoll und dem Anscheine nach sehr leicht gebaut; im Innern des Wagenkastens hatten sechs Personen Platz; auf dem Bocke und der Rückseite, mit Einschluß des Kutschers und Wagenmeisters, sechs Andere, und auf dem sogenannten Himmel des Wagens befanden sich gleichfalls sechs Sitze, so daß der ganze Wagen Raum für achtzehn Personen hatte. Man saß allenthalben sehr bequem, übrigens waren die auf der Außenseite befindlichen Personen dem Ungestüme der Witterung preisgegeben, wogegen die Reisenden sich hier zu Lande durch wasserdichte Kleider zu schützen suchen. Bei günstiger Witterung kann es keinen angenehmeren Platz als auf der Außenseite geben; die Preise der Plätze für die im Wagen Sitzenden sind größer. Die vier Pferde, welche der Kutscher vom Bocke aus leicht und zierlich leitete, konnten angeschirrt, wie sie waren, an jeden fürstlichen Wagen gespannt werden; sie bewegten sich mit ihrer Last spielend und im raschesten Laufe vorwärts, und legten vier Stunden in einer zurück; dann wurden sie von eben so schönen Pferden abgelöst, wozu nur zwei Minuten Zeit erforderlich waren; der Kutscher wurde nicht gewechselt; auch in größeren Städten, durch welche wir kamen, wurde nur wenige Minuten gehalten und ein einziges Mal auf der ganzen Reise nach London, also auf einer Entfernung von 75 englischen Meilen, nur ein Mal eine halbe Stunde gewartet, um den Reisenden Zeit zum Mittagessen zu gönnen. Die Landschaft, welche wir durcheilten, obwohl weit entfernt unter die schönereu Gegenden

Englands zu gehören, schien mir ein großartig und geschmackvoll angelegter Garten zu seyn. Die Landstraße war ungefähr 36 Fuß breit, kaum merkbar gerundet, und in einem so vortrefflichen Zustande, daß man kaum die Spur eines Wagengeleises erkennen konnte; zu beiden Seiten derselben befanden sich seichte, aber wohlgereinigte Abzugsgraben, und dicht an diesen, und zwar nur auf einer Seite der Straße, lagen Haufen von klein zerschlagenen Hornsteinen. Die daranstoßenden Felder waren ohne Unterbrechung mit lebendigen und sorgfältig, unter Messer und Scheere gehaltenen Hecken eingefaßt, in sehr große Schläge abgetheilt, und unter sich wieder von Hecken eingeschlossen. Fruchtbäume sah man nur wenige, natürliche Waldung nirgends; doch waren an einigen Stellen Waldbäume in Reihen und sorgfältigem Abstande angepflanzt, und wahrscheinlich zu Bauholz und Masten bestimmt. Da gerade die Epoche der Bestellung der Sommerfelder anfing, so waren diese mit Ackersleuten angefüllt. Die Ackerwerkzeuge waren sämmtlich mit Oelfarbe angestrichen und keine andern als Schwingpflüge sichtbar. Manche Ackergeräthe waren von denen auf dem Continente üblichen, in Gestalt und Anwendung wesentlich verschieden, an alle ein kräftiger, gutgenährter und schön angeschirrter Schlag von Pferden angespannt. Die Ackersleute selbst zeichneten sich durch reinliche Kleidung und geschickte Führung der Ackergeräthe aus; ein leiser Zuruf genügte, die Pferde zur Arbeit aufzumuntern. Da wo es die vorhergegangene Frucht erlaubte, wurden durchgehends Maschinen gebraucht, um den Saamen unter die Erde zu bringen, und die Ackerbeeten hatten die erforderliche Breite, um jedesmal zur Hälfte von der auf- und abfahrenden Sämaschine bestellt zu werden. Da wo die Felder zu Brachfrüchten vorbereitet wurden, waren die Furchen mit ausserordentlich genauer Entfernung und so gerade gezogen, daß man die Geschicklichkeit der Pflüger nicht genug bewundern konnte.

Die einzelnen Dörfer, welche an der Straße lagen, zeichneten sich durch niedliche Bauart und die größte Reinlichkeit aus. Gewöhnlich umgab eine größere oder kleinere Anzahl gemauerte, und mit Ziegeln gedeckte Häuschen, einige große Gebäude, worin wahrscheinlich der Eigenthümer oder Pächter der anliegenden Felder wohnte. Hornvieh, Schaafe und Pferde hielten sich in offenen nur gegen die Wetterseite geschlossenen Schoppen auf, und das Stroh der Winterfeldfrüchte, wie die übrigen Futtervorräthe, war in Feimen aufgerichtet, die sich nur darin von den Holländischen unterschieden, daß sie zwar auf einem Holzroste lagen, aber nur mit Stroh bedeckt waren, und kein bewegliches Dach wie jene hatten. Besondere Sorgfalt war allenthalben auf den Dünger verwendet, und man bemerkte das sichtliche Bestreben, nicht das geringste von diesem wichtigen Nahrungsmittel der Felder, unbenüzt zu lassen oder zu vergeuden.

Diese Vereinigung so vieler zweckmäßigen Anstalten verbreitete über die ganze Gegend einen eigenthümlichen Zauber der Ordnung und Symetrie, und eines unverkennbaren Wohlstandes. Dieses freundliche Bild wurde überdies noch durch die große Menge von Kutschen, Einspännern und Reitern belebt, welche die Straße nach allen Richtungen bedeckten.

Nirgends sah man Fußgänger, welche in abgetragener Kleidung, den Wanderbündel auf dem Rücken, sich mühsam auf der Straße fortschleppten, oder den Reisenden durch ungestümmes Betteln belästigten. Kamen wir durch Dörfer, so warteten diejenigen, welche Geschäfte in den benachbarten Städten oder in London hatten, auf eine der öffentlichen Kutschen, welche, wenn sie nicht vollkommen besezt waren, einen Augenblick zu ihrer Aufnahme anhielten. Alle diese Personen waren, ohne Unterschied, sehr gut gekleidet, und es trug zur Verschönerung des allgemeinen Bildes wesentlich bei, daß

man nicht einem einzigen Fuhrwerke, oder Menschen begegnete, deren Aeusseres das Gepräge der Armuth trug.

Nachdem wir durch ein paar Städte gekommen waren, welche man den schönsten und größten Städten Deutschlands an die Seite stellen konnte, kündigte sich die Nähe Londons zuerst durch eine ungeheure Rauchwolke an, welche unbeweglich am Horizonte zu haften schien; das Gewühl von Fahrenden und Reitenden, vermehrte sich von Minute zu Minute; prächtige Landhäuser, zu beiden Seiten der Straße erbaut, verkündeten den Reichthum der Bewohner Londons, und ehe ich es bemerkte, befanden wir uns in den Straßen der Hauptstadt, welche weder Thore noch Mauren besizt. Mit großer Geschicklichkeit leitete unser Kutscher den Wagen im raschesten Laufe durch das Gewühle unzähliger Fuhrwerke, und bald darauf hielten wir in dem Hofe eines großen Gebäudes, woselbst bereits mehrere öffentliche Wagen angekommen waren, und andere zur Abfahrt bereit standen. Das Gedränge in diesem Hause war unbeschreiblich; nichts desto weniger besorgte der Wagenmeister, mit bewunderswürdiger Ordnung und Geschwindigkeit, die Abgabe des Gepäckes eines jeden Reisenden; am Thore hielten mehrere Fiaker, um ihn und sein Gepäcke aufzunehmen, und an den Ort, den er bestimmte, zu bringen. Diese emsige Bedienung, die in einer so großen Stadt wie London, dem Fremdlinge als eine wahre Wohlthat erscheinen muß, kömmt übrigens etwas theuer zu stehen, da die Zahl derjenigen, welche seine Großmuth in Anspruch nehmen, sehr bedeutend ist; denn nachdem ich den Wagenmeister und dem Kutscher Trinkgelder gegeben hatte, wurde ich von dem Manne angesprochen, der meinen Koffer nach dem Wagen trug, von dem, welcher den Fiaker herbeigerufen hatte, und von einem andern, der mir den Wagenschlag öffnete; dann kam der Fiaker, ein Dienstfertiger, der mir aus dem Wagen half, und ein Dritter, der mein Gepäcke in meine

neue Wohnung trug. Diese Personen konnten sämmtlich nicht mit so kleiner Münze abgelohnt werden, wie dieses bei uns der Fall ist, und obwohl ich viel zu geben glaubte, so bemerkte ich doch aus den Mienen derjenigen, welche mich verließen, daß ich ihren Erwartungen keineswegs entsprochen hatte. Ich war beinahe betäubt, als ich vor der Wohnung ankam, welche mir mein Freund in seinen Briefen bezeichnet hatte, und beinahe hätte ich dem Hausherrn, der mich unter der Thüre freundlich begrüßte, auch ein Geldstück in die Hand gedrückt, in solche mechanische Bewegung war mein Arm durch das beständige Geben versezt worden.

Meine Unkenntniß der englischen Sprache sezte mich hier in keine kleine Verlegenheit, da mein Freund nach Frankreich gereist war, und ich mich mit meinem Hauswirthe durchaus nicht besser verständigen konnte, als wenn ich auf einer der Südseeinseln gelandet wäre. Ich hatte während der Herreise in Gesellschaft meines englischen Reisegefährten, mir einige Worte seiner Muttersprache angeeignet; es schien jedoch, daß ich sie mit einem Accente aussprach, welcher dem Ohre eines Engländers gänzlich unverständlich war, und so begnügte ich mich denn, meine Wünsche durch Zeichen auszudrücken. Der gefällige Franzose hätte mich, obwohl mit derselben Unkenntniß seiner Sprache, gewiß verstanden, oder vielmehr den Sinn meiner Rede errathen.

Zu meiner großen Zufriedenheit kam mein Freund einige Tage darauf wieder in London an, und machte mich sogleich mit einigen Landsleuten bekannt, welche theils hier ansäßig, oder auf Besuch anwesend, und ebenso liebenswürdige Männer im Umgange, als von ihren Bekannten unter den Engländern geachtet waren. Ich wurde auch in den deutschen Clubb eingeführt, woselbst ich mich recht lebhaft überzeugte, mit welcher Leichtigkeit der Deutsche sein bischen Nationalität

ablegt, und die Gewohnheiten des Volkes, unter dem er sich für kurz oder lange aufhält, selbst bis zu den unbedeutendsten Eigenheiten anzunehmen bemüht ist. Obwohl nun meine Landsleute, in der Nachahmung der Gewohnheiten und des Charakters mancher Nationen, nicht immer glücklich sind, so schien mir doch, daß sie den Engländer noch am besten copiren. Meine Bekannten waren so gütig, mich bei mehreren ihrer englischen Freunde einzuführen, woselbst ich auf das Zuvorkommenste aufgenommen wurde; überhaupt scheint der Engländer dem Deutschen gut zu seyn, wozu die Leichtigkeit, mit welcher dieser seine Sprache erlernt, und die Aehnlichkeit des ursprünglichen Charakters beider Nationen, gewiß viel beitragen; ich konnte übrigens nicht genug bedauren, daß ich dieser Sprache nicht mächtig war, und mich gewöhnlich der Französischen bedienen mußte, welche man in England nicht gerne spricht, obwohl sie in allen Schulen und Erziehungsanstalten gelehrt wird.

Da verschiedene Hindernisse eintraten, welche den Moment unserer Abreise nach Brasilien keineswegs zu bestimmen gestatteten, und ich leider ohne alle Beschäftigung war, so blieb mir volle Muße mich in London umzusehen. Die hier herrschende Lebensweise hat übrigens für den unbeschäftigten Fremdling wenig Annehmlichkeiten, besonders wenn seine Bekannten, wie dieses bei mir der Fall war, dem Handelsstande angehören. Ein großer Theil derselben wohnte mit ihren Familien auf dem Lande, kam jeden Tag von daher nach der Stadt, und hielt sich bis zur Börsenstunde auf ihren Comptoirs auf, woselbst ihnen natürlich jeder Besuch, der mit ihrem Geschäfte nicht in Verbindung steht, lästig fällt; nach Beendigung desselben kehren sie auf das Land zurück, woselbst man sie schicklicher Weise nur an Sonntagen besuchen kann. Dem Fremdlinge bleibt daher nichts übrig, als auf sich selbst beschränkt, den Tag so gut als möglich

zuzubringen. In der ersten Zeit nehmen die vielen Merkwürdigkeiten Londons seine Wißbegierde in vollen Anspruch; später findet er in den Straßen dieser ungeheuren Stadt so viele Gelegenheit zu interessanten Beobachtungen der Sitten und Gebräuche des Volkes, daß, wenn ihm der Geist der Beobachtung nicht fehlet, er manche Stunde des Tages sehr angenehm zubringen kann.

Wer den Aufwand an Geld nicht zu scheuen hat, und an Personen empfohlen ist, welche durch ihre Geschäfte nicht an eine gewisse Zeit gefesselt sind, oder so glücklich ist, sich eines großen Rufes zu erfreuen, der wird ohne besondere Bemühung von seiner Seite, die Merkwürdigkeiten Londons nicht allein mit Muße, sondern auch mit großem Nutzen sehen können. Da ich mich dieser Vortheile nicht erfreute, so beschloß ich, es dem Zufalle oder meiner augenblicklichen Stimmung, zu überlassen, und ohne nach einem gewißen Plane zu verfahren, so oft ich Gelegenheit und Zeit hatte, in der Stadt umherzuwandern, und was ich während der Dauer dieser kleinen Reisen bemerkt hatte, aufzuzeichnen.

Da vielleicht nicht alle meiner geneigten Leser mit den verschiedenen Beschreibungen, welche wir von London besitzen, bekannt sind, so halte ich es nicht für überflüssig die erwähnten Bemerkungen in den nachstehenden Wanderungen mitzutheilen. Der Leser wird finden, daß ich vieler Merkwürdigkeiten Londons gar nicht erwähnte; ich hatte mir übrigens, sobald ich mich entschloß, meine Reisen durch den Druck bekannt zu machen, kräftig vorgenommen, nichts zu erzählen, was ich nicht gesehen oder erlebt hatte, um nicht in den Fehler manches Reisebeschreibers zu verfallen, Begebenheiten mitzutheilen und Gegenstände zu schildern, welche, da er kein Augenzeuge derselben war, also nur andern nacherzählte, häufig das Gepräge der Unwahrheit an sich tragen.

II.

Wanderungen in den Straßen von London.

1. Nothwendiges Benehmen in den Straßen. — Oxfort-Street. — Pracht der Kaufläden.

Derjenige, welcher besonders in Teutschland, nicht in den Städten ersten Ranges, aufwuchs, der muß in den Straßen von London erst gehen lernen. Diese Bemerkung wird vielleicht mancher Leser sonderbar finden, und doch ist sie gegründet. In unserm guten Teutschland bringt es nun einmal das Herkommen mit sich, die uns von den Vätern angeerbten, etwas pedantischen Regeln der Höflichkeit, allenthalben, und selbst im Drange der Geschäfte und im Gewühle der Menschen, zu befolgen. Es muß vor Personen höhern Ranges, schon aus weiter Ferne der Hut abgenommen, und begleitet man sie einige Schritte, ihnen die rechte Seite gelassen, oder sorgfältig ausgewichen werden. Ruft ein Bekannter, muß er erwartet, und mit ihm auf einer Stelle stehend, eine manchsmal lange dauernde Unterredung gepflogen werden. Davon weiß man in London nichts, man weicht dort auf der vorgeschriebenen Seite aus, sezt seinen Weg raschen Schrittes fort, grüßt mit einem leichten Kopfnicken, oder lüftet den Hut etwas, bleibt niemals stehen, und begleitet diejenigen Personen, welchen man zufällig begegnet, und mit denen man zu sprechen hat, so lange, als es die Umstände erfordern; Maßregeln, welche durch die ausserordentliche Menschenmenge, die den ganzen Tag und einen Theil der Nacht die breiten Fußwege der Straßen bedecken, bedingt werden. Der Fremdling, dem seine alten Gewohnheiten noch eine Weile anhängen, wird daher in den ersten Tagen seines Aufenthaltes in London,

so oft er ausgeht, etwas unsanft umhergestoßen, bis er gleich den übrigen seinen Weg ohne Störung fortsetzen lernt.

Einen überraschenden Anblick gewährt die Menge schön gekleideter und wohlgebildeter Menschen, welche man nirgends in der Welt in so großer Zahl antreffen wird, als in den Straßen von London. Mit geringer Ausnahme kleidet sich jedermann in feines Tuch und nach der eben herrschenden Mode; und den ärmsten Engländer, oder den Matrosen, dessen Kleider von Theer strotzen, wird man nie anders, als mit blendend weißer Wäsche sehen. Zuerst wird den Fremden in den Straßen von London nichts so sehr auffallen, als die unbeschreibliche Menge von Tafeln, Schilden und gemahlten Buchstaben, welche manches Haus, das vorzugsweise von Gewerbtreibenden bewohnt ist, vom Boden bis zum Gibel bedecken; da ist auch kein Schuhflicker, dessen Namen und Handwerk nicht mit großen Buchstaben über dem Kellerloche hinge, worin er gewöhnlich seine Werkstatt aufschlägt, und Manche lassen die Nummer des Hauses, in einem so ungeheuren Maßstabe, an die Vorderseite ihrer Wohnung mahlen, daß man sie wenigstens auf die Entfernung einer Stunde sehen könnte. Selbst die schön gebohnten Hausthüren sind mit kleinen Messingschildchen versehen, worauf der Name des Hauseigners zierlich gestochen ist; diese äußeren Verzierungen tragen übrigens sehr viel bei, den durch den beständigen Kohlendampf schwarzgrau gefärbten Häusern, ein weniger finsteres Ansehen zu geben. Die Häuser der City oder Altstadt sind nämlich gleich den holländischen gebaut, und haben keinen Anwurf. Kohlendampf, und die hier vorherrschende Feuchtigkeit der Luft, haben sie daher mit einer schwärzlichen Farbe überzogen, welche ihnen ein äußerst düsteres Aussehen gibt. Diesen Nachtheil vergißt man übrigens schnell, wenn man bei den unzähligen Kaufläden verweilt, welche sich zu beiden Seiten der Straßen befinden, und die an Reich-

thum und Pracht alles übertreffen, was der Fremde, der nie in London war, jemals gesehen haben konnte.

Ist man des entsetzlichen Gedränges in der Altstadt müde, und möchte gerne andere Gesichter, als rechnende und spekulirende sehen, so kann man sich nach einer Wanderung nach der Oxfort-Straße, in eine andere Welt versetzen; hiezu muß jedoch vorzugsweise die dritte und vierte Stunde nach Mittag gewählt werden, da es zum guten Tone gehört, sich um diese Zeit daselbst einzufinden. Sobald man sich der erwähnten Straße nähert, vermindert sich allmählig das Gedränge emsig beschäftigter Menschen, Kaufläden, Gaststuben und Brandweinkneipen werden seltener, die Straßen breiter, die Bauart der Häuser moderner, glänzende Equipagen, eilen durch die Oxfort-Straße und halten vor den Thoren prächtiger Paläste. Die Fußgeher beider Geschlechter zeichnen sich durch die höchste Eleganz in ihrer Kleidung aus, eine äußerst zahlreiche und prächtig gekleidete Dienerschaft umgibt die Equipagen, die Rückkehr ihrer Herrschaft von dem so eben gemachten Besuche erwartend, und stellt sich bei ihrem Erscheinen in Reihen auf, damit diese ungehindert zu ihrem Wagen gelangen kann. Der Kutscher und der Major-Domus sind im Geschmacke des siebenzehnten Jahrhunderts gekleidet, sie tragen Perücken von Flachs, und einen niedern dreieckigten Hut; einen reichgallonirten Rock und kurze Hosen, von gelbem, rothem oder blauem Manschester, in welchen Blumen gewirkt sind, und der auffallende Aehnlichkeit mit alten Sesselüberzügen hat, die man hie und da noch in Bürgershäusern findet.

Junge Stutzer, umkreisen lauernd diese prächtigen Equipagen, und erwarten mit Ungeduld das Aussteigen, oder die Rückkehr der Damen, welche stets auf das Prächtigste gekleidet sind; Andere suchen sich den Schönen bemerkbar zu machen,

welche auf den Trottoirs der Oxfort-Straße luſtwandeln. Hier findet der Fremdling, welcher noch kein Theater oder Concert beſucht hatte, zuerſt Gelegenheit, die äußern Vorzüge des engliſchen Frauenzimmers zu würdigen. Ich konnte nicht umhin die Schönheit des Teints, die Orginalität und den Liebreitz der Geſichtsbildungen dieſer Frauenzimmer, wie ihren ſchönen und hohen Wuchs zu bewundern; weniger befriedigte mich ihre Haltung, überhaupt ihr Benehmen, welchem jene Grazie und jene bezaubernde Würde fehlten, die ſo geeignet ſind, eine ſchöne Geſtalt auf die vortheilhafteſte Weiſe zu zeigen. Beſonders ungünſtig iſt den engliſchen Schönen die Gewohnheit, ſo gewaltig auszuſchreiten, daß ein Mann ſeine Schritte durchaus nicht abzukürzen braucht, um ſie zu begleiten; eine Folge dieſes männlichen Ganges iſt, daß der Oberleib ſich etwas vorwärts neigt, und ein paar Füße ſtark gezeigt werden, die ſich nicht immer durch ihre kleine Bildung auszeichnen; endlich ſcheint mir, daß das engliſche Frauenzimmer unnatürlich bemüht iſt, ihrem Geſichte einen Ausdruck von Kälte und Ernſt zu geben, der den der Jugend ſo natürlichen Frohſinn und jene bezaubernde Freundlichkeit verſcheuet, welche den Reitz eines ſchönen Geſichtes unendlich erhöhen.

Die männliche Jugend Londons zeichnet ſich nicht weniger durch ihre glückliche und offene Bildung aus; wenn aber ein geckenhaftes Betragen allenthalben abgeſchmackt erſcheint, ſo wird es, wenn der junge Engländer ſich in dieſer Eigenſchaft verſucht, zur Carrikatur; überhaupt ſteht ihm die Rolle des Petit-Maitre gar zu komiſch an, da ſeine Körperhaltung etwas ſchwerfällig iſt, und er, wenn der Umgang mit Damen ihn nicht bildete, viele Mühe hat, die zuweilen etwas rohen Ausbrüche ſeines kräftigen Gemüthes zu unterdrücken.

Ein Stündchen bringt man gerne in dieſer Straße zu; kehrt man dann zufällig wieder in die Altſtadt und an die

Börse zurück, so findet man auch dort die Scene sehr verändert; die Geschäfte des Handelstandes sind beendiget, und die Glocke gibt das Zeichen sie zu schließen. Dieses ist die Zeit das Mittagmahl einzunehmen. Der Reiche eilt seiner Equipage zu, um nach seinem Landhause zu fahren, der weniger Bemittelte begibt sich nach den öffentlichen Kutschen, die in einer unabsehbaren Reihe in den Straßen, welche nach der Börse führen, aufgestellt sind. Die Stunde, die Minute ihrer Abfahrt, welche auf jedem Wagen mit goldener Schrift angezeigt ist, wird auf das genaueste beobachtet, und sobald dieser Augenblick gekommen ist, gibt der Wagenmeister mit dem Horne das Zeichen zur Abfahrt; ein Zungenschlag des Kutschers sezt das ungeduldig wartende Viergespann in Bewegung, der Wagen braust über das Pflaster weg, ihm folgen in gewissen Zwischenräumen die Uebrigen, und um fünf Uhr befindet sich keiner mehr auf derselben Stelle. Man rechnet, daß nur von 4 — 5 Uhr täglich 600 öffentliche Kutscher London verlassen, und gegen 7000 Personen in der Umgegend dieser ungeheuren Stadt absetzen.

Die Dämmerung durch Kohlendampf und die in dieser Jahreszeit häufigen Nebel, früher als in andern Ländern herbeigeführt, wird kaum bemerkt, so sind in einem Augenblicke die Straßen Londons auf das prächtigste beleuchtet. — Es hat einem Reisebeschreiber beliebt zu erzählen, ein fremder Fürst, der Abends in London ankam, habe, als er die unzähligen Lichter in den Straßen sah, geglaubt, die Stadt werde ihm zu Ehren beleuchtet, wovon wir glauben wollen, was uns gut dünkt; übrigens kann die tägliche Straßenbeleuchtung Londons füglich mit unsern Illuminationen verglichen werden, nur daß hier die nicht immer geistreichen Transparente weg bleiben, dafür aber die herrliche Flamme des Gaslichtes, welches sich in der unbedeutendsten Werkstatt befindet, einen Glanz verbreitet, welchen man selbst mit einer Anzahl

von Lämpchen nicht erreichen könnte. Der Fremdling fühlt sich im Anfange beinahe von diesem Lichtmeere geblendet, führt ihn aber sein Weg an einem jener Kaufläden vorbei, welche selbst die Bewunderung des trocknen und an Reichthum gewöhnten Engländers erregen, so darf er sich wahrlich nicht schämen, einige Augenblicke hier staunend zu verweilen; denn was Luxus, Geschmack und Reichthum, in innigster Vereinigung zu erschaffen vermögen, wurde hier erreicht. Die Wände und die Decke des großen Waarenlagers, sind mit Spiegeln belegt und diese in prächtig gearbeiteten Rahmen von Mahagoni gefaßt; auf Tischen von demselben Holze liegen die herrlichsten Fabrikate Indiens und Persiens ausgebreitet, und Gold- und Seidenstoffe auf einander gehäuft, und in der Mitte des Magazins, befindet sich ein reichverzierter vielarmiger Leuchter, welchem Gasflammen entströmen, deren blendendes Licht, hundertfältig von den Spiegeln zurückgeworfen, einen ausserordentlichen Glanz über alle Gegenstände ringsumher verbreitet. Es gehört zum großen Tone, hier seine Bedürfnisse persönlich einzukaufen, und ist eines dieser Waarenlager, gerade von einigen schönen und prächtig gekleideten Ladies besucht, so ist es wirklich verzeihlich, einen solchen Kaufladen einen Augenblick lang, für den Palast einer Fee zu halten. — Man sagte mir, daß sich mancher Kaufmann mit den erwähnten Einrichtungen, welche dreißig bis vierzig tausend Gulden kosten können, zu Grunde gerichtet habe.

2. Die St. Paulskirche. — Widbreads Bräuhaus. — Schlägerei.

Eine der ersten Fragen eines Bewohners von London an den ihm empfohlenen Fremden ist, ob er die St. Pauls-Kirche besucht habe. Die Engländer sind nämlich auf dieses

merkwürdige Denkmal der Baukunst sehr stolz, und behaupten, daß diese Kirche, nach der von St. Peter in Rom, welche ihr zum Muster diente, die größte in der Welt sey. Um mir daher den Vorwurf eines verdorbenen Kunstsinnes nicht zuzuziehen, beeilte ich mich diesen merkwürdigen Tempel zu besuchen. Leider wird er so dicht von großen Häusern umgeben, daß man keinen Punkt findet, von welchem aus man dessen äußere Gestalt genau betrachten könnte.

Der Eintritt in die Kirche durch das große Portal derselben ist höchst überraschend; um den mittleren Dom, wölben sich vier runde Kuppeln, wovon der Umfang und die Höhe jeder Einzelnen hinreichte, einer gewöhnlichen Kirche zum Gewölbe zu dienen; diese Kuppeln erscheinen jedoch im Vergleiche des Domes höchst unbedeutend. Der innere Raum dieses Riesengebäudes an sich schon ausserordentlich, scheint übrigens noch größer zu seyn, als er es in Wirklichkeit ist, da man beinahe nichts erblickt, als die kahlen Mauern, eine beträchtliche Anzahl eroberter Fahnen, welche in der Höhe der großen Rotunda aufgesteckt sind, und die Monumente mehrerer hochverdienter Männer, deren Statuen in Lebensgröße, in einem edlen Stile gearbeitet, und von allegorischen Darstellungen ihrer Thaten umgeben, längs den Mauern aufgerichtet sind. Diese wenigen Monumente erscheinen jedoch im Verhältnisse der gewaltigen Steinmassen, welche dem Auge allenthalben begegnen, so unbedeutend, daß man ihr Dasein nicht eher bemerkt, als bis man sich dicht vor ihnen befindet. Der Eindruck, den diese kahlen Räume auf mich machten, war daher keineswegs günstig, und ich bekenne, daß als ich St. Pauls betrat, ich den Schauer der Andacht nicht fühlte, der mich jedesmal ergreift, wenn ich einen unserer altdeutschen Tempel besuche, besonders wenn dieser nicht mit Menschen überfüllt ist.

Die St. Paulskirche besizt fast kein Zeichen, daß hier Gott verehrt wird, eine Einfachheit, welche an Uebertreibung gränzt. Obwohl ich nun gleich jedem gebildeten Manne die Ueberladung mit Altären, Emporkirchen, hölzernen Heiligen, Votivtafeln und sonstigen überflüssigen Zierathen mancher katholischen Tempel tadle, so habe ich doch welche gesehen, deren innere Verzierungen so einfach und doch so erhaben waren, daß man hier gerne seinen Geist zu demjenigen erhob, zu dessen Ehre sie erbauet wurden; endlich bin ich nun einmal der Meinung, die Sinne müßten irgend eine Befriedigung finden, so lange wir nicht aufhören, sinnliche Menschen zu seyn.

Gegen Bezahlung wird man auf die Gallerie geführt, welche um die Außenseite der ganzen Kuppel umherläuft, und von wo aus man bei einem hellen Tage ganz London übersehen kann; da aber gerade ein dichter Nebel über der Stadt lag, so hatte ich keine Lust, einige hundert Stufen vergebens empor zu steigen.

Von hier aus richtete ich meine Schritte nach dem ehemals Withbread'schen Bräuhause, mit dem Billetchen eines Freundes versehen, welches mir eine freundliche Aufnahme bei dem gegenwärtigen Besitzer bereitete. Dieses Gewerbe ist in London von so außerordentlicher Bedeutung, daß nur Personen von großem Reichthume sich demselben unterziehen können. Die Zahl der Bräuhäuser in London scheint daher im Vergleiche mit der ungeheuren Bevölkerung durchaus in keinem Verhältnisse zu stehen, und man muß voraussetzen, daß die Menge des beliebten Nationalgetränkes, welches das öffentliche Bedürfniß erfordert, von jedem einzelnen dieser Bräuhäuser in ungeheuren Quantitäten erzeugt wird; und dem ist also.

London hat den Ruf erworben, daß seine Bräuer allein das ächte Porter-Bier erzeugen können; man kann also annehmen, daß es von hier aus über alle Theile von Alt-England verführt wird. Die Bestandtheile des Porters sind übrigens von der Art, daß er das ganze Jahr hindurch gebraut werden kann, ohne dem Verderben ausgesezt zu seyn, und daß man keiner Keller benöthigt ist, um ihn, wie das teutsche Bier, einige Monate lang auf dem Fasse abliegen zu lassen.

Ein Landsmann, bei dem genannten Bräuhause als Arbeiter angestellt, wurde mir zum Führer gegeben, und brachte mich zuerst nach dem großen Triebwerke, welches sich am Eingange des Gebäudes befand, durch Dampf in Bewegung gesezt wurde, und alle Verrichtungen, welche in einem Bräuhause nur immer durch Menschenhände vorgenommen werden, auf die geräuschloseste Weise versah. Das Wasser wurde durch dasselbe in die verschiedenartigen Bottiche und Behälter gepumpt; das Bier nach den Gährbottichen, Pfannen und Kühlen gebracht; das Meischen durch eigene, vielfach gekrümmte Maschinen versehen; das fertige Bier nach dem Lager gebracht, und durch einen eigenen, höchst kunstreichen Mechanismus die ungeheuren Fässer von der Stelle gehoben, um sie reinigen oder ausbessern zu können. Mit der beschwerlichen, Raum, Zeit, Menschenhände und Einsicht erfordernden Zubereitung des Malzes, beschäftiget sich hier zu Lande kein Bräuer, dieses wird von besondern Unternehmern verfertiget, und der Bräuer hat die Annehmlichkeit, das Malz an Ort und Stelle kaufen zu können, wie er es eben für sein Gebräue benöthiget ist.

Im vierten Stockwerke des Hauses befand sich ein ungeheurer Behälter von Blei, mit Zink überzogen, in welchem durch das erwähnte Triebwerk alles Wasser gepumpt

wurde, welches das Bräuhaus benöthigte, und das man daselbst etwas abstehen ließ, um es hierauf mittels großer Röhren nach seiner Bestimmung zu leiten. Im Hofraume stehen in mehreren Abtheilungen unter einem besonderen Dache die Bierfässer. Man kann sie nur mit Staunen und Bewunderung anblicken, denn unser berühmtes Heidelberger Faß und Konsorten sind Fäßchen im Vergleiche mit diesen Kolossen.

Die kleinsten dieser Bottiche halten 2000, die größten 9000 Eimer Bier, im Ganzen zählte ich 42 solcher Riesenfässer. Ich begriff nun vollkommen, wie Eines, das laut Zeitungsnachrichten vor mehreren Jahren plazte, Häuser zertrümern, Straßen überschwemmen und viele Menschen ersäufen konnte. Welche außerordentliche Summen erfordert werden, um das Inventar eines solchen Bräuhauses herzustellen und im guten Stande zu erhalten, kann man sich kaum vorstellen; ein nicht minder großes Kapital erfordern die ungeheuern Vorräthe zur Bereitung des Bieres, der Unterhalt und der Lohn der Knechte, deren Zahl sich trotz dem, daß die anstrengendsten Arbeiten durch Maschinen verrichtet wurden, noch auf hundert und zwanzig belief, und die Menge von Pferden zum Verfahren des Bieres, deren hundert und zehen in den Stallungen standen. Diese Pferde sind schon für sich selbst eine Merkwürdigkeit, sie sind von außerordentlicher Größe, und ihre Gliedmaßen stehen mit ihrem kolossalen Leibe im vollkommenen Ebenmaße. Ich glaube nicht, daß es auf dem Continente ähnliche Pferde giebt. Ein höchst sonderbarer Geschmack besteht darin, daß man den Schweif des Pferdes dicht am Kreuze abschneidet, und dafür eine Rose von buntfarbigen Bändern fest bindet, welche einem Haarbeutel nicht ganz unähnlich ist.

Bei diesem Bräuhause befanden sich alle nöthigen Gewerbe, deren Werkstätte und Wohnungen demselben gegenüber

ſtanden; man kann ohne Uebertreibung ſagen, daß das Ganze wie eine kleine Stadt ausſah. Daß ich den berühmten Withbreatiſchen Porter koſtete, läßt ſich wohl denken; aber für mich hatte dieß ſtarke Bier den Geſchmack eines Dekoktes von Wermuth; — es ſchien mir äußerſt ſtark an Malz, und nicht aus ſo einfachen Beſtandtheilen zuſammengeſezt zu ſeyn, wie das treffliche Bier meines Vaterlandes, welches, wenn es Malzreicher wäre, füglich mit dem ſchottiſchen Ale verglichen werden könnte. Auch von jenem Porter koſtete ich, der nach den Kolonien verſendet, und um ſich auf der Reiſe zu halten, ganz beſonders gebraut wird. Ich fand viele Fremde, welchen das engliſche Bier mundete; in meinem Vaterlande möchte aber eine engliſche Bierbrauerei wenige Abnehmer finden. Die Point (halbe Maß) guten Porter koſtet übrigens in den Gaſthäuſern vier Pence, was ungefähr 16 Kreuzer unſeres Geldes gleich kömmt.

Als ich nach meiner Wohnung zurückkehrte, wurde ich unvermuthet Zeuge einer Schlägerei, ein nicht ungewöhnliches Ereigniß in den Straßen von London. Ein Mann, der einen Korb voll Kohlen trug und ſich wenig um andere kümmernd, raſchen Schrittes durch die Menge eilte, ſtieß ein Tiſchchen um, auf welchem eine alte Frau Auſtern feil hatte. Dieſe erhebt ſogleich ein fürchterliches Geſchrey und fordert von dem Kohlenträger Erſatz, der aber ganz gleichgiltig gegen ihr Unglück ſeinen Weg gelaſſen fortſetzen will; die gute Alte, keineswegs Willens ihren Verluſt geduldig zu ertragen, eilt ihm nach, hält ihn bei den Kleidern feſt, und dringt wiederholt auf Entſchädigung; da der Mann ſich von ihr los zu machen ſucht, verläßt ſie alle Mäßigung, und ſie fordert ihn zum Fauſtkampfe. Dieß Wort iſt kaum ihren Lippen entſchlüpft, ſo ſieht ſich die ſtreitende Parthei von Neugierigen umgeben; aber der Kohlenträger, entweder abgeneigt, ſich mit einem Weibe einzulaſſen, oder beſſer bekannt,

was sie vermag, zeigt keine große Lust zum Kampfe; die Menge läßt dieses indessen nicht so hingehen, es wird ein Kreis geschlossen, und dem armen Manne bleibt nichts übrig, als seinen Korb abzulegen und den Angriff seiner Gegnerin zu erwarten; dieser bleibt nicht lange aus, und bald sezt die magere aber nervichte Hand derselben ihm so kräftig zu, daß er genöthiget ist, sich für überwunden zu erklären. Während er seinen Korb aufhebt und beschämt fortschleicht, erndtet die muthige Alte den lautesten Beifall der Menge, und da sie sich traurig beklagt, daß nun ihr ganzer Taglohn dahin sey, erhält sie von den Zusehern wohl zwanzigfache Vergütung für ihre Austern. Wenige Augenblicke darauf trennt sich die Versammlung mit der größten Ruhe, und jeder geht seinen Geschäften nach, als wie wenn nichts geschehen wäre; da gab es keine Gensdarmes und Patrouillen, welche die Leute mit Klingenhieben und Kolbenstößen auseinander trieben; ein Konstabel, der sich als Diener des Gesetzes kund gegeben hätte, würde, wären die Streitigkeiten weiter gegangen, mit wenigen Worten Ruhe hergestellt haben. Diese Achtung vor dem Gesetze, welche das englische Volk so sehr auszeichnet, macht es allein möglich in einer Stadt, die damals gegen anderthalb Millionen Einwohner zählte, und in welcher die Rohheit und Kühnheit der gemeinen Volksklasse größer ist, als irgendwo, mit so geringen polizeilichen Mitteln, Ordnung und die öffentliche Sicherheit aufrecht zu erhalten.

3. Die Westmünster-Abtei.

Da heute das Erstemal seit meinem Aufenthalte in London der Tag weniger trübe war, so gedachte ich nach dem Monumente zu gehen, von wo aus man ganz London übersehen kann; unterwegs begegnete mir jedoch ein Bekannter, der mich einlud, ihn nach der Westmünster-Abtei zu begleiten, dem ich natürlich freudig folgte, und woselbst wir nach einem

tüchtigen Marsche anlangten. Dieses unbeschreiblich erhabene Denkmal altdeutscher Baukunst, wurde bereits so oft beschrieben, daß ich den Leser durch Wiederholung nicht ermüden will, er erlaube mir daher nur einige gedrängte Bemerkungen über dieses merkwürdige Gebäude. Daß, sobald man die Kirche betrat, gezahlt werden mußte, versteht sich von selbst, denn wo bezahlt man nicht in England? aber bald ist der unangenehme Eindruck dieser immernährenden Spekulation vergessen, wenn man sich unter den herrlichen Monumenten befindet, welche die englische Nation, den durch Geist und rühmliche Thaten ausgezeichneten Bürgern des Vaterlandes errichtete. Mit Ehrfurcht weilt das Auge auf Namen, die den Gebildeten aller Völker theuer sind, und mit Bewunderung auf der großen Anzahl plastischer Werke von der vollendetsten Arbeit. England war von jeher so reich an verdienten Männern, daß bereits die Wände der Kirche vom Boden bis zu einer beträchtlichen Höhe, mit Inschriften, Gedächtniß-Steinen und Monumenten ganz bedeckt sind, und keine neuen mehr hinzukommen können. Wer sich daher nicht begnügt, mit einem flüchtigen Blicke auf den herrlichen Monumenten zu weilen, die wohl verdienten, stundenlang betrachtet zu werden, der muß öfters zu der erhabenen Ruhestätte der Entschlafenen pilgern. Da ich nicht wußte, wie lange ich in London verweilen würde, und nicht gewiß war, die berühmte Abtei ein Zweitesmal besuchen zu können, so blieb mir nichts übrig, als im Fluge nach dem Sehenswertheften zu haschen, wodurch ich mich so ermüdet und betäubt fühlte, daß ich dem Führer gerne folgte, der mehrere Neugierige versammelt hatte, um sie nach den verschiedenen Kapellen zu führen, die sich theils in der Kirche selbst befinden, theils an sie angebaut sind. Diese enthalten die Grabmäler mehrerer englischer Könige und Königinnen, unter welchen mir die Gräber der Königin Elisabeth und der unglücklichen Maria Stuart besonders merkwürdig waren. Die Sarkophage beider

Fürstinnen, von einfacher Arbeit, tragen ihre Statuen und stehen nur wenige Schritte von einander entfernt. Die Gesichter sind wohl erhalten und sollen ähnlich seyn. Die Kapelle Heinrich des VII. ist vielleicht die schönste in ihrer Art, 14 Thürmchen zieren sie von Außen und ihre innere Bauart ist eben so reich als geschmackvoll. Heinrichs Grabmal von Basalt, mit reichvergoldeten Wappen geschmückt, und von Statuen von Bronze umgeben, ist ein Meisterwerk der Kunst. Diese prächtige Kapelle muß man öfters besuchen, um die außerordentlichen Schönheiten, die sie enthält, gehörig zu würdigen.

Wir glaubten nun das Sehenswerthe der Westmünster-Abtei damit beendiget, wurden aber von dem Führer neuerdings mehrere Treppen außerhalb der Kapelle hinaufgeführt, und befanden uns nun in dem geschmacklosen Wachskabinete, welches mit Recht von so vielen Reisenden als das Erbärmlichste geschildert wurde, was, nachdem man so lange unter ehrwürdigen und erhabenen Gegenständen umherwandelte, gesehen werden konnte. Verschiedene englische Könige und Fürstinnen sind nämlich in schmalen Glaskästen in den Kleidern, die sie bei Lebenszeiten trugen und mit Wachsmasken versehen, hier aufgestellt, ein kindisches Spielwerk, welches unbegreiflicher Weise, in dem Tempel des Ruhmes und englischer Größe geduldet und wahrscheinlich fortgesezt wird, da man auch Nelson dort antrifft.

Ich gestehe, daß ich etwas verstimmt und sehr zweideutig von dem englischen Geschmacke denkend, die Westmünster-Abtei verließ, und mir auf dem Nachhausewege dachte, wie es so leicht wäre, einen unserer prächtigen Tempel in Teutschland in ein zweites Westmünster umzuschaffen. Er dürfte groß seyn, denn wahrlich Teutschland war von jeher so reich an Männern von großen Talenten und wahrem Verdienste, als irgend ein Land der Erde; — aber wo sollte dieser erha-

dene Tempel des Verdienstes gewählt werden, wer sollte die Kosten tragen, wenn man dem Andenken der edlen Entschlafenen auch nur einen einfachen Denkstein, worauf ihr Namen eingegraben wäre, weihen wollte? — Dazu gehörte Gemeingeist, und wie sollte der in einem Lande gefunden werden, welches von verschiedenen Völkern bewohnt wird, die man nur darum Teutsche und ein Volk nennt, weil sie alle teutsch sprechen.

4. Die Hauptpost. — Das Monument.

Einige Briefe, an deren richtigen Besorgung mir gelegen war, veranlaßten mich, nach der Hauptpost der Stadt zu gehen*), welche sich in der Lombard-Street in einem der größten Häuser befindet. Diese Anstalt ist unstreitig die größte dieser Art in der Welt, und verdient wohl, daß wir einen Augenblick dabei verweilen. In dem Hofe befindet sich Fenster an Fenster, unter diesen laufen röhrenartige, lange hölzerne Kasten fort, die wohl verschlossen sind und deren Aufschrift anzeigt, an welche Orte Briefe abgegeben werden können; auf der linken Seite des Hofes sind die Büreaux für West-Indien, Süd- und Nordamerika, rechts für Ostindien und Afrika, in der Mitte für Europa und die Inseln; eine Maschienerie endlich, oberhalb des Durchganges angebracht, zeigt durch einen besondern Mechanismus das jedesmalige Ankommen einer Post. In demselben Gebäude ist auch die Two-Penny Post, welche allein zur Versendung der Briefe in der Stadt bestimmt ist; auch treffen hier zu einer gewißen Stunde des Tages die berittenen Posten der Umgegend ein, geben ihre Felleisen ab, und empfangen die dahin treffenden Briefe. Diese höchst merkwürdigen Anstalten werden ganz allein von einer Privatgesellschaft mit einem geringen Personale und einer bewunderungswürdigen Ordnung versehen, von deren Beden-

*) Sie befindet sich gegenwärtig in einem neuen prächtigen Gebäude.

tung der geehrte Leser einen Begriff bekommen dürfte, wenn er erfährt, daß nur die Two-Penny oder Stadtpost, jeden Tag im Durchschnitte gegen 12000 Briefe besorgt. Aber die National-Einrichtungen Englands tragen alle den Stempel der Größe an sich, und werden vielleicht nie mehr von einem andern Volke erreicht.

Von hier aus richtete ich meine Schritte nach dem berühmten Monumente unfern der London-Brücke, welches zur Erinnerung des fürchterlichen Brandes, der im Jahre 1666 den größten Theil der Stadt zerstörte, von dem Erbauer der St. Paulskirche, Christoph Wren aufgeführt wurde. Eine Inschrift berichtet, daß die Flammen 89 Kirchen, eine große Menge öffentlicher Gebäude und Wachtthürme, 13,200 Wohnhäuser und 400 Straßen in Schutt legten. Dieses Monument, eine vorzügliche Zierde der Stadt, ist in Gestalt einer Säule erbaut, und erhebt sich über die höchsten Gebäude der Umgegend. Innerhalb der Säule befindet sich eine breite Treppe von schwarzem Marmor, welche bis zu dem Kegel führt, den ein eisernes Gitter umgiebt, von wo aus man ganz London und die Themse übersehen kann, ein Anblick, der über alle Beschreibung erhaben ist.

Der Rückweg führte mich zufällig über den Fisch- und Fleischmarkt, hier zeigt sich die englische Reinlichkeit in ihrem vollen Glanze, denn wenn an andern Orten diese Plätze nur von denjenigen besucht werden, welche durchaus dahin gehen müßen, verweilt man hier mit Vergnügen. Das Fleisch und die Fische, für die englische Küche die wichtigsten Gegenstände, sind auf den reinlichsten Bänken und auf die vortheilhafteste Weise ausgelegt und mit Blumen und Blättern geziert; nicht der mindeste Geruch, kein Tropfen Blut ist zu bemerken, und besonders muß man die Virtuosität bewundern, mit welcher die Fleischer in die Haut der Kälber und

Schöpse, welche unzerstückelt aufgehängt werden, die künstlichsten Blumen schneiden.

5. Die Bank und die Börse.—Trurilane.—Othello.

Ein in London ansäßiger Teutscher war so gefällig, mich in meiner Wohnung abzuholen, und nach der englischen Bank zu führen. Unterwegs wurde ich nicht wenig überrascht, einem Zuge zu begegnen, der mich an den Fasching in meinem Vaterlande erinnerte. In einer ungeheuern Kutsche, welche vor hundert Jahren nach dem neuesten Geschmacke gewesen seyn mochte, mit prächtigen, eben so altmodisch angeschirrten Pferden bespannt, und von einer Menge Bedienten mit Harbeuteln und Perücken begleitet, saß ein ganz schwarz gekleideter Herr, wie ich erfuhr der Lordmajor von London, und als erste Magistratsperson der Stadt, ein Mann von großer Bedeutung. Aber nicht allein die Dienerschaft des Lordmajors, ist in die Tracht vergangener Jahrhunderte gekleidet, man findet dieselbe auch bei dem Dienstpersonale der meisten öffentlichen Gebäude, und der Abstand von sonst und jezt, fällt vielleicht nur dem Fremden auf. Der erwähnte Zug bewegte sich wenigstens mit großer Feierlichkeit durch die Straßen, ohne daß die Volksmenge besonders darauf zu merken schien.

Die Bank ist ein einfaches, nur ein Stockwerk hohes Gebäude, aber ihr innerer Raum ist sehr groß. In den vielen Komptoirs und Sälen sieht man nur Beamte, welche mit Geld zählen, wiegen, verpacken und eintragen in ungeheure Bücher, beschäftiget sind. Die zirkelrunde, sehr große Halle, welche stets mit Kaufleuten angefüllt ist, erhält die Beleuchtung von oben durch eine Kuppel; Wilhelm des Eroberers Statue steht in der Mitte. Im Hofe ist der Geldkeller, woselbst oft unermeßliche Summen aufbewahrt wer-

den, und zu welchem eine Fallthüre ohne Treppe führt; über ihr ist ein Kraubalken angebracht, vermittelst welchem man die wohlverwahrten Geldfässer, welche alle bezeichnet sind, in Gegenwart mehrerer Beamten, welche ein Protokoll über den jedesmaligen Akt verfassen, hinablasset, und mit denselben Förmlichkeiten wieder heraufbringt. Doppelthüren von dickem Eisen, und eine Anzahl von Vorlegschlössern, sichern den Schatz vor plötzlichem Einbruche; da aber das Volk während des fürchterlichen Aufstandes im Jahre 1780 die Bank mit Bestürmung und Plünderung bedrohte, wird diese jezt auch von einer Abtheilung Infanterie bewacht, welche um 5 Uhr Abends die Bank besezt, und bis zum Anbruche des Tages daselbst verweilet.

Diese Maßregel erforderte übrigens sehr ernste Schritte von Seite des Magistrats der Altstadt (City), welche das Privilegium besizt, daß kein bewaffneter Soldat, innerhalb ihrem Gebiete erscheinen darf; als daher die erwähnte militairische Abtheilung zuerst die City betrat, um sich nach ihrem Posten zu begeben, versammelte sich das Volk in zahlloser Menge, und zwang sie umzukehren; erst später gelang es dem Magistrate und den angesehensten Kaufleuten, das Volk zu beruhigen, und es zu bewegen, die Soldaten ungestört auf- und abziehen zu lassen.

Nahe bei der Bank ist die Börse, ein Gebäude von geringerem Umfange als Erstere, aber nicht minder merkwürdig; hier kann man zuweilen die ersten und reichsten Kaufleute der Welt versammelt sehen, und aus dem Grade von Achtung und Aufmerksamkeit, welche von der Versammlung dem Einzelnen erwiesen wird, die Größe seines Vermögens und seiner Geschäfte beurtheilen. Eine Treppe über dem Säulengange ist Lloyds berühmtes Kaffeehaus; obwohl nun sämmtliche Möbels von Mahagony sind, sieht der Saal, in welchen

man tritt, nichts weniger als elegant oder einladend aus, und wer nicht der Handelsneuigkeiten wegen hieher kömmt, könnte keinen Ort in London aufſuchen, der langweiliger als dieſer wäre.

Wir traten dann in ein Haus, woſelbſt nur Beaf-Steecks bereitet werden, aßen nach dem Beiſpiele der Anweſenden viel und ſprachen wenig, und beſtimmten Stunde und Platz, wo wir uns wieder finden wollten, um Trurilane zu beſuchen, woſelbſt Othello gegeben wurde. Dieſes ſchöne Theater iſt auf das Ausführlichſte beſchrieben, ich will daher nur der Leiſtungen der Spielenden erwähnen; der engliſchen Sprache nur wenig kundig, die treffliche Ueberſetzung des Originals vor mir, konnte ich zwar nur aus der Mimik, dem Anſtande und Organe der Auftretenden auf ihr Verdienſt ſchließen; aber dieß war gewiß vorzüglich, und ſelbſt ein mit der Sprache und dem Inhalte des Trauerſpieles ganz Unbekannter, mußte den Sinn desſelben verſtehen. Die Scene, in welcher Othello die Desdemona ermordet, wurde mit einer ſo ſchauerlichen Wahrheit gegeben, daß ſie mich erſchütterte, und ich ſehr erſtaunte, die zarten Schönen, die in meiner Loge ſaßen, ihre Zufriedenheit auf das Lebhafteſte ausdrücken zu ſehen. Auch hier, wie in Frankreich, ſieht man die Hütte des Soufleurs nicht, oder hört ihn mit heiſerer Stimme dem trägen Schauſpieler ſeine ganze Rolle vorſagen, wie es in Teutſchland ſo oft geſchieht. Die engliſchen Schauſpieler bemühen ſich überhaupt äußerſt deutlich zu ſprechen, und beweiſen dem Zuhörer durch ihr Benehmen und die Art, wie ſie deſſen Lob oder Tadel ertragen, die gebührende Achtung. Es wäre keinem zu rathen, deſſen Spiel durch Pfeifen oder Ziſchen unterbrochen würde, Unwillen oder Trotz, und wäre es auch nur durch die leiſeſten Gebärden zu äußern; denn wenn das engliſche Volk den ausgezeichneten Künſtlern dieſes Faches eine Stelle neben ſeinen Helden und großen Staats-

männern in Westminster anweiset, so hat es auch faule Aepfel, Orangen und noch nachdrücklichere Mittel für sie, wenn sie ihm mißfallen.

Da die Bewohner Londons im Allgemeinen sehr spät schlafen gehen, so werden die wenigen öffentlichen Vergnügungen, so sehr als möglich, in die Länge gezogen; nach beendigtem Trauerspiele kündigte daher der Theaterzettel ein ländliches Ballett „die Schweizerfamilie" an; die diesem vorhergehende Pause benützten wir um uns in dem Gebäude etwas umzusehen. Wir gelangten zuerst in einen prächtig dekorirten und beleuchteten Saal; höchst geeignet den ausgezeichnetsten Personen, welche das Theater besuchen, als Versammlungsplatz in den Zwischenakten zu dienen; aber an der Stelle einer für den Fremden so interessanten Gesellschaft, fand man dort jene privilegirte Klasse des weiblichen Geschlechtes, die in großen Städten als ein nothwendiges Uebel geduldet wird, welche man aber meines Erachtens von der gesitteten Gesellschaft entfernter halten sollte.

Um halb 11 Uhr verließen wir endlich das Haus, und da die Nacht schön war, so kehrten wir zu Fuße in unsere Wohnung zurück; die prächtig beleuchteten Strassen waren noch immer voll Menschen, besonders wimmelte es von weiblichen Syrenen, deren Dreistigkeit um so lästiger ist, da es, wie mir gesagt wurde, nicht rathsam wäre, ihre Zudringlichkeit nachdrücklich abzuwehren.

6. Die Brücken Londons. — Der west- und ostindien-Dog.

Die Brücken Londons verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, sie sind mit großer Kühnheit und Geschicklichkeit über der breiten Themse erbaut, zwar meistens im Geschmacke

der Vorzeit, dafür aber sicher, dem Elemente trotzend, und durch ihre breiten Trottoirs und das treffliche Pflaster gleich bequem für den Fußgänger als für den Fahrenden. Die Vauxhallbridge von gegossenem Eisen wird zwar dem nicht gefallen der die Pont des arts in Paris sah, dafür ist jedoch hier die Themse gewiß noch einmal so breit als die Seine, und Dauerhaftigkeit wichtiger als Eleganz. Der Triumph der modernen Baukunst ist aber die Waterloobrücke; denn obwohl von Quadersteinen erbaut, gewährt sie doch einen eben so anmuthigen als erhabenen Anblick. Der Bau dieser majestätischen Brücke wurde von einer Gesellschaft von Privaten unternommen und soll eine Million Gulden unseres Geldes gekostet haben. Man könnte vielleicht nicht begreifen, wie die Unternehmer, welche berechtiget sind, das Brückengeld eine gewisse Zahl Jahre von Passanten zu erheben, durch dieses Privilegium das Kapital nebst den Interessen zurück zu erhalten, und überdieß noch den beabsichtigten Gewinst erwarten dürften; aber die nachstehende, verbürgte Passage zweyer Brücken Londons, möchte beweisen, worauf die Unternehmer bei ihrer Berechnung fußten. Die eine ist die Blackfriars-Brücke, welche die City mit Southwark, dem dritten Theile Londons, verbindet; die andere ist die London-Brücke, die älteste über die Themse, unter welcher der Hafen anfängt.

Die erwähnte Angabe ist die Passage eines gewöhnlichen Tages des Jahres 1822.

	Lond.-Brücke.	Blackf.-Brücke.
Fußgänger . . .	89,640	61,090
Karren und Schleifen .	2,900	4,520
Lastwägen . . .	789	540
Kutschen	1,230	980
Einspänner und Fiaker .	480	520
Reiter	760	840

Ueber die Waterloobrücke mußte der Fußgeher zwei Pence geben, Pferde und Wagen waren sehr hoch besteuert, und die Passage äußerst lebhaft.

Man hatte mir gesagt, daß in einigen Wochen ein englisches Schiff, bestimmt nach Brasilien, dem Ziele meiner Reise, absegeln würde, und empfahl mir diese Gelegenheit als eine bei der kritischen Lage jenes Reiches nicht Gewöhnliche. Dieses Schiff war im westindischen Dock zu erfragen, ich miethete daher an der Londonbrücke ein Boot und ließ mich dahin bringen. Dock werden nämlich die großen Wasserhecken genannt, in welchen alle Schiffe, die nach West- oder Ostindien segeln, befrachtet und die daher kommenden ausgeladen werden. Das Ein- und Auslaufen geschieht durch zwei Kanäle, welche westlich und östlich von der Themse aus nach den erwähnten Bassins führen, und vor denselben sich in zwei Arme theilen, von welchem das Wasser des einen in das nördliche, und das des andern in das südliche Bassin strömt. Das Nordbassin ist für die kommenden, das südliche für die abgehenden Schiffe bestimmt, jedes derselben faßt deren dreihundert. Beide Bassins trennt ein breiter Steindamm, auf welchem eine zweifache Reihe von Waarenhäusern erbaut ist, auf den andern die Bassins umgebenden Seiten, steht nur eine einfache Reihe; der ganze ungeheure Dock ist endlich mit einer starken Mauer umgeben, und mit Thoren versehen, um Waaren und Schiffe gegen Diebstahl oder andere boshafte Versuche, deren Folgen nicht zu berechnen wären, zu verwahren. Unweit der westindischen sind die ostindischen Docks, welche aber nicht von so großem Umfange und schöner Eintheilung sind wie die ersteren. Wären dieses die einzigen Merkwürdigkeiten Londons, so wäre man schon hinreichend für die Reise dahin belohnt; denn die ausserordentliche Thätigkeit so verschiedener Gewerbe, als die Schifffahrt beschäftiget, die vielen abgetackelten Schiffe, und die Vereinigung

so vieler Menschen von allen Handeltreibenden Nationen der Erde, in ihren verschiedenen Trachten und zu demselben Zwecke, gewähren einen Anblick, den meines Erachtens nichts an Interesse übertreffen kann, sie geben dem von der See entfernten Festländer zuerst einen Begriff, was Handel sey, und lehren ihn den Stand achten, der durch seine Thätigkeit und Kenntnisse Welttheile und Nationen verbindet, die ohne ihn in ewiger Absonderung leben würden. Ich hätte hier Wochen zubringen können, ohne dieses herrlichen Anblickes müde zu werden, und war auch wirklich unter den lezten, die die Westindien-Docks verließen, welche schon um 7 Uhr geschlossen werden. Ich hatte zwar das bezeichnete Schiff gefunden, es war aber nur ein Matrose auf demselben, der mich an den Kapitain wies, dessen Hausnummer er mir glücklicher Weise zu sagen wußte. Ziemlich müde eilte ich den noch übrigen Platz auf einer Stage-Coach einzunehmen, durcheilte nun den äußerst befahrenen Handlungsweg, dann einen mir bisher noch unbekannten Theil der Stadt, und befand mich in kurzer Zeit vor meiner Wohnung.

7. Die Squars. — Gesellschaft zur Ermunterung der Künste, Manufakturen und des Handels. — Hinrichtungen. — Bettler. — Coventgarden. — Ballett.

Man steht in London spät auf, ein Gebrauch, welchen nachzunahmen ich mich nicht entschließen konnte; während daher alles noch schlief, eilte ich nach dem, meiner Wohnung zunächst liegenden Squar, wurde jedesmal von einem freundlichen alten Herrn eingelassen, grüßte, brachte eine Stunde lustwandelnd daselbst zu, und kehrte dann zum Frühstücke in meine Wohnung zurück. Diese Squars, deren die City nur wenige, die Neustadt aber viele hat, sind große runde oder viereckigte Plätze, welche prächtige Häuser umgeben, und in

deren Mitte ein kleiner englischer Garten, welchen ein geschmackvolles eisernes Geländer gewöhnlich zirkelrund umgiebt, angelegt ist. Die Bewohner der erwähnten Häuser haben den Schlüssel zu diesen Garten, und versammeln sich dort zu jeder Stunde des Tages, mit ihren Familien und Freunden. Einige dieser Squars sind auch mit Statuen geziert.

Vor Mittag hatte ein Landsmann die Güte, mich nach dem Hause der Gesellschaft zur Ermunterung der Künste, Manufakturen und des Handels zu führen. Dieses Gebäude enthält zwei merkwürdige Säle; in dem einen, welcher rund gebaut ist und durch die Kuppel beleuchtet wird, werden die Sitzungen gehalten; Gemälde ausgezeichneter Mitglieder der Gesellschaft, worunter das Arthur Youngs für mich das Merkwürdigste war, zieren ihn. Der andere Saal enthält eben so künstliche als niedlich gearbeitete Modelle von allen möglichen englischen Erfindungen. Diese Gesellschaft, welche schon vor siebzig Jahren durch Subskription gestiftet wurde, besizt, wie mir mein Begleiter versicherte, bereits einen Fond von 80,000 Pf. Sterling; — eine Summe, mit der allerdings viel zur Beförderung der National-Industrie geschehen kann.

Um einen Bekannten zu besuchen, der in der Warwikstreet wohnte, mußten wir vor Newgate vorübergehen. Dieß ist das Gefängniß für schwere Verbrecher, und dort werden sie auch abgeurtheilt und gehenkt. Eine beträchtliche Menge Menschen führte gerade einen jungen, gut gekleideten Mann unter Jubelgeschrei die Strasse hinab, er war so eben von dem Geschwornen-Gerichte freigesprochen und aus dem Gefängnisse entlassen worden, und wir bedauerten sehr, zu diesem interessanten Akte zu spät gekommen zu seyn. Ein Vorübergehender, von welchem wir die Auskunft über den erwähnten freudigen Tumult erhielten, fügte, als er dieß hörte,

sehr ernsthaft bei, daß am Dienstage ganz zuverlässig mehrere gehenkt würden. Mein Begleiter sagte mir, daß dieses Ereigniß, welchem man in Tyburn und Newgate jede Woche beiwohnen könne, bei der Strenge der Gesetze und der schnellen Justiz etwas so alltägliches sey, daß es in London Niemand mehr der Mühe werth finde, diesem Schauspiele beizuwohnen; er zeigte mir übrigens einen, an der linken Seite des Gefängnisses angebrachten, niedern Balken, auf welchen die Verurtheilten treten; der Henker legt ihnen den Strick an, befestiget ihn an Hacken, die in die Mauer geschlagen sind, drückt an einer verborgenen Feder, und der Boden weicht unter ihren Füssen; manchmal finden sich Freunde oder Verwandte, welche so lange an ihnen ziehen, bis sie keine Spur des Lebens mehr von sich geben. Die erduldete Todesart des Verbrechens gereicht übrigens den hinterbliebenen Verwandten weder zum Nachtheile noch zur Schande.

Man hat über die Strenge der englischen Gesetze, und die Geschwindigkeit, mit welcher der eines Verbrechens Ueberwiesene gerichtet wird, viel, und zum Theil mit strengem Tadel geschrieben; aber ich möchte wohl wissen, was man in England anfinge, woselbst Diebstahl und andere Verbrechen so häufig sind, wollte man dort, wie in andern Ländern, den Verdächtigen, d. h. den nicht durch sein eigenes Geständniß und einer Unzahl von Zeugen Ueberwiesenen, Jahre lang einsperren, prozessiren und am Ende recht gelinde aburtheilen. Wahrlich! England dürfte seine Nationalanstalten in Gefängnisse, und seine Manufakturen in Papiermühlen verwandeln, und die Einkünfte des Landes allein auf Besoldung der Richter und Protokollisten verwenden. Wohl und Ehre aber uns Teutschen, wenn wir keiner strengeren Justiz bedürfen.

Ein kleiner Auftand, den ich heute mit einem höchst zudringlichen Bettler hatte, und welchen ich etwas barsch zu-

rückwies, wofür er mich mit einer hinreichenden Anzahl von Schimpfnamen bewirthete, an welchen die englische Sprache überreich ist, erinnert mich meine Verwunderung auszudrücken, wie man in einer so reichen Stadt, wie London, den Unfug des Bettels, der hier auf die unverschämteste Weise getrieben wird, dulden kann. Der Anblick einer Unzahl von eckelhaften Krüppeln, welche sich überall hinschleppen oder hintragen lassen, woselbst man sich zu seinem Vergnügen versammele, ist eben so widerlich, als lästig, und ich dachte doch, in einem Lande, welches so ungeheure Armentaxen zahlt, müßte es nicht an Mitteln fehlen, diese Leute zu beschäftigen und zu ernähren.

Mein freundlicher Begleiter wollte mich nach dem Tower führen; während dem Mittagessen erhielt er aber Beschäftigung an der Börse, welche nicht unterbleiben durfte; wir kamen daher überein, uns im Coventgarden wieder zu finden, woselbst heute Abend ein großes Ballett gegeben wurde. Das Aeußere dieses Theaters ist weit gefälliger, als das von Drurilane, es ist zwar kleiner wie lezteres, nicht so glänzend dekorirt und beleuchtet, aber doch ein sehr schönes Haus. Die Logen waren mit Damen gefüllt, welche hier, wie in allen übrigen Ländern, Teutschland ausgenommen, nicht im Parterre erscheinen können; es ist gleichfalls Herkommen, das Theater stets festlich geschmückt zu besuchen, eine Sitte, welche zuverlässig sehr viel beiträgt, den Glanz des Hauses zu erhöhen. Es wurde die Erscheinung der Sonne (The vision of the sun) gegeben, und wirklich übertraf die Pracht des Costüms und der Dekorationen alles, was ich bisher in dieser Art gesehen hatte; am ausgezeichnetsten, durch Genauigkeit und Geschwindigkeit, waren aber die Verwandlungen; Mimik, Haltung und Gebärdenspiel der Hauptpersonen des Balletts waren ohne alle Grazie und Feinheit. Das tanzende Personal leistete, was es konnte, wer aber ein Ballett

in Paris gesehen hat, wird das englische höchstens mittelmäßig finden, die Musik war auch hier erbärmlich. Ich möchte nicht gern anmaßend über den Musikgeschmack der Engländer urtheilen, da ich noch nicht Gelegenheit hatte, die Oper zu besuchen, um mich dort von ihrem richterlichen Urtheile über diese edle Kunst zu überzeugen; es scheint mir aber, wie wenn dieselbe auf ihrer Insel nicht sonderlich gedeihen wollte. Was mir sehr auffiel, war der entsetzliche Lärm in dem Theater; Beifall und Tadel wurde mit einem Ungestümme geäußert, der alle Schranken eines gebildeten Benehmens überschritt, besonders störend war aber das zügellose Betragen derjenigen, welche zu spät kamen, und von denen ohne Zweifel viele betrunken waren. So kam unter andern, etwas nach dem Anfange des zweiten Aktes, ein Mann, wahrscheinlich ein Matrose, auf die Gallerie, welcher, trotz der allgemeinen Stille, einen von ihm sehr entfernten Bekannten mit einer Stimme begrüßte, als bediente er sich eines Sprachrohres. Alles lachte, und in einem Ballette mag eine Unterbrechung dieser Art hingehen, wie unerträglich, und selbst geeignet den Schauspieler aus seiner Fassung zu bringen, muß sie aber in einem Trauerspiele seyn? Der englische Pöbel ist wirklich äußerst treffend mit dem Spottnamen John Bull belegt, denn wenn er aufgebracht ist, gleicht er vollkommen einem wüthenden Bullen.

Wer jemals dem Oktoberfeste in München beiwohnte, woselbst sich doch gewiß oft über 40,000 Menschen versammeln, und sieht, wie friedlich, und doch ungezwungen froh sich dort alle Stände unter einander bewegen, der wird zugestehen, daß das teutsche Volk sich in allen Provinzen dieses schönen Landes durch Gutmüthigkeit und ein anständiges Benehmen auf eine Weise auszeichnet, welche man erst würdigen lernt, wenn man einige Zeit unter andern Völkern lebte.

Als ich zu Hause angekommen mich entkleidete, fand ich meine Taschen voll gedruckter Anzeigen, Windbeuteleien von Friseurs, Schneidern, besonders aber von englischen Aerzten, welche ihre Geschicklichkeit bis zu den Wolken erheben, und sich zur Heilung aller erdenklichen Krankheiten, ohne Anwendung gefährlicher Mittel, auf die kürzeste Weise bestens empfehlen. Solcher Zettel kann man in einem Tage in London eine Unzahl bekommen, da man gewöhnlich an jeder Straßenecke ein paar Menschen findet, welche bemüht sind, den Vorübergehenden dieselben nicht allein in die Hände, sondern selbst in die Taschen zu stecken. Lichtenberg nennt sie, äußerst witzig, Wechsel, die die Schalkheit auf die Leichtgläubigkeit stellt, von der sie nicht selten mit baarer Münze honorirt werden.

8. Vergnügungen in London. — Der James-Park.

Man sollte nicht denken, daß eine Stadt, wie London, den Fremden so wenige Vergnügungen zu biethen hätte, wie dieß wirklich der Fall ist; aber die Unterhaltungen des Engländers sind auffallend von jenen anderer Völker unterschieden, daher es in London weder Abend- noch Lesegesellschaften oder andere Vereinigungen, wie in Frankreich oder Teutschland gibt, und der Fremde, welcher nicht Lust hat, das Theater täglich zu besuchen, durchaus nicht weiß, wo er nach vollbrachten Geschäften einige Unterhaltung finden soll; aber die Langeweile eines Geschäftstages läßt sich nicht mit der eines Sonntages vergleichen. An diesem Tage sind nämlich alle geselligen Freuden auf das strengste verbothen, kein fröhlicher Laut darf dem Munde entschlüpfen, ohne daß der Hauswirth oder die Hausfrau nicht sogleich erinnern, daß heute Sonntag sey; die Pedanterie geht endlich so weit, daß man, besonders in der City, weder in den größern noch kleinern Speisehäusern das Geringste zu essen bekömmt, und wenn man nicht den gan-

zu Tag Hunger leiden will, Meilen weit wandern muß. In der Stadt herrscht die Stille des Grabes, im mächtigen Contraste mit dem entsetzlichen Lärm des vergangenen Tages; und wären die vielerlei Religionssekten nicht, welche ihre Kirche besuchen, so sollte wahrlich Niemand glauben, daß man sich in der volkreichsten Stadt Europas befindet. Wer es nur immer vermag, eilt daher an einem Sonntage auf das Land oder nach dem westlichen Ende der Stadt, und auch ich hatte mich mit einigen wackern Landsleuten abgeredet, an diesem Tage im West-Ende zu essen. Zuvor führten sie mich nach dem James-Park, welchen ich mit großen Erwartungen betrat. Ich hatte mir unter einem englischen Parke eine prächtige Anlage von seltenen Gesträuchen und schattigen Wegen u. s. w. vorgestellt; aber ich sah zu meinem Erstaunen nichts, als einen großen Rasenplatz, welchen ein Halbzirkel von Bäumen einfaßte. Allerdings war er mit einer unbeschreiblichen Menge von Spazierengehenden, Reitenden und Fahrenden angefüllt, auch ist dieser Park durch Aufstellen mehrerer Sieges-Trophäen merkwürdig geworden. Drei Geschütze, in Egypten, bei Cadix und Watterloo erobert, sind hier unferne der Horse-Guards Kaserne zu sehen; die herrlichste Zierde dieses Parkes ist aber die kolossale Statue des Achilles, von Bronze. Ein eisernes Gitter, aus welchem bereits vandalische Rohheit mehrere Stäbe gebrochen hatte, umgab sie, und eine Inschrift verkündete, daß Londons edle Damen dieses ehrende Denkmal Wellington und dem tapferen englischen Heere geweihet hätten.

Hinter der Kaserne der Garde-Kürassiere (Horse-Guard) stellt sich täglich die Parade auf. Wer einer solchen in Paris, Wien oder Berlin beiwohnte, wird über die geringe Zahl Truppen erstaunen, die hier jeden Tag auf die Wache ziehen; ihr ganzer Dienst beschränkt sich jedoch auf den Posten vor und in der königlichen Residenz, vor den Regiments-Baracken und

auf die Besatzung des Towers und der öffentlichen Gefängnisse. Von Thor-, Theater- und Magazins-Wachen, von Patrouillen u. s. w. weiß man in dem ungeheuern London nichts; die Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit ist allein der Polizei übertragen, deren Diener keine militärische Abzeichen tragen dürfen.

Die Truppen, welche ich einige Mal hier versammelt sah, bestanden theils aus prächtig berittenen Kürassieren und Husaren, theils aus Grenadieren und Füselieren; sämmtlich schöne, vorzüglich gut gekleidete Leute. Die Haltung der Offiziere und Soldaten war etwas nachlässig, und es schien, als schämten sie sich, jene militärische Haltung nachzuahmen, durch welche sich auf dem Continente gut exerzierte Truppen von solchen unterscheiden, welche nur ein paar Wochen im Jahre in den Waffen geübt werden.

Es gibt in England noch immer viele Personen, welche kein Zutrauen auf das Land-Heer haben, obwohl dieses sich unter der Führung Wellington's in Spanien und Belgien mit Ruhm bedeckte. Es ist übrigens bekannt, daß, ehe dieser ausgezeichnete General an die Spitze des Heeres gestellt wurde, dieses einen sehr zweideutigen Ruf besaß, und keineswegs von jenem kriegerischen Geiste beseelt war, welcher Mangel und Beschwerden mit demselben Gleichmuthe erträgt, wie er Kampf und Gefahren besteht. Erstere zu ertragen, scheint mir der englische Offizier und Soldat nicht besonders geeignet, und das sibaritische Leben, welches viele Offiziere führen, bereitet sie wohl nur wenig zu den Beschwerden des Krieges vor. Ueberhaupt traue ich einem, durch anhaltende Märsche ermüdeten englischen Heere, dem der Unterhalt in etwas kargen Portionen zugemessen wird, keine großen Leistungen vor dem Feinde zu. Der allmächtige Geist des Brandweins spielt darum bei dem englischen Krieger eine

Hauptrolle; auf den Kriegsschiffen wenigstens wird vor dem Beginnen der Schlacht eine nicht unbeträchtliche Menge an die Mannschaft ausgetheilt, weil man recht gut weiß, daß der wassertrinkende Engländer schon halb besiegt ist.

Eine öffentliche Kutsche brachte uns im Fluge nach dem West-Ende; dieß war eine wahre Lustfahrt, die immer angenehmer wurde, je mehr wir uns von der durchräucherten Altstadt entfernten, und zwischen prächtigen Straßen dahin rollten. Die Sonne bemeisterte heute den Nebel und Kohlendampf, und es gab vielleicht nur wenige Familien, die nicht einen der seltenen glorious day, wie man hier einen schönen Tag nennt, benützt hätten, um in das Freie zu gehen. Welcher merkwürdige Kontrast in derselben Stadt; in der City Grabesstille, und hier das Gewühl von Tausenden, die es nicht für Sünde hielten, sich am Sonntage des Lebens zu erfreuen!

Wir stiegen unferne des Hotels eines französischen Schweitzers ab, und fanden sehr zahlreiche Gesellschaft, welche, gleich uns, nach dem Mittagessen rief.

So lange die englischen Gäste mit Messer und Gabel beschäftiget waren, herrschte ziemliche Ruhe am Tische; als aber die jungen Leute den Flaschen dieselbe Aufmerksamkeit bewiesen, als den vollen Schüsseln, entstand alsbald ein entsetzlicher Lärm, die Zungen lösten sich, der Frost ihrer Gesichter thaute auf, und das Feuer der edelsten Weine, die sie im Geschmacke der alten Ritterzeit tranken, theilte sich ihrem Blute — und ihrem Kopfe mit. Es wurden Reden gehalten, Lieder gesungen, schrecklich anzuhören, und von Manchen die Lust geäußert, sich zu boxen; als wir aber die sehnsüchtigen Blicke bemerkten, welche einige auf Spiegel, Fenster, Bouteillen und Gläser warfen, und voraussahen,

wie dieſe ſich bald gegenſeitig nähern, und als Scherben in gröſter Eintracht neben einander ruhen würden, hielten wir es für gut, die muntere Geſellſchaft zu verlaſſen, und uns nach Hauſe zu begeben.

III.

Häusliches Leben der Bewohner Londons.

Ich wurde ſeit meinem Aufenthalte in London von mehreren engliſchen Familien, welche theils auf dem Lande, theils in der Stadt wohnen, mit Einladungen beehrt, und will es nun verſuchen, ein Bild von dem häuslichen Leben der Engländer zu entwerfen.

Wenn man den Engländer im Kreiſe ſeiner Familie ſieht, ſo bemerkt man, daß er einen großen Hang zur Eingezogenheit und Bequemlichkeit hat; was ihn umgibt, muß bequem, äußerſt reinlich und von den beſten Stoffen ſeyn, er bezeichnet dieſen Zuſtand mit dem unüberſetzbaren Worte comfortable. Ein Feind alles leeren Ceremoniels empfängt er den Fremden mit einer kleinen Verbeugung, ſtellt ihn ſeiner Familie vor, welche ihn auf dieſelbe Weiſe begrüßt, und gibt nur dadurch einen Beweis ſeiner Höflichkeit, daß er, aufmerkſam auf die Worte ſeines Gaſtes, ſie kurz aber verbindlich beantwortet. Das Benehmen der Frauenzimmer iſt noch zurückhaltender, und wird erſt offen und zutraulich, wenn man oft in ihre Geſellſchaft kömmt. Wird zu Tiſche gegangen, ſo iſt es nicht üblich, die Frauenzimmer zu führen; die Formalitäten des Mittagmahles gefielen mir nicht

besonders; der Tisch ist mit ungeheuern Portionen Fleisch und einigen Seefischen bedeckt, um welche Kartoffel, abgebrühte Kohlblätter und verschiedene Saucen stehen, mehrere Sorten Wein sind so vertheilt, daß man sie leicht erreichen kann; diese Gegenstände darf der Fremde aber nicht mit gleichgültigem Auge betrachten, denn kaum ist die Fleischbrühe, welche Bediente umherreichen, gegessen, so wird er augenblicklich von dem Herrn des Hauses befragt, ob er ein Stück Fleisch beliebe und von welcher Stelle, ein Bekannter des Ersteren biethet ihm Gemüse an, und kaum hat er da gedankt, dort angenommen oder abgelehnt, so fordert ihn schon ein Dritter auf, ihm die Ehre zu erweisen, und ein Glas Wein mit ihm zu trinken; ist diesem Genüge geleistet, fordert es die Artigkeit, die Frau vom Hause um Erlaubniß zu bitten, mit ihr ein Glas Wein trinken zu dürfen; ähnliche Aufforderungen erhält endlich der Fremde von allen Anwesenden, und muß sie einzeln erwiedern; die Einladung zu übersehen oder zu unterlassen, wird für äußerst unhöflich gehalten, und erhält besonders den Fremden in stäter Aufmerksamkeit. Es ist endlich nicht üblich, bei Tische von andern, als höchst gewöhnlichen Gegenständen zu sprechen, aber die Trefflichkeit der englischen Küche zu preisen, wird man dem Fremden gerne gestatten. Das Mittagessen des Engländers ist übrigens sehr einfach, und wird dem verwöhnten Gaumen des Franzosen und Teutschen zwar des köstlichen Fleisches und der trefflichen Fische wegen wohl die ersten Tage, aber schwerlich in die Länge, behagen. Ehe der Nachtisch aufgetragen wird, trinkt der Herr des Hauses noch einmal auf die Gesundheit seiner Gäste, indem er jeden Einzelnen bei dem Namen nennt, und dieß wird dann nach der Reihe von lezteren wiederholt. Es ist keineswegs nothwendig, jedesmal mit einem vollen Glase Bescheid zu thun, und dürfte auch dem Ausländer, welcher an die starken Port- und Madera-Weine nicht gewöhnt ist, sehr übel bekommen. Bald,

nachdem der Nachtisch aufgetragen wurde, entfernten sich die Damen, ein Zeichen für die Bedienten, das Tischtuch wegzunehmen, den unbedeckten Tisch mit Weinflaschen zu besetzen und sich zurückzuziehen. Alle Formalitäten hören nun auf, jeder trinkt, was ihm beliebt, indem die Flasche stets im Kreise umhergeht, und spricht, was ihm gerade einfällt, und womit er die Gesellschaft zu belustigen glaubt. Ehemals wurde bei solchen Gelegenheiten oft so stark getrunken, daß mancher der Gäste seinen Platz auf den Sessel mit dem unter dem Tische vertauschte; jezt hat diese üble Gewohnheit wenigstens in London aufgehört, und nachdem man ein Stündchen beisammen gesessen, wird nach dem Zimmer der Damen aufgebrochen und dort noch eine Tasse Thee getrunken. Wer Lust hat, nach Hause zu gehen, nähert sich der Hausfrau, verbeugt sich leicht und reicht ihr die Hand zum Abschiede. Die Gäste, die zurückbleiben, vereinigen sich gewöhnlich zu einer Parthie Whist.

Die Mahlzeiten der Großen sind äußerst verschwenderisch, und vereinigen die kräftige englische Küche mit der rafinirten Französischen.

Mit Vergnügen wird der Fremde das achtungsvolle Benehmen der Engländer gegen ihre Frauen oder andere Damen, bemerken, welches übrigens weit von jener geckenhaften Artigkeit entfernt ist, das dem Weibe von Geist und Charakter schwerlich gefällt.

Die Erziehung der Kinder gebildeter Eltern ist vortrefflich; man gewöhnt sie frühzeitig, sich in der Gesellschaft erwachsener Personen aufzuhalten, und erlaubt ihnen selbst, sich mit Bescheidenheit in das Gespräch zu mischen. Ihr Urtheil wird dadurch gebildet, und ohne vorlaut zu seyn, legen sie frühzeitig jene Blödigkeit ab, welche, eine Folge der

entgegengesetzten Erziehung, dem Menschen oft das ganze Leben hindurch anhängt.

Der Engländer liebt Beschäftigung; aber seine vorzügliche Neigung scheint doch der Handel zu seyn; berechnende Klugheit, Ordnungsliebe, Ausdauer und Unternehmungsgeist sind ihm im hohen Grade eigen, und diese Gaben, die glückliche Lage des Landes und der Gemeinsinn, der jeden Engländer beseelt, sind es, welche das englische Volk zu dem wohlhabendsten und mächtigsten der Erde erhoben.

Die Stunden der Muße benützt der Engländer, die öffentlichen Blätter zu lesen, welche ihn unterhalten und belehren, und Tausende in London kennen kein anderes Vergnügen, als bei der muntern Flamme des Kamines zu sitzen, einige Tassen Thee zu trinken und die unzähligen Zeitungen zu durchblättern, welche jeden Tag in dieser Stadt erscheinen. Diese Lesewuth hat sich selbst bis zur gemeinsten Klasse des Volkes verbreitet, und die wohlthätigen Folgen derselben sind nicht ausgeblieben; denn während in andern Ländern der gemeine Mann theilnahmslos an Allem, was nicht sein persönliches Wohlergehen betrifft, dahin lebt, ist der Engländer von Allem unterrichtet, was in und außer seinem Vaterlande vorgeht, und wer jemals mit den Leuten aus der untern Volksklasse verkehrte, wird vielleicht, gleich mir, ihr gesundes Urtheil, ihre kräftige Denkweise, und die Kürze und Genauigkeit ihrer Antworten bewundert haben.

Das weibliche Geschlecht in London muß man da, wo es am verehrungswürdigsten ist, im häuslichen Kreise gesehen haben, und man wird bei ihm die Vereinigung aller Tugenden und Eigenschaften entdecken, die es so ganz eignen, den fühlenden Mann als treue Gefährtinnen, einem wohlthätigen Genius gleich, durch das Leben zu begleiten. Die

jungen Schönen zeigen sich zwar spröde und kalt, nichts destoweniger bin ich aber der Meinung, daß sie unter dieser künstlichen Hülle ein warm fühlendes Gemüth verbergen, und weit ernsterer und dauerhafterer Neigungen fähig sind, als die Töchter des Südens.

IV.

Besuch der Umgegend Londons. — Fußreise nach Epsoom. — Schilderung des Pferderennens daselbst. — Vergnügter Abend in Vauxhall.

In London herrscht im Allgemeinen ein so großer Wohlstand, daß Tausende seiner Bewohner Besitzer von Landhäusern sind, woselbst sie nach beendigten Geschäften in der Stadt den Rest des Tages im Kreise ihrer Familien zubringen, und am Morgen wieder nach London zurückkehren. Diese prächtige Stadt ist daher auf mehrere Meilen im Umkreise mit den lieblichsten, alle Formen des Angenehmen erschöpfenden Gebäuden bedeckt. Die stets grünen Rasenplätze, die reinlichen Wege, die vielen exotischen Stauden, welche, in malerische Gruppen vertheilt, die freundlichen Wohnungen umgeben, die zierlichen Geländer, welche zwar den Zudringlichen abhalten, aber dem Reisenden doch den Anblick der lachenden Umgebung nicht entziehen, sind Beweise ihres Geschmackes und der sorglichsten Benutzung der Ländlichkeit, die selbst die kahlste Gegend in einen herrlichen Garten umzuschaffen versteht. Aber diese Zierlichkeit erstreckt sich nicht allein auf die Landhäuser; selbst die vielen, zur Hauptstadt führenden Strassen, längst welchen sie erbaut sind, tragen

das Gepräge der Sorgfalt und Ordnung, welche sich in Allem ausspricht, was der Engländer unternimmt, und sie sind so sorgfältig unterhalten, daß die unzähligen Wagen, die über sie wegrollen, kaum eine Spur ihres Gleises hinterlassen; zu beiden Seiten derselben befinden sich Trottoirs und Laternen auf geschmackvollen Pfählen ruhend, so, daß diese Landstrassen des Abends beinahe eben so glänzend beleuchtet werden können, als die Strassen der Stadt. Alle Viertelstunden sind endlich kleine Wachthäuser aufgestellt, worin sich bei schlechter Witterung die bewaffneten Wächter aufhalten, welche die Stunde abrufen, und Unordnungen und nächtliche Einbrüche verhindern. Diese trefflichen Einrichtungen sind denn auch hier, wie überhaupt alle gemeinnützigen Anstalten, deren Beförderung an andern Orten ein sehr kostspieliges Personal erfordert, durch Privatbeiträge vermittelt und unterhalten, und nirgend entsteht, wie dieß so häufig dort der Fall ist, Klage über Mangel an Aufsicht und Aufrechthaltung der gesetzmäßigen Ordnung.

Ich habe durch fleissiges Besuchen der Umgegend Londons meine Zeit gut angewendet, und das Bild der herrlichen Gegenden von Chelsea, Primrosehill, Islington, Dettenham, Botny, Kingston, Richmond, Twickenham, Islenworth und Brentford prägten sich mir mit unvertilgbaren Zügen in die Seele.

Der Führer des Schiffes, die Lavinia benannt, hatte mich indessen in Kenntniß gesezt, daß er sich zwar zur Abreise vorbereite, der Schiffseigner jedoch Willens sey, das Schiff erst in Lissabon mit Wein für Brasiliens Hauptstadt zu befrachten; wenn mir nun diese Abänderung des früheren Reiseplanes anstehe, so würde er mir zur rechten Zeit den Tag der Abreise anzeigen. Bei der Wahrscheinlichkeit, daß mein Aufenthalt in England also nur mehr von kurzer Dauer

seyn würde, war mir natürlich die Gelegenheit sehr erwünscht, noch einem Pferderennen, diesem Lieblingsvergnügen der Engländer, beizuwohnen, welches, wie die öffentlichen Blätter berichteten, in einigen Tagen bei dem Städtchen Epsoom gehalten werden sollte. Mehrere meiner Bekannten verabredeten dorthin zu reiten, und ich dachte mich an sie anzuschließen; am Vorabende des Pferderennens war jedoch in ganz London um keinen Preis mehr weder ein Pferd noch ein Platz auf einer öffentlichen Kutsche zu haben, und ich hatte keine andere Wahl, als zu Hause zu bleiben oder zu Fuße nach Epsoom zu wandern, ein Vorhaben, das einige Philosophie erfordert, da der Fußgeher, besonders in der Nähe der Hauptstadt, ein Gegenstand des Mitleidens oder des Spottes ist. Dieß konnte mich jedoch nicht abhalten, und ich trat, sobald es tagte, meinen Weg rüstig vorwärts schreitend an; aber auf den Straßen reihte sich bereits Wagen an Wagen, und als ich endlich am Ziele meiner Reise anlangte, war ich dermaßen mit Staub und Schweiß bedeckt, daß mich selbst meine Landsleute, die nach mir ankamen, nicht mehr erkannten. Unterwegs war ich der Gegenstand gar mancher Bemerkungen, und häufig das Stichblatt des plumpen Witzes der Vorüberfahrenden. Sobald ich mich jedoch gewaschen, abgebürstet und durch ein ächt englisches Frühstück gestärkt hatte, waren auch die kleinen Unannehmlichkeiten der Reise schnell vergessen, und ich bereitete mich, das Schauspiel, das meiner wartete, mit der frohesten Laune zu genießen.

Vor Epsoom erhebt sich ein Hügel, dessen sanfte Abdachung nach allen Richtungen in einer Ebene endet; und um ihn war die Rennbahn ausgesteckt, und zu beiden Seiten mit Stricken bezeichnet. Am Ziele stand ein Gerüste, worauf die Preisrichter Platz nahmen; etwas davon entfernt war ein kleiner Pavillon aufgerichtet, woselbst von vereideten Per-

sonen die Wetten dieses Tages protokollirt wurden. Die Zahl der Wagen aller Art, welche größtentheils vierspännig, die Pferde mit prächtigen Geschirren, die Vorreiter in Atlas gekleidet, erschienen, betrug viele Tausende, und ich bedaure nur, keine Abschrift von den Zeitungsberichten über dieses Volksfest genommen zu haben; ihnen gleich kam die Zahl der berittenen Zuseher; das Landvolk strömte von allen Seiten herbei, und gegen drei Uhr nach Mittag waren wohl über 60,000 Menschen auf dem Rennplatze versammelt. Die Wagen hielten hintereinander, wie sie ankamen, und fuhren auf beiden Seiten der Rennbahn in Reihen auf, wobei die größte Ordnung herrschte, obwohl man Niemand bemerkte, der mit ihrer Aufrechthaltung beauftragt gewesen wäre. Die Unternehmer des Pferderennens hatten die bei seinem ersten Entstehen dabei üblichen Gesetze bekannt gemacht, und es fiel keinem ein, ihnen zuwider zu handeln; so hielt zum Beispiele die Tochter des Herzogs von Kent, Englands einstige Königin, mit ihrer Equipage und Gefolge mitten unter den übrigen Wagen und in einer der hinteren Reihen.

In der Rennbahn selbst liefen Männer mit großen Peitschen umher, deren Knall hinreichte, die Zudringlichen entfernt zu halten. Ich bedauerte übrigens, mich nicht vervielfachen zu können, um überall zugleich zu seyn; denn glaubte man auf einem Punkte die ausgezeichnetsten Equipagen und die herrlichsten Reitpferde zu sehen, so bemerkte man auf einer andern Seite wieder neue Ankömmlinge, welche alle, die man bisher gesehen hatte, an Glanz und Pracht übertrafen. Endlich erschienen die Rennpferde, welche sogleich nach dem Absprengungsplatze geführt wurden, wohin sie der jubelnde Zuruf der Menge begleitete; sobald sie dort angelangt waren, eilten Tausende von Reitern im Galoppe diesem Platze zu, ein wahrhaft majestätischer Anblick. — Ein Getöse, dem fernen Donner der Meeresbrandung ähnlich, verkündete bald

darauf, daß die Pferde abgesprengt seyen; wenige Augenblicke darauf sah man sie die Bahn mit einer solchen Schnelligkeit durchrennen, daß ihnen das Auge kaum zu folgen vermochte; der Zuruf des entzückten Volkes war aber wirklich betäubend, und nahm zu, je mehr der entscheidende Augenblick des Sieges heranuahte. Als das erste Rennen beendigt war, wurde der Sturm zum Gemurmel, und nahm erst dann wieder mit erneuerter Kraft zu, als frische Pferde einen neuen Wettlauf begannen. Zwei kleine Pferdchen liefen zum Schluße; dann schickten sich Wagen und Reiter zur Abreise an, und ich folgte so spät als möglich ganz demüthig zu Fuße, aber noch so entzückt von dem Genuße des Tages, daß ich einige bettelnde Zigeuner-Familien, welche ihre elenden Hütten in der Nähe des Rennplatzes aufgeschlagen hatten, reichlich beschenkte, wofür sie mir eine Menge Dinge wahrsagten, von welchen zuverlässig nichts eintreffen wird. Ohne besonders ermüdet zu seyn, langte ich endlich nach einem Tagesmarsche von 24 Meilen in Botny an, übernachtete bei meinen gütigen Freunden, und traf den andern Tag früh wieder in London ein.

Wenige Tage nach dem Pferderennen wurde Vaurhall eröffnet. Dieß ist eigentlich der Name eines kleinen Dorfes, worin dieser sogenannte Garten liegt, und woselbst sich während der Sommerzeit zu gewissen Tagen die vergnügungslustigen Bewohner aller Stände der Hauptstadt versammeln. Selbst der Hof erscheint zuweilen dort, und sobald dieß die öffentlichen Blätter als gewiß bekannt machen, kann man darauf rechnen, die ausgezeichnetsten Personen Londons daselbst zu finden; an solchen Tagen werden, wie man mir sagte, oft gegen dreißigtausend Eintrittsbillete ausgetheilt. Man muß gestehen, daß die Unternehmer von Vaurhall ihr möglichstes thun, ihre Gäste zufrieden zu stellen. Eine Unterhaltung drängt die andere; Feuerwerk, Seiltänzer, Concerte

wechseln mit einander ab; mehrere prächtig dekorirte Tanzsäle sind mit trefflichen Musikbanden besezt, und ein viereckigter Platz ist mit einer bedeckten Gallerie eingefaßt, welche durch unzählige Lampen beleuchtet wird, die in allen Farben glänzen, und die Labyrinthgänge des Gartens, schwach beleuchtet, führen zu verschiedenen Transparenten, mit so großer Kunst verfertigt und beleuchtet, daß man lange im Wahne bleibt, lebende Bilder zu sehen; ungeheure Säle sind mit allen erdenklichen Annehmlichkeiten eingerichtet, um die Eßlust der Gäste zu reizen, und selbst den leckersten Gaumen zu befriedigen, und Hunderte von Aufwärtern lauern auf die Winke derjenigen, die ihre Dienste bedürfen. Eine unsichtbare Hand scheint Ordnung zu halten, und allgegenwärtig zu seyn; man vernimmt kein lautes Befehlen, keine zankende Stimme, und obwohl Tausende von Gästen durchaus in Silber, dem kostbarsten Porzellane und den feinsten Gläsern bedient werden, so bemerkt man doch kein ängstliches Auflauern der Aufwärter, deren geübten Augen der Versuch, etwas zu entwenden, dennoch nicht entgehen würde.

Diese Anstalten verdienen ohne Zweifel den Beifall, welchen ihnen die Menge zollt; auch ich weidete mich einige Augenblicke an ihnen, aber die Menschen erregten meine Theilnahme doch noch mehr, als Vergnügungen, welche ich schon so oft, wenn auch weniger glänzend, genoß; und dem Beobachter fehlte es hier wahrlich nicht an Stoff zu mancherlei Betrachtungen. Ich habe immer ein besonderes Vergnügen an dem Anblicke ungekünstelt vergnügter Menschen gefunden, und verweile besonders gerne auf Tanzplätzen; auch hier wurde in allen Sälen getanzt, und man sah mitunter tolle Sprünge von den guten Leuten; denn Grazie im Tanze kennen die Engländer im Allgemeinen so wenig, als wir Teutsche, obwohl ich behaupten möchte, daß der teutsche Walzer, wenn er getanzt und nicht gewüthet wird, wie

dieß heut zu Tage auf Kosten der Gesundheit Sitte ist, einer der seelenvollsten Tänze ist, der beiden Geschlechtern vollkommen gestattet, durch Anstand und Haltung die schönen Formen und die Gewandtheit ihres Körpers auf das vortheilhafteste zu zeigen.

In dem schottischen Saale führte unter andern eine zahlreiche Gesellschaft einen Tanz auf, bei welchem mit solcher Geschwindigkeit mit den Füssen gezappelt werden mußte, daß ich nicht begriff, wie sie es lange aushalten konnte; einen solchen Tanz von den kräftigen und stämmigen Menschen der arbeitenden Volksklasse Alteuglands zu sehen, müßte ein Anblick seyn, der selbst den Ernsthaftesten zum Lachen bringen könnte. Vor Mitternacht hörte ich zufällig an einem entfernten Tische teutsch sprechen, und ziemlich neugierig mich der Gegend nahend, woselbst diese mir so theuren Töne herkamen, erkannte ich mehrere meiner Bekannten, zu welchen sich viele Teutsche, die sich in der ungeheuren Stadt im gewöhnlichen Geschäftsleben nur wenig begegneten, gesellt hatten. Sie schienen sich sehr wohl in England zu gefallen, und rühmten der Engländer Vorliebe für den Teutschen; nichts desto weniger wurde doch der Heimath mit großer Liebe gedacht, und auf Germanias Wohl manches schäumende Glas geleert.

Es war spät, als wir uns trennten, und die Nacht so schön, daß keiner fahren wollte; wir blieben also noch bis an die Vauxhall-Brücke bei einander, und trennten uns dann erst, um uns wohl nie wieder zu sehen, denn als ich zu Hause ankam, fand ich einen Zettel des Kapitains auf meinem Tische liegen, welcher den Abfahrtstag des Schiffes bestimmte; ich eilte daher den kommenden Tag die Miethe meiner Wohnung aufzusagen, von meinen Bekannten Abschied zu nehmen und mein Gepäcke in die Reisekoffer zu bringen.

V.

Bemerkungen über Land und Menschen in England.

Die Einseitigkeit des Urtheils so vieler Reisenden über Länder, die sie im Fluge durcheilten, und über Sitten, Gebräuche und den Charakter ihrer Bewohner, deren Sprache sie kaum nothdürftig verstanden, und welche sie, während dem Aufenthalte weniger Tage unter ihnen, sich zu beobachten anmaßten, ist in die Augen fallend. Ich würde in denselben Fehler verfallen, wollte ich mir über England und seine Bewohner ein entscheidendes Urtheil erlauben, da ich nur einige Monate in diesem merkwürdigen Lande verweilte; was ich daher über dasselbe mittheile sind nur flüchtige Bemerkungen, und findet man, daß selbst diese nicht immer mit dem Urtheile mancher Reisenden übereinstimmen, so liegt die Ursache in der mir eigenen Abneigung, andern nachzubeten und nachzufühlen, wenn meine Ueberzeugung nicht mit ihren Aeußerungen übereinkömmt.

Die Ereignisse des Augenblickes, unsere Laune und körperliches Befinden, haben häufig einen sehr mächtigen Einfluß auf unser Urtheil, und ich habe mich oft auf Bemerkungen ertappt, in der ersten Aufregung niedergeschrieben, deren Unrichtigkeit oder Partheilichkeit ich bei ruhigerem Blute vollkommen einsah. So mag es wohl manchem Autor ergangen seyn, der nur weniger geneigt war, von seinem ersten Urtheile zurückzukommen; übrigens gebe ich gerne zu, daß ich irren kann; irren wir doch allesammt, nur jeder anders.

Es ist unmöglich den Boden Alt-Englands zu betreten, ohne von dem eigenthümlichen Charakter der Landschaft

überraſcht zu werden. Nicht als ob die Natur allenthalben eigenthümliche Reitze und Abwechslungen über die Gegend verbreitet hätte; ſie war im Gegentheile ſparſam mit ihren Gaben, ſondern, weil hier die waltende und ſchaffende Hand des Menſchen ſichtbarer iſt, als irgendwo. Sorgfältig angebaute Felder und üppige Fluren ſieht man allenthalben, wo ein guter Boden den Fleiß des Landmanns lohnet; aber jene zweckmäßige Eintheilung der Felder, die Vereinigung des Nützlichen mit dem Anmuthigen, das ſichtbare Walten des Geſchmackes in den unbedeutendſten Anlagen, die zierliche Bauart der ländlichen Wohnungen, die Großartigkeit der Beſitzungen der Reichen, die Symetrie, welche endlich über die ganze Gegend verbreitet iſt, wird nirgends ſo überraſchend in die Augen fallen, als in England. Daß dieſes Bild durch eine eigenthümlich friſche grüne Farbe aller Pflanzen und Gewächſe, wohl von der vorherrſchenden Feuchtigkeit der Atmoſphäre hervorgebracht, die allen Inſeln unter dieſer Breite eigen, beſonders belebt wird, unterliegt keinem Zweifel. Eben ſo viel, als die Natur, tragen jedoch die vielen denkenden und gebildeten Menſchen zur Verſchönerung des Landes bei, welche es nicht verſchmähen, dem Pfluge zu huldigen.

Dieſe Männer, nicht reich genug, ländliche Beſitzungen, die in England äußerſt theuer ſind, käuflich an ſich zu bringen, nähren ſich als Pächter der Ländereien großer Gutsbeſitzer. Durch ihre Erziehung, mit Bequemlichkeiten und den Bedürfniſſen des Luxus bekannt, tragen ſie dieſe auf ihre Wohnungen und Umgebungen über, und verwenden dieſelbe Sorgfalt auf ihre Verſchönerung, wie auf den praktiſchen Betrieb des Feldbaues oder der Viehzucht. Da, wo alſo viele ſolcher Männer auf einer Stelle beiſammen leben, erhält die Gegend das Ausſehen eines großen Gartens, in welchem die fruchtbarſten Landſtrecken zum Feldbaue verwendet werden. Kömmt man

aber in andere Theile Englands, woselbst die Mehrzahl der Landeigenthümer der gemeinen Volksklasse angehört, so nimmt die Gegend einen ganz andern Charakter an, und trägt, obwohl sorgfältig angebaut, die unverkennbaren Spuren des Mangels an Geschmack und jenes Sinnes für Verschönerung, der in allen Ländern dem Auge des Ungebildeten zu fehlen scheint.

Der aufmerksame Beobachter stößt in England alle Augenblicke auf großartige Unternehmungen, herrliche Straßen, Brücken, Kanäle, Eisenbahnen, öffentliche Bauten ꝛc. ꝛc.; er bewundert mit Recht die Zweckmäßigkeit ihrer Anlage, den Geist der Ordnung, welcher über sie verbreitet ist, und staunt um so mehr, da diese trefflichen Anstalten sämmtlich von Privatleuten, oder von einem Vereine mehrerer Personen gegründet wurden, welche für ihr nützliches Bestreben und ihre Erhaltung Sorge tragen. Seine Bewunderung wird aber noch gesteigert, wenn er Gelegenheit hat, sich zu überzeugen, auf welche einfache und wenig kostende Art die Verwaltung über diese großartigen Anstalten geführt wird.

Da sieht man keine Palläste von einem Heere vielschreibender Beamten angefüllt, deren Besoldung das Doppelte kostet, was irgend eine Unternehmung einzutragen vermag, und welche, immer einer den andern kontrolirend und Aktenstöße revidirend, nicht Zeit finden, an Ort und Stelle den öffentlichen Anstalten die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen. Die Unternehmer irgend einer Anstalt theilen dort die Geschäfte unter sich; der Kaufmann, als natürlich geübter Rechner, führt die Kontrole über Ausgabe und Einnahme; dem Sachverständigen, dessen Talente und bereits erprobte Geschicklichkeit man im Volke sehr gut zu würdigen weiß, wird die Leitung des ganzen Unternehmens anvertraut; einige praktisch unterrichtete Männer werden als Aufseher über

daſſelbe geſtellt, die Compagnie kömmt ein paarmal des Jahres zuſammen, die Controle wird vorgelegt, die Aufſeher berichten über den Zuſtand der Anſtalt, die nöthigen Verfügungen werden getroffen, und das ganze Geſchäft iſt beendet.

Daß für die Regierung aus dem Unternehmungsgeiſte der Engländer ſehr viele Vortheile hervorgehen, iſt einleuchtend, da die große Menge der öffentlichen Geſchäfte größtentheils von dieſen verſehen werden, und die Regierung allein zu wachen hat, daß die verſchiedenen Geſellſchaften ihre Verbindlichkeiten genau erfüllen. Mehr als ihre Ermahnungen trägt aber die öffentliche Stimme dazu bei, daß dieſe Geſellſchaften alles aufbieten, das Publikum zufrieden zu ſtellen; und die herrlichen Straſſen Englands, die Sicherheit und Eile, mit welchen die öffentlichen Poſten den Reiſenden befördern, das Zutrauen, welches die zahlreichen Aſſecuranz-Anſtalten genießen, ſind hinreichende Beweiſe, um wie viel beſſer das Publikum ſich befindet, wenn Privatleute für ſeine Bedürfniſſe ſorgen.

Ich habe mich vielfältig um das Verwaltungsperſonal mancher jener rieſenmäßigen Anſtalten erkundiget, die jährlich Summen zu verrechnen haben, welche die Einnahme und Ausgabe mancher europäiſchen Königreiche weit überſteigen; ich will hier nur jene Aſſecuranz-Compagnie als Beiſpiel anführen, woſelbſt die ungeheure Zahl Schiffe, welche alle Meere befahren, und nach allen Gegenden der Erde Handel treiben, nebſt ihren Ladungen, verſichert werden. Dieſe Compagnie hat allenthalben ihre Agenten und Comptoirs, in London ſelbſt ihren Hauptſitz, und wählt aus ihrer Mitte ihre Vorſtände, aber von Aſſecuranz-Räthen, Aſſeſſoren, Actuars, Acceſſiſten, Aſpiranten und Practikanten weiß man bei dieſer großartigen Anſtalt eben ſo wenig, als von der Aengſtlichkeit der Vielſchreiberei, und dem bedauernswerthen

Mißtrauen, welches, besonders in Teutschland, dem raschen und energischen Gange aller Geschäfte so hinderlich ist, und zu den einfachsten Geschäften so viele Mitarbeiter nöthig macht.

Man wird mir einwenden, daß in jenen Ländern, welche keinen Handel treiben, das Vermögen der Privatleute nicht so bedeutend ist, um großartige Unternehmungen wagen zu können, und gleich den Engländern Caution zu leisten, daß sie dasjenige auch zu Stande bringen, wozu sie sich verbindlich machten. Ich kann jedoch diese Meinung nicht theilen, und bin überzeugt, daß es auf dem Continente viele Personen gibt, welche ihr Geld unbenüzt zu Hause liegen haben, weil sie es nirgends mit Sicherheit und Gewinn auflegen können. Die Regierung gebe nur den Selbstbetrieb der Fabriken aller Art auf, sie überlasse den Spekulanten die Besorgung der Posten, die Erbauung und Unterhaltung der Landstraßen, Brücken ꝛc. ꝛc.; sie trage jedoch Sorge, daß durch eine gute Gesetzgebung und verbesserte Prozeßordnung das rechtmäßige Eigenthum gesichert, und die Sicherheit der Privilegien nicht durch irgend einen Virtuosen in der Rechtsverdrehung gefährdet werden könne, so werden sich sogleich Gesellschaften vereinigen, und alle diese Anstalten besser betreiben, als dieses allenthalben geschieht, wo die Regierung die Hand im Spiele hat.

Die durch die Verminderung der Regiekosten bedeutend verminderten Staatsausgaben würden jenen Staaten, deren Hilfsquellen beschränkt sind, sehr zu Gute kommen; in England scheint man diese Wohlthat freilich nicht zu fühlen, da, trotz der ungeheuren Einnahme, in manchen Jahren die Summe der Ausgaben die Erstere beträchtlich übersteigt. Die Ursache dieses mangelhaften Haushaltes zu beleuchten, ist eine Aufgabe, welche in der gegenwärtig bewegten Zeit vielleicht ergründet und gelöset werden dürfte. Die ungeheu-

ren Abgaben, welche auf der arbeitenden Klasse des englischen Volkes lasten, müssen vermindert werden, und Ersparungen machen dieses allein möglich; es ist daher zu hoffen, daß man bei denjenigen anfangen wird, welche bisher, ohne die mindesten Dienste zu leisten, aus der Staatskasse unterhalten wurden; ich spreche von den Sine-cura Stellen. Man wird erstaunen, wenn diese zur Sprache kommen, und das muß früh oder spät geschehen, welche ungeheuren Summen auf diese Weise alljährlich verschwendet werden, und welche Summen die Regierung, bei ihrem häufig wechselnden Systeme, nöthig hat, um sich Anhänger und Vertheidiger desselben zu erkaufen.

Bei dieser Gelegenheit scheint es mir die geeignete Stelle zu seyn, von der in England herrschenden Armuth zu sprechen; natürlich kann nur von Alt-England die Rede seyn. Daß sie groß ist, muß wohl wahr seyn, weil es uns alle englische Blätter versichern; ich kann dieser Behauptung aber nur in so ferne beistimmen, als ich den Begriff theile, den man in Alt-England von Armuth hat.

Wer dieses Land besuchte, wird bemerkt haben, welche Ansprüche die Individuen aller Stände an das Leben machen, um es, nach ihrer Art sich auszudrücken, behaglich oder comfortable zu nennen. Der unbedeutendste Handwerker, der geringste Taglöhner will sich schön kleiden, angenehm wohnen und gut nähren; außerdem verlangt er, sich einigemal im Jahre, einen sogenannten frohen Tag zu machen. Bringen es die Umstände mit sich, begegnet ihm Widerwärtiges, vermindert sich seine Einnahme, und mit ihr die Möglichkeit, seine vielseitigen Bedürfnisse rücksichtslos zu befriedigen, so schreit er über Mangel und Armuth, und statt sich einzuschränken, rastet er nicht, bis er unter die Armen sei-

nes Kirchspieles eingeschrieben ist, und dadurch dem Staate zur Last fällt.

Auf dem Lande muß die Zahl der Armen sehr groß seyn, da in vielen Theilen Englands die Bevölkerung allein aus Taglöhnern und Pächtern besteht. Die Erstern sind daselbst unbegüterte Leute, welche allein von ihrer Handarbeit leben, und die, sobald sie durch Gebrechen und Alter zu derselben unfähig werden, als Hilfsbedürftige von dem Lande unterhalten werden müssen. In dieselbe Klasse gehören die zur See Dienenden, welche manchmal noch rüstig, aber zu ihrem schweren Dienste unfähig, das Armenhaus ihres Kirchspieles aufsuchen, und in jeder ländlichen Arbeit unwissend, oder zu träge, ihre Arme zu gebrauchen, lieber im Müßiggange und von dem National-Almosen leben.

In den großen Städten Englands ist der Wechsel von Wohlstand und Armuth eine ganz gewöhnliche Erscheinung, und eine ganz natürliche Folge des nicht immer berechnenden Spekulationsgeistes der Engländer. Kaum daß ein Bewohner dieses handeltreibenden Landes im Besitze einiger hundert Pfund Sterling ist, so wird er nicht mehr Ruhe haben, bis irgend ein Geschäftchen angefangen ist. Begünstiget ihn im Anfange das Glück, und genießt er den Ruf eines thätigen und ehrlichen Mannes, so findet er ohne Mühe Kredit, wagt sich an größere Geschäfte, sezt oft unbedachtsam sein ganzes Vermögen daran, die Spekulation mißlingt, und der Mann ist nebst seiner Familie an den Bettelstab gebracht.

Man hat mich in London öfters aufmerksam gemacht, mit welchem Leichtsinne daselbst Geschäfte angefangen und Gelder geborgt werden. Junge Leute, welche sich erst wenige Tage im Besitze ihres größern oder kleinern Erbtheiles befanden, wagten sich schon an die so betrügerischen Papier-

geschäfte an der Börse. Andere richteten einen leer gewordenen Kaufladen in der Altstadt ein, nahmen die Hälfte der Waaren auf Kredit, verkauften zu jedem Preise, und nach vierzehn Tagen konnte man dieselben Leute in einem entlegenen Theile der ungeheuren Stadt wieder finden, mit Einrichtung eines neuen Ladens beschäftiget, und den Kredit eines benachbarten Großhändlers mißbrauchend, um nach einiger Zeit mit dem Erlöse aus den rasch verkauften Waaren zu verschwinden, und in einem ganz entgegengesezten Theile derselben als beginnende Krämer wieder aufzutreten, bis es den vielfach getäuschten Gläubigern gelingt, sie aufzufinden, auf ihr Waarenlager Beschlag zu legen, und sie der höchsten Dürftigkeit Preis zu geben. Zu dieser Klasse, durch Leichtsinn Verarmter, kömmt endlich die große Zahl derjenigen, welche ihr Vermögen durch Unglück verlieren, und es geht vielleicht kein Sturm auf irgend einem Meere vorüber, der nicht einige hundert Unglückliche in England auf die Armenliste bringt.

Trotz der Unterstützungen, welche diesen gereicht werden, und welche eine eigene Armentaxe nöthig machte, die in den vereinten Königreichen die ungeheure Summe von sieben Millionen Pfund Sterling beträgt, wimmeln dennoch alle Städte von Bettlern, und man rechnet, daß in London allein 20,000 die öffentliche Mildthätigkeit in Anspruch nehmen, von welchen wenigstens die Hälfte aus rüstigen Müssiggängern besteht, welche ihr Gewerbe mit wahrer Kunstfertigkeit betreiben, und nach vollendetem Tagwerke besser leben, als mancher fleißige Bürger, der im Schweiße seines Angesichtes seinen Unterhalt verdienet. Es ist sogar Thatsache, daß es Bettler gibt, welche Summen auf der National-Bank liegen haben, von deren Interesse man auf dem Continente sehr anständig leben könnte. Wahrscheinlich ist die Polizei in London anderwärtig zu sehr beschäftiget, um den Mißbrauch des Straßenbettels abzuschaffen.

Durch die glückliche und abgesonderte Lage Englands sind Charakter, Sitten und Gebräuche der Bewohner dieser schönen Insel, höchst original geblieben, und haben sich nicht durch Völkerwanderungen geändert und wieder geändert, wie die jener Nationen des europäischen Continentes, die von Norden nach Süden und von Süd nach Nord sich gleichsam unter einander mischten, ihre Sitten und Gebräuche dort, wo sie verweilten, zurückließen, und dafür jene des Volkes, bei dem sie sich aufgehalten, in ihre Heimath verpflanzten. England blieb, seit es sich der Herrschaft der Normanen unterwarf, von solchen Besuchen befreit, daher ist dort, und im Charakter des Volkes, so wenig Fremdes zu bemerken, und selbst die Gesichtsbildung und das Benehmen seiner Bewohner ist so auffallend von dem anderer Völker unterschieden, daß wer nur einige Zeit unter ihnen lebte, einen Engländer, wo er ihm auch begegnen mag, sogleich erkennen wird.

Einige Reisende behaupten, daß die Zahl jener Personen, welche man Leute von Weltbildung nennt, in England bedeutend geringer wäre, als in einem der England an Umfang gleichen Länder des Continentes, und wirklich scheint es, daß nur diejenigen Personen in England auf diese Vorzüge Anspruch machen können, welche den Continent bereisten und daselbst die Zirkel der gebildeten Welt besuchten; und daß diejenigen, welche ihr Inselland niemals verließen, in ihrem Benehmen entweder eine gewisse Schüchternheit wahrnehmen lassen oder eine etwas rauhe Aussenseite nicht immer verbergen können. Um übrigens den Charakter eines Volkes kennen und beurtheilen zu lernen, scheint es mir, daß man sich mit dem Mittelstande und dem gemeinen Manne vorzugsweise bekannt machen müsse. Ich habe es mir wenigstens angelegen seyn lassen, das Betragen beider Klassen, bei verschiedenen Gelegenheiten zu beobachten, und überall bemerke ich bei manchen Fehlern, doch wieder so viele Beweise

eines kräftigen Gemüthes, des biedersten Charakters und durchgehends verständigen Benehmens, daß ich gerne die viehische Rohheit Einzelner übersah, bei welchen doch so bereitwillig mancher Erzähler verweilt, als könne ein Volk nach einzelnen Individuen beurtheilt werden.

Viele Reisende, welche ohne Empfehlungen oder öffentlichem Rufe nach London kamen, haben sich mit Bitterkeit über den Mangel an Geselligkeit, und die zurückstoßende Weise der Engländer, beklagt, und in der That kommen sie selten dem Fremden entgegen, bis sie das Vorurtheil gegen den Ausländer, das fast allen, die England nie verließen, anklebt, überwunden haben, und bis sie sich von dem Verdienste des Mannes der ihren Umgang sucht überzeugten; dann wird er aber auch mit der größten Herzlichkeit unter ihnen aufgenommen werden und bald gänzlich vergessen, daß er ein Fremder ist. Sehr viele Teutsche, die in London leben, und von den englischen Familien ganz wie Mitglieder derselben behandelt werden, können dieses bestätigen. Eine andere Ursache der Ungeselligkeit gegen Fremde ist vielleicht die große Geselligkeit der Engländer unter sich, und da es ihnen besonders in dem unermeßlichen London niemals an Abwechslung fehlt, so sind sie nach Bekanntschaften mit Fremden, wenn diese, wie gesagt, nicht Personen von ausgezeichnetem Rufe, oder vorzüglichen Talenten sind, wenig begierig. Der Engländer ist, oder vielmehr scheint kalt; von manchen wird dieses wohl übertrieben und artet in ein Benehmen aus, welches Mangel an Erziehung verräth; übrigens frägt es sich noch, ob die Engländer nicht durch diese Zurückhaltung gewinnen?

Wir Teutsche, auf dem Erdenrunde als große Verehrer alles dessen, was uns aus der Fremde zukömmt, bekannt, freuen uns, wenn der gänzlich unbekannte Ausländer, der sich durch unser Entgegenkommen geehrt fühlen sollte, uns

ein freundliches Wort zuwirft, und sind nur zu geneigt, ihm, ohne die mindeste Vorsicht, unser Vertrauen, unsere ganze Neigung zu schenken; aber wie viele mag es unter uns geben, welche dieses Zuvorkommen zu bereuen Ursache hatten, und wie viele Familien wurden wegen diesem unvorsichtigen Entgegenkommen nicht ihres Friedens beraubt!

Ich nehme übrigens keinen Anstand, als Miturſache des äußerst zurückgezogenen Betragens der Engländer, die dort herrschende Preßfreiheit und die ungeheure Menge der öffentlichen Blätter anzugeben, welche manchmal rücksichtslos das Privatleben der Familien, oder einzelne Personen zum Gegenstande ihres Witzes oder ihrer Satyre wählen, und hinter diesen, unbeschäftigten Menschen willkommenen Klatschereien, die Armuth ihrer schriftstellerischen Arbeiten verbergen. Manche Familien suchen daher einer niemals angenehmen Oeffentlichkeit dadurch zu entgehen, daß sie nur solchen Personen den Zutritt in ihren engeren Kreis gestatten, welche ihr geprüftes Vertrauen genießen.

Wenn es übrigens schwer hält, mit dem Engländer bekannt zu werden, so wird man ihn noch mehr von sich entfernen, wenn man sich demselben mit süßer Freundlichkeit und kriechender Unterwürfigkeit nähert. Man kann seine Achtung nur durch ein gesetztes und ernstes Benehmen erwerben; er liebt Gründlichkeit im Denken und Wissen, und daß man sich mit Festigkeit und Kraft ausdrücke. Er wird den Fremden lange beobachten, ehe er ihm Beweise seines Zutrauens gibt; besteht dieser jedoch die Probe, so kann er auf dauernde Achtung und thätige Freundschaft, er mag vom Glücke begünstiget oder vom Unglücke verfolgt seyn, rechnen.

Man hat in Teutschland eine manchmal irrige Ansicht von der Großmuth und dem Wohlthätigkeitssinne der Eng-

länder, und ich gestehe, daß ich vor meiner Ankunft in England dieselbe theilte. Wenn ich jezt anderer Ansicht bin, so ist dieses eine Folge meines vielseitigen Umganges mit Engländern.

Ich erinnere mich einzelner Züge von Großmuth und Mildthätigkeit, die ganz entschieden aus dem Herzen kamen; aber ich gelangte auch zur Ueberzeugung, daß manche scheinbar großmüthige Gaben entweder in der Absicht gereicht wurden, um den Namen eines Beschützers oder Wohlthäters zu erwerben, oder daß eine reichlich genossene Quantität geistiger Getränke erforderlich war, um die Herzen zum Mitgefühle zu erweichen. Dieses ist nirgends mehr der Fall, als bei jenen zahlreichen Subskriptionen zur Unterstützung Bedürftiger, deren Größe uns oft in Erstaunen sezt, und welche zuverlässig erst dann eröffnet werden, wenn der edle Rebensaft eine vollkommene Revolution in dem Blute der anwesenden Gäste hervorgebracht hatte.

Ich war selbst bei einem solchen Gastmahle, welches dem bekannten Generale Robert Wilson gegeben wurde, zugegen, bei welchem vor Beendigung der Tafel eine Subskriptions-Liste umherging, um diesen Offizier, welcher die Absicht bekannt gemacht hatte, den konstitutionellen Spaniern Offiziere und Mannschaft zuzuführen, in seinem Vorhaben zu unterstützen. Bei dieser Gelegenheit wurde gewaltig viel getrunken und subskribirt, worüber einige nähere Bekannte dem General nach aufgehobener Tafel beglückwünschten, worauf ihnen jedoch dieser lachend antwortete, daß er vollkommen überzeugt sey, daß, wenn es zum Einfordern der unterzeichneten Summe komme, nicht der dritte Theil derselben eingehen würde, denn der Engländer auf seinem Comptoir, und der Engländer als Theilnehmer eines großen Gastmahles seyen durchaus zwei ganz entgegengesezte Menschen.

Jene Gutmüthigkeit und das Gemüthliche, welches den Teutschen vor allen Völkern Europas eigen ist, besizt der Engländer meines Erachtens nicht, und seine Wohlthaten sind selten von jener liebevollen Weise begleitet, welche den Werth derselben in den Augen des Empfängers so sehr erhöhen. Sein Benehmen und seine Aeußerungen tragen häufig das Gepräge der Menschenverachtung, und jenes Geldstolzes, der sich alles erlaubt, was Laune und Uebermuth ihm eingeben.

Der Engländer aus der untern Volksklasse ist rauh, und scheint grob zu seyn; er ist voll Vorurtheil, und äußerst stolz auf die Vorzüge seines Landes, denkt er mit Geringschätzung von andern Völkern. Beleidigungen pflegt er auf die derbste Weise zu ahnden; aber auch in der höchsten Erbitterung verachtet er jede Hinterlist, und ist nach beendigtem Streite jederzeit bereit, seinem Gegner großmüthig die Hand zur Versöhnung zu reichen. Die Liebe für das Vaterland, und seine Theilnahme an dem Ruhme oder der Demüthigung desselben theilt er aber mit allen Ständen der bürgerlichen Gesellschaft. Er murret, wie dies überall der Fall ist, wenn er höhere Steuern geben soll, ohne daß sich die Nothwendigkeit hiezu bewährt; aber erfordern es die Umstände wirklich, so ist er ohne Weigerung bereit, Gut und Blut dem allgemeinen Besten aufzuopfern. Dieser herrliche Gemeinsinn, welcher den Pair Englands, wie den ärmsten Fischer der Küste beseelt, macht England überwindlich; er ist die Folge weiser und kräftig aufrecht erhaltener Gesetze, und des erhabenen Gefühles in der Brust jedes Einzelnen, der Bürger eines freien Landes zu seyn.

Dem Fremdlinge wird der in den englischen Gesellschaften herrschende Ton etwas auffallen; der Franzose wird die seinem Volke eigene Artigkeit vermissen, den Teutschen wird

die zwangloſe Annäherung aller Stände, und das Benehmen der Perſonen aus dem Mittelſtande befremden, welches im Gefühle ihrer Menſchenwürde und ihrer bürgerlichen Rechte, ohne unhöflich zu ſeyn, ſehr weit von jenem kriechenden Betragen entfernt iſt, das man leider in Teutſchland noch häufig bemerkt.

Die höhern Stände zeichnen ſich beſonders dadurch vortheilhaft vor denen anderer Völker aus, daß ſie, trotz ihrer vielfältigen Reiſen in das Ausland, nichts Fremdartiges annehmen, und ſtolz darauf ſind, ſie mögen ſich aufhalten wo ſie immer wollen, Engländer zu bleiben. Das edle Beiſpiel, welches ſie dadurch den übrigen Ständen geben, welche hier, wie überall, ſehr geneigt ſind, den Höhern nachzuahmen, trägt viel zur Aufrechthaltung der Originalität der Sitten und des Volkscharakters bei. Eine andere Auszeichnung der Engländer aller Stände iſt die Gabe, ſich in einer gebildeten Sprache kurz und gut auszudrücken; man findet ſelbſt in der unterſten Volksklaſſe Leute, die ganz unvorbereitet mit eben ſo viel Kraft als Zierlichkeit ſprechen; und den Einfluß, welchen eine gebildete Sprache auf die Berichtigung und Erweiterung der Begriffe hat, kann man vielleicht nirgends beſſer, als bei dem engliſchen Volke beobachten. Ich bin überzeugt, daß dieſe natürliche Beredſamkeit eine Folge des öffentlichen Vortrages iſt, und daß, ſo lange man denſelben nicht in Teutſchland einführt, wir Teutſche das einzige gebildete Volk bleiben, welches zwar tief denkt, vortrefflich ſchreibt, aber ſich im gemeinen Leben ſchlecht ausdrückt. Ich möchte beinahe behaupten, daß wir trotz unſerer trefflichen Lehranſtalten, welche die des Auslandes ganz beſtimmt in ihrer zweckmäßigeren Einrichtung übertreffen, und trotz unſerer vielſeitigen Bildung, welche uns manchmal vom gründlichen Wiſſen etwas entfernt hält, nur darum dem Ausländer ſo häufig den Vortheil über uns geſtatten, weil dieſer ſeine geringeren

Kenntniſſe in einer beredten Sprache vorträgt, die uns ſo häufig fehlt.

Eine Eigenheit des Engländers, welche ihm keineswegs zum Ruhme gereicht, iſt die Ueberſchätzung ſeines eigenen Werthes, und die geringe, oft wirklich alberne Meinung, die er von allem hat, was nicht aus ſeinem Lande kömmt. Obwohl die Gebildeteren jezt anfangen, ſich mit den Vorzügen anderer Länder und Nationen bekannt zu machen, ſo iſt doch noch der gröſte Theil des Volkes mit Vorurtheilen gegen dieſe erfüllt, die oft ſo lächerlich als ärgerlich ſind. Nicht ohne Erſtaunen habe ich, in neuern engliſchen geographiſchen und geſchichtlichen Lehrbüchern blätternd, die Bemerkung gemacht, daß dieſe Angaben von fremden Ländern, und den Sitten und Gebräuchen ihrer Bewohner, beſonders von Teutſchland, enthielten, wie dieſe noch vor einem halben Jahrhundert waren. Wie oft mußte ich mich nicht, mit ſonſt ſehr unterrichteten Engländern, abmühen, um ihnen begreiflich zu machen, daß wir Teutſche, mit der Zeit fortſchreitend, unſere Gebräuche und Gewohnheiten geändert, und unſer Wiſſen erweitert hätten; umſonſt nannte ich die Namen der ausgezeichneten Teutſchen, welche ſich den Berühmteſten ihres Volkes gleichſtellen konnten; dieſe Gelehrten und ihre groſartigen Leiſtungen waren nur wenigen Auserwählten, und einigen weniger Gebildeten, allein aus höchſt mittelmäßigen Ueberſetzungen und Recenſionen, bekannt; und ich überzeugte mich zulezt, daß ein Engländer eher alles aufgeben kann, als das Vorurtheil für ſich und gegen andere.

Noch auffallender waren mir die übertriebenen Ausdrücke, deren ſich der Engländer in der gewöhnlichen Unterhaltung bedient; an dem Franzoſen, dem Vielſprechen Bedürfniß iſt, befremdet mich dieſes nicht ſo ſehr, als an dem ruhigen, gediegenen Engländer; aber wie geſagt, er iſt mit

dieſen Uebertreibungen noch freigebiger, als ſein munterer Nachbar. Bei der unbedeutendſten Veranlaſſung hört man die Wörter dreaful Shoking very happy etc. (ſchrecklich, entſetzlich, ſehr glücklich). Mit derſelben Uebertreibung rühmt der Verkäufer ſeine Waare, der Handwerker ſeine Arbeit, und bedient ſich ohne Unterſchied aller nur möglichen Mittel, um auf die Leichtgläubigkeit der Menſchen zu wirken.

Man kann in den öffentlichen Blättern Londons Ankündigungen leſen, welche den Fremdling, beſonders den Teutſchen, dem Uebertreibung und Prahlerei ſo ſehr zuwider ſind, einige Zeit in Zweifel laſſen, ob er ſich über die Unverſchämtheit des Ankündigers ärgern, oder über ſie lachen ſoll. Was würde man ſelbſt in unſern Hauptſtädten davon denken, wenn unſere Aerzte im ächten Marktſchreiertone in allen Blättern bekannt machen ließen, ſie hätten ächte und unfehlbare Heilmittel für alle Arten von Krankheiten erfunden; oder ein Kaufmann kündigte an, er habe ſo eben eine Sendung koſtbarer Shawle bekommen, welche eigentlich für den Kaiſer von Perſien verfertiget worden ſeyen; oder wenn es dem Direktor eines Theaters einfiele, nachdem eine der Vorſtellungen ſeines Perſonals am Vorabende, bei leerem Hauſe, ausgepfiffen worden war, den andern Tag anzukündigen, daß, da das Haus bei der Vorſtellung des geſtrigen Stückes, welches mit unbegränztem Beifalle gegeben worden ſey, die herbeiſtrömende Menge nicht zu faſſen vermocht hätte, ſo beehre man ſich, das Publikum zu benachrichtigen, daß es eheſtens wieder gegeben würde. Eben ſo übertrieben ſind in England die Aufſchriften der Schilde an den Häuſern, und wenn nichts mehr hilft, ſo kauft man ſich ein Patent. Man iſt darin in London ſo weit gegangen, daß es kein menſchliches Bedürfniß mehr gibt, welches nicht patentiſirt wäre; viele dieſer Patentdinge ſind ausgezeichnet, und rechtfertigen das Lob des Erfinders, aber viele ſind auch ganz und gar auf

die Leichtgläubigkeit der Menschen berechnet. Diese Marktschreiereien werden aber bei öffentlichen Versteigerungen bis zur Virtuosität getrieben. Man kann sich besonders unter den Südteutschen, die manchmal etwas wortkarger Natur sind, keine Vorstellung von der Zungengeläufigkeit der englischen Ausrufer und ihrer Fertigkeit machen, welche den unbedeutendsten Gegenstand mit der lächerlichsten Uebertreibung anzurühmen verstehen; beobachtet man nun außerdem noch den Menschen, mit welchem Pathos und Ernste er spricht, als ob er die wichtigsten Staatsangelegenheiten vor dem Parlamente verhandelte, so kann man sich des Lachens unmöglich enthalten, und ein paar Mal unterhält man sich dort wirklich recht gut. Man wird mir hier einwenden, daß nur Thoren sich von solchen Marktschreiern anziehen und täuschen lassen, aber ich habe allenthalben eine große Menge recht vernünftige Leute gefunden, welche die erwähnten Anzeigen mit Vergnügen lasen, und ihnen nachgingen; daß ich jezt von der Vorliebe des Engländers für Uebertreibung überzeugt bin. Ueberhaupt kann man sich nicht bergen, daß bei diesem Volke sich die Extreme in vielen Dingen berühren.

Die Bewohner des Inselandes, welche den Continent besuchen, zeichnen sich häufig durch ein extravagantes Betragen aus, und wollte man sich nach ihnen ein Bild von dem Charakter, den Sitten und Gebräuchen des englischen Volkes entwerfen, so wäre es sehr verzeihlich, England für ein großes Tollhaus zu halten. In der Heimath fällt es keinem vernünftigen Engländer ein, sich durch eine auffallende Kleidung, überhaupt durch ein Betragen auszuzeichnen, welches in der Gesellschaft seiner Mitbürger auffallen konnte. In London ist jeder Gebildete sogar ein größerer Sklave des Herkommens und der Etikette, als irgendwo, und die Sonderlinge werden dort so gut verlacht und verspottet, als in andern Ländern. Was man von dem Splen

der Engländer erzählt, hat seinen Grund, und kann als eine Nationalkrankheit angesehen werden, deren Entstehen in der Lebensweise Einzelner zu suchen ist, und von welcher auch jeder Fremde befallen werden kann, der seinen Magen mit Pudding und Beef-Steaks überfüllt, und sein Blut mit einer großen Menge des schwersten Weines verdichtet.

Ich konnte nicht umhin, einigen meiner nähern Bekannten in London, Skizzen aus dem Leben mancher Engländer zu entwerfen, welche ich auf dem Continente gesehen hatte. Man versicherte mir jedoch, daß mit Ausnahme einiger Personen vom Stande, und derjenigen, welche Handelsgeschäfte auf dem Continente führen, die meisten Reisenden entweder erst von der Schule entlaufene junge Leute, mürrische Kranke, oder Müssiggänger, Spekulanten, Bankeruties und Abentheurer sind, die sich durch Sonderbarkeiten, schmutzige Knickerei oder lächerliche Geldverschwendung auszeichnen, und es sich besonders angelegen seyn lassen, für Leute von Bedeutung zu gelten. Eine ganz besondere Klasse machen diejenigen aus, welche durch die tollste Verschwendung sich in ihrer Heimath in so große Schulden stürzten, daß ihre Revenüen nicht mehr hinreichen, daselbst anständig zu leben. Diese Personen entschließen sich sodann, einige Jahre in den wohlfeilen Städten Teutschlands, und wie sie sich für uns höchst verbindlich ausdrücken, in der Verbannung zuzubringen.

VI.

Abreise von London. — Besuch des Hospitals der Marine-Invaliden zu Grenwich. — Weitere Reise über Wolwich nach Gravesand.

Die Abreise von Kauffahrteischiffen wird jedesmal durch die Zeitungen bekannt gemacht; die Bequemlichkeit des Schiffes, die Güte der Kapitains-Küche auf das höchste gelobt, und der Tag der Abfahrt auf das bestimmteste angezeigt. Uebrigens ist nichts auf der Welt ungewisser, als diese Anzeigen, und man kann sich glücklich schätzen, wenn man vierzehn Tage nach der bestimmten Abfahrtszeit abreisen kann. Für den Fremdling, der die ganze Zeit über, in einem Gasthause wohnend, mit Sehnsucht auf die endliche Abfahrt wartet, ist dieses vergebliche Harren eben so unangenehm, als kostspielig, und obwohl ich mich nicht in dieser Lage befand, so nahm doch meine Ungeduld mit jedem Tage zu, da der Kapitain mich und meinen Freund von einem Tage auf den andern vertröstete. Obwohl nun in den öffentlichen Anzeigen mit großen Buchstaben bemerkt war, daß die nach Rio de Janeiro bestimmte Brigg, die Lavinia, bereits den größten Theil ihrer Ladung eingenommen habe, so wußten wir doch schon lange, daß sie noch gar keine hatte, und nach Lissabon bestimmt sey, um dort Wein für Brasilien als Ladung zu erhalten; da übrigens kein anderes Schiff dahin abging, so wurde beschlossen, die Ankunft der Lavinia in Gravesand, 24 Meilen unterhalb London, zu erwarten; unser Gepäcke, Betten und Mundvorräthe wurde nach dem Schiffe gebracht, und wir selbst entschlossen uns, eine kleine Fußreise nach dem

Städtchen Grenwich zu machen, und das daselbst befindliche Hospital der Marine-Invaliden zu besuchen.

Daß die Ufer der majestätischen Themse einen herrlichen Anblick gewähren, kann man sich wohl einbilden, da in der Nähe einer so volkreichen Stadt, wie London, jedes auch noch so kleine Plätzchen mit Geschmack und mit der größten Sorgfalt benüzt wird. Aber wäre die Natur auch weniger freigebig gewesen, als sie bei dieser Gegend mit einem lächelnden Blicke verweilte, so würde der Wanderer, der einige Zeit in der Hauptstadt lebte, sich doch wie neugeboren fühlen, da es ihm nun gegönt ist, ferne von dem lärmenden Gewühle, das herrliche Gestirn des Tages und das reine Blau des Himmels zu begrüßen, deren Anblick ihm Dampf und Rauch so lange entzogen hatten. Es war eben Sonntag, als wir unsere Reise antraten; feierliche Ruhe war über die Gegend und den mit Schiffen bedeckten Strom verbreitet; zierliche Fahrzeuge trugen festlich gekleidete Städter nach den nah gelegenen Oertern, und von einigen unbrauchbaren Kriegsschiffen, welche man in schwimmende Kapellen umgewandelt hatte, hallte der feierliche Gesang der Andächtigen zu uns herüber.

Gegen Mittag erreichten wir Grenwich, sprachen in einem Gasthofe zu, und begaben uns dann nach dem berühmten Spitale der Marine-Invaliden; der schönste Pallast, den ich noch auf englischem Boden gesehen hatte. Dieses herrliche Gebäude steht auf einer Terasse am Ufer der Themse, und bildet ein großes Viereck, um welches Säulengänge mit Statuen geziert führen. Zwei colossale steinerne Weltkugeln stehen am Haupteingange, woselbst sich beständig ein Invalide aufhält, um die Fremden, welche das Hospital sehen wollen, zu empfangen und umherzuführen.

Als er hörte, daß wir Teutſche ſeyen, entfernte er ſich ſogleich, um einen Landsmann zu holen, der uns als Cicerone dienen ſollte; denn in dieſer großartigen Anſtalt ſind Männer von allen civiliſirten Nationen der Erde aufgenommen, wenn ſie im treuen Dienſte Großbritaniens hilflos wurden. Nachdem wir die äußerſt reinlichen und geräumigen Koſt- und Schlafzimmer geſehen, und uns von der Vortrefflichkeit der Koſt überzeugt hatten, welche den Invaliden entweder an einem gemeinſamen Tiſche, oder auf Verlangen in ihren Zimmern gereicht wird, wurden wir nach einem großen Saale geführt, deſſen Deckengemälde für eines der vorzüglichſten Kunſtwerke Englands gehalten wird. Unſer wackerer Begleiter hat hier ganz naiv um Erlaubniß, das Gemälde in engliſcher Sprache erklären zu dürfen, weil, wie er ſagte, er ſein Penſum darin auswendig gelernt habe, und in vaterländiſcher Mundart ſich nicht deutlich genug ausdrücken könne. Wir geduldeten dieſes jedoch nicht, und auf unſer Erſuchen, unſere Fragen ſo gut als möglich zu beantworten, erfuhren wir, daß das Hoſpital im Jahre 1694 von dem Könige Wilhelm und der Königin Maria erbaut, und das Deckengemälde von Jakob Dorahill verfertiget worden ſey, welcher dafür ſechstauſend ſechshundert Pfund Sterling erhielt. Daſſelbe iſt eine ſinnreiche Allegorie auf die königlichen Stifter und die Seemacht Englands, und ſein vorzüglichſtes Verdienſt iſt die äußerſt glückliche Vertheilung des Lichtes. Dem Saale gegenüber befindet ſich die Kirche, welche, nachdem die vorige abbrannte, erſt vor zwanzig Jahren erbaut wurde. Einfachheit, mit dem höchſten Geſchmacke vereint, zeichnen ſich vorzüglich aus; trefflich gearbeitete Statuen, Glaube, Hoffnung, Mildthätigkeit und Sanftmuth vorſtellend, ſind in vier Niſchen aufgeſtellt; ſechs marmorne Säulen bilden das Portal der Kirche, und die Flügelthüren ſind von Mahagoni-Holz. Der Altartiſch wird von ſechs marmornen

Cherubinen gehalten; das Altarblatt, Pauls Errettung von einem Schiffbruche vorstellend, wurde von dem berühmten Wheſt gemalt, und alle übrigen Verzierungen und Bilder der Kirche beziehen ſich auf die Seefahrt.

Jeder Invalide, deren ſich gerade zweitauſend ſechshundert hier befanden, erhält alle zwei Jahre einen vollſtändigen Anzug, und nach ſeiner Dienſtzeit, ein wöchentliches Taſchengeld. Hundert und fünfzig Krankenwärterinnen, alle Wittwen verdienter Seemänner, werden zur Pflege der Invaliden gehalten, und zweihundert Söhne von Matroſen daſelbſt erzogen. Der Gouverneur, die Offiziere und die Vorſteher des Hoſpitals, wohnen in prächtig eingerichteten Zimmern; mit Einſchluß des ärztlichen Perſonals und der Aufwärter enthält dieſes große Gebäude überhaupt gegen dreitauſend Menſchen.

Nirgends bemerkt man Schildwachen oder ſonſtige Plackereien, womit man in andern Ländern den abgelebten Kriegern die lezten Tage ihres Lebens verbittert; ſie ſollen hier ſorgenlos ausruhen von den Beſchwerden, und Gefahren ihres früher mühſamen und bewegten Lebens, bis der freundliche Tod ſie abruft.

Der Anblick der vielen tapfern Männer, die in den blutigſten Seeſchlachten größtentheils verſtümmelt wurden, macht auf den fühlenden Beſucher des Hoſpitals zuverläſſig einen tiefen Eindruck, und er wird eine Anſtalt, in welcher das Verdienſt eine ſo ſchöne Anerkennung findet, nur mit Rührung verlaſſen. Auffallend war mir die Kleidung der Invaliden, welche, obwohl ſehr reinlich und bequem, noch die zur Zeit der Gründung des Hoſpitals übliche iſt, im mächtigen Kontraſte mit der Kleidung der gegenwärtigen Gene-

ration stehend; so zwar, daß wenn man einem dieser, von Wunden und Alter niedergebeugten Männer, in den volkreichen Strassen von Greenwich begegnete, es aussah, als wäre einer der Bewohner vergangener Jahrhunderte seinem Grabe entstiegen, um für Augenblicke dem Treiben seiner Urenkel zuzusehen.

Der Park des Hospitals ist geräumig und mit Schatten gebenden Bäumen besezt. Er wird von einer Anhöhe begränzt, auf welcher sich stets mehrere Invaliden mit Ferngläser aufhalten, welche sie den Fremden anbieten, um die überaus prächtige Umgegend bis in ihre größte Entfernung verfolgen zu können. Ein Galgen, an welchem die bereits ganz geschwärzten Glieder einiger Seeräuber als Warnungstafel in Ketten hingen, und vom Winde hin und her bewegt wurden, trug eben nicht sonderlich zur Verherrlichung der Landschaft bei.

Wir sezten nun unsere Fußreise bis Woolwich fort, und beschlossen hier zu übernachten. Bekanntermassen befindet sich hier das große Arsenal der Marine und die Gebäude der Admiralität; leider wird dem Fremden ohne besondere Empfehlung der Zutritt nicht gestattet, und wir mußten uns schon begnügen, von der großen Zahl eiserner Kanonen, welche längs den Strassen, die zu den königlichen Gebäuden führten, an der Stelle von Pfeilern aufgerichtet waren, auf die Menge des Geschützes zu schließen, welches hier aufgehäuft ist.

Den kommenden Tag nahm uns ein vorbeifahrendes Dampfboot auf, von muntern Städtern besezt, welche ihr kaltes Aeußere abgelegt hatten, und sich so eben durch einen fröhlichen Tanz für manche Einschränkung, welche der soge-

nannte gute Ton ihnen in der Hauptstadt vorschrieb, entschädigten. Wieder hatte ich Gelegenheit, den Luxus in der Kleidung beider Geschlechter zu bemerken, denn obwohl die Passagiere gewiß nur dem Mittelstande angehörten, so konnten sie sich füglich jedem Edelmanne und jeder Dame, was die Feinheit und Eleganz ihrer Kleider betraf, an die Seite stellen. Um Mittag landeten wir vor dem Städtchen Gravesand, dort nahm uns ein freundliches Gasthaus mit der Aussicht nach der Themse auf, und wir eilten, so bald als möglich, die vielversprechende Umgebung unsers neuen Wohnortes kennen zu lernen.

Sie war eben so mannigfaltig als reich an sehenswerthen Ortschaften, und manchen Gegenständen, welche für denjenigen besonders interessant sind, der niemals in der Nähe des Meeres wohnte. Nahe bei Gravesand befand sich eine sehr zweckmäßig eingerichtete Badeanstalt, und zur Fluthzeit, während welcher die Themse reichlich mit Salzwasser geschwängert ist, konnte man sich in eigens dazu eingerichteten Wagen tief in den Fluß fahren lassen, und mit der größten Bequemlichkeit ein Seebad einnehmen.

Dem Städtchen gegenüber liegt das Fort Tilbury, welches den Zweck hat, die Themse mit ihrem Geschütze zu bestreichen, und in Kriegszeiten feindliche Schiffe abzuhalten, bis zur Hauptstadt vorzudringen. Als ich es besuchte, hatte es keine Garnison; auf den Wällen befanden sich jedoch eine beträchtliche Anzahl Kanonen, welche auf eisernen Lavetten lagen. Gegen die Landseite zu, war das Fort nur durch einen Wall und gemauerten Graben vertheidigt.

Vier Meilen von Gravesand liegen die Orte Rochester, Strod und Chatam; in lezterem befinden sich an der Mad-

way, einem bedeutenden Flusse Englands, die königlichen Werften zur Erbauung der Kriegsschiffe ersten Ranges. Als ich Chatam besuchte, lagen eine große Menge Schiffe, bis zu dem Ausflusse der Madway in die Themse, vollkommen abgetackelt vor Anker. Da es mir nicht gestattet wurde, das Innere dieser riesigen Gebäude zu sehen, so machte ich mir wenigstens das Vergnügen, sie nach Muße von außen zu betrachten, und meine Phantasie einstweilen mit dem Bilde eines vollkommen ausgerüsteten Kriegsschiffes ersten Ranges zu beschäftigen, dessen Rumpf ich jezt vor Augen hatte, und dessen kolossalem Baue ich meine Bewunderung nicht versagen konnte.

Daß der Feldbau meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, bedarf wohl keiner Betheurung; ich brachte manche Stunde des Tages im Freien zu, und überzeugte mich von der Geschicklichkeit der Landleute in der Handhabung der verschiedenartigsten Ackergeräthe. Diese, welche sorgfältig und schön gearbeitet, und sämmtlich mit Oelfarbe angestrichen waren, selbst die schönen Pferde, die den Pflug zogen, schienen mir ein übertriebener Aufwand zu seyn; ein Irrthum, von welchem ich sogleich zurückkam, als ich mich überzeugte, was diese kräftigen Pferde leisteten, und als ich unterrichtet war, um wie viel länger diese Ackergeräthe ausdauern, als diejenigen, die aus der unerfahrnen Hand des Landmannes, einiger Theile des Continents, hervorgehen, und oft durch ihre fehlerhafte Construktion die Anstrengungen des Arbeiters und des Zugviehes vermehren.

Ich hatte mit meinem Freunde noch manchen Ausflug in die Umgegend von Gravesand verabredet, als uns nach der Rückkehr von einem Spaziergange angezeigt wurde, daß

die Lavinia so eben vor Anker gegangen sey. Gleich darauf erschien Kapitain Halem, und ersuchte uns, ihm unverzüglich nach dem Schiffe zu folgen, da er nur die Fluth erwarte, um die Reise nach Lissabon fortzusetzen.

Zweites Buch.

I.

Fortsetzung der Reise. — Die Seekrankheit. — Lebensweise auf dem Schiffe. — Matrosenleben. — Ankunft in der Bai von Biscaja. — Unruhige See. — Krankheit des Kapitains. — Augenblickliche Gefahr unserne der Berlingas. — Ankunft eines Lootsenfahrzeuges. — Einfahrt in den Tajo. — Ankunft vor dem Thurme von Belem.

Um sieben Uhr Abends wurde der Anker gelichtet; das Verdeck, noch überfüllt mit Thauen, Segeln und Masten, gewährte keinen angenehmen Aufenthalt; wir begaben uns daher, sobald es dunkel wurde, in die Kajüte, und schliefen auf den Wellen des majestätischen Stromes, angenehm geschaukelt, bis zum Anbruche des Tages. Wir befanden uns nun auf dem Meere, kamen, längs der südlichen Küste Englands steuernd, noch vor Mittag an Dower vorbei, passirten die schöne Insel Wight, und sahen bald darauf Hastings, berühmt durch die blutige Schlacht, welche der Sachsen Herrschaft ein Ende machte, und England den Normanen unterwarf. Das Gestad war hier niederer als gewöhnlich, und schien durch Thürme vertheidigt zu werden, deren man

von Meile zu Meile eine beträchtliche Zahl bemerkte. Noch einmal sahen wir die schöne Küste von Kent, von den Strahlen der untergehenden Sonne beleuchtet, dann entführte uns ein rascher Wind, der die ganze Nacht anhielt, und uns den kommenden Tag aus dem Kanale in die hohe See brachte. Obwohl ich das immer zunehmende Schaukeln und Rollen des Schiffes bisher wacker ausgehalten hatte, so nahm die Bewegung desselben doch, von jezt angefangen, so sehr zu, daß ich seekrank wurde. Möchte es doch dem Menschen, der so sehr in Entdeckungen und Erfindungen vorwärts schreitet, gelingen, ein Mittel gegen dieses peinliche Uebel, das man eigentlich keine Krankheit nennen kann, zu finden; ich bin überzeugt, der glückliche Entdecker müßte reich werden; denn wer jemals seekrank war, und genöthigt ist, sich wiederholt einzuschiffen, wird bereitwillig jeden Preis für ein Mittel geben, welches ihm die Befreiung von einem durchaus unbeschreiblichen Unbehagen sichert. Ich kann den Zustand, in dem ich mich befand, und in welchem ich später andere sah, mit nichts, was ich je fühlte, vergleichen; Betäubung wechselte mit Schmerzen, und zulezt bemächtigte sich meiner eine solche Gleichgiltigkeit gegen Alles, was mich umgab, daß, wäre das Schiff in die höchste Gefahr gerathen, ich nicht einen Arm bewegt hätte, um mich zu retten. Ist aber Kopf und Magen einmal an die Bewegung des Schiffes gewöhnt, und der Reiz zum Erbrechen hört auf, so fühlt man sich auch wieder eben so schnell von dem Uebelbefinden hergestellt, als man von demselben befallen wurde; gestärkter, als vorher, begehrt der auf's äußerste gereinigte und ausgeleerte Magen mit Ungestüm nach kräftiger Nahrung, und nimmt bereitwillig mit dem vorlieb, was ihm die Schiffsküche darbietet. Man denkt nun darauf, sich, so weit es der Raum der kleinen Kajüte erlaubt, einzurichten und der Langeweile vorzubeugen, welche sich unmittelbar einstellt, so bald wir keine andere Gegenstände mehr erblicken,

auf welchen unser Auge abwechselnd weilen kann, als Wasser und Firmament, und wann die Wißbegierde, auf das Manoeuvre des Schiffes und die Arbeiten der Matrosen acht zu geben, befriedigt ist. Sind der Führer des Schiffes und die übrigen Mitreisenden nur etwas gesellige und gebildete Leute, so geht ein Theil des Tages erträglich vorüber; man steht spät auf, frühstückt, taumelt, bis man balanciren lernt, auf dem Verdecke umher, ißt zu Mittag, fragt zwanzigmal des Tages, ob der Wind gut sey, sieht im Lockbuche nach, wie viele Meilen man bereits zurücklegte, berechnet, wie weit man noch vom Ziele der Reise entfernt ist, bringt einige Zeit bei dem Abendessen zu, klammert sich noch eine halbe Stunde an der Schiffswand oder der Tackellage an, um nicht umzufallen, starrt in die endlose See hinaus, sieht, ob der Wind die Segel schwellt, und geht dann schlafen. In dieses ewige Einerlei bringt aber auch das unbedeutendste Ereigniß eine erwünschte Abwechslung. Ein Segel, welches sich dem Auge kaum bemerkbar zeigt, sezt alle Bewohner des Schiffes in Bewegung; der Kapitain, die Passagiere eilen auf das Verdeck, jeder äußert seine Meinung über den muthmaßlichen Cours jenes Schiffes, und verfolgt es, so lange als möglich, mit seinen Blicken; wie groß ist aber die Erwartung und das Vergnügen, wenn es näher und immer näher kömmt, endlich ein Zeichen giebt, daß es mit dem Kapitain zu sprechen wünscht, der nun den Lauf des Schiffes einstellen läßt, und das Sprachrohr in der Hand, unferne des Steuerruders stehend, des Anderen Annäherung erwartet, worauf sie sich nach dem Wechsel einiger Worte wieder trennen, und vielleicht jedes einem andern Welttheile zusteuert. Oder im Gefolge des Delphins erscheint der gefräßige Hay, die Hyäne des Meeres, den Köder gierig verfolgend, den man ihm an einem Stricke, an dem ein scharfer Hacken befestigt ist, zuwirft, und welchen man bald anzieht bald nachläßt, damit er näher an das Schiff herankomme, während

oben Matroſen mit Harpunen lauern, und eine geübte Hand dem liſtigen Fiſche dieſe endlich in den Leib wirft, worauf ſich alles beeilt, das Unthier an Bord zu ziehen; dort droht es mit den gewaltigen Schlägen ſeines Schweifes, das Schiff zu zerſchmettern, und unterliegt erſt nach der muthigſten Gegenwehr, unzähligen Streichen, ſelbſt leblos, noch ein Furcht erregender Anblick. Mit welchem unbeſchreiblichen Vergnügen hört man endlich den Matroſen Land rufen, und ſtarrt begierig nach der Gegend hin, welche dieſer anzeigt, und woſelbſt allein ſein ſcharfes geübtes Auge Gegenſtände zu unterſcheiden vermag, welche dem Fremdlinge auf der See noch lange verborgen bleiben, bis endlich auch er an dem unermeßlichen Horizonte einen Punkt entdeckt, der allmählig zum Streifen wird, und nach einigen Stunden manchmal zum Berge anwachſet, deſſen Gipfel die Wolken berührt. Weniger angenehm iſt die Abwechslung, wenn ſtürmiſche Witterung den Reiſenden nöthigt, in der Kajüte zu bleiben, deren Eingang und Fenſter, um dem Andrange der Wellen zu widerſtehen, feſt verſchloſſen werden, ſo, daß weder friſche Luft noch Licht in den ſchmalen Raum eindringen können, welcher, mit Koffern und Reiſegepäcke angefüllt, dem Armen auf ſein ſchmales Bett beſchränkt, auf welchem er oft ganze Tage zubringen muß, will er ſich nicht den Wellen Preis geben, die das Schiff manchmal ganz bedecken. Seufzer entſchlüpfen daſelbſt dem Abgehärtetſten, und mit Jubel wird die Ankündigung des Kapitains erwiedert, daß man wieder auf das Verdeck kommen könne. Auch dem Magen des Reiſenden, dieſem mächtigen Beſtandtheile unſers Körpers, der oft ſo großen Einfluß ſelbſt auf unſern Geiſt ausübet, ſtehen größtentheils harte Prüfungen bevor; denn da nicht jeder die Mittel hat, ſich mit einem guten Flaſchenkeller zu verſehen, und Mundvorräthe anzuſchaffen, ſo iſt er ganz auf die Küche und Freigebigkeit des Kapitains beſchränkt, welche ſich bei den Beſſeren nach dem Winde rich-

tt, bei den Meisten aber in Speisen besteht, bei welchen man nicht umhin kann, den Hayfisch um seine Zähne und den Strauß um seinen Magen zu beneiden. Häufig sind besonders englische Schiffsführer im Besitze beider, und ermangeln nicht, so bald eine Schüssel auf den Tisch gebracht wird, deren Inhalt übertrieben zu loben, und mit gutem Beispiele vorangehend, wacker zuzulangen. Wie kleinlich scheint es jedoch über die Beschwerden einer Seereise zu klagen, wenn man diese mit der Lebensweise des Matrosen vergleicht, der den größten und schönsten Theil seiner irdischen Laufbahn auf einem Schiffe und auf dem stürmischen Elemente zubringt, welches ihm oft genug seine Tücke fühlen läßt. Schlecht genährt, oft mit Mangel aller Art kämpfend, ist dieser zu jeder Stunde des Tages und der Nacht durch die geringste Veränderung in Anspruch genommen; bald den glühenden Strahlen der Sonne unter dem Aequator Preis gegeben, bald von den eisigen Winden des Nordpols erstarrt, bei stürmischer und gefahrdrohender Witterung, oft überhäuft mit den erschöpfendsten und gefährlichsten Arbeiten, bleiben ihm kaum ein paar Stunden, um völlig durchnäßt in den engen Raum zur Ruhe zu kriechen, wo seine Matte aufgehängt ist; hat er endlich das Ziel der Reise erreicht, es sey in fremdem Lande oder in der Heimath, so kann er doch immer sich auch nur wenig besserer Tage erfreuen. Dort wird ihm nur höchst selten erlaubt, an das Land zu gehen, hier wird er nach dem ersten Tage der Ankunft seines Dienstes entlassen, und muß sich äußerst glücklich schätzen, wenn er nach einigen Erholungstagen wieder Dienste, auf einem zur Abreise bereit liegenden Schiffe, finden kann. Der gleichsam mit seinem Gewerbe unzertrennliche Leichtsinn und Hang, in wenigen Tagen zu verschwenden, was er nach unsäglichen Beschwerden und Gefahren verdiente, läßt ihn nicht daran denken, was sein Loos seyn wird, wenn Alter und Gebrechen ihn zu weiterem Dienste unfähig machen, hoffend, das allgewal-

tige Element, dem er sich verbunden, werde ihm, wie Tausenden seiner Kameraden, zur rechten Zeit ein ehrenvolles Grab bereiten.

Bis zu unserer Ankunft in der Bai von Biscaya waren Wind und Wetter äußerst günstig, aber jezt wurde die See von Stunde zu Stunde stürmischer, wir konnten unmöglich mehr auf dem Verdecke bleiben, da wir theils den Matrosen im Wege waren, theils von den Wellen, welche mit aller Macht auf das Verdeck stürzten, so sehr durchnäßt wurden, daß der Kapitain befürchtete, das längere Verweilen in unsern Kleidern möchte unserer Gesundheit schädlich werden; wir begaben uns also in die wohlverwahrte Kajüte, und brachten dort drei Tage zu, die uns eine Ewigkeit schienen. Endlich gestattete es die Witterung wieder, aus unserem Gefängnisse hervorzukommen, in welchem wir dermaßen umhergeworfen und gewiegt wurden, daß uns jedes Glied des Körpers auf das heftigste schmerzte, und wir noch ein paar Tage lang, Betrunkenen gleich, umhertaumelten. Wir waren alle der Meinung, einen gewaltigen Sturm erlebt zu haben, und mancher von uns dachte vielleicht daran, ein schauerliches Gemälde desselben in seinem Tagebuche zu entwerfen; als wir jedoch den Kapitain davon sprachen, wurden wir von ihm und der Mannschaft nicht wenig ausgelacht; sie versicherten uns, daß beinahe alle Segel geblieben wären, wie an dem Tage, als wir den Kanal verließen, und daß sie keinen andern Wunsch hätten, als der Wind möchte die ganze Reise hindurch so günstig stürmen. Wir lachten geduldig mit, doch ging es uns wohl wie manchem Reisenden, der seine Ueberfahrt von Helvoitsluis nach Harwich in einem eigenen Werke zu erzählen gedachte, worin nun durchaus ein Sturm vorkommen mußte. Weit gefährlicher, als der erwähnte sogenannte Sturm, wurde für uns das plötzliche Erkranken des Kapitains, da dessen Unterge-

bene größtentheils junge und unerfahrne Leute waren; es ereignete sich daher, daß wir uns den Berlingas-Felsen, welche, ohngefähr fünfzig Meilen von der Mündung des Tajo entfernt, sich plötzlich aus dem Meere erheben, und an welchen schon mancher unvorsichtiger Schiffer, besonders zur Nachtszeit, verunglückte, zu sehr näherten. Unbekannt mit der uns drohenden Gefahr, konnten wir uns die ängstliche Geschäftigkeit des Steuermannes und seines Gehülfen nicht erklären, bis endlich selbst der Kapitain, von diesen an Bord gebracht, sogleich den Cours des Schiffes ändern, und da bereits die Nacht hereinbrach, die meisten Segel einziehen ließ.

Als wir bei Tagesanbruch auf das Verdeck eilten, lag zu unserer angenehmen Ueberraschung die portugiesische Küste vor uns, und bald darauf gewahrten wir ein Fahrzeug, welches auf uns zusteuerte, und sich als ein portugiesisches Lootsenboot zu erkennen gab. Diese Leute waren uns nicht so sehr durch ihre Nationaltracht, als durch ihre auffallende Gesichtsbildung und Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen, im mächtigen Kontraste mit dem ruhigen und gesezten Benehmen englischer Schiffer, merkwürdig. Es wurde einer von ihnen an Bord genommen, worauf wir uns, der Küste immer mehr nähernd, zuerst zwischen den Forts St. Lourenco da Barra und St. Julião, welche den Ausfluß des Tajo decken, durchsegelten, und nun von einem trefflichen Winde begünstigt, uns allmählig der Hauptstadt Portugals näherten. Natürlich wurde der Lootse mit Fragen über die neuesten Ereignisse in Lissabon bestürmt, und die wenige Auskunft, die er uns geben konnte, reichte hin, uns auf merkwürdige Ereignisse, und vielleicht eine neue Revolution in diesem Lande vorzubereiten. Also der Dinge, die da kommen würden, mit gespannter Erwartung entgegen sehend, näherten wir uns der Mündung des Tajo, begrüßten die

Fluthen dieses majestätischen Stromes, und gingen bald darauf, unferne eines alten Thurmes, bei Belem, vor Anker.

II.

Durchsuchung des Schiffes und der Papiere der Reisenden. — Ankunft vor Lissabon. — Strenges, aber possierliches Examen auf der Polizei. — Erfreuliches Zusammentreffen mit vielen Landsleuten in einem teutschen Gasthause.

Nach geraumer Zeit näherte sich ein großes Boot, und brachte eine Menge Polizei- und Sanitäts-Beamte an Bord; in einem zweiten Boote erschien ein Offizier mit sechs Soldaten, welche dem Schiffe als Wache gegeben wurden. Die Gravität und der feierliche Anstand, mit welchem sich diese Leute bewegten, und einige Worte in einem äußerst gebietenden Tone durch die Nasen sprachen, belustigten uns sehr; nichts desto weniger ließen sie sich herab, einem Frühstücke, welches wir ihnen anboten, mit großem Appetit zuzusprechen, wobei sich besonders der Sanitätsbeamte auszeichnete. Hierauf wurden unsere Pässe abgefordert, wogegen wir mit dem Bedeuten einen Empfangsschein erhielten, diesen, so bald man uns auf die Polizei in Lissabon bringen würde, vorzuzeigen; es wurde das ganze Schiff durchsucht, und als nichts Verdächtiges gefunden worden, dem Kapitain erlaubt, mit der Fluth den Tajo aufwärts zu schiffen, und vor der Mauth zu ankern; die Herren thaten alle sehr geheimnißvoll, entfernten sich aber doch etwas höflicher, als sie gekommen waren. Mittlerweile hatte unsere neue Gar-

nson schon mehreremal nach Essen und Trinken begehrt, und als sie dieses endlich mit einiger Freigebigkeit erhielt, wurde ihr Herz weicher und ihr Aussehen weniger grimmig; die armen Soldaten entwarfen zulezt sogar ein wirklich trauriges Bild ihrer gegenwärtigen Lage, und versicherten, daß schon seit geraumer Zeit nicht allein der Sold ausbliebe, sondern selbst die Verpflegungen so unregelmäßig erfolgen, daß sie manchen Tag von der Wohlthätigkeit ihrer Mitbürger leben müßten. Mit Tagesanbruch trieben wir mit der Fluth den stolzen Strom hinauf, welcher mit den größten Schiffen bedeckt war, und näherten uns allmählig der Hauptstadt Portugals, welche auf mehreren Hügeln, amphitheatralisch erbaut, mit ihren vielen Kirchen, Pallästen und Ruinen immer deutlicher hervortrat, und das bekannte Sprichwort der Portugiesen: quem na'o tem visto Lisboa, na'o tem vista cousa boa (wer Lissabon nicht gesehen hat, hat nichts Schönes gesehen) vollkommen rechtfertigte.

Nachdem wir unferne der Mauth vor Anker gegangen waren, fuhren wir alsbald, jeder von einem Soldaten begleitet, an das Land, welches wir nach einer vierzehntägigen Seereise mit wahrem Vergnügen gegen unsern schaukelnden Holzpallast vertauschten. Wir wurden an dem prächtigen Ufer, von einem Polizeibeamten, empfangen, welcher den Auftrag hatte, uns sogleich nach der Polizei zu bringen, und der uns über einen prächtigen Platz führte, von wo aus man mehrere schöne Strassen bemerkte; die, welche wir betraten, enthielt zu beiden Seiten Werkstätte und Niederlagen der Goldschmiede, in so großer Menge, daß wir einen hohen Begriff von der Schönheit und dem Reichthume Lissabons faßten. Dieser Strasse folgte wieder ein schöner Platz, dessen eine Seite ein großes Gebäude einnahm, früher das der Inquisition, jezt die Polizei. Wir wurden durch viele Zimmer nach dem Büreau des Präsidenten gebracht, und dort sogleich

einem strengen Examen unterworfen. Die Herrn Beamten zeigten, bei dieser Gelegenheit, eine Unkenntniß der Länder des Kontinents und der politischen Verhältnisse derselben, welche alle Begriffe überstieg. Die englischen Passagiere wurden kurz abgefertiget, aber ich und mein Reisegefährte, der aus Frankfurt gebürtig war, wurden desto länger aufgehalten, Letzterer half sich am Ende damit durch, daß er ihnen versicherte, Frankfurt gehöre zu den Hanseestädten; ich aber bemühte mich vergebens ihnen begreiflich zu machen, daß mein Vaterland ein teutsches Königreich sey, denn ihnen galt Teutschland und Oestreich durchaus für ein Land. Endlich brachte einer der Herrn ein Kärtchen von Teutschland herbei, welches noch in Kreise eingetheilt war, darauf mußte ich das Königreich Bayern nachweisen; als ich aber auf das Plätzchen deutete, welches der ehmalige bayrische Kreis auf dem Kärtchen einnahm, so entstand ein allgemeines Gelächter; selbst der Herr Präsident, welcher uns bisher mit der Miene eines Löwen durch seine Lorgnette betrachtet hatte, geruhte huldvollst zu lächeln; zuletzt brachte einer der Anwesenden, welcher der Bajazo der Polizei zu seyn schien, eine ungeheure Karte von Portugal*) und hielt sie mir spöttisch lächelnd und mit der Bemerkung vor die Augen: „Olha homem este he hum reino**). Es schien mir nicht der Mühe werth, ein Wort darauf zu erwiedern, womit ich auch am beßten durch kam; denn, nachdem man uns gewarnt hatte, allen Umgang mit Freimaurern zu meiden, und uns politischer Gespräche zu enthalten, erhielten wir Aufenthaltskarten und die Erlaubniß, ohne Wache umher zu gehen; diese wartete indessen schon an der Thüre, und bettelte so lange,

*) Das Königreich Portugal zählt dermalen nach Balbi auf 1896 Quadrat-Meilen, kaum 3,200,000 Einwohner.

**) Siehe Mann, dieß ist ein Königreich.

bis wir ihr einige Kupferstücke gaben. Willkommener war das Anerbieten eines teutschsprechenden Böhmen, welcher den Lohnlackai machte, uns nach einem teutschen Gasthause zu führen, woselbst wir zu unserer freudigen Ueberraschung die Wirthstafel durchaus mit Teutschen besetzt fanden, welche uns herzlich bewillkommten, und binnen ein paar Stunden mit dem gegenwärtigen politischen Zustande Portugals bekannt machten.

In einem äußerst kurzen Zeitraume hatte ein Ereigniß das Andere gedrängt, und nur ein so geduldiges, gutgeartetes Volk, wie die Portugiesen, konnte gleichgültig dabei bleiben. Der Infant Don Miguel hatte, von der Königin unterstützt, mehrere Regimenter, welche sich bisher durch ihre Anhänglichkeit an die Konstitution ausgezeichnet hatten, verführt, mit ihnen plötzlich Lissabon verlassen, bei Santarem ein Lager bezogen, die Aufhebung der Constitution und den König als absolut proklamirt. Die Cortes und die Bewohner der Hauptstadt, über dieses Ereigniß äußerst beunruhigt, schickten augenblicklich Deputationen an den König, der sich in Bemposta aufhielt, woselbst das 18te Regiment zum Schutze seiner Person geblieben war.

Die Abgeordneten wurden von den Truppen sowohl, als von dem Könige mit Auszeichnung empfangen, als dieser sie entließ, bat er sie, den Cortes zu melden, daß er fest entschlossen sey, die von ihm beschworne Konstitution, selbst durch die größten Opfer, aufrecht zu erhalten; um aber die Bewohner Lissabons zu beruhigen, erließ der König noch denselben Tag nachstehende Proklamation: „Mein Sohn, der Infant Don Miguel, hat meinen königlichen Pallast verlassen, und sich zum 23sten Regimente begeben. Ich werde, als Vater, ihn zu vergessen, als König, ihn zu bestrafen wissen. Getreu meinen Schwüren, wie der Religion meiner

Väter, werde ich die Konstitution aufrecht erhalten, die ich freiwillig angenommen. Nie wurde meine Freiheit beschränkt. Völker, habt Zutrauen in die Cortes!"

Den andern Tag erfuhr man jedoch, daß der König, scheinbar von dem 18ten Regimente gezwungen, plötzlich Bemposta verlassen, und sich nach Villa franca begeben habe, woselbst sich der Infant Don Miguel dem erzürnten Könige überlieferte, Verzeihung erhielt, und zum Generalissimus der portugiesischen Armee ernannt wurde.

Diesem Ereignisse folgte unmittelbar eine zweite Proklamation des Königs an die Bewohner der Hauptstadt, welche also lautete: „In Betracht, daß der am 27. Mai von Meinem vielgeliebten und hochgeschäzten Sohne, dem Infanten Don Miguel, gefaßte edle Entschluß die Ursache der glücklichen Begebenheiten ist, welche einen gewaltsamen und anarchischen Zustand verschwinden machten, und Mich in den Zustand der Freiheit versezten, worin ich Mich jezt befinde, und die Ich dazu benützen werde, um meinen Völkern eine ihren Sitten angemessene, und mit den stellvertretenden Verfassungen der übrigen europäischen Monarchien übereinstimmende Konstitution zu geben; und da ich diesem Prinzen einen neuen Beweis Meines Vertrauens schenken will, habe Ich beschlossen, daß er jedesmal zu den Raths-Sitzungen des Kriegsministeriums gerufen werde, so oft man wichtige Angelegenheiten, in Betreff der Armee, darin verhandelt."

Bald darauf hielt der König, von Soldaten umringt, seinen Einzug in Lissabon, und wurde auch da zum absoluten Könige ausgerufen. Bei dieser Gelegenheit gaben dieselben Offiziere, welche kurz zuvor noch der Konstitution und den Cortes Treue bis in den Tod geschworen hatten, einen

Beweis ihres Wankelmuthes; denn als der König auf dem Roçio ankam, spannten sie die Maulesel an seinem Wagen aus, und sich selbst daran, und zogen ihn unter dem frohlockenden Zurufe der Soldaten und des Pöbels nach der Cathedrale, und nach dem Te deum bis zum Pallaste von Bemposta zurück. Dieser loyalen Handlung wurde in den öffentlichen Blättern mit geziemenden Lobeserhebungen erwähnt, und alle Offiziere namentlich bekannt gemacht, welche das Glück gehabt hatten, einige Zeit den Dienst der königlichen Esel zu versehen. Da aber die Namen Einzelner vergessen wurden, so konnte man acht Tage lang ein nachträgliches Verzeichniß derjenigen in den Zeitungen finden, welche an dem erwähnten Tage eingespannt waren.

Der König, welcher noch immer getrennt von seiner Gemahlin lebte, benüzte übrigens die Gewalt, welche er neuerdings erhalten hatte, keineswegs um sich zu rächen; die meisten Cortes hatten Zeit zu entfliehen, und im Allgemeinen fanden nur sehr wenige Verhaftungen statt.

Nach Tische wurde ein Spaziergang in der Stadt vorgeschlagen; wir besuchten den Passeio publico (öffentlicher Spaziergang), eine Anlage, auf welche Lissabon stolz seyn darf; sie war gut und reinlich erhalten, und würde, da sie beinahe in der Mitte der Stadt ist, an allen andern Orten der Sammelplatz der schönen Welt seyn. Obwohl übrigens die Hitze groß war, und der Garten sehr schattenreich ist, so sah man doch nur wenige Lustwandler, von welchen die meisten Mönche waren, die in einem zierlichen Ordenskleide mit der Haltung und dem Benehmen eines petit maitre, sich im Auf- und Abgehen schwerlich mit ihrem Breviere beschäftigten; es waren wirklich hübsche junge Leute darunter, deren blühendes und wohlgenährtes Aussehen gerade nicht vom übermäßigen Fasten noch sonstigen Kasteiungen zeigte. Auf dem kur-

Nach beendigtem Te deum begaben sich ihre Majestäten im feierlichen Zuge nach dem Arsenale; der Wagen derselben war mit ihrer Leibgarde zu Fuße umgeben, deren Kleidung mich auf das lebhafteste an den Eichel-Ober in der teutschen Spielkarte erinnerte; dann folgten einige Züge Freiwillige, welche nicht reiten konnten, zu Pferde, und endlich der Adel und die vornehmsten Civil- und Militair-Behörden in zweirädrigen Wagen; die Infanterie bildete Spaliere. Die Königin war überaus freundlich und strahlte vor Freude; und allerdings hatte sie Ursache dazu, denn sie allein war den versammelten Cortes mit einem Muthe und einer Beharrlichkeit widerstanden, den weder der König noch seine Räthe bewiesen hatten. Die beiden Infantinnen, ausgezeichnet durch Anmuth und Schönheit, trugen die Uniform des 18ten und 23sten Regiments. Am Arsenale angelangt, begaben sich die höchsten Herrschaften in eigens für sie hergerichtete Logen, und hierauf wurde, auf ein Zeichen der Königin, eine schöne Fregatte von 24 Kanonen unter dem Jubelrufe einer unzähligen Menge und dem Donner der Kanonen vom Stappel gelassen. Ich wünschte wohl, jeder meiner geehrten Leser könnte einmal einem solchen Schauspiele beiwohnen.

Abends war große Oper und Pantomime in dem Theater von S. Carlos. Ich eilte mit meinen Bekannten frühe dahin, um gute Plätze zu erhalten; aber wir befanden uns bereits vier Stunden im Theater, und noch war der Vorhang der königlichen Loge fest zugezogen; zum Glücke waren die Logen mit den angesehensten Personen beider Geschlechter der Hauptstadt besezt, und unter den Damen mehrere von ausgezeichneter Gestalt und Schönheit; durchgehends schwarz gekleidet bemerkte ich keine, welche wenigstens nicht mit einigen Juwelen geschmückt gewesen wäre, viele trugen aber in den schönen schwarzen Haaren, an Hals, Brust und Händen eine so große Menge der herrlichsten Brillanten, daß

man von dem unbeschreiblichen Feuer, welches von ihnen ausströmte, beinahe geblendet wurde. Wir stimmten alle überein, daß der Werth der Juwelen einzelner Personen über eine halbe Million Thaler betragen mußte; zu meiner Verwunderung hörte ich jedoch, daß es Familien gebe, welche noch für mehr als diese Summe Schmuck besäßen, und sich dennoch in keiner sehr glänzenden Lage befänden; aber diese Edelsteine waren bei Vielen ein Fide comis, und konnte unter keinem Vorwande veräußert werden.

Wir hatten uns bereits in eine Abhandlung über den Werth der Edelsteine vertieft, als ein gellender Pfiff alle Zuseher in Bewegung sezte; in demselben Augenblicke flogen die Vorhänge der Hauptloge auseinander, und die königliche Familie, welche sich vorher nach der Ettikete des portugiesischen Hofes aufgestellt hatte, zeigte sich nun dem Volke, welches dieselbe mit freudigem Zurufe begrüßte. Es ist in Portugal Sitte, statt des bei uns üblichen Händeklatschens, mit den Sacktüchern zu winken; Tausende flatterten in der Luft, und Ihre Majestäten erwiederten huldreichst und auf dieselbe Weise den Gruß. Die Königin, welcher besonders diese Zurufungen galten, war unermüdlich, ihr Sacktuch nach allen Seiten wehen zu lassen, und wurde darin auf das beste von ihren schönen Töchtern unterstüzt; auch der König bewegte das Sacktuch hie und da zum Gruße; — aber wer einmal Zeuge war, mit welcher wahrhaft königlichen Würde und unbeschreiblich liebevollen Huld Bayerns König, Maximilian Joseph, bei solchen Gelegenheiten unter sein Volk trat, der ist schwer zu befriedigen; übrigens ist es möglich, daß die ceremonielen Portugiesen diese kalte Herablassung ihrer Beherrscher lieben, wir Teutsche wenigstens betrachten am liebsten unseren Fürsten als das Haupt einer großen Familie, der wir alle angehören.

Nach den ersten Begrüßungen ließen sich im Parterre und in den Logen einzelne Stimmen vernehmen, welche einige Worte zum Lobe der königlichen Familie sprachen, worauf jederzeit ein allgemeines Viva erfolgte; auch der Conde de Amarante (Marquis de Chaves) wollte das Volk anreden, blieb aber im Beginnen der Rede stecken; diese Vivas dauerten, wahrscheinlich zur Ermüdung der königlichen Familie und der Zuseher, eine ganze Stunde fort, aber Herzlichkeit war keine dabei; überhaupt scheint mir, daß andere Völker ihre Fürsten einen Augenblick vergöttern können, aber der Teutsche allein ihn wirklich liebt.

Endlich wurde Ruhe, und der Vorhang des Theaters aufgezogen; die Pantomime, welche gegeben wurde, war die elendeste Farce, die man jemals auf irgend eine Bühne zu bringen wagte. Die Bemühungen der Königin, die Truppen durch den Infanten Don Miguel verführen zu lassen, die Verjagung der Cortes durch Soldaten des 18ten und 23sten Regimentes, welche wirklich auf dem Theater erschienen, die Aussöhnung des Königs mit seinem Sohne, sein Einzug in Lissabon, kurz alle Scenen des gegenseitigen Verrathes und einer Wortbrüchigkeit, womit man dem Volke ein sehr gefährliches Beispiel gegeben hatte, wurden auf die gemeinste und plumpeste Weise vorgestellt; endlich die ganze königliche Familie, in Kleidung und Gebärden, von den Tänzern so täuschend nachgeahmt, als beabsichtigte man, sie lächerlich zu machen, welches gewiß die Absicht Don Miguels nicht war, den man allgemein als den genialen Schöpfer dieses Possenspieles bezeichnete. Ich muß übrigens den Portugiesen die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie aus Achtung für die gegenwärtige königliche Familie thaten, was sich von einem gebildeten Volke erwarten ließ, — sie schwiegen. Dann folgte eine Oper, welche erbärmlich gegeben wurde; früher war sie eine der vorzüglichsten in Europa.

Es war spät, als wir das Theater verließen, da aber die Stadt beleuchtet war, so beschlossen wir noch eine Weile in den Strassen umher zu wandeln. Als wir uns dem ehemaligen Konstitutions-Platze, jezt wieder Roçio genannt, näherten, bemerkten wir eine bedeutende Menschenmenge, welche bei Fackelschein mit einer anstrengenden Arbeit beschäftiget schien, und wurden bald darauf Zuseher einer empörenden Handlung.

In der Mitte des genannten Platzes wurde zur Zeit, als ganz Lissabon sich für eine freie Verfassung erklärte, ein prächtiger Denkstein errichtet, und dort die Verfassungsurkunde niedergelegt. Die Armee hatte einen Monatssold, jeder Bewohner der Hauptstadt nach Kräften zu diesem Denkmale beigetragen, und eine Heerde Barbaren, von fanatischen Priestern angereizt, arbeitete nun mit kanibalischem Geschrei an dessen Zerstörung. Da es an Werkzeugen hiezu gebrach, lösten die Mönche die Stricke von ihren Kutten, banden sie zusammen, befestigten sie an die Quadersteine, und ermunterten die Zuseher auf die zudringlichste Weise, ihnen ziehen zu helfen; aber sie fanden nur bei einigen Furchtsamen und der Hefe des Volkes Gehör, welche, so oft ein Stein von dem Monumente losgebrochen wurde, in den Ruf: viva el Rei absoluto, a baixo a constituiça̅o, brüllend einstimmte.

Es war ein ärgerlicher Anblick, diejenigen, welche Sanftmuth und Duldsamkeit lehren, und durch ein demüthiges und friedfertiges Benehmen dem Volke als Beispiel vorangehen sollten, mit wüthenden Gebärden, Verwünschungen gegen die Cortes und die Verfassung ausstossend, unter dem Volke umhereilen zu sehen, bemüht, es gegen anders Denkende zu reizen, und zum Werkzeuge ihrer Rache zu machen. Hätte man es wirklich versucht, die Religion, deren Diener sie wa-

ren, verdrängen oder reformiren zu wollen, so ließ sich ihr Eifer zur Aufrechthaltung derselben billigen; aber daran hatten in Portugal gewiß die Exaltirtesten nicht gedacht; wohl hatte man von den unzähligen Klöstern, diesen Asylen des Müssigganges, welche das Mark des ohnehin armen Landes aussaugten, viele aufgelöst, und deren Bewohner in die noch Geduldeten vertheilt; wohl hatte man die Reichthümer, welche die armen Knechte Gottes gesammelt, zum Wohle des Landes zweckmäßiger verwendet, als wären sie in den Truchen des Klosters geblieben; aber gerade damit die Mönche auf das höchste erbittert, welche, obwohl gewöhnlich uneins unter einander, sich jezt vereinigten, um ihren Feinden mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln muthig entgegen zu treten. Sie feierten heute eines ihrer Siegesfeste, und wir werden im Laufe dieser Erzählung sehen, mit welcher Klugheit sie ihren Sieg verfolgten.

Es folgte nun Fest auf Fest, und während zwölf Tagen war Lissabon jeden Abend auf das glänzendste beleuchtet, eine unbeschreibliche Wohlthat für den Fremden, welcher jezt getrost noch nach acht Uhr Abends ausgehen konnte. Vielleicht ist es dem Leser nicht unangenehm, wenn ich diese Festlichkeiten nach einer gewissen Reihenfolge erzähle.

IV.

Feier des Johannistages.

Das Fest des heiligen Johannis, welcher der Patron Lissabons ist, wurde mit besonderer Feier begangen, weil

man zu gleicher Zeit auch das Namensfest des Königs mit feierte; die Kanonen von sämmtlichen Forts und der Schiffe weckten uns sehr erwünscht vor Tagesanbruch. Es ist in Lissabon Sitte, am St. Johannistage schon um drei Uhr Morgens den Praça da figueiro (der Obst- oder Viktualienmarkt) zu besuchen; bei dieser Gelegenheit erfreut sich das weibliche Geschlecht des seltenen Privilegiums, von ihren Männern und Aufseherinnen weniger sorgfältig bewacht ausgehen zu dürfen, und es ist daher zugänglicher, als gewöhnlich. Dieser sehr große Platz ist mit gut gebauten Häusern umgeben, und zum Theile mit schönen, regelmäßig aufgeführten Buden besezt; diese, wie die Häuser, waren beleuchtet, und an verschiedenen Stellen Musikchöre vertheilt, welche Oratorien der besten portugiesischen Meister sehr lobenswerth ausführten. Mit besonderer Zierlichkeit waren in den Buden Blumen und Obst aufgeschichtet, von welchen die jungen Galans das Vorzüglichste auswählten, um die Schönen ihrer Bekanntschaft damit zu beschenken; eine Artigkeit, die übrigens jedem Manne erlaubt ist, der sich einer Bude nähert, woselbst sich gerade Frauenzimmer ohne männliche Begleitung aufhalten. Wir versäumten nicht, dieses Vorrecht zu benützen, und versahen mehrere äußerst liebliche Mädchen, welche vielleicht zu arm waren, Obst und Blumen zu kaufen, oder vielleicht keine Verehrer hatten, so reichlich mit diesen Gegenständen, daß sie Mühe hatten, sie nach Hause zu tragen. So bald es vollkommen Tag wird, begeben sich die meisten Personen nach dem Passeio publico, wandeln dort ein Stündchen auf und nieder, und kehren nach Hause zurück.

Mit Vergnügen bemerkte ich, mit welcher ächt weiblichen Sittsamkeit sich das weibliche Geschlecht durchgehends benahm, und mit welcher Feinheit und Würde es die Zudringlichen zu entfernen wußte. Ihr Betragen war gar sehr

von demjenigen entfernt, welches uns so häufig als leichtfertig, sinnlich und äußerst entgegenkommend von manchen Ausländern geschildert wird; ob nicht der Irrthum dieser Erzähler daher kömmt, daß im Allgemeinen das südliche Frauenzimmer sich, ohne selbst Arges dabei zu denken, ihrer schönen Augen auf eine äußerst lebhafte Weise bedient, wodurch wir Fremdlinge, an die gewöhnlich zu Boden gesenkten Blicke unserer jungen Schönen gewöhnt, die der Südländerinnen mißdeuten. Ich gebe zu, daß Erziehung, Mangel an Freiheit und die beständige Bewachung ihrer Personen sie geneigt zu kleinen Intriguen macht, aber daß man, wie uns Manche erzählen, nur kommen, sehen und siegen darf, ist eitle Prahlerei.

Vor Mittag war in allen Kirchen feierlicher Gottesdienst; ich besuchte eine derselben, besonders um predigen zu hören, und obwohl ich noch wenig von der portugiesischen Sprache verstand, so wurde es mir doch äußerst leicht, den Inhalt der Predigt, welche ein eifriger Priester, mit theatralischem Nachdrucke, von der Kanzel herab hielt, zu errathen; denn sie begann und endete mit Worten, welche in unserer Zeit so häufig gebraucht und so allgemein angewendet wurden, daß sie so ziemlich alle Völker des Continents verstehen. Da ich nun nichts anders hörte, als: Demagogos, throno, altar, religião, pedreiros libros (Freimaurer), so wußte ich so ziemlich, daß die Predigt wenig von anderen, die man auch in Teutschland hören konnte, abwich. Die religiösen Feierlichkeiten wurden von der Geistlichkeit mit großem Pomp und Anstande gehalten; nicht so lobenswerth war das Benehmen der versammelten Gemeinde, welche nur bei der feierlichsten Handlung des Hochamtes Andacht zeigte, sich aber häufig gegen den Chor wendete, um der Musik zuzuhören. Diese verdiente übrigens keine Aufmerksamkeit, im Gegentheile reizten einige alte Castraten, welche mehrere Arien

auf die unausstehlichste Weise abkrähten, eher zum lachen, als zur Andacht. Der Schluß der Predigt war besonders merkwürdig, denn plötzlich schlug sich der Redner mit beiden Händen mehreremal tüchtig in das Gesicht, und die ganze Gemeinde folgte diesem Beispiele, wodurch ich in einige Verlegenheit kam, da ich nicht sogleich die Bedeutung dieser Handlung errieth, und sie nachzuahmen wenig Lust hatte; zu Hause angekommen, erfuhr ich, daß dieses eine öffentliche Kasteiung für begangene Sünden sey, und später wurde ich noch öfters Augenzeuge dieser frommen Handlung.

Abends wurde im Theater die schon früher erwähnte Pantomime wiederholt gegeben, da aber der Hof nicht gegenwärtig war, so ging es dießmal unruhig zu, und zulezt fanden mehrere Arretirungen statt. Der Pöbel aller Stände zog bis Mitternacht in den Strassen umher und warf einigen Personen, deren constitutionelle Gesinnungen bekannt waren, unter dem Vorwande, sie hätten nicht gut genug beleuchtet, die Fenster ein. Bei dieser Gelegenheit erschien auch der Infant Don Miguel, mit einem zahlreichen Gefolge, in den Strassen, durch welche er, ohne auf die Lustwandelnden Rücksicht zu nehmen, im stärksten Galoppe sprengte. Mehrere Personen wurden überritten.

V.

Einzug der Truppen des Conde de Amarante.

Der geehrte Leser wird sich vielleicht erinnern, daß der Conde de Amarante (Silveira), sobald die neue Constitution

in Portugal proklamirt wurde, aus seinen Unterthanen und einigen Anhängern der alten Regierung, eine Guerilla bildete, mit welcher er sich in die Provinz Traz os montes warf, und den konstitutionellen Truppen, unter dem General Rego, kleine Gefechte lieferte, deren glücklicher Ausgang die Zahl seiner Anhänger vermehrte; da es ihm aber nicht gelang mehr als zwei bis drei tausend Mann regulärer Truppen und einige Guerillas zu versammeln, so wäre er nimmermehr im Stande gewesen, der konstitutionellen Armee die Spitze zu bieten, welche aus sechs bis sieben tausend Mann guter Linientruppen und fünf bis sechs tausend Mann Militzen bestund, hätte General Rego, der den Ruf eines tapfern und erfahrnen Soldaten hatte, nur einigermaßen den hohen Begriffen entsprochen, welche man sich besonders in Lissabon, von seinen militärischen Talenten machte. Aber seine Leistungen beschränkten sich darauf, nach einem Kampfe von zwei Monaten, und nach manchem empfindlichen Verluste, den Conde de Amarante, zur Räumung der Provinz Traz os montes und zum Rückzuge nach Spanien zu nöthigen. Später drang der Letztere durch die Provinz Beira wieder in Portugal ein, und in dem Maaße als sich seine Parthei vergrößerte, nahm das konstitutionelle Heer durch Desertion ab. Bei Amarante kam es endlich zu einem ernstlichen Gefechte, in welchen Rego trotz seiner Uebermacht den Royalisten nur geringen Abbruch that. Indeß brach die Revolution vom 27. Mai aus, die Truppen fielen fast alle von ihm ab, und der Conde de Amarante, eilte mit den Seinigen ungestört der Hauptstadt zu, woselbst ihm auf Befehl des Hofes ein prächtiger Empfang zu Theil wurde. Der Infant Don Miguel ritt ihm mehrere Meilen weit entgegen, und durch zahllose Triumphbögen einziehend, wurden die Truppen, vor dem Pallaste angekommen, von der königlichen Familie auf das huldvollste begrüßt.

Die Bewohner der Hauptstadt nahmen übrigens keinen großen Antheil an den Siegern; man war sogar sehr besorgt, sie möchten sich einige Exzesse erlauben, wenigstens war bekannt, daß man ihnen große Versprechungen gemacht hatte, und es ging die Sage, sie seyen förmlich mit ihren Forderungen auf die Hauptstadt angewiesen worden. Die armen Leute, fast in Lumpen gehüllt und abgemagert, hatten wohl mehr mit Mangel und Beschwerden, als mit dem Feinde, zu kämpfen gehabt; ihr Lohn war aber derselbe, wie in allen andern Ländern, man beleuchtete ihnen zu Ehren die Stadt, nannte sie die Retter des Vaterlandes, überreichte Lorbeerkränze, hielt schöne Anreden, überhäufte ihren Anführer mit Geschenken und Orden, zahlte ihnen murrend ihren sauer erworbenen, längst rückständigen Sold aus, legte sie in die entferntesten Kasernen der Stadt, und nach ein paar Wochen fand Jedermann, daß sie dem Lande eine große und unnütze Last seyen.

VI.

Das Stiergefecht.

Die Wiederkehr der guten alten Zeit mußte natürlich auf alle mögliche Weise gefeiert werden; womit konnte man aber den Bewohnern Lissabons eine größere Freude machen, als mit der Ankündigung eines Stiergefechtes. Ich glaube den Leser nicht zu langweilen, wenn ich die wörtliche Uebersetzung derselben, der Beschreibung dieses barbarischen Festes, vorangehen lasse:

„An das große Volk der Portugiesen! Ueberzeugt, daß kein rechtlicher Portugiese gleichgültig gegen das wichtige Ereigniß ist, dem wir Alle die Wiederkehr der Religion, die Herstellung des Thrones unseres großen Monarchen und den Sturz der Demagogen, und jener teuflischen Freimaurer verdanken, die dafür in der Hölle büßen werden, daß sie die Ruhe unserer großen Nation untergraben wollten, erinnern wir nur, daß wir diese Wohlthaten besonders der gnadenvollen Mitwirkung der heiligen Jungfrau von Compostella verdanken, zu welcher sich unsere große Königin verlobte, wofür sie Gott erhalten wolle. Da es aber erlaubt ist, sich nach einer verrichteten Andacht, einer erlaubten und unschuldigen Freude zu überlassen, so wird das sehr schätzbare Publikum benachrichtiget, daß heute Abends ein seltenes und köstliches Stiergefecht vorgestellt wird. Se. Majestät, unser König, werden dieß schöne Fest in eigener Person verherrlichen. (Nun kömmt eine ausführliche Beschreibung eines jeden Stieres.) (Schluß.) Gott und seinen Heiligen empfehlen wir das auserwählte Volk der Portugiesen!“

Wir nahmen zu Mehreren eine Loge im Theater, welches bei unserer Ankunft bereits sehr besezt war. Es war dieß ein ziemlich großer, achteckiger Platz, mit hölzernen Schranken eingefaßt, und zu beiden Seiten der großen Königlichen, mit drei Reihen kleinerer Logen versehen; links befand sich der Behälter für die Stiere, mit einem Pförtchen verschlossen; der königlichen Loge gegenüber, das Eingangsthor für die Kämpfer.

So bald der Infant Don Miguel Platz genommen hatte, wurde das Zeichen zu dem Beginnen des Gefechtes gegeben; sogleich erschien ein Reiter am Eingangsthore in alt spanischer Tracht, und mit einer Lanze bewaffnet, näherte er sich

der königlichen Loge, grüßte den Prinzen, den Adel und das Publikum, und begab sich nun wieder zurück, wie er hereingekommen war, das heißt: er leitete sein Pferd so geschickt, daß er, immer rückwärts gehend, und ohne von der ersten Bahn abzukommen, den Ausgang gerade in der Mitte erreichte. Dann traten in leichter spanischer Kleidung die Bandeleros auf, welche sich nur damit beschäftigen, den Stier zu reizen, und seinem Angriffe durch ihre Gewandtheit zu entgehen; sie begrüßten den Prinzen knieend; die meisten waren Spanier, und Männer von vorzüglich schönem und großem Wuchse. Zwölf Männer endlich, stellten sich unter der königlichen Loge auf, um dem zu hart bedrängten Kämpfer oder Bandelero Hülfe zu leisten. Gleich darauf erschien der Picador zu Pferde, und stellte sich auf zwanzig Schritte dem erwähnten Thürchen gegenüber; dieses wurde nun rasch geöffnet, und der Stier stürzte schnaubend, und wie ein Pfeil, auf den Reiter los, der, ihn mit aufgehobener Lanze erwartend, seinem Anlaufe geschickt und kurz auswich, und ihn in demselben Augenblicke an der Stelle traf, wo der Nacken aufhört und der Rücken anfängt. Die Lanze drang tief in seinen Körper, und brach einen Schuh über der Stahlspitze ab, wobei er großen Beifall erndtete; als aber der Stier gleich darauf mit den Füßen und Hörnern im Boden zu wühlen begann, ein blutiger Schaum vor seinen Mund trat, und er dann leblos hinstürzte, so glaubte man, die Zuseher würden um den Verstand kommen, so unsinnig gebärdeten sie sich, um dem Picador Beweise ihres Beifalls zu geben; besonders vernehmlich waren die Stimmen der zahlreichen Frauenzimmer, die mit ganzer Seele bei dem Feste waren; auch der Infant schien großen Antheil an demselben zu nehmen; der Ochsentödter entfernte sich aber mit einer Grandezza und Selbstzufriedenheit, als hätte er einen Welttheil entdeckt.

Nacheinander kamen auf diese Weise gegen 16 Stiere auf den Kampfplatz, wovon die Hälfte durch Matadors zu Fuße, statt der Lanze, mit einem breiten Schwerte mit größerer oder minderer Geschicklichkeit getödtet, die übrigen aber nur gehezt und bis zur Erschöpfung ermüdet, umhergetrieben wurden. Dieses rohe Vergnügen, an welchem alle anwesenden Portugiesen einen unbeschreiblichen Antheil nahmen, besteht einzig und allein darin, Thiere auf das äußerste zu quälen und ihren Angriffen geschickt auszuweichen. In Spanien gehört wenigstens persönlicher Muth dazu, da der Stier seiner einzigen Waffe, der starken und spitzigen Hörner, nicht beraubt ist, und es gereichte früherhin selbst dem Adel zum Ruhme, auf dem Kampfplatze Beweise seiner Tapferkeit und ritterlichen Gewandtheit zu geben; den portugiesischen Stieren hingegen, sind an den Hörnern zwei hölzerne Kugeln befestiget, und es sind diese Thiere überhaupt so träge und unbehilflich, daß selbst der Ungeschickteste höchstens einen tüchtigen Stoß zu befürchten hat.

So sehr mich dieses Schauspiel, welches ich nie wieder besuchen werde, empörte, so mußte ich doch ein paarmal tüchtig lachen. Ein gewandter Bandelero, welcher einem muthigen Stier schon mehrere Widerhacken, mit daran befestigten kleinen brennenden Racketen, in den Leib geworfen hatte, wagte sich zulezt zu sehr in die Nähe des dadurch in die äußerste Wuth gebrachten Thieres, und, von diesem hart gedrängt, blieb ihm nichts übrig, als durch einen Sprung über die Schranken zu entkommen. Der Stier, seinen Peiniger im Auge, hatte ihn aber bereits schon erreicht, ehe dieser ganz über die Schranken setzen konnte, und versezte ihm im Sprunge noch einen so derben Stoß auf das Hintertheil, daß er weit über die Zuseher hinweggeschleudert wurde; ein anderer Bandelero wurde gleichfalls so lebhaft von einem Stier verfolgt, daß dieser mit ihm zu gleicher Zeit über die Schran-

ten setzte, und nun den erschrockenen Zusehern die Püffe und Stöße, die er früher von ihnen erhalten hatte, in dem reichsten Maße zurückgab; er würde ohne Zweifel, einigen noch tüchtiger zugesetzt haben, hätte er sich nicht mit den Füßen in die Bänke eingeklemmt, wodurch er, am Fortschreiten gehindert, bald von den Herbeieilenden gebändigt, und wieder auf den Kampfplatz zurückgebracht wurde. Das Publikum war übrigens so wohl mit ihm zufrieden, daß er nicht getödtet werden durfte; man führte ihn daher in seinen Stall, um ihn, wahrscheinlich für das nächste Stiergefecht, zu neuen Martern aufzusparen. Ganz besonders belustiget wurde das Publikum durch ein Männchen, welches, wie der Matador gekleidet, sich, auf einem kleinen Esel reitend, dem aus seiner finstern Kammer hervorstürzenden Stier entgegen stellte; als nun der Esel seinen Gegner erblickte, versuchte er sogleich auszureißen, wurde von demselben ereilt, und durch einen gewaltigen Stoß von hinten zu Boden geworfen, daß er, sammt seinem armseligen Reiter, einige Schritte fortkugelte; als beide sich wieder aufraffen wollten, waren sie von dem Stier so jämmerlich bearbeitet, daß sie nicht mehr aufstehen konnten; das Männchen mußte hinausgetragen werden, erhielt aber eine so reichliche Mitleidssteuer von den Zusehern, welche Kupfermünzen auf den Kampfplatz warfen, daß er wenigstens nicht in Verlegenheit kam, die nöthigen Einreibungsmittel bezahlen zu können.

Ich habe früher schon erwähnt, welchen großen Antheil der Infant an dem Stiergefechte nahm, und bemerkte während der Dauer desselben, daß er die größte Ungeduld zeigte, wenn einer der Matadors sich nicht mit der erforderlichen Geschicklichkeit benahm; bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß der Prinz dieses Vergnügen selbst leidenschaftlich liebe, und sich bei jeder Gelegenheit in diesem ruhmvollen Kampfe übe.

Sobald die Stadt nach Vorschrift beleuchtet war, setzte sich vom Arsenale aus ein Zug in Bewegung, welcher den Fremden als Beweis dienen konnte, daß die portugiesische Nation allerdings noch nicht reif sey, die Wohlthaten einer freien Verfassung zu genießen; denn dieser Zug wurde nicht allein von Leuten aus der gemeinen Volksklasse, sondern auch von Personen begleitet, von deren höherem Standpunkte in der Gesellschaft, man doch wenigstens die Fähigkeit erwarten konnte, ihrer eigenen Ueberzeugung zu folgen.

Auf einem Karren, von Ochsen gezogen, stand ein Mann als Türke gekleidet, und recht passend die absolute Regierung vorstellend, er schwang seine Geisel über eine scheußliche Gestalt, die mit Fesseln beladen, sich zu seinen Füßen krümte und die große Gemeinde der Freimaurer vorstellte, auf deren Schultern man alles Unglück lud, welches die portugiesische Nation, seit einem Jahrhundert, getroffen hatte. Der ehrliche Türke ermangelte durchaus nicht, der Konstitution bei jeder Pause ein Pereat zu bringen, und wurde in seiner Bemühung von dem Volke bestens unterstützt.

Als der Zug vor dem Pallaste der königlichen Familie ankam, erschien diese auf dem Balkon, und war genöthiget, diesem erbärmlichen Schauspiele denselben Beifall, wie früher dem Tumulte der konstitutionell Gesinnten, zu zollen.

Die königliche Familie und das unglückliche Land, den Schauplatz der Partheien-Wuth und des unseligen Bürgerkrieges, herzlich bedauernd, konnte ich nicht umhin meines glücklichen Vaterlandes und des edelsten Fürsten mit Rührung zu gedenken, der unaufgefordert, und nur seinem Vater-Herze folgend, seinem Volke eine freie Verfassung gab, welche andere Nationen vergebens durch Revolutionen, und das Verderben ganzer Generationen, zu erzwingen trachteten. Aber

die richtende Nachwelt wird seiner noch mit Ehrfurcht und Bewunderung gedenken, wenn die Namen derjenigen, welchen Ruhmsucht mehr galt als Volksglück, längst vergessen sind.

VII.

Große Revue. — Feierliche Prozession.

Wenige Tage darauf versammelte sich die Garnison Lissabons auf dem Handelsplatze, (Praça do commercio). Dieses Häufchen Soldaten, ungefähr 4000 Mann stark, wurde in den öffentlichen Blättern auf die gewöhnlich pomphafte Weise, o exercito real da fé, (das königliche Heer des Glaubens) genannt. Die Truppen waren neu gekleidet und gut bewaffnet; äußerst junge Offiziere befehligten sie; Exercitium und Manövres, welche englisch waren, wurden schleppend und mit einer Nachläßigkeit ausgeführt, welche von Mangel an Uebung und einem gewissen Ueberdrusse zeigten, der sich aller Gemüther bemächtiget zu haben schien. Ich wurde wirklich traurig, als ich bedachte, daß ein Volk, wie die Portugiesen, im Besitze aller Eigenschaften, um eines der besten Heere aufzustellen, welches in früheren Jahrhunderten die bewunderungswürdigsten Beweise von Vaterlandsliebe, Tapferkeit und jener kühnen Verachtung des Todes gab, deren nur große Geister fähig sind; daß ein Volk, dessen Panner auf allen Meeren und in den entferntesten Gegenden der Erde siegreich wehten, so tief sinken konnte, daß es jetzt, ohne fremde Hülfe, jedem Feinde von Aussen nur schwachen Widerstand zu leisten vermöchte. Aber in einem Lande, in welchem der Soldat verachtet und schlecht besoldet wird, in

dem der Landesfürst selbst dem Heere, welches seinen Thron beschützen soll, so wenig Theilnahme beweist, wie dieses seit so langer Zeit in Portugal der Fall ist, muß man nicht staunen, von jenem Geiste, der den ächten Krieger beseelet, auch nicht einen Funken mehr zu finden.

Nachdem die versammelten Regimenter ein schwerfälliges Manduvre einigemal wiederholt hatten, erschien der Generalissimus Don Miguel, von einem Heere von Generalen und höheren Offizieren begleitet. Es fehlte nicht an theatralischem Pompe, Kanonen-Donner und vorgeschriebenem Vivat; aber dieses war auch Alles; — der Infant schonte sein Pferd nicht, und zeigte sich als einen geübten Reiter; aber ich hätte zum besten der Armee wohl gewünscht, sie von einem Manne befehliget zu sehen, wie der treffliche Schomberg oder von der Lippe waren; denn auf einem Spazierritte von Lissabon nach Santaren und Villa franka, erwirbt man die Erfahrungen eines Feldherrn nicht. Die kaum bemerkbare Zahl der Zuseher bewies, welchen geringen Antheil die Bewohner Lissabons an dem königlichen Heere des Glaubens nahmen.

Eine unzählbare Menge Menschen strömte hingegen einer großen Prozession zu, welche Nachmittags von der Kathedrale ausging und die Straßen der Stadt durchzog. Für ein Volk, dem der Ruhm und das Schicksal seines Landes gleichgültig ist, hat der Anblick eines Heeres träger Mönche, allerdings mehr Reitz, als der eines Heeres Soldaten, welche aus dessen Mitte ergänzt werden müssen, und es stets an die Gefahren des Krieges erinnern; und dieses Volk findet es weit bequemer, den Sieg für seine Waffen, durch die Mönche vom Himmel erflehen zu müssen, als ihn selbst zu erkämpfen.

Prozessionen sind hier, wie überhaupt in allen südlichen Ländern, die einzigen Feste, während welchen das Volk des

lebens froh wird, und sich dem Hange der Fröhlichkeit überläßt. Die heutige sollte mit besonderem Pompe gehalten werden, denn die Mönche sämmtlicher Orden in Lissabon hatten sich vereiniget, um die Vorsehung für die Wiedereinsetzung in ihre Klöster und reichen Besitzungen, und die Auflösung der Cortes, in einem feierlichen Umgange zu preisen.

Die Straßen, durch welche die Prozession sich bewegte, waren mit Blumen bestreut; die mit festlich geschmückten Personen beider Geschlechter überfüllten Balkons, mit kostbaren Teppichen und seidenen Tappeten behangen, und die Freude so allgemein, daß man unwillkührlich die frohe Stimmung der Menge theilte. Aber die Prozession war auch wirklich eine lachende Erscheinung; die Banden der verschiedenen Regimenter eröffneten den Zug mit munterer Musik, dann folgten die Bruderschaften, in seidene Ueberröcke ohne Aermel gekleidet und große brennende Wachslichter tragend, dann einige hundert Mönche in ihren mannigfaltigen Ordenshabiten, endlich ein Zug Kinder, mit gepuderten Haaren, am Rücken befestigten Flügeln und in blauseidenen Reifröcken, in welchen sie possirlich, feierlich einherschritten; sie stellten Engel vor. Nach einem kleinen Zwischenraume erschien die Monstranze mit wahrhaft feierlichem Pompe umgeben, und in eine Rauchwolke eingehüllt. Sie war aus gediegenem Golde verfertiget und mit einer so großen Menge der herrlichsten Edelsteine besezt, daß ihr Feuer alle Blicke blendete; einige Tausend Mönche und Mitglieder der Bruderschaften folgten nach, und eine starke Abtheilung Militär, die Kopfbedeckung in der Hand tragend, schloß den unendlichen Zug.

Bei dem ganzen Feste war auch nicht eine Spur von Andacht wahrzunehmen; Niemand bethete; die Mönche grüßten die Bekannten, ließen ihre Tabaksdosen in der Reihe hin- und hergehen, und schwazten und lachten untereinander. Man

sah es den guten Leuten an, wie fremd ihnen Kummer und Sorgen waren, seitdem sie wieder im warmen Neste saßen, und das arme geduldige Volk für sich sammeln und arbeiten ließen. Wenn man sie betrachtete und über ihr Daseyn nachdachte, so konnte man auch wohl begreifen, warum eine so große Zahl kräftiger junger Leute, zu träge zum denken und arbeiten, alles aufbiethen, in einen geistlichen Orden aufgenommen zu werden. Von jeder geistigen und körperlichen Anstrengung befreit, keineswegs zur strengen Erfüllung ihrer Gelübde angehalten, im Besitze der öffentlichen Verehrung, entbehren diese Mönche durchaus nichts, was zur Erfüllung aller Wünsche des sinnlichen Menschen gehört; aber da sie sich weder um den öffentlichen Unterricht bekümmern, noch über die Aufrechthaltung der Moralität des Volkes wachen, so möchte man wohl fragen, zu was diese Leute denn eigentlich in der Welt sind? Man rühmt jedoch in Lissabon ihre Beständigkeit in der Freundschaft, und wirklich gibt es daselbst kaum eine wohlhabende Familie, in welcher nicht wenigstens einer dieser Mönche als Hausfreund aus- und einginge; auch werden viele Beispiele von der oft ausserordentlichen Anhänglichkeit der frommen Väter, an einzelne Mitglieder solcher Familien, erzählt.

Am Abende strömte die Menge nach einer Kirche, deren Namen ich vergessen habe, um ein kürzlich entdecktes, und angeblich Jahrhunderte vergrabenes Heiligenbild zu küssen; große Summen wurden bei dieser Gelegenheit geopfert, auch der König und seine Familie nahmen an der frommen Handlung Antheil.

Ich fange an, die Meinung der 12,000 Mönche, welche in den zahlreichen Klöstern der Hauptstadt wohnen, zu theilen: daß die Portugiesen kein Verlangen nach einer freien Verfassung tragen.

VIII.

Feuersbrunst unferne der königl. Münze. — Schlägereien zwischen den Galegos und den Linientruppen.

Es wurde bereits erzählt, daß Lissabon, seit der Rückkehr des Königs, jeden Abend beleuchtet wurde. Man muß sich aber nicht vorstellen, daß die Strassen bei dieser Gelegenheit, wie bei uns, einem Feuermeere gleichen, und schöne Transpareute die Aufmerksamkeit der Lustwandelnden erregten. Die phlegmatischen Portugiesen begnügten sich, vor jedes Fenster des Hauses eine kleine Laterne, mit einem Talglichte versehen, zu hängen, und wirklich konnten sie nur auf diese Weise so viele Abende hindurch den Forderungen des Hofes, der Geistlichkeit und der Soldaten genügen. Als sie endlich ihre patriotischen Gefühle durch einen ungeheuren Aufwand von Talg sattsam geäußert hatten, bereitete Nachlässigkeit oder Unvorsichtigkeit eine etwas ernstere Beleuchtung.

Es war bereits wieder zur Freude der Einwohner, der Diebe und der sehnsuchtsvoll wartenden Hunde die Nacht eingetreten, ohne daß auch nur ein wohlthätiges Licht die öden Strassen beleuchtet hätte, als unferne der königlichen Münze in einem Magazine des Arsenals Feuer auskam. Es griff schnell um sich, und ehe noch die Feuerspritzen, durch Menschen gezogen, herbeigebracht werden konnten, war das Gebäude in Asche verwandelt. Zum Glücke bewegte sich kein Lüftchen; die Matrosen brachten Wasser aus dem nahe gelegenen Tajo herbei, und ihrer Thätigkeit allein verdankte man es, daß die Flammen nicht weiter um sich griffen. Auch der Infant erschien bei diesem Braude, und auf seinen Be-

fehl erhielten die Galegos *) von der, den Prinzen begleitenden Kavallerie, eine reichliche Tracht Klingenhiebe, um ihren Eifer zur schnelleren Herbeibringung des Wassers zu spornen. Aber dieses, dem Rücken der Galegos gemachte Anlehen, wurde von ihnen, wenige Tage darauf, der Kavallerie mit so reichlichen Interessen wieder erstattet, daß die Regierung, um die fortdauernden Zahlungen einzustellen, und den Muth von 30,000 kräftigen Männern nicht auf weitere Proben zu stellen, für gut fand, die ersten Darleiher zu entfernen.

IX.

Bemerkungen über Portugals Hauptstadt und ihrer Umgebung.

1. Unreinlichkeit der Strassen.

Es gibt vielleicht nur wenige Städte in der Welt, welche einen vielversprechendern Anblick von Außen gewähren, als Portugals Hauptstadt; sobald man sie aber in verschiedenen Richtungen durchwandert, kann man ihr kaum den Namen einer schönen Stadt zugestehen, obwohl sie einige schöne Gebäude und öffentliche Plätze besitzt. Die Häuser der langen und schmalen Strassen sind größtentheils vier bis fünf Stockwerke hoch, und machen durch Ueberladung mit langen Fenstern und eisernen Altanen keinen günstigen Eindruck; selbst die Gebäude, welche Pombal nach dem schrecklichen Erdbe-

*) Die Wasserträger der Stadt, welche die Verbindlichkeit haben, wenn Feuer auskömmt, unentgeltlich Wasser herbei zu bringen.

den von 1755 erbauen ließ, und welche nach der Schnur gezogen und mit vortrefflichen Fußwegen versehen sind, haben zu sehr das Ansehen von Magazinen und Kasernen. Aber wäre Lissabon die schönste Stadt der Erde, so würde man doch der dort herrschenden, jede Vorstellung übertreffenden Unreinlichkeit wegen, nicht gerne längere Zeit daselbst verweilen. Mit Ausnahme der wenigen neuerbauten Straßen, werden in die übrigen zu jeder Stunde das Kehricht, der Nachlaß der Speisen, und andere den höchsten Eckel erregende Gegenstände geworfen; zum Glücke, daß die herrenlosen Hunde, deren Zahl man auf mehrere Tausende schäzt, das Geschäft des Aufräumens zum Theile übernehmen; die Kothhaufen müßten sich aber doch zulezt zu unübersteiglichen Hindernissen aufthürmen, wenn nicht die Gluth der Sonne sie trocknete, und die Fußtritte der Menschen und Thiere dieselben in den feinsten Staub verwandelten, welcher vom leisesten Winde in die Höhe getrieben, die Fahrenden und Gehenden zu ersticken droht. Im Monate Juli, welchen ich größtentheils in Lissabon zubrachte, und in welchem es nur ein einziges Mal, kaum eine Stunde anhaltend, regnete, ist aber der Aufenthalt in der Stadt wirklich eine Qual; man kann, so bald der Seewind kömmt, so erquickend er bei der Hitze des Tages ist, nicht über die Strasse gehen, ohne sich wieder neu umzukleiden, und die Fenster kaum einige Minuten offen lassen, ohne daß alle Geräthe des Zimmers mit dem eckelhaftesten Staube bedeckt werden.

Daß diese unbeschreiblichen Unbequemlichkeiten durch einige kräftige Maßregeln der Polizei abgestellt werden könnten, bewiesen die Franzosen, als sie, unter Junot Lissabon besezt hielten. Die Einwohner wurden aufgefordert, die Strassen bei Tage zu reinigen, und bei Nacht den Unflath der Häuser nach bestimmten Plätzen zu bringen, woselbst er sogleich durch Kothkarren weiter geschafft wurde; die herren-

fehl erhielten die Galegos *) von der, den Prinzen begleitenden Kavallerie, eine reichliche Tracht Klingenhiebe, um ihren Eifer zur schnelleren Herbeibringung des Wassers zu spornen. Aber dieses, dem Rücken der Galegos gemachte Anlehen, wurde von ihnen, wenige Tage darauf, der Kavallerie mit so reichlichen Interessen wieder erstattet, daß die Regierung, um die fortdauernden Zahlungen einzustellen, und den Muth von 30,000 kräftigen Männern nicht auf weitere Proben zu stellen, für gut fand, die ersten Darleiher zu entfernen.

IX.

Bemerkungen über Portugals Hauptstadt und ihrer Umgebung.

1. Unreinlichkeit der Strassen.

Es gibt vielleicht nur wenige Städte in der Welt, welche einen vielversprechendern Anblick von Außen gewähren, als Portugals Hauptstadt; sobald man sie aber in verschiedenen Richtungen durchwandert, kann man ihr kaum den Namen einer schönen Stadt zugestehen, obwohl sie einige schöne Gebäude und öffentliche Plätze besitzt. Die Häuser der langen und schmalen Strassen sind größtentheils vier bis fünf Stockwerke hoch, und machen durch Ueberladung mit langen Fenstern und eisernen Altanen keinen günstigen Eindruck; selbst die Gebäude, welche Pombal nach dem schrecklichen Erdbe-

*) Die Wasserträger der Stadt, welche die Verbindlichkeit haben, wenn Feuer auskömmt, unentgeltlich Wasser herbei zu bringen.

ben von 1755 erbauen ließ, und welche nach der Schnur gezogen und mit vortrefflichen Fußwegen versehen sind, haben zu sehr das Ansehen von Magazinen und Kasernen. Aber wäre Lissabon die schönste Stadt der Erde, so würde man doch der dort herrschenden, jede Vorstellung übertreffenden Unreinlichkeit wegen, nicht gerne längere Zeit daselbst verweilen. Mit Ausnahme der wenigen neuerbauten Strassen, werden in die übrigen zu jeder Stunde das Kehricht, der Nachlaß der Speisen, und andere den höchsten Eckel erregende Gegenstände geworfen; zum Glücke, daß die herrenlosen Hunde, deren Zahl man auf mehrere Tausende schäzt, das Geschäft des Aufräumens zum Theile übernehmen; die Kothhaufen müßten sich aber doch zulezt zu unübersteiglichen Hindernissen aufthürmen, wenn nicht die Gluth der Sonne sie trocknete, und die Fußtritte der Menschen und Thiere dieselben in den feinsten Staub verwandelten, welcher vom leisesten Winde in die Höhe getrieben, die Fahrenden und Gehenden zu ersticken droht. Im Monate Juli, welchen ich größtentheils in Lissabon zubrachte, und in welchem es nur ein einziges Mal, kaum eine Stunde anhaltend, regnete, ist aber der Aufenthalt in der Stadt wirklich eine Qual; man kann, so bald der Seewind kömmt, so erquickend er bei der Hitze des Tages ist, nicht über die Strasse gehen, ohne sich wieder neu umzukleiden, und die Fenster kaum einige Minuten offen lassen, ohne daß alle Geräthe des Zimmers mit dem eckelhaftesten Staube bedeckt werden.

Daß diese unbeschreiblichen Unbequemlichkeiten durch einige kräftige Maßregeln der Polizei abgestellt werden könnten, bewiesen die Franzosen, als sie unter Junot Lissabon besezt hielten. Die Einwohner wurden aufgefordert, die Strassen bei Tage zu reinigen, und bei Nacht den Unflath der Häuser nach bestimmten Plätzen zu bringen, woselbst er sogleich durch Kothkarren weiter geschafft wurde; die herren-

losen Hunde wurden alle getödtet. Als aber diese Mahnungen bei den meisten Einwohnern vergebens waren, wurden diejenigen, welche den Platz vor ihren Häusern nicht rein hielten, und, wie früher, alles Entbehrliche aus ihren Fenstern auf die Strassen schütteten, ohne Unterschied des Standes gezwungen, beim hellen Tage vor ihren Häusern zu kehren und aufzuräumen. Dieses wirkte, und bald waren die Strassen Lissabons so rein, so wie jene anderer Hauptstädte Europas. Noch sprechen die Fremden, welche sich damals in Portugals Hauptstadt aufhielten, mit Entzücken von dem Genuße, nach der Tageshitze, bei dem Scheine des Mondes in den Strassen lustwandelnd, die reinste Luft einathmen, und dem erfrischenden Seewinde die Fenster ihrer Wohnungen öffnen zu können.

Aber Unreinlichkeit ist dem Portugiesen so sehr zur zweiten Natur geworden, daß, so bald die Franzosen Lissabon verlassen hatten, die Strassen sich augenblicklich wieder mit Koth füllten, und wenige Monate hinreichten, die Stadt wieder in eine Kloake zu verwandeln.

2. Oeffentliche Plätze. — Die Bibliothek. — Börse. — Das Zollamt.

Lissabon besizt vier sehenswerthe Plätze. Den Roçio, woselbst der Pallast der durch Pombal aufgelöst'en Inquisition und die meisten Kaufmannsläden stehen; den Praça da figueira, der belebteste von allen, da hier Früchte und Gemüse verkauft werden; den Praça do Polerim mit dem Rathhause, dem Zeughause, mehreren schönen Gebäuden und Kirchen, und den Praça do Commercio, der größte und schönste Lissabons. Dieser Platz, welcher jeder Hauptstadt Europas zur Zierde gereichen würde, ist auf drei Seiten mit prächtigen Gebäuden umgeben, die vierte aber, gegen den Tajo zu,

offen, und gewährt die Aussicht auf den mit Schiffen aller Nationen bedeckten Strom, und das jenseitige gebirgige Ufer. Unter den erwähnten Gebäuden zeichnen sich die Bibliothek, die Börse und das Zollamt besonders aus. Die früher den Jesuiten angehörende, und jezt mit vielen weltlichen Werken vermehrte Büchersammlung, ist nach den verschiedenen Zweigen der Wissenschaften in eilf Säle vertheilt, und soll achtzigtausend Bände stark seyn. Fünf Säle sind allein mit theologischen Werken ausgefüllt, die übrigen besitzen eine Sammlung vorzüglicher Kupferstiche und Karten. Merkwürdig ist die große Zahl arabischer Handschriften, die schwerlich so benüzt werden, wie sie es verdienen; in den übrigen Sälen befinden sich Bücher in allen Sprachen, nur teutsche konnten mir keine gezeigt werden.

Der Bibliothek gegenüber steht die Börse, dort versammeln sich, unter einem sehr schönen Arkadengange, die Kaufleute; am Ende desselben tritt man in den Börsesaal. Beide waren so spärlich besucht, daß man wohl sah, wie tief der portugiesische Handel gesunken war, welcher sich in der That ganz in den Händen der Engländer befindet.

Das Zollamt, dessen Hinterseite dicht an dem Tajo gelegen ist, wodurch das Einbringen der Waaren außerordentlich erleichtert wird, ist von großem Umfange; besonders sehenswerth aber ist der Saal, wohin zuerst die Waaren gebracht werden. Man erzählt, daß der Marquis von Pombal daselbst einmal einen Ball gab, zu welchem zehntausend Menschen eingeladen waren.

Das Zollamt Londons hat keine so geräumigen Säle, als das von Lissabon, aber es erhält auch nicht den zwanzigsten Theil von den Bedürfnissen, wie Portugal, aus dem Auslande. Da man sich oft, und wohl mit Recht, über die

Zollbeamten und Visitatoren beklagt, so ist es billig das höfliche und gefällige Benehmen der Portugiesischen zu rühmen.

An der westlichen Seite des Handelsplatzes steht der halbverbrannte königliche Pallast, an welchem gerade einige Ausbesserungen vorgenommen wurden. Völlig ausgebaut und eingerichtet wäre dieses eine wahrhaft königliche Wohnung, und würde viel beitragen, den großen aber öden Platz zu beleben. Aber der Staat hat die Mittel nicht, um Residenzen zu bauen, die Geldquellen Brasiliens werden versiegen, und die reichgefüllten Kassen des Königs öffnen sich keinem wohlthätigen oder erhabenen Zwecke; indessen ist Portugals Beherrscher nicht der Einzige, der sich an dem Anblicke des todten Mamons mehr ergötzt, als an dem Danke von Tausenden, deren Glück er mit dem eitlen Metalle begründen könnte.

Die Statue des Königs Joseph I., von Bronze, würde diesen Platz zieren, wenn sie aus der Hand eines geschickten Meisters hervorgegangen wäre, und statt mehr an der östlichen Seite, in der Mitte des prächtigen Platzes stünde. Sie ist die Erste, welche jemals einem portugiesischen Monarchen errichtet wurde, obwohl Portugal Fürsten besaß, welche alles Metall des Landes nicht genug verherrlichen könnte. Wohl ihnen, daß sie nicht mehr sehen können, wie tief das Volk sank, welches ihr großer Geist zu einem der Mächtigsten der Erde erhoben hatte.

3. Kirchen und Andächtige.

Es gibt in Lissabon unzählige Kirchen. Viele derselben sind zwar mit großem Aufwande erbaut, aber theils blendend weiß übertüncht, theils mit Basreliefs überladen, und mit außerordentlicher, aber meistens geschmackloser Pracht

eingerichtet. Für mich bleibt ein altteutscher Tempel das Ideal eines Gotteshauses; denn wer in diesen ehrwürdigen Hallen kein Bedürfniß fühlt, seinen Geist zu dem Schöpfer der Welten zu erheben, der wird in einer portugiesischen Kirche schwerlich Lust zum beten bekommen. Die Patriarchal-Kirche, die Neue (igreja nova), jene des heiligen Hieronimus in Belem und St. Roque sind die Ausgezeichnetsten. Erstere, auf einer Anhöhe erbaut, ragt mit ihrer Kuppel über alle anderen Kirchen empor. Unter den vielen Kostbarkeiten, welche sie besizt, zeichnen sich ein zwölf Fuß hohes Kreuz und neue große Armleuchter aus; sie sind von gediegenem Silber, vergoldet, von vortrefflicher Arbeit und mit einer Menge Diamanten und Lasursteinen besezt.

Der Patriarch von Portugal, der die Vorrechte des Papstes besizt, und unter welchem sämmtliche Geistlichkeit des Landes steht, hält hier mit ächt römischem Pompe den Gottesdienst. Die neue Kirche und das daran gränzende Nonnenkloster wurde erst nach dem großen Erdbeben von der damals regierenden Königin, D. Maria, erbaut. Dem Laien scheint dieses allerdings ein prächtiger Tempel zu seyn, von den Sachverständigen aber, wird vieles an dem Baue getadelt. Er kostete, wie man sagt, fünf Millionen Kruzaden *). Die Kirche des heiligen Hieronimus in Belem wurde von dem großen Emanuel, zum Danke für die gelungene Entdeckungsreise Vasco de Gamas nach Indien, im Jahre 1498 erbaut. Sie ist ein wirklich erhabenes Denkmal gothischer und arabischer Baukunst. Diesem Könige und seinem Sohne, D. Juan III., sind daselbst Monumente von brasilianischem Marmor errichtet. Die Kirche St. Roque, von unansehnlicher Bauart und einfacher Einrichtung, besizt an Kleinodien

*) 5,175,000 fl. — unseres Geldes.

und reich gefaßten Reliquien bedeutende Schätze; ihre besondere Zierde ist aber eine kleine Kapelle, welche D. Juan V. dem heiligen Johannes errichtete. Die Wände derselben sind ganz mit Lasursteinen, großen Korallen, schön geschliffenem Granit und mit Ametisten belegt; die Säulen am Altare von Lasurstein, und Engel von gediegenem Silber tragen den Altartisch. Ueber dem Altare und an beiden Seitenwänden sind drei Kunstwerke angebracht, die vielleicht in dieser Gattung nicht mehr ihres gleichen haben; drei Gemälde, Scenen aus dem alten Testamente, sind in Mosaik vorgestellt, und würden, selbst als Farbengemälde, für Meisterstücke gelten. Von derselben Arbeit ist der Fußboden und der Altar; prächtige silberne Leuchter vollenden dessen Verzierung. Alle diese Kostbarkeiten wurden von den ausgezeichnetsten Künstlern in Rom verfertiget; sie kosteten über zwei Millionen Kruzaden. Zwei angrenzende Kapellen enthalten viele Oelgemälde, welche wohl die Portugiesen allein für Gemälde großer Künstler halten.

Ich muß nur gestehen, daß ich keine dieser Kirchen verließ, ohne darüber nachzudenken, welche unbeschreibliche Wohlthaten die Erbauer derselben über Portugal und seine Bewohner verbreitet haben würden, hätten sie die ungeheuren Summen, welche für diese Tempel ausgegeben wurden, auf Einführung guter Schulen, Fabriken und gemeinnützige Anstalten verwendet. Warum diese Vermehrung von Kirchen in einer Stadt, welche bereits schon eine außerordentliche Menge besizt, warum dieser Aufwand von Gold und Silber, um sie zu schmücken? — Glaubt man denn wirklich den Unbegreiflichen, welchen wir verehren, durch silberne Leuchter und goldene Zierathen verherrlichen zu können? — Die Kirche des heil. Vincenz und des heil. Antonius haben nur eine Mittelwand, und sind darin wohl nur einzig in ihrer Art. In der Ersteren wurde sonst immer ein Rabe unterhalten, zum

Andenken jenes Raben, welcher, als der heil. Vincenz am Vorgebirge der guten Hoffnung von den Eingebornen erschlagen wurde, seinen, ihn allenthalben suchenden, Freunden die Stelle, woselbst er eingegraben war, durch das Picken seines Schnabels anzeigte. Der Leichnam und der Rabe wurden nach Lissabon gebracht; Ersterer erhielt eine Kirche, und Lezterer wurde bis zu seinem Tode an des Heiligen Grabe gefüttert. Der heil. Antonius ist der Generalissimus der portugiesischen Armee; er erhielt sonst jedes Jahr aus der Hand des Königs selbst, in einem prächtigen Beutel, seinen Sold, ob dieser auch in neuerer Zeit, wo so viele lebende Generale vergebens auf denselben warten müssen, ausbezahlt wurde, konnte ich nicht erfahren, ich muthmaße jedoch, daß die Geistlichkeit, wäre dieß unterblieben, die unverzeihliche Vernachlässigung gegen den heiligen Feldherrn, das heißt, den Verlust des artigen Sümmchens, schwerlich gleichgültig ertragen hätte.

Die Lorettenkirche, erst vor dreißig Jahren vollendet, ist sehr zierlich im italienischen Geschmacke erbaut. Die schöne Welt besucht sie vorzugsweise, und man kann sich hier vollkommen überzeugen, worin die Religion des portugiesischen Volkes besteht. Die jungen Frauenzimmer, für welche der Besuch der Kirche der einzige Augenblick der Freiheit ist, benützen sie denn auch so viel als möglich.

Auf einem Teppiche in der Mitte der Kirche sitzend oder knieend, suchen ihre Augen die Begünstigten unter den Männern, welche zu beiden Seiten der Kirche auf einer etwas erhöhten Gallerie stehen; es beginnt alsbald eine zwanglose, aber stumme Unterredung zwischen den Liebenden; Blumen, Fächer, Hände und Augen werden zu Hülfe genommen, um sich verständlich zu machen, und dieses dauert fort bis Weihrauch und Geklingel sie erinnern, daß die Feier der Miste-

dens so schlecht betrieben, daß England und Teutschland Getreide in Menge zuführen. Sonst auf den Meeren gebiethend, beschränkt sich jezt Portugals ganze Schifffahrt auf seine afrikanischen Besitzungen und die Inseln im atlantischen Ocean; und die Kaufleute, welche früher den Welthandel in ihren Händen hatten, sind jezt nichts weiter, als die Faktoren der Engländer. Aber besser, als ich es vermag, schildert ein Brief des kühnen Pombals an die englischen Minister, Portugals damalige Lage, welche sich seitdem noch sehr verschlimmerte.

Dieser Brief, von welchem ich nur die Hauptpunkte anführe, wurde geschrieben, um von den Engländern, welche sich herausgenommen hatten, im Hafen von Lissabon einige französische Schiffe zu verbrennen, Genugthuung zu fordern.

„Als eure Nation noch wenig in Europa galt, war die unsrige schon höchst angesehen. Eure Insel nahm nur einen kleinen Punkt auf der geographischen Karte ein, da Portugals Name sie halb ausfüllte; wir herrschten in Asien, Amerika und Afrika, während ihr nur eine einzige kleine Insel in Europa beherrschtet. Eure Macht konnte höchstens auf den zweiten Rang Anspruch machen; durch die Mittel aber, die wir euch gaben, habt ihr euch zum ersten Rang unter den Mächten erhoben.

„Ihr waret so ohnmächtig, daß ihr eure Herrschaft nicht weiter, als über eure Insel, zu erheben vermochtet; denn um auf Eroberungen auszugehen, hättet ihr eine große Armee haben müssen, und ihr hattet die Mittel nicht, sie zu unterhalten; das Geld dazu fehlte euch. Alle diejenigen, die eure Macht bei der großen Revolution in Europa berechnet haben, fanden, daß ihr nicht im Stande wäret, sechs

Regimenter zu unterhalten. Auch das Meer, welches man als euer Element betrachten kann, both euch keine große Hülfsquellen an, und kaum vermochtet ihr zwanzig Kriegsschiffe auszurüsten.

„Seit fünfzig Jahren habt ihr aus Portugal mehr als fünfzehnhundert Millionen gezogen! Die Geschichte hat kein Beispiel, daß irgend eine Nation von einer andern mit einer so großen Summe bereichert worden wäre. Die Art, auf welche ihr diese Schätze erworben habt, ist noch vortheilhafter für euch, als es die Schätze selbst sind; denn durch seine Künste hat England die Herrschaft über unsere Goldminen erlangt; ihre jährlichen Gaben zieht England an sich. Einen Monat, nachdem die Flotte mit Gold aus Brasilien bei uns angelangt ist, sieht man kein Goldstück mehr in Portugal. Das Ganze geht nach England über, und vermehrt unaufhörlich seine baaren Reichthümer; seine mehrsten Bankogeschäfte werden mit unserm Gelde betrieben.

„Mit einer Albernheit, die nicht ihres Gleichen in der allgemeinen Weltgeschichte hat, erlauben wir euch, uns zu kleiden und uns mit allen Gegenständen des Luxus, die nicht unbeträchtlich sind, zu versehen. Wir unterhalten fünfmal hundert tausend Künstler, die König Georgs Unterthanen sind. Eure Felder nähren uns; eure Ackersleute sind jezt an die Stelle der unsrigen getreten; statt daß sonst wir euch mit Getreide versahen, versehet ihr uns jezt damit.

„Aber, so wie wir euch auf den Gipfel der Größe erhoben haben, so hängt es jezt nur von uns ab, euch in das Nichts zurückzustoßen, aus dem wir euch gezogen haben. Ein einziges Gesetz kann eure Macht umstürzen, oder wenigstens eure Herrschaft mindern. Wir dürfen blos bei Lebensstrafe die Ausfuhr unsers Geldes verbieten, und es wird keines

mehr ausgeführt werden. Vermuthlich werdet ihr mir hierauf antworten, daß man es, ungeachtet eines Verbots, immer doch ausführen würde, so wie es bisher geschehen ist, weil eure Kriegsschiffe das Vorrecht haben, daß man sie bei ihrer Abreise nicht visitirt, und sie unter dieser Begünstigung unser baares Geld immer mit sich fortnehmen können. Verlaßt euch aber doch nicht allzusehr darauf; ich habe den Herzog von Aveiro hinrichten lassen, weil er des Königs Leben angegriffen hatte; ich könnte also auch leicht einen eurer Kapitaine hängen lassen, wenn er es wagte, des Königs Bild, trotz des Verbotes, in ein fremdes Land zu führen.

„Es gibt Zeiten in einer Monarchie, wo ein einziger Mann Vieles vermag. Ihr wißt, daß Cromwel, als Protektor der Republik England, den Bruder des Abgesandten unsers Königs hinrichten ließ, weil er an einer öffentlichen Unzufriedenheit Theil genommen hatte. Ohne zwar ein Cromwel zu seyn, fühle ich mich doch fähig, seinem Beispiele als Minister und Protektor von Portugal zu folgen.

„Was würde Großbritannien thun, wenn man ihm einmal die Quelle seiner amerikanischen Reichthümer abschnitt? Womit würde es seine zahlreichen Landtruppen und seine vielen Seetruppen bezahlen? Wie könnte es seinem Souverain die Mittel geben, mit dem Glanze eines großen Königs zu leben? Woher würde es die Subsidien ziehen, die es fremden Mächten gibt, um seine eigene Macht zu unterstützen? Wovon würde eine Million englischer Unterthanen leben, wenn die Handarbeiten, durch die sie ihren Unterhalt ziehen, keinen Abgang mehr hätten? In welche Armuth würde das Königreich sinken, wenn ihm diese genannten Quellen von Reichthum fehlen sollten. Halb England muß Hungers sterben, wenn ihm Portugal Brod versagt.

„Ihr werdet mir vielleicht einwenden, daß sich die Ordnung der Dinge nicht so geschwind ändern läßt, und daß ein seit langer Zeit festgesetztes System nicht in einem Augenblicke umgestoßen werden kann. Der Einwurf ist gut, aber ich kann ihn dadurch beantworten, wenn ich sage, daß ich, bis die Zeit diese Veränderung hervorbringen kann, einen vorläufigen Entwurf zu einer Staatsökonomie machen werde, der diesen Gegenstand bezwecken soll.

„Seit langer Zeit bietet uns Frankreich seine Wollmanufakturen an; wenn wir uns entschließen, dieses Anerbieten anzunehmen, so werden uns die eurigen sogleich entbehrlich. Die Barbarei hat Getreide im Ueberfluße, und würde uns für denselben Preis, und vielleicht so gar wohlfeiler als England, damit versehen. Dadurch würde euch, zu eurem großen Mißvergnügen, einer der größten Zweige eurer Schifffahrt entgehen; denn ihr versteht euch zu gut auf Staatsverwaltung, als daß ihr nicht wissen solltet, welche Pflanzschule dieß bisher für Offiziere und Matrosen war, deren sich die königliche Marine zur Zeit des Krieges bedienen kann, und mit der ihr eure Macht erhoben habt.

„Die Genugthuung *), die ich von euch fordere, ist dem Völkerrechte angemessen. Täglich lassen sich hier englische Seeoffiziere von Eifer oder Unbedachtsamkeit hinreissen, Dinge

*) Und England gab sie dem stolzen Minister. Georg III. schickte einen Gesandten nach Lissabon, welcher vor den versammelten Ministern der fremden Mächte erklärte: Der König von England sey über die Offiziere, welche die französischen Schiffe verbrannten, sehr aufgebracht, und diese Handlung sey ganz gegen seinen Willen geschehen. Wie würde man wohl bei der gegenwärtigen politischen Lage Portugals ein ähnliches Schreiben in England aufnehmen?

zu thun, die sie nicht thun sollten; der Regierung liegt es ob, sie dafür zu bestrafen, und dem Staate, den sie beleidigt haben, Genugthuung zu verschaffen. Eine Regierung sollte nie glauben, daß sie sich durch dergleichen Schritte herabsezt; man hat immer eine vortheilhafte Meinung von einer Nation, die bereit ist, das zu thun, was Recht ist, und von der öffentlichen Meinung hängt die Macht eines Staates ab."

5. Klubb der Ausländer. — Oeffentliche Beraubung.

Die in Lissabon lebenden Engländer und Teutsche haben schon vor vielen Jahren einen Klubb errichtet, woselbst auch jeder gebildete Fremde Zutritt erhält. Jeden Abend versammeln sich dort in einem sehr schönen und geräumigen Gebäude die Mitglieder, und man unterhält sich ganz nach seiner Neigung. Zu verschiedenen Zeiten finden glänzende Abendunterhaltungen und Bälle statt, zu welchen stets auch ausgezeichnete Portugiesen mit ihren Familien gebeten werden; als Mitglieder dürfen sie aber einem königlichen Befehle gemäß nicht aufgenommen werden. Einige Zeit vor meiner Ankunft gab diese ausgezeichnete Gesellschaft dem Könige ein prächtiges Fest, welches der Monarch, der sonst nur ungerne öffentlich erscheint, mit seiner Gegenwart beehrte; es schien, als fühle er ein Vergnügen, einen Augenblick von der lästigen Etiquette seines Hofes befreit zu seyn; denn er unterhielt sich äußerst ungezwungen und herablassend mit mehreren angesehenen Mitgliedern. Gewiß wurde daher der König sowohl, als die äußerst zahlreiche Versammlung von Fremden vieler Nationen, unangenehm gestört, als einer der etwas später ankommenden Minister, so bald er den König erblickte, sich vor demselben auf die Kniee warf, um ihm die Hand zu küssen.

Uebrigens ist es in Portugal Gesetz, daß wer sich dem Könige in seinem Pallaste nähert, oder demselben öffentlich begegnet, ihn knieend zu begrüßen hat, und fährt oder reitet er, sogleich absteigen muß; von Fremden wird dieses jezt nicht mehr verlangt.

Ein Engländer, Mitglied des Klubbs, erhielt unlängst einen Beweis von der trefflichen Polizei in Lissabon. Er verließ noch vor acht Uhr die Gesellschaft, um nach Hause zu gehen, wurde aber, kaum hundert Schritte von derselben, von Dieben angefallen, die mit gezückten Dolchen seine Börse forderten, und da er nicht augenblicklich gehorchte, ihn niederwarfen und zu durchsuchen anfingen; in diesem Augenblicke hörte er das Rasseln einer Kutsche, und auf sichere Hülfe rechnend, fing er zu schreien an; aber die Diebe ließen sich nicht irre machen, und er war bereits rein ausgezogen, als die Kutsche langsam angefahren kam; da aber der Beraubte wiederholt Beistand verlangte, so rief der Kutscher, indem er an den noch emsig beschäftigten Dieben vorbeifuhr, ganz gutmüthig zu: „tenha paciencia“ (habt Geduld.) Trotz seiner unangenehmen Lage, gestand der Engländer später, habe er doch lachen müssen, als die Diebe, nachdem sie nichts Rehmenswerthes mehr bei ihm fanden, ihn mit denselben Worten sehr höflich seines Weges gehen ließen. Diese Aufforderung zur Geduld ist wohl allenthalben, aber ganz besonders in Portugal an ihrem Platze, und wird dort in allen nur möglichen Fällen angewendet. Tenha paciencia sagt der Minister zu dem vergebens Bittenden, der Schuldner zu seinem Gläubiger, der Arzt zu dem Kranken, der Priester zu dem Sterbenden, der Aufwärter im Gasthause zu dem Stunden lang vergebens Wartenden, der Reiche zu dem Bettler, dem er nichts geben will, und wie wir eben gesehen haben, der Räuber zu dem Beraubten.

Es liegt etwas Tröstendes in diesem Zurufe, der nicht wohl so rauh ausgesprochen werden kann, als manche ungeduldige oder verdrießliche Antwort, welche den Bittenden oft mehr schmerzt, als daß seinem Gesuche nicht willfahren wurde. Man sollte, dünkt mich, diese Worte in der Ursprache bei allen Völkern einführen; und wenn sie über Druck, Willkühr, Lasten und Abgaben laute Klagen erheben, ihnen zurufen: tenha paciencia!

6. Spaziergang in der Stadt. — Portugiesische Gutmüthigkeit.

Man mag, an Sonn- und Feiertagen ausgenommen, in Lissabon zu welcher Stunde des Tages ausgehen als man will, so wird man nur Leute aus der untern Volksklasse in den Strassen finden; ich kann wohl sagen, daß mich dieß anfangs sehr befremdete; später aber überzeugte ich mich, daß nur höchst wichtige Geschäfte und der Besuch der Kirchen allein, den Portugiesen dahin bringen, seine Wohnung zu verlassen. Allerdings ist das Vergnügen, in den Strassen Lissabons zu lustwandeln, aus den schon erwähnten Ursachen nicht groß; aber diese scheut der bequeme und wahrscheinlich geruchslose Portugiese nicht; ihn hält besonders die Beschwerde vom Ausgehen ab, beständig die Hügel, auf welchen die Stadt erbaut ist, auf- und niederzusteigen. Nicht einmal der öffentliche Garten wird von den Einwohnern besucht, obwohl er, beinahe in der Mitte der Stadt angelegt, dem Lustwandelnden Schatten und Kühlung anbiethet. Ich habe manches schöne Stündchen in dem Passeio publico zugebracht, und höchst selten andere Besucher, als Mönche, daselbst angetroffen, welchen, ihrer zunehmenden Korpulenz wegen, Bewegung Bedürfniß wurde. Besonders die Portugiesinnen scheinen kein größeres Vergnügen zu kennen, als Tage lang auf der Altan ihres Hauses zu sitzen, oder auf der

senen Einfassung derselben gelehnt, die Vorübergehenden zu betrachten, und ich bin überzeugt, daß es unter Tausenden kaum zwei gibt, die jemals irgendwo anders hinkamen, als von ihrer Wohnung nach der Kirche. Dieses seltene Ausgehen der Frauenzimmer ist wohl mit Ursache, warum man keine junge Männer der höheren Stände in den Strassen sieht, welche um die dritte Stunde nach Mittag, der Zeit, in welcher Jedermann die Siesta hält, oft so menschenleer sind, daß man auf einem Wege von einer Viertelstunde, in dieser großen Stadt, oft kaum zwölf Personen begegnet. Bei solchen Gelegenheiten erhielt ich mannichfaltige Beweise von der Höflichkeit und Gutmüthigkeit der Portugiesen; ich verirrte mich häufig auf meinen Wanderungen in der Stadt; aber auch nicht ein einziges Mal wurde ich von irgend Jemand unfreundlich zurückgewiesen, wenn ich ihn um Auskunft über den Weg fragte. Manche begleiteten mich ganze Strassen lang, und als ich mich einst außer der Stadt verspätet hatte, und bei der Dunkelheit in den nur durch einzelne, den Heiligen geweihte Lichter, beleuchteten Strassen nicht mehr zurecht fand, begegnete ich einem alten Offiziere, welcher auf die erste Aeußerung meiner Verlegenheit sich sogleich erbot, mich nach Hause zu bringen. Dort angekommen, hatte ich das Vergnügen, den ehrwürdigen Veteran zu bewirthen, und nach der Behaglichkeit zu urtheilen, mit der er einige Stunden bei mir zubrachte, mußten ihm wohl nicht oft so gute Augenblicke zu Theile werden. Er hatte einen großen Theil seiner Lebensjahre in den ostindischen Besitzungen der Portugiesen als Soldat gedient, und war endlich, zum Lohne vieler beschwerlich durchlebten Jahre, zum Alferes (Fähndrich) befördert worden. Sein Sold war so klein, daß man ein Portugiese seyn mußte, um davon wenigstens äußerlich anständig leben zu können, und das Gemälde, welches er mir von dem Schicksale der meisten Offiziere der Armee entwarf, war so unbeschreiblich traurig, daß ich froh

war, als der alte Mann, dessen Anblick nur zu sehr die Wahrheit seiner Aussage bezeugte, mit einem Händedrucke von mir Abschied nahm.

7. Erinnerung an Pombal.

Es sind nun bald vier und siebenzig Jahre der flüchtigen Zeit gefolgt, seit Lissabon von einem der fürchterlichsten Erdbeben, dessen die Geschichte erwähnt, beinahe zerstört wurde; alle Elemente hatten sich vereinigt, mit ihren Schrecknissen über die unglückliche Stadt hereinzubrechen; die Zahl der Umgekommenen belief sich über vierzig Tausend, und der Zustand, in welchem sich Lissabon befand, war so schrecklich, daß man alle Hoffnung aufgab, es jemals wieder aufzubauen. Der päbstliche Nuntius, in derselben Meinung, datirte seine nach diesem Ereignisse geschriebenen Briefe: **Dalla terra, dove Lisabona su** (von dem Platze, wo Lissabon gewesen ist.)

Während aber Verzweiflung und Verwirrung sich aller Gemüther bemächtiget hatte, bewährte ein Mann allein die höchste Entschlossenheit; mitten unter dem Chaos der Verwirrung, mit der größten Kaltblütigkeit aufrecht stehend, war er allgegenwärtig, erzwang seinen weisen Befehlen Gehorsam, und ein zweiter Kamillus, hielt er die verzweifelnden Portugiesen auf den Ruinen der zerstörten Hauptstadt zurück. Dieser große Mann war Joseph von Carvalho, Marquis von Pombal, König Josephs I. Minister.

Es ist meine Absicht nicht, der Geschichtschreiber der ausgezeichneten Männer Portugals zu werden; aber ich schmeichle mir, daß, nachdem ich dem geehrten Leser so manches von dem bedauernswerthen Zustande dieses Landes erzählte, derselbe auch nicht ungerne einen Augenblick bei

Männern verweilen wird, deren ich im Laufe dieser Erzählung noch oft erwähnen muß, und auf welche jedes gebildete Volk stolz seyn dürfte.

Der Marquis von Pombal verdient den Namen eines zweiten Erbauers von Lissabon. Nachdem er den Flammen und dem raubgierigen Pöbel Einhalt gethan hatte, die Verwundeten aus dem Schutte hervorgezogen, die Todten beerdigt, die Lebenden unter Obdach gebracht, und die nothdürftigsten Lebensmittel für sie herbeigeschafft waren, begann er mit rastloser Thätigkeit an der Wiedererbauung Lissabons. Alle Provinzen des Landes, welche das Unglück verschont hatte, mußten den Bewohnern der Hauptstadt beistehen; reichliche Unterstützung wurde ihm von reichen Privatpersonen aller Länder, und selbst große Mächte leisteten thätige Hülfe*). So erhob sich nach einigen Jahren Lissabon, dessen frühere Bauart wenig Lob verdiente, vortheilhaft verändert, an manchen Stellen mit königlicher Pracht aus seinem Schutte. Aber die Hauptstadt nicht allein beschäftigte Pombals unermüdlichen Geist; mit rastloser Thätigkeit, mit unerschütterlicher Beharrlichkeit arbeitete er daran, Künste, Wissenschaften und Industrie, bisher Fremdlinge in Portugal, im Lande zu verbreiten. Die Geistlichkeit und der Adel, eifersüchtig auf seine stets zunehmende Macht, und erbittert über den Verlust einiger Vorrechte und Einkünfte, womit übrigens be-

*) England überschickte Lebensmittel, Baumaterialien u. s. w. für 100,000 Pf. Sterling am Werthe, und Hamburg schenkte mehrere Schiffsladungen mit Balken, Brettern u. s. w. von vorzüglicher Güte, woran es den Portugiesen besonders fehlte. Mit der größten Theilnahme sorgten die edeln Bewohner dieser reichen Stadt für ihre dort wohnenden Landsleute, welchen jedes ankommende Schiff eine Menge von Bedürfnissen überbrachte.

sonders die Ackerbautreibenden hart gedrückt waren, stemmten sich ihm vereint entgegen; aber für Pombal, der im vollen Besitze des Vertrauens seines Königs war, welcher ihm seine Macht gänzlich übertragen hatte, gab es kein Hinderniß. Er löste die furchtbare Inquisition auf, verjagte die Jesuiten, und zwang den Adel vor ihm zu zittern. Das Heer war gänzlich entartet; er berief einen berühmten General (den Fürsten von der Lippe) nach Portugal, und in dem bald darauf erfolgten Kriege mit Spanien, erfocht dieser mit denselben Truppen rühmliche Siege. Es gab vor ihm im Lande keine Sicherheit, keine Justiz mehr; er stellte die Erstere her, und handhabte Leztere mit furchtbarem Ernste. Portugal endlich, damals eines der ohnmächtigsten Länder, nahm durch seine Staatsklugheit bald wieder die alte Stelle unter den europäischen Staaten ein. Dem großen Manne wurde aber, wie so vielen seines Gleichen, in dem Lande seiner Thaten keine Anerkennung seiner Verdienste. Das Beßte des Einzelnen dem allgemeinen Beßten aufopfernd, mehr für die Zukunft als für die Gegenwart handelnd, bediente er sich manchmal harter Mittel, um zu seinem Zwecke zu gelangen, und oft allein seiner Ungeduld folgend, erreichte er nicht immer den guten Zweck, welchen er beabsichtigte. Mit dem plötzlichen Tode seines einzigen Freundes, des Königs, hörte aber Pombals Macht auf. Die erste Handlung der neuen Beherrscherin war, den großen Mann auf seine Güter zu verweisen, und seine trefflichen Verordnungen zu widerrufen, deren Nützlichkeit sich erst später gezeigt haben würde; die Zweite, Millionen zu verschwenden, um einigen Nonnen enge Zellen zu bauen, und Lissabons zahllose Kirchen zu vermehren. Pombal von Europa bewundert, von den Verwünschungen seiner undankbaren Mitbürger begleitet, verließ mit der Ruhe des Weisen den Schauplatz seines Ruhmes; wohl mochte es ihn schmerzen, wie die herrlichen Anstalten, die er zum dauernden Wohle des Landes begründet hatte, mit fre-

welcher Hand von seinen Feinden zerstört wurden; als man ihm aber erzählte, der Pöbel Lissabons habe sein Brustbild weggerissen, welches am Fußgestelle der Statue seines Königs angebracht war, so erwiederte er lächelnd: „ich danke ihnen dafür, denn es sah mir gar nicht ähnlich.“

Jedes gebildete Volk würde Pombals Andenken durch ein Denkmal verewigt haben; in Portugal bedurfte er keines, denn am Ausflusse des Tajos erhebt sich majestätisch über seine Fluthen, des Landes wieder erbaute Hauptstadt — Lissbon.

8. Die Wasserträger aus Gallizien.

Auf den meisten freien Plätzen der Stadt sind Brunnen mit laufendem Wasser errichtet, welche wesentlich zur Verschönerung derselben beitragen würden, wären sie nicht beständig mit eckelhaften Bettlern umgeben, die wahrscheinlich zuweilen ihre Lumpen daselbst waschen; wenigstens sah ich diese öfters zum trocknen auf den Stufen der Brunnen und den sie umgebenden Geländern ausgebreitet. Da sich in keinem Hause Wasser befindet, so müßte dieses, wie an vielen andern Orten, durch die Dienstboten an den öffentlichen Brunnen geholt werden, aber hiezu konnte sich die Trägheit der Lissaboner nicht entschließen; die armen aber arbeitsamen Bewohner der benachbarten spanischen Provinz Gallizien kamen daher zuerst zu Hunderten hieher, und trugen in kleinen Fäßern für geringen Lohn Wasser in die Häuser; allmählig machten sie ein Monopol daraus, und jezt würden sie es nicht mehr gutwillig zugeben, daß irgend Jemand als ein Mitglied ihrer Zunft Wasser an den Brunnen holte. Vierzig Tausend dieser Galegos (Gallizier) ernähren sich gegenwärtig allein in Lissabon, theils mit dem Verkaufe des Wassers, theils als Aushelfer zu allen möglichen Dienstverrichtungen in den Häu-

ferne; oder erwarten, in den Straſſen ſtehend, die Aufträge der Vorübergehenden. Dieſe thätigen Menſchen ſind den Portugieſen durchaus unentbehrlich geworden, und ſie wußten auch daraus den Vortheil zu ziehen, daß ſie durchaus keine Abgabe geben. Ihre Ehrlichkeit iſt ſehr groß, und ein Diebſtahl, von einem Galego begangen, iſt etwas Unerhörtes; man iſt überzeugt, daß ſie unter einander wachſam ſind, dieſen Ruf zu erhalten, und daß Mancher, auf welchem gegründeter Verdacht der Veruntreuung haftete, durch ſie ſelbſt die verdiente Strafe erhielt. Unter den vielen Beiſpielen von ihrer unerſchütterlichen Ehrlichkeit theile ich nur eines mit, welches mir ein Freund erzählte.

Ein Kaufmann hatte einen ihm ganz fremden Galego herbeigerufen, und ihm einen Sack mit Geld aufgeladen, welchen er nach einem Schiffe bringen wollte. Auf dem Wege nach dem Strande verloren ſie ſich aber im großen Gedränge der Menſchen aus dem Geſichte, und der Kaufmann durcheilte vergebens die Menge nach allen Richtungen, ohne ſeinen Laſtträger mehr zu finden. Dieſer hatte mit derſelben Aengſtlichkeit allenthalben nach ihm geſucht; als ihm aber das Geld zu ſchwer wurde, ging er damit nach dem Handelsplatze, weil nach ſeiner Meinung der Kaufmann zuverläſſig dahin kommen müſſe, und feſt entſchloſſen, ihn daſelbſt zu erwarten, ſezte er unferne der Börſe den Geldſack zur Erde und ſich darauf. Der Tag neigte ſich bereits zu ſeinem Ende, und noch ſaß der wackere Galego auf der alten Stelle, als endlich der Kaufmann, der ſeine Zeit mit unnützen Nachforſchungen zugebracht hatte, nach der Börſe eilte, wohin ihn ſchon lange dringende Geſchäfte riefen. Er ſah und erkannte den Galego, welcher ihm mit unverſtellter Freude folgte, und das anvertraute Gut nach ſeinem Hauſe brachte. Der nicht minder wackere Kaufmann begnügte ſich nicht, den ehrlichen Gallizier mit ein Paar Cruſados abzu-

lohnen; er behielt ihn in seinem Hause, schenkte ihm sein volles Zutrauen, und als nach einigen Jahren sein Schützling nach seiner Heimath zurückzukehren wünschte, unterstützte er ihn so großmüthig, daß er, überdieß vom Glücke begünstiget, bald unter die wohlhabendsten Bewohner der Provinz gerechnet wurde.

Das Trachten aller dieser arbeitsamen und höchst sparsamen Fremdlinge geht überhaupt nur dahin, nach einigen Jahren mit einem kleinen Kapitale zu ihren Familien zurückzukehren, und sich dort häuslich niederzulassen. Da sie, im Besitze des vollen Vertrauens der Portugiesen, in allen Häusern Zutritt haben, so gelangt durch sie gar manches zärtliche Briefchen, oder mancher vielsagende Blumenstrauß an seine Bestimmung, und der Lohn des Gebers und Empfängers fällt dafür größer aus, als wenn der willkommene Bote ihnen ein Fäßchen Wasser gebracht hätte.

Welche namhafte Summe durch diese Leute von Portugal nach Spanien gebracht wird, fällt wohl Jedem selbst auf, und ich glaube nicht, daß dieser Kanal jemals verstopft werden kann; die Portugiesen müßten nur durch Elend und Mangel dahin gebracht werden, selbst zu arbeiten.

9. Der englische Kirchhof. — Die königliche Naturalien-Sammlung. — Der botanische Garten.

Die in Lissabon wohnenden Engländer genießen außerordentliche Vorrechte; sie sind den Gesetzen des Landes nicht unterworfen, und haben ihre eigene Gerichtsbarkeit; auch erhielten sie schon lange die Vergünstigung, ihre Todten auf einem eigenen Kirchhofe zu beerdigen. Dieser ist auf einer der westlichen Anhöhe Lissabons angelegt, eine Mauer umgibt ihn, und mehrere Reihen hoch aufgewachsener Cypres-

sen entsprechen der Bestimmung des Ortes auf's treffendste. Am Eingangange des Kirchhofes befindet sich ein freundliches Krankenhaus, welches für diejenigen eingerichtet ist, die es vorziehen, ihre Genesung daselbst abzuwarten; ein englischer Arzt und ein Geistlicher bewohnen dasselbe; in der Mitte des Kirchhofes ist eine kleine Kapelle erbaut, woselbst die Todten einige Zeit beigesezt werden. Die Gräber sind mit einfachen Denkmälern geziert, die Aufschriften manchmal ein bischen kaufmänniſch; das des Fürsten von Waldeck ist das Bemerkenswertheste. Wenn man von den Gräbern auf die Zahl der hier wohnenden Engländer schließen wollte, so müßte diese sehr beträchtlich seyn, aber die Aerzte in England schicken häufig ihre Kranken nach Lissabon, um der reinen Luft dieser Gegend die Heilung derselben zu überlassen; leider sezt der Saft der Traube von o Porto, dessen etwas zu häufiger Genuß den Meisten übel bekam, und welchen, an seiner Quelle zu kosten, sie nicht unterlassen können, seine Zerstörungen fort, und bereitet Manchem ein frühes Grab.

Die Südwestseite dieser Anhöhe erhielt den spanischen Namen Buenos ayres, wegen der reinen Luft, die man hier einathmet; viele freundliche Häuser sind dort erbaut, und werden größtentheils von Ausländern bewohnt.

Zu meinem nicht geringen Vergnügen traf ich, auf einem Morgenspaziergange daselbst, mit einem alten Bekannten zusammen, der ein Schiff mit Getreide von Stettin gebracht hatte; wir redeten uns ab, die einzige Sehenswürdigkeit Lissabons, die königliche Naturalien-Sammlung zu besuchen, welche gerade heute dem Publikum zum Besuche offen stund. Ich erwartete in einem Lande, welches seit Jahrhunderten mit jenen Ländern, die so reich an Naturerzeugnissen sind, in genauester Verbindung steht, eine Sammlung zu finden, mit welcher sich keine der übrigen Staaten

des Continents vergleichen dürfte, aber darin wurde meine Erwartung getäuscht; die Sammlung der Muscheln allein schien mir vollendet; unter ihnen befand sich auch die Riesenmuschel, in deren einer Hälfte ein paar muthige Schiffer getrost eine kleine Küstenreise unternehmen könnten; über diese Muschel ist von Reisebeschreibern viel gefabelt worden. Die Sammlung brasilianischer Merkwürdigkeiten habe ich eben so reich und ohne Vergleich besser geordnet in München gesehen. An der Rückseite des Gebäudes liegt der sogenannte botanische Garten; die Lage desselben ist ungemein schön, und er könnte unter einem solchen milden Himmelsstriche und der Leitung eines sachkundigen Mannes der Vorzüglichste in Europa seyn. Nirgends bemerkte man aber jene Sorgfalt, welche eine solche Anstalt erfordert; die Gänge waren verwildert, und die seltensten Pflanzen hatten sich im Freien, gleich dem Unkraute, ohne Ordnung durch ihre Ableger oder den ausgefallenen Saamen fortgepflanzt. Viele, die ich später in Brasilien unter dem Aequator sah, kamen in dem Treibhause in bloßer Erde fort, und erhielten die nöthige Wärme allein durch die Glasfenster. Früher muß dieser Garten dennoch unter der Aufsicht eines sehr erfahrnen Gärtners gestanden haben, denn allenthalben bemerkte man Spuren einer äußerst reichen Anlage von heilenden Kräutern. An Wasser und Springbrunnen ist Ueberfluß, und selbst in dem verwahrlosten Zustande, in welchen sich der Garten gegenwärtig befand, konnte es besonders für den Botaniker keinen schönern Spaziergang geben. Aber wir waren, nach der Aeußerung unsers Begleiters, seit langer Zeit die einzigen Besuchenden, welche, wie er gähnend bemerkte, so lange daselbst verweilten; der Gärtner befand sich angeblich unwohl, und der unwissende Mensch, der uns begleitete, kannte unter den mannigfaltigen Pflanzen und Gewächsen nur ein Paar wild wachsende medizinische Kräuter, welchen er Namen von Heiligen gab, und unter jenen des Treibhauses höchst passend nur die

Ambaüba (cecropia peltata), auf welcher sich in Brasilien das Faulthier vorzugsweise aufhält.

10. Die Wasserleitung.

Schon lange hatte ich mir vorgenommen, die Wasserleitung zu besuchen, und an einem prächtigen Morgen sezte ich endlich, von meinem Sprachmeister, Herrn Sousa, begleitet, meinen Vorsatz in's Werk. Auf dem Hinwege bemerkte ich viele Landleute, welche mit ihren Kühen zur Stadt kamen, und mit lauter Stimme ihre Ankunft verkündeten. So bald ihnen jemand zurief, hielten sie an, und melkten in das dargereichte Gefäß, so viel als verlangt wurde. Lissabon ist daher wohl die einzige große Stadt, in der man die Milch ganz ächt erhalten kann.

Wenn man statt an dem k. Pallaste Nezessidades vorüberzugehen, die Strasse, welche an St. Roque und den Ruinen der Schatzkammer vorbeiführt, wählet, so kömmt man nach der Praça das amoreiras, der Maulbeerbäume wegen also benannt, welche Pombal daselbst pflanzen ließ, der zu gleicher Zeit ähnliche Anlagen im ganzen Lande befahl, da sein thätiger Sinn wünschte, daß die Seide, dem portugiesischen Frauenzimmer so unentbehrlich, im Lande erzeugt und verarbeitet werde; zu diesem Zwecke hatte er auf dem erwähnten Platze eine Seidenfabrik und Sammetweberei angelegt, umgeben von reinlichen Wohnungen für die Arbeiter; aber kaum hatte die Kabale den Freund des Vaterlandes von allen Geschäften entfernt, so beeilte man sich, nebst so vielen seiner wohlthätigen Schöpfungen, auch diese sich selbst zu überlassen; Fabrike und Bäume sind daher längst eingegangen; auf dem Lande wurden sogar Maulbeerbäume, welche bereits vorzüglich gediehen, an manchen Orten ganz umgehauen. An einer Ecke des Platzes ist ein

großes und äußerst massives Gebäude aufgeführt, welches der Wasserleitung als Behälter dient, und woselbst eine große Masse Wasser gesammelt werden kann; hier befinden sich auch die verschiedenen Stuben, um das Wasser nach den öffentlichen Brunnen und Gebäuden zu leiten. Bald darauf verläßt man die Stadt, und erblickt, nach kurzer Wanderung, die berühmte Wasserleitung. Ich kannte diese wohlthätigen Gebäude nur aus Beschreibungen und Zeichnungen, nach welchen sich die von den Römern erbauten im allgemeinen ähnlich sehen; ich war daher nicht wenig erstaunt, statt einer antiken Wasserleitung ein zierlich gemauertes, mit spitzen Bogen, Thürmchen und Gewölben versehenes Gebäude anzutreffen. Obwohl die unter Johann den Fünften im Jahre 1713 angelegte und 1732 beendete Wasserleitung unstreitig das vorzüglichste und größte Werk neuerer Baukunst ist, und schwerlich von einer derjenigen, welche uns von den Alten blieben, an Größe und Höhe der Bogen übertroffen wird, so kam sie mir doch nicht so kolossal vor, als ich mir römische Wasserleitungen dachte, welche aus ungeheuren, ganz rohen Steinmassen zusammengesezt, für die Ewigkeit erbaut zu seyn scheinen. Als wir den schmalen, mit einer gemauerten Einfassung versehenen Fußweg betraten, welcher über die Bögen führt, hatten wir aber erst Gelegenheit das Riesengebäude zu würdigen, dessen Beschreibung ich nach den Angaben der Aufseher mittheile.

Zwei einander gegenüberstehende, durch ein tiefes Thal getrennte, Berge werden durch ein Mauerwerk, welches aus fünf und dreißig Bogen besteht, verbunden; über diese geht ein gewölbter Gang, welcher fünf Fuß breit und zweitausend vierhundert Fuß lang ist. Das Wasser, welches vier Meilen weit herbeigeführt wird, ergießt sich in zwei halbzirkelförmige Kanäle, deren jeder dreizehn Zoll im Durchmesser hält, und mittelst welchen das Wasser nach der Stadt gelei-

tet wird; zwischen diesen Kanälen ist ein hinreichender Raum für die Leute gelassen, welche zur Aufrechthaltung der Reinlichkeit angestellt sind. In mässigen Entfernungen sind Thürmchen angebracht, die dazu dienen, dem Wasser Luft und Licht zuzuführen. An der grösten Tiefe des Thales hat der Bogen vom Boden bis zu der Gallerie eine Höhe

von	260	Fuß
die Breite des Hauptbogens beträgt . .	107	„
die Breite der Pfeiler an demselben . .	28	„
die Dicke jedes Pfeilers	23	„

Vom Hauptbogen abgerechnet nehmen die übrigen Bogen, nach dem Verhältnisse als die Höhe der Pfeiler abnimmt, auch an Breite ab.

Wenn man gerade über dem Hauptbogen steht, genießt man eine überraschende Aussicht, besonders nach dem Thale von Alcantara hin, woselbst die reichen Portugiesen ihre Landhäuser haben. Lange auf dieser Stelle zu verweilen, ist aber nicht Jedem möglich, da hier oben die Luft so stark weht, daß man sie gleichsam im Marke der Knochen zu spüren glaubt. So herrlich die Aussicht nach der Ostseite des Aquaduktes ist, so kahl und unfruchtbar ist die Gegend auf der entgegengesezten Seite; man sieht nur einige Olivenbäume und die Ruinen einiger Häuser, welche unmöglich das Erdbeben zerstört haben konnte, da merkwürdig genug die prächtige Wasserleitung auch nicht im geringsten dadurch litt. Wenn die Einwohner nur einen Theil des Düngers, der in den Strassen liegen bleibt, hieher führen wollten, so könnte diese Gegend mit geringen Kosten in den schönsten Garten umgewandelt werden; daß Niemand an so einträgliche Verbesserung und Benützung großer Strecken Landes, welche fast an den Thoren der Hauptstadt öde liegen, denket, ist ein

neuer Beweis der Trägheit der Portugiesen; aber solche könnte man Unzählige anführen.

Früher war der Platz bei der Wasserleitung wegen häufig verübten Mordthaten berüchtigt; auch jezt ist er stets so öde, daß der einzelne Wanderer, welchen Gefahr drohte, vergebens um Hülfe rufen würde.

Herr Sousa machte mich, als wir uns wieder in der Stadt befanden, auf einige blinde Bettler aufmerksam, welche von Hunden, die sie am Stricke hielten, geführt, mit großer Sicherheit ihren Weg fortsetzten; von Zeit zu Zeit blieben sie stehen, und schienen mit lauter Stimme eine Anrede an die Vorübergehenden zu halten; bald darauf hielt einer dieser Bettler dicht vor uns, und wir vernahmen nun, daß er mehrere polizeiliche Verordnungen der Regierung verkündete. Der Mann sprach so gut, daß ich gegen Herrn Sousa meine Verwunderung über sein Gedächtniß äußerte, denn ich muthmaßte, daß man ihm diese Verordnungen so lange vorgelesen habe, bis er sie auswendig wußte; aber mein Begleiter versicherte, daß in Lissabon der Geringste sich in seiner Muttersprache so gut ausdrücke als der Angesehenste, und um mir einen Beweis davon zu geben, rief er den Blinden herbei, gab ihm mit großer Höflichkeit einige Münzen, und befragte ihn, durch welchen Zufall er blind geworden sey. Sogleich erzählte uns der Mann im reinsten Portugiesisch, daß er eine Reise nach Angola, einer Besitzung des Königs an der afrikanischen Küste mit gemacht, und sich dort eine Augenentzündung zugezogen habe; diese hätte sich auf der Rückreise so sehr verschlimmert, daß er bald nach seiner Ankunft auf dem einen Auge, und wenige Monate später auf dem andern erblindet sey; die Aerzte, die er besucht, hätten ihm zwar Salben und andere Mittel gegeben, da er aber immer mehr verarmt sey, auch keinen guten Erfolg von dem Gebrauche

dieſer Mittel bemerkt hätte, ſo habe er ſich jezt in ſein Schickſal ergeben, und verdiene ſein Brod als Ausrufer (Boſarinheiro) wie er ſich nannte. Dieſe Blinden ſind alſo die lebenden Intelligenzblätter Liſſabons, deren ſich Jedermann gegen Bezahlung bedient, um dem Publikum die beabſichtigten Anzeigen zu machen, und es ſcheint, daß ſie ſich ihrer Aufträge gut und gewiſſenhaft entledigen. So nützlich übrigens dieſe Unglücklichen, ſo verächtlich ſind die übrigen Bettler, welche beſtändig in großer Menge an den Straſſenecken und Kirchthüren ſtehen und die eckelhafteſten Wunden und Geſchwüre den Vorübergehenden vor die Augen halten; dieſe Tagdiebe, welche ganz beſtimmt ihre Wunden abſichtlich offen erhalten, bringen den ganzen Tag ſchlafend oder rauchend auf dem Pflaſter zu, höchſtens mit der Durchſuchung ihrer Lumpen beſchäftiget, die von Ungeziefer aller Art wimmeln; es iſt auch nur den Portugieſen, und ihren Nachbarn, den Spaniern, möglich, ſich an einen ſolchen Anblick zu gewöhnen, mir war er eben ſo peinlich als unerträglich.

11. Spaziergang auſſer der Stadt. — Luſtfahrt auf dem Tajo.

Liſſabon hat keine Thore und ein paar Dörfer ſtehen mit der Stadt in ſo genauer Verbindung, daß man nur durch die Wachthäuſer aufmerkſam gemacht wird, daß man ſich am Ende derſelben befindet. Die ſchönſte dieſer Ortſchaften iſt Bemfica, am ſüdlichen Theile Liſſabons gelegen; dort ſind die Landhäuſer der Reichen, und in der Nähe derſelben einer der Wohnſitze der königlichen Familie. Die Lage Bemfica's kann vorzüglich genannt werden; Gärten mit mannigfaltigen Gewächſen und Feldern, mit Weinreben, Olivenbäumen, oder Getreide bepflanzt, wechſeln auf eine liebliche Weiſe mit einander ab. Die Landſtraſſe iſt gleichfalls mit Olivenbäumen bepflanzt, und zu beiden Seiten derſelben

die schönen Quintas erbaut, unter welchen sich besonders die des Baron Quintela auszeichnete. Von hier aus sieht man einige Bogen der prächtigen Wasserleitung und die hohen Gebirge Cintras, und kömmt nun von einer ununterbrochenen Reihe von Orangen- und Olivenbäumen beschattet, nach dem Dörfchen Fabrica do papel (Papierfabrik). Dieser Ort trägt die Spuren seines Verfalles an sich, und die einzelnen Fabriken schienen unbeschäftigt, oder nur in sehr geringer Thätigkeit zu seyn; zu was brauchten auch die Portugiesen, die Nichts lesen, und nur das Nothdürftigste schreiben, Papier, welches ihnen überdieß vom Auslande billiger zugeführt wird, als sie es verfertigen können. Das Dörfchen hat eine malerisch schöne Lage, die Häuser sind, dicht am Felsen gebaut, und mitten durch dasselbe fließt ein breiter Strom, dessen Ufer mit Citronen- und Olivenbäumen besetzt ist. Die Gegend wird hier bergigt und so reich an Abwechslung, daß man Tage lang in ihr weilen möchte, und nachdem man einige Stunden die reinste Luft geathmet hat, nur mit Widerwillen nach der schmutzigen Hauptstadt zurückkehrt.

Aber Spaziergänge außerhalb der Stadt sind beschwerlich, da man sie gerade bei der größten Tageshitze vornehmen muß, denn am Abend ist es besonders für den Fremden zu gewagt, sich ganz allein auf schmalen Fußwegen und durch Hecken eingeengten Plätzen zu zeigen; man müßte in Gesellschaft Mehrerer sein, aber ich konnte meine Bekannten unter den Teutschen nicht zum Spazierengehen bewegen. Um also nicht immer im Hause zu sitzen, machte ich mir fast täglich Bewegung auf dem majestätischen Strome, an dessen Ufer das Gasthaus stand, welches ich bewohnte. Dieses ist in Lissabon eine der wohlfeilsten Vergnügungen, denn eine Unzahl kleiner Fahrzeuge konkurriren unter einander. Meistens sind die Eigner derselben Algarven, fleißige und und wackere Menschen, welche gleich den Galegos, aus dem

kleinen portugiesischen Königreiche Algarvien kommen, ein kleines Boot mit Segel kaufen, und nun vom frühesten Morgen bis zum Einbruche der Nacht, auf Leute warten, die am jenseitigen Ufer oder an den Schiffen Geschäfte haben. Sie sind eben so freundlich und dienstfertig, als geschickt in der Führung ihrer Fahrzeuge, und ein paar derselben gefielen mir durch ihr offenes Gesicht und munteres Aeußere so sehr, daß ich mit ihnen die Uebereinkunft traf, mich so oft ich Lust hätte, für einen bestimmten Preis ein paar Stunden auf dem Flusse umherzurudern; dadurch gewann ich dieser Leute ganze Zuneigung, und sie wiesen manchen Kunden ab, wenn die Stunde herannahte, in der sie mich gewöhnlich erwarteten. Wenn ich dann ankam, ließ ich gewöhnlich eine Flasche Lissaboner Wein und etwas Brod aus der nahen Venda in das Boot bringen, womit ich meine braven Algarven bewirthete, und wofür sie mir gar manches von ihrem Ländchen erzählten, an dem sie mit unendlicher Liebe hiengen. Diese wackeren Leute, theils Fischer theils Ackerbautreibende, vermehren sich so sehr, daß sich nicht alle auf dem kleinen Raume, welchen sie bewohnen, ernähren können; die Aermsten wandern daher aus und erwerben, wie gesagt, ihr Brod am Flusse. Sie leben äußerst sparsam, und meine Führer versicherten mir oft, daß sie wenige Tage in der Woche mehr als einen Vinten, vier Kreuzer unseres Geldes, bedürften. Größtentheils nähren sie sich mit Fischen und Austern, von welchen der Fluß voll ist. Haben Sie nach Jahren ein Sümmchen verdient, so kehren sie in ihre Heimath zurück, verheirathen sich, und andere kommen an ihre Stelle. Diese Mäßigkeit und Sparsamkeit ist doch wahrlich eine herrliche Tugend, und ich möchte sie wohl manchen Völkern wünschen, die im Besitze beider, sich so viele dauernde Freuden verschaffen könnten.

Es sind Jahre vorübergegangen, aber noch immer erin-

ere ich mich der Spazierfahrten auf dem Tajo mit besonderem Vergnügen; es waren die schönsten Augenblicke, die ich während der Dauer meines Aufenthaltes in Lissabon genoß. Gewöhnlich ließ ich mich nach Almeida, einem Lissabon gegenüberliegenden großen Orte rudern, dort hatte ich durch meine öftern Besuche einige Portugiesen kennen gelernt, die mich stets äußerst zuvorkommend empfiengen. Almeida liegt auf einem Berge, und ist nur durch die großen Magazine merkwürdig, welche am Fuße desselben erbaut sind, und woselbst sich große Vorräthe portugiesischer Weine befinden, welche nach Brasilien und den übrigen überseeischen Besitzungen der Portugiesen versendet werden. Da der Wein die Hitze der Tropenländer nicht ertragen könnte, so wird ihm eine bedeutende Menge guten Kornbrandweines beigemischt, welches ihn zwar nicht verbessert, aber durch die lange Seereise und die beständige Bewegung im Schiffe so innig mit dem Brandweine vermischt, daß er nichts von seinem eigentlichen Bouquet und Geschmacke verliert. In großen Quantitäten kann er seines vermehrten Geistes wegen freilich nicht getrunken werden, aber der Südländer trinkt den Wein, weil er ihm gesund ist, und nicht, um sich zu betrinken.

War es Windstille, so ließ ich mich in die Nähe eines Kriegsschiffes rudern, und ergötzte mich an dem Anblicke des schönen Gebäudes und der feierlichen Stille, mit welcher die Befehle der Offiziere vollzogen wurden, oder ich ließ den Kahn mit der Fluth stromaufwärts treiben, und wartete, bis die Ebbe ihn wieder zurückbrachte; meine Führer sangen dann Lieder, die ich manchmal mit meiner Klarinette begleitete. Erfrischte aber der Seewind die Luft, dann spannten sie ihr spitzes lateinisches Segel auf, der Kahn legte sich auf die Seite, durchschnitt, dem Pfeile gleich, die Wellen des Stromes, und führte uns längs der Stadt hin,

die ſich mit ihren vielen Kirchen und Ruinen, von der Flußſeite, unbeſchreiblich ſchön ausnimmt. Wurden wir von der Dunkelheit überraſcht, ſo zündete einer meiner Führer eine Fackel an, und leuchtete mir bis zur Thüre meiner Wohnung, und dieſer Vorſicht verdankte ich es wohl allein, daß mir nicht, wie manchem Fremden, die Beſcherungen aus den Fenſtern zukamen; denn des Lichtes wegen riefen wenigſtens die im ſelben Hauſe Wohnenden das polizeilich vorgeſchriebene aqua vai (das Waſſer geht), und ließen dann erſt ihre Vorräthe von Stapel gehen, während ſonſt gewöhnlich dieſer Ruf erſt erfolgt, wenn es zu ſpät iſt, auszuweichen.

Drittes Buch.

I.

Besuch von Cintra.

Schon seit einigen Wochen hatten sich die täglichen Gäste der Wirthstafel verabredet, Cintra zu besuchen, aber immer wurde der eine oder der andere zurückgehalten, und die Gesellschaft bestund aus so liebenswürdigen und gebildeten Männern, daß man mit Recht befürchten mußte, die Vergnügungen dieser angenehmen Reise nur halb zu genießen, wenn einer von ihnen dabei fehlte. In der Mitte des Monats Juli wurden endlich alle Hindernisse beseitiget, und der kommende Tag unabänderlich zur Abreise festgesezt. Kaum hatten wir uns an demselben zum Frühstücke versammelt, so vernahmen wir auch schon die harmonischen Stimmen der Esel, welche sich vor der Thüre des Hauses versammelten, und uns alsbald im raschen Trabe durch die Strassen Lissabons trugen, ohne daß ein Mensch auch nur daran gedacht hätte, uns neugierig zu betrachten, oder wie dieß in Teutschland geschehen wäre, auszulachen; freilich ist diese Art zu reisen in Portugal üblich.

Nach Cintra sind nur vier Leguas, dennoch kamen wir erst Abends daselbst an, weil wir uns unterwegs bei den

mannigfaltig schönen Aussichten, an welchen diese Gegend so reich ist, aufhielten. Eben beleuchteten die Strahlen der untergehenden Sonne den mächtigen Felsen von Cintra, der, besonders von der See aus, in weiter Entfernung gesehen wird; unzählige kleinere Felsen umgaben ihn, auf deren Gipfel man Ruinen, Kirchen und schöne Anlagen erblickte; in das herrliche Schauspiel vertieft, langten wir unbemerkt vor einem Gasthause an, woselbst wir zu unserem nicht geringen Vergnügen, Reinlichkeit und eine treffliche Bewirthung antrafen. Wir nahmen das Abendessen im Garten ein, und blieben, im traulichen Gespräche vertieft, beinahe bis Mitternacht bei einander. Es wurde ausgemacht, zwei Tage zum Besuche der Umgegend Cintras zu verwenden, und den dritten über Maffra nach Lissabon zurückzukehren.

Auf einem der höchsten Felsen, welche das Städtchen Cintra umgeben, gewahrt man Ruinen von großem Umfange; es sind dieß die Ueberbleibsel einer einst mächtigen Feste, welche die Mauren erbaut hatten, und von wo aus sie die Umgegend beherrschten; ihr war unser erster Besuch zugedacht. Ich beredete ein Paar meiner Reisegefährten, dort die Sonne aufgehen zu sehen, und kaum graute der Tag, so befanden wir uns schon auf dem ehrwürdigen Gemäuer, unsere Blicke nach der Gegend gewendet, woselbst das herrliche Gestirn sich allmählig zu erheben begann; dieser erhabene Anblick bleibt ewig neu, er kann nur gefühlt, aber niemals ganz würdig beschrieben werden. In einem solchen Augenblicke, dünkt mir, muß selbst das roheste Gemüth von einem heiligen Schauer ergriffen werden, und wäre ich Vater, so würde ich meine Kinder zu einem Sonnenaufgange führen, und dort zuerst mit ihnen von dem Schöpfer der Welten sprechen. Weilten dann ihre Augen nur auf Beweisen seiner Allmacht und Vatergüte, so müßte wohl der Eindruck dieses großen Schauspieles auf ihr empfängliches Gemüth tiefer

und bleibender seyn, als wenn ihnen zuerst der erhabene Name Gott aus dem Katechismus erklärt wird. Meine Gefährten eben so entzückt, wie ich, von dem Anblicke der herrlichen Gegend, welche mit beständiger Abwechslung und zunehmendem Umfange aus dem Dunkel hervortrat, dankten mir herzlich, daß ich sie zu dem frühen Gange nach der Feste beredet hatte, und wir sprachen lange darüber, wie es unzählige Menschen auf der Erde gebe, welche, unfähig früh aufzustehen, und die Kühle des Morgens fürchtend, noch nie dem Aufgange der Sonne beigewohnt hätten; eine natürliche Folge der gegenwärtigen Sitte, die Nacht zum Tage zu machen.

Als sich die Sonne in ihrer ganzen Pracht erhoben hatte, waren wir unschlüssig, welche der mannigfaltigen Aussichten den Vorzug verdiene; denn gegen Osten wechselten unübersehbare Felder mit großen Wein- und Obstgärten, und westwärts weilte der Blick auf dem unermeßlichen Ocean, dessen Wellen sich an den Felsen von Cintra brachen. Die reine, durchsichtige Luft, das dunkelblaue, wolkenlose Gewölbe über uns, vollendete endlich den mächtigen Eindruck, welchen diese herrliche Gegend auf jedes, für die Schönheit der Natur empfängliche Gemüth, machen wird. Als wir wieder bei unseren Freunden im Thale ankamen, fanden wir diese mit einem trefflichen Frühstücke beschäftiget, welches auch uns sehr willkommen war; es bestand vorzüglich aus äußerst schmackhaften Früchten, und ich bedurfte der wiederholten Warnung des sorglichen Wirthes, damit ich des Guten nicht zu viel that; denn wer in seiner kalten Heimath die Orange nur in Schnitzchen und als Leckerbissen kostete, die Feige und Kastanie getrocknet oder halbreif aß, und von der Ananas und Granate, nur sprechen hörte, und sich plötzlich vom Ueberflusse dieser seltenen Früchte umgeben sieht, ist wohl

zu entschuldigen, wenn er einen Augenblick vergißt, welche ungewohnten Gäste dieselben dem teutschen Magen sind.

Da vorgeschlagen wurde, den Vormittag das Städtchen und das königliche Schloß zu besuchen, so verließen wir bald darauf das Gasthaus, und freuten uns über die Reinlichkeit in den Strassen und die gut gebauten Häuser; Cintra sollte, wahrlich zur heißen Jahreszeit, der Aufenthalt aller wohlhabenden Fremden und reichen Bewohner Lissabons seyn; man sah aber kaum drei Personen in den Strassen, woran wahrscheinlich die neuesten politischen Ereignisse schuld waren. Am Ausgange des Thales befindet sich der Garten und das Landhaus des Marquis von Marialva; die Lage beider ist vortrefflich, die Bauart des Hauses geschmackvoll, und der Garten besonders durch die Menge brasilianischer Bäume und Gewächse merkwürdig, welche theils ein großes Treibhaus enthielt, oder die, wie die Dattelpalme und der Pissangbaum, im Freien trefflich fortkommen. Viele schattige Gänge laden zum Spaziergange ein, und führen wieder auf freie Plätze, die ganz mit Citronen, Orangen und Feigenbäumen bepflanzt sind, und deren Früchte in großer Menge unbenüzt auf den Boden lagen; wenn aber diese Bäume blühen, muß der Aufenthalt im Garten, besonders Abends, wenn der Seewind über die Gegend streicht, bezaubernd seyn. Mit vielem Geschmacke sind allenthalben Springbrunnen und Statuen vertheilt, welche, obgleich keine Meisterstücke der Bildhauerkunst, doch dem Garten zur freundlichen Zierde gereichen. Der Gärtner sagte uns, daß der Marquis schon sehr lange seine Besitzung nicht mehr besucht habe, und daß sie ihm kein Vergnügen mehr zu machen scheine; wo soll aber Freude an den Reizen der Natur in einem Lande herkommen, welches schon seit geraumer Zeit der traurige Schauplatz des Bürger- und Meinungs-Krieges ist, und dem sich gerade die angesehensten Männer am wenigsten entziehen konnten.

Nicht sehr weit von diesem Garten entfernt, befindet sich ein großes, drei Stockwerk hohes Gebäude; dieses ist der Pallast der königlichen Familie, welchen sie früher zur Sommerszeit bezog. Die Bauart desselben ist höchst einfach, und zeichnet sich eigentlich nur durch das treffliche Material aus, welches dazu verwendet wurde; mehrere Zimmer sind mit sehr schönen Steinarten ausgelegt; dieß ist aber auch ihr einziger Schmuck, denn weder in den Sälen, noch in den Ersteren, befindet sich das unbedeutendste Möbel, und zu meinem großen Erstaunen erfuhr ich, daß die königliche Familie, wenn sie eines ihrer Schlösser bezieht, jedesmal die erforderliche Einrichtung mit sich bringt. Die Säle, von welchen der des ersten Stockwerks sehr hoch, und eiförmig gewölbt ist, zeichnen sich durch sonderbare Malereien aus, denn der eine ist mit Schwanen, der andere mit Elstern und der dritte mit Rehköpfen ausgemalt, welche die Wappen des vornehmsten portugiesischen Adels tragen. Der Kastellan, den wir um die Bedeutung der beiden Ersteren befragten, konnte oder wollte uns keine Auskunft darüber geben. Aus dem Saale des zweiten Stockwerkes gelangt man in ein ganz mit Steinen ausgelegtes Zimmer; drückt man auf einige verborgene Federn, so sprizt aus einer Menge unmerklicher Oeffnungen, die in der Decke und in den Wänden angebracht sind, Wasser hervor, und durchnäßt diejenigen tüchtig, welche man listiger Weise in dieses Zimmer lockte.

Ein Zimmer des Pallastes ist besonders merkwürdig, weil daselbst König Alphons VI. von Portugal bis zu seinem Tode in strenger Haft gehalten wurde. Dieser Fürst, von rohen Leidenschaften beherrscht, verlor schon im Anfange seiner Regierung die Liebe der Portugiesen; später verheirathete er sich mit einer französischen Prinzessin von ausgezeichneter Schönheit und großem Verstande, welche nichts destoweniger unendlich von seiner Rohheit zu leiden hatte. Ganz

das Gegentheil des Königs war Don Pedro, sein Bruder; er besaß die Achtung und Anhänglichkeit der ausgezeichnetsten Personen des Königreichs, und erwarb sich bald auch die unbegränzte Neigung der Königin. Von diesem Augenblicke angefangen, wurde der Sturz des Königs beschlossen, und bald nach Einberufung der Stände des Reiches, ließ ihn sein Bruder im Pallaste festnehmen, und zwang ihn seine Abdankung zu unterzeichnen. Don Pedro begnügte sich mit dem Titel eines Regenten von Portugal, und verheirathete sich mit seines Bruders Frau, nachdem diese öffentlich bewiesen hatte, daß sie von dem Könige nie berührt worden war, und von Rom die Dispens von ihrer ersten Verbindung erhalten hatte. Don Alphons wurde zuerst nach den Azorischen Inseln, und später nach Cintra gebracht, woselbst er nach vierzehnjähriger Gefangenschaft starb. Man zeigte uns eine Vertiefung in dem mit Ziegelsteinen ausgelegten Fußboden, welche durch das beständige Hin- und Hergehen des unglücklichen Fürsten entstanden war; diese Rinne hörte in der Mitte des Zimmers auf, denn von dort aus konnte der König den einzigen Freund sehen, der ihm geblieben war, und der sich täglich auf einem gegenüberliegenden Felsen zeigte. Uebrigens scheint sein Bruder Don Pedro gut regiert zu haben, weil sich Niemand des Gefangenen annahm, und nicht der geringste Versuch gemacht wurde, ihn zu befreien, wozu wenig gehörte, da das Schloß nicht fest, und leicht zugänglich ist.

Ich glaube nicht, daß eine der Sommerwohnungen der königlichen Familie in einer reitzenderen Gegend liegt, als diese, und dennoch war der Pallast und seine Umgebung gänzlich verwahrlost; aber den Menschen reizet oft der Widerstand der Natur mehr, als ihre Bereitwilligkeit seinen Bemühungen entgegen zu kommen; — wir sehen daher, wie er manchmal Gegenden, und einen gänzlich unfruchtbaren Boden, in lachende Gärten umschaffet, und an Stellen, über

welche die Natur das Füllhorn ihres Reichthums ausschüttete, gleichgültig vorübergeht. Nach Tische bestiegen wir unsere kleinen Burros, und überließen uns nun der Leitung unserer Führer. Diese haben die Gewohnheit, die Esel, welche sie an die Fremden vermiethen, nach ihren Eigenschaften oder nach besondern Begebenheiten zu benennen; so hieß der eine Diamante, der andere grau turco, und Meiner, höchst galant der Königin zu Ehren, die seinem Rücken, so oft sie nach Cintra kam, ihre kostbare Last anvertraute, Reina. Es war ein heißer Tag, aber wir ritten beständig im Schatten der Bäume und Hecken, welche den Weg zu beiden Seiten begränzten; oft stiegen wir ab und traten in Gärten ein, welche, von Ferne gesehen, unsere Erwartung rege machten, aber nur bei sehr wenigen bemerkte man eine sorgfältige Pflege, jedoch allenthalben die Spuren einstiger Pracht und der Vorliebe ihrer Besitzer für diese Gegend. Die Gänge waren mit Gras überzogen, und die veralteten Einfassungen der Beeten mit Buchs, und mit Statuen verziert, welche die Zeit verstümmelt und schwarzgrau gefärbt hatte, bildeten keinen angenehmen Contrast mit der äußerst freundlichen Gegend; die einzige Sorgfalt, welche man noch auf diese Gärten verwendete, bestund in der Unterhaltung der gemauerten Bewässerungsgraben, mittels welchen, zur Zeit der beginnenden Blüthe, mehrere Arten Fruchtbäume das Wasser an den Fuß jedes Einzelnen geleitet wird, und ihn wohlthätig erfrischt. Die Orangen und Citronen von Cintra sind ihres Wohlgeschmackes und ihrer Güte wegen berühmt, und eben jezt folgte ein Wagen dem andern, die Hauptstadt damit zu versehen; diejenigen, welche außer Land gehen, werden noch grün vom Baume gepflückt, und reifen erst während der Reise.

Viele der Landhausbesitzer von Cintra sind die Erben berühmter Namen, welche der Weltgeschichte angehören, aber

keiner erfüllte unser Gemüth mit so tiefer Ehrfurcht, als, da unser Führer an einem einfachen Thore hielt, und uns zurief, daß dieß der Garten Don Juan's de Castro sey.

Ueber den mit sehr schönen Orangenbäumen umgebenen Hofraum gelangt man zu einem geräumigen, aber einfachen Wohnhause, und von da führen breite, rein gehaltene Gänge, von hohen und mannigfaltigen Bäumen beschattet, allmählig auf den Gipfel eines hohen Felsens; dort ist ein Garten von großem Umfange angelegt, jedes Fleckchen benützt, fruchtbar gemacht, und der Natur mit so großem Geschmacke nachgeholfen, daß man wohl erkennt, wie vertraut der Schöpfer dieser Anlage mit ihrer wahren Schönheit war, weil er sie also in einem Jahrhunderte begründete, wo man sich, ohne kleinliche und pedantische Zierathen, nichts Schönes in der Natur denken konnte. Nirgends bemerkte man jene Tempelchen und Ameisenhügel, welche noch heut zu Tage mit großen Kosten, als Monumente unserer Geschmacklosigkeit, hie und da aufgerichtet werden; aber auf eine sinnige Weise hat der Meißel da nachgeholfen, wo die Natur einen Fingerzeig gab, wie man ihre Werke vervollkommnen könne. Fast jeder Gang führt auf eine herrliche Fernsicht, oder einen überraschenden Punkt; zwei der Abgelegensten, auf zwei viereckig behauene Steine, Siegeszeichen, die Don Jouan in Indien erbeutete; in erhabener Arbeit sind Figuren, Sonne, Mond und Sterne auf dem Einen abgebildet, auf dem Anderen befindet sich, in hindostanischer Sprache, eine fleißig gearbeitete Inschrift; ein langer Gang endlich, von hohen Korkbäumen beschattet, leitet den Wanderer zu einer kleinen, höchst einfachen Kapelle; dort wird eines der edelsten Herzen aufbewahrt, welches jemals in einer menschlichen Brust schlug, — hier ruhet Don Jouan de Castro.

In einem Lande, welches so sehr von ausgezeichneten

und großherzigen Menschen entblößt ist, wie gegenwärtig Portugal, verweilt man gerne bei einem Sohne dieses Landes, der, einer der größten Helden vergangener Jahrhunderte, alle Eigenschaften und Tugenden in sich vereinigte, welche wir an den größten Männern der Vorzeit bewundern; eine sehr gedrängte Lebensbeschreibung des herrlichen Mannes dürfte daher von den geehrten Lesern vielleicht nicht ungünstig aufgenommen werden.

Don Jouan de Castro wurde zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts geboren; seine sehr angesehenen Eltern gaben ihm eine gute Erziehung, und sandten ihn nach der beßten Schule Lissabons, welche auch D. Luis, des Königs Bruder, besuchte, dessen dauernde Freundschaft ihm später von großem Nutzen war. Von dem kriegerischen Geiste entflammt, der damals die Portugiesen vor allen Völkern Europas auszeichnete, verließ de Castro in seinem achtzehnten Jahre Eltern und Vaterland, und schiffte sich als gemeiner Krieger nach Ostindien, dem vormaligen Schauplatz des Krieges ein, woselbst er sich bald so sehr auszeichnete, daß ihn der Statthalter des Königs eigenhändig zum Ritter schlug. Nach einer Abwesenheit von neun Jahren zwang ihn seine, durch Wunden und Beschwerden des Klimas zerrüttete Gesundheit zur Rückkehr nach Portugal; er hatte während dieser Zeit so außerordentliche Thaten begangen, daß bei seiner Ankunft am Hofe selbst der Neid verstummte, und der König, wie seine Mitbürger, ihm die schmeichelhaftesten Beweise ihrer Bewunderung gaben. Viele portugiesische Schriftsteller erzählen, daß ihm Europa die herrliche Frucht des Orangenbaumes verdankt, welchen er aus Indien mitgebracht haben soll. Große Belohnungen waren ihm zugedacht, aber der bescheidene Held wies sie mit der Bemerkung zurück, daß er noch zu wenig für sein Vaterland gethan habe; er bat nur um den Besitz von zwei wenig fruchtbaren Felsen bei

Cintra, begab sich dahin, baute eine kleine Wohnung, und legte allmählig den Garten an, in welchen wir uns eben befanden. In der Stille ländlicher Zurückgezogenheit lebte er sich selbst und den Wissenschaften, und hier war es, wo er sich durch Studien und Nachdenken zu der großen Stelle vorbereitete, welche ihm das Schicksal in einem fernen Welttheile anwies. Ein Feind des Getümmels, welches damals an den meisten Höfen herrschte, erschien er nur höchst selten daselbst, und wurde zuletzt vergessen; aber der begeisterte Freund des Vaterlandes fühlte darum nicht weniger den unwiderstehlichen Drang in sich, ihm nützlich zu werden, und nachdem seine Wunden vernarbt und seine Gesundheit zu neuen Beschwerden gestärkt war, verließ er seine Schöpfung in Cintra, und schiffte sich zum zweiten Male als Freiwilliger nach Indien ein. Er sandte im Laufe einiger Jahre seinem Freunde, Don Luis, eine beträchtige Zahl wichtiger Karten und Bemerkungen über jene Länder, welche er bereis't hatte, und die Fama nannte neuerdings seinen Namen mit Bewunderung, aber die Entfernung von der Quelle der Gnade war zu groß, und D. Jouan, der seine Thaten nur um ihrer selbst willen beging, erwartete und forderte keine Belohnung. Als aber später der Muth der Portugiesen in Tollkühnheit ausartete, Mannszucht nachließ, und ihre Feinde manchen Vortheil über sie errangen, wurde man am Hofe zuerst auf den Mangel eines guten Feldherrn aufmerksam, und erinnerte sich jezt erst de Castros, dem nun die Statthalterschaft über sämmtliche ostindische Besitzungen mit unumschränkter Vollmacht übertragen wurde, und er rechtfertigte das Vertrauen seines Königs auf die glänzendste Weise.

Die Kassen waren erschöpft, die Verwaltung in schlechten Händen, das Heer entmuthigt, unzufrieden und zu einem Häufchen herabgeschmolzen; Schwierigkeiten, welche sein großer Geist rasch zu besiegen verstand. Durch Sparsamkeit,

weise Anordnungen und Strenge brachte er bald wieder Ordnung in die Finanzen; dem Heere gab er selbst das Beispiel der Entsagung und Mäßigkeit; er übte es beständig in den Waffen, und erweckte das Zutrauen in seine eigene Kraft und seinen Feldherrn. So vorbereitet, ging er entschlossen dem Feinde entgegen, und obwohl ihm dieser jederzeit an Menschenzahl und Geschützen unendlich überlegen war, so folgte doch der Sieg jeder seiner Unternehmungen. Einige Zeit, nachdem er die Statthalterschaft übernommen hatte, rüstete sich der König von Cambaya, Diu, die wichtigste Festung der Portugiesen in Indien, mit 40,000 Mann zu belagern. Die schwache Besatzung unter dem Helden Jouan Mascarenhas leistete den muthigsten Widerstand, aber vergebens mit der Uebermacht kämpfend, war sie schon zur Uebergabe bereit, als D. Jouan de Castro mit einem kleinen Heere von 4000 Mann erschien, die überraschten Belagerer zurück, und sich selbst mit seiner Mannschaft in die Feste warf. Nachdem er ihr einige Ruhe gegönnt hatte, versammelte er sie, und stellte ihr in einer Rede, die aus der Seele kam, die Nothwendigkeit vor, zu siegen oder zu sterben; und als er das Heer zur höchsten Begeisterung entflammt hatte, befahl er die Thore der Festung zu öffnen, und führte es dem staunenden Feinde entgegen. Als der lezte Mann die Festung verlassen hatte, befahl D. Jouan die Thore zu verbrennen, damit seinen Leuten keine andere Wahl mehr bliebe, als für ihre Freiheit zu fechten, oder ihrer Gegner Sklave zu werden, und er erreichte seinen Zweck. Mit dem Muthe der Verzweiflung stürzte das kleine Heer in die dicht gedrängten Reihen der Feinde, durchbrach sie, richtete ein schreckliches Blutbad unter ihnen an, und benahm dem Könige, der mit Noth dem würgenden Schwerte der Portugiesen entkam, alle Lust, dieses tapfere Volk noch ferner zu bekriegen. Dem Helden dieses glorreichen Tages genügte aber die Niederlage der Feinde noch nicht; er wünschte sehn-

lichst, vor der Rückkehr nach seiner Residenz Goa, die Festung Diu, die außerordentlich durch das feindliche Geschütz gelitten hatte, wieder in den vollkommensten Vertheidigungs-Zustand zu setzen; aber des Königs Schatz war erschöpft, und der Statthalter hatte nie daran gedacht, für sich zu sammeln; in dieser Verlegenheit wendete er sich nun voll Vertrauen an die Stände von Goa, bat sie um ein Darlehen, und übersandte ihnen zum Unterpfande der Schuld einen Theil seines Knebelbartes. Die Stände, von Ehrfurcht für den großen Mann durchdrungen, dessen Talenten sie so eben die Errettung aus großer Gefahr verdankten, wollten ihm nicht an Vaterlandsliebe nachstehen; besondere Abgeordnete überbrachten eine weit größere, als die verlangte Summe, zu dem Wiederaufbaue der Festung, und die Haare aus dem Knebelbarte des Helden, welchem sie den gerechten Tribut ihrer Bewunderung zollten. Nachdem Diu wieder aufgebaut war, kehrte Don Jouan nach Goa zurück; dort erwarteten ihn neue Festlichkeiten und die Glückswünsche des Pabstes und mehrerer Prinzen, die ihm geschrieben hatten. Aber im Herzen des Helden lebten noch andere Gefühle, als die des Ruhmes; er sehnte sich nach der theuern Heimath zurück, wo ihm noch Weib und Kinder lebten, und bat bei dem Könige um die Gnade, von seinem Posten abgerufen zu werden; dieser fühlte indessen, wie nöthig Don Juans Gegenwart in seinen überseeischen Besitzungen war, bat ihn, noch drei Jahre auf seinem Posten zu bleiben, ernannte ihn zum Vicekönig, und, was dem edlen Manne wohl am besten gefiel, unterzeichnete sich als seinen Freund. Aber nicht lange genoß de Castro diese wohlverdiente Auszeichnung; die vielen Wunden und Beschwerden, welche er ertragen hatte, warfen ihn auf das Krankenlager, von dem er nicht mehr aufstehen sollte. Als D. Juan die Annäherung seines Endes fühlte, versammelte er die obersten Beamten und Offiziere um sein Sterbelager, und ermahnte sie auf die rührendste

Weise, dem Vaterlande und dem Könige getreu, ihre Pflichten zu erfüllen; zuletzt äußerte er den Wunsch, mit dem Nothdürftigsten unterstützt zu werden, wenn seine Krankheit länger dauern sollte, da er seinen Gehalt bisher zum Besten des Landes verwendet hätte. Mit tiefer Beschämung standen die reichen Prälaten und Beamten um das ärmliche Lager des Vicekönigs von Indien her, und gelobten seiner Worte eingedenk zu leben und zu handeln. Bald darauf verschied der Held im 48sten Jahre seines ruhmvollen Lebens, von den Portugiesen und selbst von seinen Feinden tief betrauert; seine Hülle wurde, wie er es verlangte, nach seinem lieben Cintra gebracht und dort beerdiget.

Auf eine sinnige Weise ehren de Castros Nachkommen das Andenken ihres großen Ahnherrn dadurch, daß sie den Garten zwar unterhalten, aber ihn ganz so lassen, wie er ihn anlegte.

Es dämmerte bereits, als wir D. Juans Anlage verließen; wir sprachen noch lange mit Bewunderung von des Edeln Tugenden, und freuten uns, daß dieser große Freund des Vaterlandes den tiefen Fall und die Ohnmacht seines theuren Portugals nicht mehr sehen kann.

Das Gemüth zu stiller Wehmuth gestimmt, sezten wir also unsern Weg fort, und weideten uns wortlos an dem Untergange der Sonne, die gerade in die Fluten des Oceans tauchte, als wir in der Herberge anlangten. Es wollte dießmal kein Schlaf in unsere Augen kommen, denn der Klang einer gut gespielten Viola und der weiche Gesang einiger Schönen hallte so lieblich durch die feierliche Stille der Nacht, daß wir dem Ende dieses kleinen Concertes mit Bedauern entgegensahen.

Wir hatten verabredet, den kommenden Tag das Kork-kloster zu besuchen, welches sich auf einem der höchsten Felsen Cintras befindet, aber eine regenschwangere Wolke hatte sich gerade auf diesen Felsen gelagert, und zog erst gegen Mittag weiter; die kleine Reise wurde daher nach Tische angetreten, war aber nicht sonderlich angenehm, und heute zum ersten Male bekam ich den Vorgeschmack brasilianischer Temperatur. Der Seewind wurde kaum gespürt, und die Sonne sandte ihre glühenden Strahlen mit solcher Freigebigkeit auf uns herab, daß wir sehr bereitwillig dem Rathe unserer Führer folgten, und im Schatten eines Orangen-Hains die beliebte Siesta hielten. Dieses, in allen südlichen Ländern übliche Nachmittagsschläfchen, besteht eigentlich in einer stillschweigenden Uebereinkunft zwischen Geist und Körper, ein Stündchen lang in gänzlicher Unthätigkeit zu bleiben, und alleine die Funktionen des Magens fortdauern zu lassen; wer es darin zur Virtuosität der Südländer gebracht hat, befindet sich äußerst wohl dabei; wir Nordländer aber verfallen gewöhnlich in einen tiefen, unruhigen, oft mehrere Stunden anhaltenden Schlaf, und erwachen, im Schweiße gebadet, abgemattet und verdrießlich gelaunt. Auch uns wäre es gewiß nicht besser ergangen, hätte es nicht einem unserer langohrigten Reitthierchen beliebt, einen unbewachten Augenblick zu benützen, um einem benachbarten Garten seinen Besuch abzustatten, und sich daselbst auf eine etwas gefräßige Weise zu Gast zu bitten, eine Dreistigkeit, welche ihm eine tüchtige Tracht Schläge von dem Gärtner zuzog, dessen Lärmen uns aus einem tiefen Schlafe erweckte.

Als wir in eine höhere Region des Felsens kamen, wurde es kühler, und in der Nähe des Klosters, welches tausend Fuß über der Meeresfläche liegt, fanden wir für gut, uns in die Kleider, die wir im Thale abgelegt hatten, sorgfältig einzuhüllen. Nachdem wir noch eine beträchtliche Zahl Stu-

fen, welche in dem Felsen eingehauen waren, aufwärts stiegen, erreichten wir das Thor des Klosters, und wurden von einem freundlichen Greise eingelassen, der uns sogleich allenthalben umherführte. Fast alle Zellen der Mönche, die Kapelle und der gemeinschaftliche Eßsaal sind aus dem Felsen gehauen, und die Wände, um die Feuchtigkeit zu vermindern, mit Kork belegt, der hier von der großen Menge wildwachsender Bäume leicht zu haben ist. Die Zellen sind so enge und nieder, daß ihre Bewohner, wenn sie sich zur Ruhe begeben, hinein kriechen müssen; ein großer Stein, auf dem eine Strohmatte liegt, und eine wollene Decke dienen ihnen zum Bette, und im Speisesaale sind der Tisch und die Bänke gleichfalls aus dem Felsen gehauen. Dort wurden uns Früchte, Brod und Wein vorgesezt, welche die Mönche jede Woche im Thale von dem Gelde kaufen, das ihnen von den Besuchern ihres Klosters als Almosen gegeben wird. Sie genießen oft Monate lang nichts Anderes, und sind die Besuche während der guten Jahreszeit nicht häufig, so müssen sie oft im Winter großen Mangel leiden, da sie alleine vom Almosen leben, und die Bewohner des Thales selbst arm sind. Bis Cintra, oder weiter zu gehen, wird ihnen aber zu beschwerlich; denn von den sieben Mönchen, die ich sah, waren alle im Greisenalter, obwohl sie gesund und kräftig aussahen; ein Beweis der gesunden Lage des Klosters, und der reinen, obwohl etwas scharfen Luft, die hier oben weht. Aus der Kapelle kömmt man auf den Gipfel des Felsens, wo ihr kleiner Kirchhof ist, welchen eine Mauer umgibt; die Wand des Felsens ist hier beinahe senkrecht, und die Meereswellen brechen sich an ihrem Fuße; in einiger Entfernung bemerkt man die Berlingas, eine Gruppe von Felsen, welche die Wellen beständig mit einem weißen Schaume überziehen. Unser ehrwürdiger Führer, der seit fünfzig Jahren dieses Felsenkloster bewohnte, erzählte, daß er während dieser Zeit viele Schiffe habe scheitern sehen, welche der Sturm und die Un-

vorsichtigkeit ihrer Führer den Felsen zu nahe gebracht hatte. Er schilderte einfach, aber doch ergreifend, wie manchmal das schrecklich empörte Element mit furchtbarer Gewalt sich an dem Felsen breche, und die Brandung mit dem Getöse des Donners von tausend Geschützen beinahe den Gipfel des Felsens zu erreichen scheine. Von hier aus führte man uns noch viele Stufen aufwärts, und zeigte uns die Höhle, in welcher der heilige Hieronimus dreißig Jahre lebte. Ich gestehe, daß ich nie ein besonderer Verehrer jener Menschen war, die sich in Höhlen verkrochen, und, wie wilde Thiere lebend, ihnen am Ende in allen Stücken gleich wurden, und gewöhnlich keinen andern Grund zu dem Entschlusse, sich der Welt auf diese Weise zu entziehen hatten, als Furcht vor dem richtenden Arme der Gerechtigkeit, Gewissensfolter als Folge eines verbrecherischen Lebens, oder Hang zum Müssiggange; nicht also der rechtliche, wahrhaft fromme Mann, der diese Höhle bewohnte; er begleitete den Posten eines Beichtvaters bei dem Könige, Don Sebastian, von Portugal, aber er war noch mehr als sein Gewissensrath, — er war des Königs Freund. Als dieser starb, zog er sich zuerst in dieses Kloster zurück, und überließ sich seinem Schmerze; da er aber durch die häufigen Besuche oft in seiner Andacht und Trauer gestört wurde, so wählte er diese Höhle zu seinem Aufenthalte, und kam nur dann in das Kloster herab, wenn die Glocke zum Gebet oder zum Essen rief; als ihm das erste Mal der Obere freundliche Vorstellungen über die zu große Strenge seiner neu erwählten Lebensweise machte, antwortete er demüthig: „wer einen Freund verlor, ohne ihn, so lang er lebt, zu betrauern, verdiente nicht ihn zu besitzen.“ Dieß waren seine lezten Worte, nie hörte man ihn wieder sprechen; als er aber eines Tages auf den Ruf der Glocke nicht erschien, sah man nach dem beinahe achtzigjährigen Greise, und fand ihn todt in seiner Höhle.

Dankbar verließen wir bald darauf die freundlichen Franziskaner, nachdem wir ihren Altar reichlich bedacht hatten, und beschlossen, über eine Gegend Cintras, die wir noch nicht besucht hatten, nach Hause zu kehren. Nach ein paar kleinen Stunden langten wir bei den Ueberresten eines maurischen Bethauses an. Eine hochgewölbte Vorhalle führt nach der kleinen Moschee, deren Decke blau und mit Sternen bemalt war; an den Wänden bemerkte man die Spuren von Denksprüchen aus dem Coran in arabischen Schriftzügen. Nahe bei dieser Moschee befindet sich ein maurisches Bad, welches für die Ewigkeit erbaut zu seyn scheint; ein nach allen Seiten vierzig Fuß haltender Platz ist mit einer sehr dicken Mauer eingefaßt, auf den Ecken derselben befinden sich dicke Säulen von Granit, und auf diesen ruht das gewölbte Dach von Steinen; das Wasser, welches sich hier sammelt, war vier Fuß tief, äußerst klar, wohlschmeckend und erfrischend; der Boden bestund aus dem Felsen, und man bemerkte nicht den geringsten Schlamm auf demselben; wahrscheinlich hat dieses Bad einen verborgenen Zu- und Abfluß des Wassers.

Der Aberglaube der Portugiesen fabelt viel Unsinn über dieses Bad, und manche sind vollkommen überzeugt, daß es das Begräbniß eines maurischen Königs mit seinen Schätzen sey. Von hier aus erblickt man, auf beträchtlicher Höhe, das Kloster des heiligen Hieronimus.

II.

Rückkehr über Mafra nach Lissabon.

Wir verließen den kommenden Tag ziemlich frühe Cintra, und durchzogen eine traurige Gegend von hohen, nur mit dunkeln Pinien bedeckten Bergen eingeengt, die immer öder und kahler wurde, je näher wir an Mafra kamen. Von einer Menge elender Hütten, Sinnbilder der Armuth, umgeben, erhebt sich daselbst ein unermeßliches und äußerst prachtvolles Gebäude, aus zwei Pallästen bestehend, in deren Mitte sich eine große Kirche, und hinter dieser, ein Kloster befindet. Es war ein sonderbarer und nicht sehr glücklicher Gedanke des Königs, Don Juan V., in diese Einöde ein Gebäude zu versetzen, welches Lissabon, oder eine der schönen Gegenden Portugals verherrlichet hätte; aber er wollte die berühmte Eskurialkirche in Spanien nachahmen, und dazu mußte eine Gegend gewählt werden, welche den in Andacht versunkenen Sterblichen auf keine Weise durch ihre Reize an irdische Freuden erinnern konnte.

Ehe man zur Kirche gelangt, betritt man eine gewölbte, von schönen Säulen umgebene Halle; in Nischen, welche sich an den beiden Seiten des Einganges befinden, stehen die Statuen von vierzehen Heiligen in Lebensgröße; an mehreren erkennt man die Meisterhand des Bildhauers, und die ganze Gruppe macht einen großen Eindruck. Die Kirche würde durch ihren Umfang und ihre schöne Bauart überraschen, wenn sie nicht im Innern mit Kapellen und Seitenaltären überladen wäre. Der Hauptaltar ist einfach und mit schwarzen Marmorplatten, von bewunderungswürdiger Politur, geschmückt; mehrere Reihen Bänke umgeben ihn halbkreisför-

mig, auf denen die Klostergeistlichen sitzen, deren Zahl bei der Gründung von Mafra auf dreihundert festgesezt, gegenwärtig aber nur aus zweihundert besteht. Die Kirche erhält ihr Licht durch die majestätische Kuppel, zu welcher man auf einer breiten, sich von Außen um dieselbe windenden, bequemen Treppe emporsteigen kann; von Zeit zu Zeit kömmt man an eine Altane, von welcher man die Gegend und das Innere der Kirche übersehen kann. Im Innern des Klosters wird dem Fremden ein großer Saal mit einer bedeutenden Menge Bücher, und mehrere Zimmer mit kostbaren, obwohl größtentheils veralteten mathematischen Instrumenten und physikalisch- und chemischen Apparaten gezeigt; sämmtliche waren mit Staub bedeckt, und bewiesen durch die Art, wie sie aufgestellt waren, daß man sie wenigstens seit vielen Jahren nicht mehr benüzte. Bei dem Kloster befindet sich ein sehr großer, und wahrscheinlich einst prächtiger Garten, der nun höchst vernachläßiget ist; nur auf eine beträchtliche Pflanzung von Tomatten und grünem Pfeffer, beide Reizmittel für den Magen, schien man viele Sorgfalt zu verwenden. Die Flügel des Pallastes werden, der Rechte von der königlichen Familie, der Linke von dem Patriarchen und seinem Gefolge, wenn sie nach Mafra kommen, bewohnt; die Zimmer daselbst konnte oder wollte man uns nicht zeigen; mit wichtiger Miene und aufgeblasenen Backen sagte uns aber unser Führer, daß das ganze Gebäude acht hundert und sechs und sechzig Gemächer, und fünftausend zweihundert Thüren und Fenster enthielte. Der Leser mag daraus beurtheilen, welche unermeßlichen Summen erforderlich waren, um dieses Riesengebäude aufzuführen, mit Pracht einzurichten und auszustatten. Der König verwendete hiezu das Gold, welches damals in den neu entdeckten Minen Brasiliens gefunden wurde, und entzog es dem Lande, in dem viele reich, aber sehr viele außerordentlich arm waren.

Ich könnte noch hundertmal an dem prächtigen Mafra vorbeikommen, ich würde es nicht mehr besuchen; denn meine gute Laune ist immer weg, wenn ich sehe, wie man Millionen nutzlos verschwendet, Summen, mit welchen man unendlich viel Gutes stiften, und Tausende beglücken könnte. König Johann opferte hier Millionen, um Gott einen Tempel zu bauen, den Niemand besucht, als drei- bis vierhundert Bettler, die Ortsbewohner, und dreihundert Müssiggänger, welche das herrliche Haus mit den Mißtönen ihrer schläfrigen Stimmen erfüllen. Ich bin vollkommen unterrichtet, welches außerordentliche Verdienst die ersten Klöster sich um Verbreitung der christlichen Lehre, um die Wissenschaften und den Ackerbau erwarben, und rechne die damaligen Bewohner derselben unter die Wohlthäter der Menschheit; so bald sie aber ausarteten, wie dieß der Fall bei den meisten Institutionen ist, die sich selbst überleben, so mußte man sie reformiren oder auflösen; neue zu gründen, hieß die Zahl der Müssiggänger vermehren, und der zur sittlichen und geistigen Bildung des Volkes erforderlichen, vernünftigen Aufklärung neue Schranken setzen. Man könnte einwenden, daß in jenen Ländern, welche ihre Klöster aufhoben, die sittliche und geistige Bildung des Volkes keineswegs bemerkbar zugenommen, erstere sich sogar dort und da verschlimmert habe; aber daran waren nur die Herren Reformatoren schuld, denn die Mönche verbreiteten Aberglauben, die erwähnten Herren aber Unglauben unter dem Volke, und wir wissen, daß von einem zum andern nur ein Schritt ist. Einige Klöster, die sich mit dem Volksunterrichte beschäftigen, mögen nützlich seyn, wenn die Geistlichen selbst gebildete Männer sind, und mehr verstehen, als Latein und die Legende der Heiligen; wenn sie aber, wie in Portugal und Spanien, nur von dem Fette des Volkes zehren, oder, wie in andern Ländern, nur gutes Bier zu brauen verstehen, so sind sie eine Satyre auf unsere Zeit, und können dem Allgemeinen nur schaden. Als

ich in Portugal reiſte, fand ich immer den gröſten Stumpfſinn, und die meiſten Bettler aus Trägheit da, wo Klöſter ſtunden.

Mit ähnlichem, und meiſtens noch ſtrengerem Urtheile über Don Juans unnützes Denkmal ſeiner Prachtliebe beſchäftiget, brachten wir unſere Zeit auf dem Rückwege nach Liſſabon zu; die Gegend war kahl und unbewohnt, der Boden ſteinigt, aber keineswegs unfruchtbar; erſt als wir in dem Flecken Belles ankamen, wurde die Gegend wieder anmuthig und belebt, ſchöne Landhäuſer und Gärten zogen ſich längs der Straſſe hin, und wir betraten ſo unvermuthet die Hauptſtadt, daß wir es nicht bemerkt hätten, wenn nicht die Düfte ranzigen Oehles, in welchem Fiſche gebraten werden, und ſonſtige perfumes portuguezes, Liſſabon verkündeten.

Mit voller Ueberzeugung ſage ich jezt: quem naõ tem vista Lisboa, naõ tem vista cousa suja *).

III.

Wanderungen auf dem Lande.

Wir befanden uns bereits im zweiten Monate in Portugal, der Schiffskapitän war gänzlich hergeſtellt, und noch ſahen wir keine Anſtalten zur Abreiſe treffen. Von langer Weile gefoltert, beſchloß ich daher, mich auf dem Lande etwas umzuſehen; da dieſes jedoch ohne Erlaubniß der Regie-

*) Wer Liſſabon nicht geſehen, hat nichts Schmutziges geſehen.

rung unmöglich gewesen wäre, so wirkte mir ein Bekannter einen Paß aus, welcher mir zwar meine Reiseroute vorschrieb, nachdem ich meinen Reiseplan vorgelegt hatte, mich aber keineswegs hinderte, den Feldbau der Portugiesen, der mich am meisten interessirte, zu beobachten. Ich war verpflichtet, auf der Hauptstrasse zu bleiben, welche, Portugal von Westen nach Osten durchkreuzend, von Lissabon durch die Provinz Alem Tejo nach Elvas, an der spanischen Gränze, führte. Als Katholik, und dem Grundsatze getreu mich in fremden Ländern nach den Gebräuchen ihrer Bewohner zu richten, und weder ihre religiösen noch politischen Meinungen anzufechten, durfte ich immerhin erwarten, ungestört zu reisen, und so trat ich denn meine Wanderung furchtlos an, und erreichte frühzeitig das Oertchen Gallega, die erste Station von Lissabon. Ich hatte bisher nur wenig Bemerkenswerthes gesehen; die Landstrasse war, gleich den meisten, mit runden Quarzsteinen gepflastert und an vielen Stellen schadhaft, und die Gegend wäre ohne den vielen Fruchtbäumen, mit welchen die Felder bepflanzt waren, sehr kahl gewesen, um so mehr, da die Getreiderndte schon allenthalben eingebracht war.

Ich fragte nach einem Gasthause, und man wies mich in eine Venda (Kneippe); dort forderte ich Wein und eine Nachtherberge, wurde jedoch einstweilen von dem Vendeiro, nachdem er mich einige Zeit prüfend betrachtet hatte, in ein Zimmer gewiesen, woselbst ich Gesellschaft fand, gegen welche ich mich mit dem landesüblichen Gruße, „Lauvado seja nosso Senhor Jesu Cristo“ *) verneigte, worauf Alle die Hüte zogen, und para sempre (für immer) antworteten. Hierauf trat Stille ein, und ich wurde der Gegenstand der allgemeinen Neugierde. Als ich mich an einem entfernten

*) Gelobt sey unser Herr J. C.

Tische niederließ, und meine Blicke auf die Anwesenden warf, bemerkte ich in einer Ecke des Kamines einen Kapuziner; ich erhob mich und begrüßte ihn, welches er gut aufnahm, und sich sogleich mit einem Strome von Fragen über mich hermachte; er sprach dabei, wie alle ältern Portugiesen, langsam und mit einem näselnden Tone. Der Inhalt seiner Fragen überzeugte mich, daß er glaubte, ich wäre ein Engländer, wofür jeder Ausländer in Portugal gehalten wird, der blonde Haare hat; und daß er den Argwohn der Landleute theilte, welche jeden Fremden, der ohne Gefolge und äußeren Prunk reiset, für einen Spion ansehen. Ich zeigte jedoch meinen Paß vor, gab Auskunft über die Absicht meiner Reise, wurde hierauf von den Anwesenden günstiger angesehen, eingeladen, ihnen näher zu rücken, viel über die Ereignisse in Lissabon befragt, und erhielt endlich eine große Schüssel voll Reiß mit Tomattes (Paradiesäpfel) und grünem Pfeffer zubereitet, als Nachtmahl vorgesetzt; später wurde mir ein hartes, doch reinliches Lager angewiesen. Den folgenden Tag traf ich unter Weges einen Eselstreiber an; bis zur nächsten Station war eine starke Tagreise, und die Hitze sehr groß; mir war daher sein Antrag, einen seiner kleinen Esel zu miethen, sehr willkommen, überdieß vertrieb mir mein geschwätziger Führer die Zeit recht gut, so zwar, daß ich unerwartet schnell in Vendas novas ankam; dort sprachen wir in einer Estalagem (Wirthshaus, woselbst man fahrende und reitende Gäste aufnimmt) zu, und nachdem meine Ankunft dem Polizeirichter des Ortes (Alcaide) angezeigt worden war, und dieser den Paß und mich besichtiget hatte, wurde ich nicht weiter belästiget.

Die Gasthäuser in Portugal sind schlecht, und mit wenigen Bequemlichkeiten versehen; hingegen reisen die Portugiesen nur nothgedrungen, und leben äußerst spatsam, die Wirthe werden daher nicht ermuntert, ihr Geschäft mit größe-

rer Thätigkeit zu betreiben; doch wurde ich hier gut bedient, und das Nachtmahl, welches ich in Gesellschaft mehrerer spanischen Flüchtlinge einnahm, war sehr schmackhaft; jene Speisen aber, welche mit portugiesischem Oehle zubereitet waren, konnte ich nicht genießen, da die Portugiesen das Oliven-Oehl nicht läutern, und den ranzigen Geschmack, den es alsbald annimmt, zu lieben scheinen.

Den kommenden Tag betrat ich eine fleißiger bebaute Gegend; Maisfelder, sorgfältig behandelt und sehr rein gehalten, prangten zu beiden Seiten der Straße; große Strecken Landes waren mit Bohnen, Kichererbsen und Lupinen bedeckt; die nützliche Kartoffel aber war nur im Kleinen angebaut. Einige Felder umgaben Hecken von Aloen, welche in voller Blüthe standen und die Gegend ungemein verschönerten. Auf Anderen befanden sich Oehlbäume in Reihen gepflanzt, um die sich Weinreben rankten; und die dichte und kräftige Stoppel des abgeschnittenen Getreides, welches zwischen den Baumreihen gewachsen war, ließ eine vorzügliche Erndte vermuthen. Futterkräuter sah ich nirgends angebaut, und auf großen Landstrecken, welche bereits mehrere Jahre brach zu liegen schienen, weidete mageres Hornvieh und grobwollige Schaafe, welche sich nur durch eine kräftigere Gestalt von unseren Landschaafen unterscheiden. Hanf wird viel gebaut; auf nassen Feldern waren die Ackerbeete schmal, sehr hoch gewölbt, und an der Stelle der Furchen befanden sich Abzugsgraben. Ich habe in keinem Lande so auffallende Resultate des Fleißes und der Trägheit im Feldbaue bemerkt, als in Portugal; leider schien Leztere vorherrschend. Wollte man von den wenigen Ortschaften auf die Bevölkerung dieser Gegend schließen, so müßte diese sehr geringe seyn.

Vor Monte moro novo sah ich endlich mehrere Landleute mit pflügen beschäftigt; zwei Ochsen von mittlerer Größe,

aber schöner Gestalt, zogen ein Werkzeug, welches zuverlässig seit seiner Einführung in Portugal keine Veränderung erlitten hatte; dieß war ohne Zweifel der arabische Pflug. Mehr noch als die Anwendung dieses rohen Ackergeräthes befremdete mich die Art der Feldbestellung, die ich hier zuerst bemerkte; der Pflüger zog nämlich eine Furche, wodurch die Erde ungefähr vier Zoll breit zu beiden Seiten des Pfluges ausgeworfen wurde, dann sezte er, einen Schuh von ihr entfernt, auf der andern Seite des Ackers wieder ein, und öffnete, herabfahrend, eine andere Furche u. s. w. Ich konnte, nachdem ich eine geraume Zeit dem Ackersmanne zugesehen hatte, nicht umhin, mich demselben zu nähern, und mir Erklärung der Ursache dieses Verfahrens zu erbitten, worauf er mir sehr bereitwillig erwiederte, daß der Streifen, der zwischen den Furchen unberührt bleibe, bis zum kommenden Jahre ausruhe, worauf ihn die Reihe träfe, Früchte zu tragen, und die jezt gezogene Furche, zu ruhen; damit werde einige Jahre fortgefahren; zeige sich dann der Acker entkräftet, so bleibe er mehrere Jahre brach liegen. Auf die umgeackerte Furche wird Getreide gesäet, und dieses mit einer leichten Egge, mit hölzernen Zähnen, untergebracht. Dieses System des Feldbaues beweiset, wie geringe die Bevölkerung der Provinz, und wie fruchtbar der Boden ist, welcher bei einer so nachlässigen Behandlung noch immer lohnende Erndten gibt. Die Ochsen waren auf eine eigenthümliche Weise eingespannt; ein starkes viereckiges, an den Kanten etwas abgerundetes Holz lag da, wo der Hals aufhört, und der Rückgratknochen oder Nacken anfängt, und erstreckte sich über beide Zugthiere; zwei runde Stecken, welche durch dieses Holz gingen, liefen zu beiden Seiten des Halses herab, und waren unter demselben mit einem Riemen verbunden, wodurch das Holz oder Joch von dem Nacken abzuweichen verhindert wurde; in der Mitte des Joches war eine starkgliederige Kette befestiget, in welcher die bewegliche Stange

hing, welche dem Pflug als Deichsel diente. Die Ochsen bewegten sich leicht, hatten die Köpfe frei, und der ungeschickteste Knecht legte ihnen dieses einfache, fast nichts kostende Geschirr ohne Mühe an.

Als ich den freundlichen Landmann verlassen wollte, ersuchte er mich, mit portugiesischer Höflichkeit, in seinem Hause in Monte moro novo zuzusprechen, und mich mit einem Glase Milch zu erfrischen; ich versprach es, und sezte meinen Weg fort. Bald darauf sah ich, daß der Landmann ausspannte, und auf einem kürzeren Wege seinem Dorfe zueilte. Ehe ich dieses, der Strasse folgend, erreichte, begegnete mir ein schweres Fuhrwerk mit vier Ochsen bespannt, die auf die erwähnte Weise angeschirrt waren. Vor ihnen ging, einem eigenen Gesetze gemäß, der Führer her; in der Hand trug er, nach altrömischer Sitte, einen Stab, mit einer eisernen Spitze versehen, um die Thiere zu leiten und zur Arbeit anzutreiben; auch dieser Stab muß die gesetzliche Länge haben, und darf die Ochsen vor dem Karren nur schwer erreichen, damit er stets in ihrer Nähe zu bleiben genöthiget ist. Der Karren war derselbe, dessen man sich noch im Oriente bedient; er wird durch zwei runde Scheiben, die aus sehr dicken Brettern verfertiget, und an den Achsen befestiget sind, fortbewegt; da sich aber diese Räder mit der Achse umdrehen, also die ganze Last der Ladung auf beiden liegt, so entsteht eine heftige, den Gang des Fuhrwerks sehr erschwerende, Reibung, welche ein lautes, höchst unangenehmes Knarren verursacht; weit entfernt, auf Verminderung dieses lästigen Geräusches und der Reibung des Karrens durch Anwendung fetter Materien bedacht zu seyn, bemühen sich die Portugiesen, das Knarren ihres Fuhrwerkes noch zu vermehren, und behaupten, es sey äußerst nützlich, um die Raubthiere damit zu vertreiben; und wenn man sich in einem Hohlwege befin-

det, den Entgegenkommenden zu benachrichtigen, daß er mit dem Fuhrwerke warte.

Als ich in Monte moro novo ankam, fand ich schon den Landmann, meiner an der Strasse wartend, und folgte ihm nach seiner ländlichen Wohnung; sie war, wie alle portugiesischen Häuser, blendend weiß übertüncht; die Zimmer alle zu ebener Erde, und das flache Dach mit Hohlziegeln gedeckt. Die Hausthüre führte in das Wohnzimmer, dessen Fußboden mit Ziegelsteinen belegt war. Die Einrichtung des ganzen Hauses war im höchsten Grade einfach, und bestand aus einigen niederen Stühlen, einem schwerfällig gearbeiteten Tische, und einer Liegerstätte, auf welcher Strohmatten ausgebreitet waren; an einem Wandschranke allein bemerkte man Spuren von Luxus; er enthielt einen Hausaltar hinter einem Glasfenster. Das benöthigte Licht kam durch die gewöhnlichen Fensteröffnungen herein, welche durch Laden geschlossen werden konnten. Neben diesem Zimmer, hier Sala genannt, befanden sich eine Küche und eine geräumige Schlafkammer; die übrigen Räume des Hauses enthielten die Erndte des Landmannes. So war die Wohnung eines wohlhabenden Bewohners einer portugiesischen Aldea (Dorf) beschaffen; ärmlicher in ihrer Einrichtung, als die Hütte eines Taglöhners in einer fruchtbaren Gegend Teutschlands.

Ich wurde von der Familie des Hausherrn mit dem gewöhnlichen Gruße: „viva meu Senhor“, freundlich empfangen; der Tisch war bereits gedeckt, und während wir das einfache Mahl zu uns nahmen, bemerkte ich, daß der weibliche Theil der Familie vor Ungeduld brannte, zu erfahren, wer ich denn eigentlich wäre. Ich beeilte mich, die schweigende Neugierde der guten Leute zu befriedigen, und obwohl ich sie über meine Person zufrieden stellte, so kostete es mir

doch viele Mühe, ihnen begreiflich zu machen, wie es möglich wäre, aus bloßer Wißbegierde die Heimath zu verlassen, und sich vielen Beschwerden zu unterziehen, alleine, um fremde Länder zu sehen und ihre Bewohner kennen zu lernen.

Nach Tische begleitete ich meinen Wirth auf die Felder, welche das Dorf umgeben; sie waren größtentheils mit Zwiebeln und Gartengewächsen sorgfältig angebaut, und von mancherlei Fruchtbäumen beschattet; erstere gedeihen in dieser Provinz so vortrefflich, daß sie in großer Menge nach England, und selbst nach Brasilien ausgeführt werden; der beliebte Knoblauch fehlte in keinem Garten, aber zu meiner Verwunderung wurden auch hier keine Kartoffeln gebaut.

Eine beträchtliche Strecke vom Dorfe entfernt, bemerkte ich das ganz eigenthümliche Verfahren eines Landmannes, die Fruchtbarkeit seines Feldes zu erhöhen. Er zog um dasselbe einen Graben, und warf die Erde aus ihm in das Feld, so daß ein hoher Aufwurf oder Damm entstand, welcher fest getreten wurde. Andere Arbeiter waren beschäftiget, Wasser nach dem Felde zu leiten, woselbst es nun so lange stehen bleibt, oft zwei bis drei Jahre, bis die Erde sich in einen Lameiro (Schlammpfütze) verwandelt. Ist diese ausgetrocknet, wird das Feld umgeackert, besäet, und giht nun mehrere Jahre nach einander reiche Erndten. Mein Begleiter unterrichtete mich, daß die Hauptgetreidarten, welche in der Provinz Alem Tejo gebaut werden, Mais, Weitzen und Gerste sind; Leztere wird nur in geringer Menge gebaut, und allein als Futter für Pferde und Maulthiere verwendet, weil der Haber für sie zu hitzig ist. Roggen baut man in einigen Gegenden nur zur grünen Fütterung. Das Getreide wird von Pferden oder Ochsen auf gestampften oder gepflasterten Tennen (Eiras) ausgetreten; an einigen Orten bedient man sich auch der Dreschel, welche lang sind, und kurze

Stiele haben. Da der Winter in den Thälern und Ebenen des südlichen Portugals äußerst mild ist, so lassen die Einwohner ihr Vieh beinahe das ganze Jahr hindurch auf der Weide, und treiben es nur bei besonders schlechtem Wetter, und während der Dauer der Nacht nach Hause; die Weide, oder vielmehr der Graswuchs, ist aber nicht so ergiebig, daß viel Vieh gehalten werden kann; an Dünger, der ohnehin größtentheils auf den Brachfeldern (Baldios) zurück bleibt, und dort wenig nützt, ist also Mangel, so zwar, daß der auf dem Stalle erzeugte allein auf die Weinberge und jene Felder, welche Hülsenfrüchte und Mais zu tragen bestimmt sind, verwendet werden kann; werden diese durch eine mehrjährige Fruchtfolge erschöpft, so müssen sie natürlich auf längere Zeit brach liegen bleiben. Darum sieht man allenthalben große Strecken unbebautes Land, und schreibt dieses dem Mangel an Bevölkerung und der Trägheit der Einwohner zu, während man allein ihre Unwissenheit, und die Regierung beschuldigen muß, die seit Jahrhunderten nur bedacht ist, den Landmann mit Abgaben und Lasten zu bedrücken, ohne ihm die Anweisung oder die Mittel zukommen zu lassen, wie er seinen Feldbau verbessern könne.

Dankbar schied ich von dem wackeren Landmanne, übernachtete in einer Venda, und mußte mir gefallen lassen, noch ein paar Stunden von den Dorfbewohnern angegafft zu werden, welche ohnehin, müssig gehend, wahrscheinlich froh waren, ein Stündchen mehr Zeitvertreib zu haben. Uebrigens war für die guten Leute ein Fußgeher, weder Engländer noch Franzose, die einzigen Völker, welche die Portugiesen in den lezten Kriegen kennen gelernt hatten, und seiner Kleidung nach, einem höheren Stande angehörend, allerdings eine neue Erscheinung.

Eine Stunde Weges von Monte moro novo entfernt,

wurde das Land gebirgiger; die Anhöhen waren nicht angebaut, und schienen zur Schaafweide bestimmt, und wirklich entdeckte ich, mich dem Dorfe Arragollas nähernd, eine große Heerde, welche am Fuße eines alten hochliegenden Schlosses weidete. In der Hoffnung, daß es Merinos wären, beschloß ich darauf los zu gehen, obwohl sich die Heerde ziemlich entfernt von der Strasse aufhielt; ein Wanderer, der mir bald darauf begegnete, bestärkte mich noch in diesem Vorsatze durch die Mittheilung, daß die Heerde dem Kloster gehöre, welches zunächst Arragollas liege, und als ich die ersten Häuser dieses Ortes, der auf einem hohen Granitberge erbaut ist, erreichte, sah ich das erwähnte Kloster, ein großes schönes Gebäude, in einem fruchtbaren Thale liegen; ich beschloß seine Gastfreundschaft in Anspruch zu nehmen, ließ mir den nächsten Weg zeigen, und nach einer Viertelstunde stand ich vor der Klosterpforte, und zog die Glocke. Alsbald erschien ein alter, mürrischer Pförtner, betrachtete mich verwundert, vernahm meine Bitte um ein Nachtlager kopfschüttelnd, hieß mich warten, und schloß die Pforte. Nach geraumer Zeit erschien ein Ordensgeistlicher im Kleide der Benediktiner, ein kleines, freundliches Männchen, fragte um mein Begehren und von welcher Nation ich wäre, drückte sich aber so fremdartig und mit einem so sonderbaren Accente in portugiesischer Sprache aus, daß ich, überzeugt einen Ausländer vor mir zu haben, meinen Zweifel an seiner portugiesischen Abstammung unverholen äußerte, und ich hatte mich nicht betrogen; der freundliche Mönch war ein Franzose. Ich redete ihn sogleich in seiner Muttersprache an, und bahnte mir dadurch den Weg zu seinem Herzen; hierauf eilte er, mich dem Abte des Klosters zu melden, zu welchen ich alsbald gerufen wurde.

Wie die kirchlichen Feierlichkeiten der Katholiken in allen Theilen der Welt, woselbst es Anhänger dieser Sekte

gibt, ohne die mindeste Aenderung dieselben sind, eben so ähnlich sind sich auch allenthalben die Klöster; schweigend und geräuschlos folgte ich meinem Führer durch einen Kreuzgang, dem Begräbnißplatze der Mönche, dann über eine breite Stiege und einen zweiten Gang, zu dessen beiden Seiten die Zellen der Väter waren, nach einem andern Theile des Gebäudes; eine Flügelthüre öffnete sich, zwei, sehr einfach eingerichtete Zimmer wurden durchschritten, und gleich darauf stand ich vor dem Abte.

Ich erwartete einen wohlbeleibten, gutmüthigen Greis zu finden, und erblickte das lebende Bild eines Großinquisitors. Ein rüstiger Mann, von kräftigem Wuchse, dunkler Gesichtsfarbe und sprechenden Gesichtszügen, aus welchen ein paar tiefliegende schwarze Augen hervorblizten, erhob sich bei meiner Begrüßung, und fing sogleich eine Unterredung an, welche zu lange währte, um sie hier zu widerholen; Padre Ildefonso (der Klostername des Franzosen) erbot sich als Dollmetscher zu dienen, der Abt versicherte jedoch, mich hinreichend zu verstehen; als ich im Laufe des Gespräches meinen Paß überreichte, bemerkte der Abt, indem er ihn freundlich zurückgab, „da Sie aus Bayern sind, so sind sie ohne Zweifel Katholik; eine unserer Königinnen war eine Fürstentochter ihres Landes.“ Der Abt war sehr erbittert über die Cortes, und da ich ihm sagte, daß ich nach Brasilien reisen würde, beschuldigte er sie mit großer Heftigkeit, die Ursache zu seyn, daß diese reiche Kolonie sich von Portugal losriß. Padre Ildefonso wurde hierauf angewiesen, mich auf den Besitzungen des Klosters umherzuführen, und auf seiner Zelle zu bewirthen. Mein ehrwürdiger Führer hatte Frankreich während jener Schreckensperiode verlassen, in welcher die Diener der Religion auf das grausamste verfolgt wurden; er floh nach Portugal, fand in diesem Kloster Zuflucht und trat in den Orden. Als die Franzosen unter Junot nach Portugal ka-

men, flüchtete er in das kleine Königreich Algarbien, und blieb daselbst, bis der Krieg auf der Halbinsel beendigt war. Padre Ildefonso sprach mit Entzücken von den guten Eigenschaften der Gebirgsbewohner, und bedauerte, daß ich nicht dahin reisen konnte. Mit großer Gefälligkeit führte er mich in einige Wohnungen der Pächter des Klosters, ich sah aber nirgends ernstliches Streben, den Feldbau zu verbessern; obwohl die Unterredung mit den Verständigern mich überzeugte, daß sie sehr geneigt wären, andere Ackergeräthe und den Bau von Futterkräutern zu versuchen. Die Einführung besserer Pflüge und verschiedener Sämereien auf dem Lande, Anweisungen von praktischen Landwirthen, würden daher von großem Erfolge seyn, aber es ist merkwürdig, daß, obwohl man in allen Ländern den unbestrittenen Grundsatz: „die Landwirthschaft ist die Basis aller Staatswirthschaft", in Thronreden von Ministern und Volksvertretern aussprechen hört, diesem wichtigen Zweige des National-Wohlstandes überall doch so wenige Aufmerksamkeit zugewendet wird. Die portugiesischen Landleute klagten einstimmig über unerschwingliche Steuern und Lasten, über fortschreitende Verarmung, die Unmöglichkeit, Kredit zu erhalten, und die daraus hervorgehende Muthlosigkeit, welche nachtheilig auf ihre Industrie einwirket. Auch die Pächter und Unterthanen des Klosters waren hoch besteuert, erhielten aber immer Nachlaß, und wenn es nöthig war, Hülfe. Es mißfiel mir übrigens, die Klosterpforte stets von einer Menge rüstiger Bettler belagert zu sehen, welche man reichlich fütterte.

Als wir nach dem Kloster zurückkehrten, führte mich Padre Ildefonso in den landwirthschaftlichen Gebäuden umher. Das Klima Portugals ist größtentheils so milde, daß ein offener gedeckter Schuppen, dem Hornvieh wie den Schaafen, hinreichenden Schutz gegen den Wechsel der Jahreszeit und das Ungestümm der Witterung gewähret; die Portugie-

sen haben also nicht nöthig, so große Summen auf Oekonomiegebäude zu verwenden, wie die nördlicheren Bewohner Europas. Am meisten interessirte mich die Einrichtung des Schurhauses, und die Anstalten, die Schaafwolle zu waschen, welche sehr einfach waren.

Da die Schaafe nur bei anhaltendem Regenwetter und während einer kurzen Epoche des Winters eingetrieben werden, und sonst stets im Freien bleiben, so wird der Schoppen, unter dem sie zuweilen übernachten, wenn es Zeit ist, zum Schurhause eingerichtet; der Mist und die Futterräuffen werden entfernt, der innere Raum auf das beste gereiniget, mit etwas Stroh bestreut und mit Horden abgetheilt. Jede Abtheilung hat ihre Bestimmung; in die Erste werden so viele Schaafe gebracht, als an einem Tage geschoren werden können; in die Mittere kommen die Scherer; in die Dritte die geschorenen Schaafe. Die Scherer sitzen in vier Abtheilungen abgesondert, da das Schaaf durch vier Hände geht, bis ihm alle Wolle abgenommen ist, weil die Portugiesen die edeln Schaafe nach ihrer Güte in vier Klassen abtheilen, und zwar: Primeira, die Feinste, welche aus dem Rücken, den Seiten, Hüften, vordern Schenkeln, Hals und den oberen hinteren Schenkeln genommen wird; Secunda, die Wolle von den untern Schenkeln, von dem Halse, der Brust und dem Bauche; Terceira, die Dritte, oder die Wolle von den inneren Schenkeln, den unteren Theilen derselben, den Oberen der Vorderfüße, dem Schopfe, Schwanze und von dem unteren Theile der Brust; endlich Caida oder Abfall, welcher aus der Wolle an den Beinen, zwischen den Schenkeln und den übrigen unreinen Theilen des Schaafes bestehet. Indem nun jeder Scherer eine bestimmte Wollsorte abnimmt, geht die Sortirung sehr schnell vor sich; die Wolle wird nach ihrer Qualität in Körbe gebracht, und so oft diese gefüllt sind, nach den Waschbehältern getragen; diese sind

gemauert, inwendig mit wasserdichtem Mörtel überzogen, und so eingerichtet, daß das schmutzige Wasser ablaufen kann. Ein paar Tage vor der Schur füllt man sie zur Hälfte mit Wasser, bringt dann die Wolle klassenweise hinein, läßt sie vierundzwanzig Stunden unberührt, drückt und bewegt sie dann mit hölzernen Krücken, läßt das schmutzige Wasser ablaufen, schüttet reines auf, und fährt so lange damit fort, bis die Wolle rein ist; hierauf wird sie herausgenommen, kömmt in Weidenkörbe und wird leicht beschwert, bis das Wasser abgelaufen ist; dann breitet man sie klassenweise auf Strohmatten aus, welche auf tragbaren Gestellen liegen, und durch Breter vor dem zu kräftigen Andrange des Windes geschüzt werden; ist die Wolle trocken, so wird sie in Säcke festgetreten, gewogen und sogleich versendet. Es wurden mir Muster von der lezten Schaafschur gezeigt; Haare, Stoppel und Vließ waren lobenswerth, aber die Feinheit des Ersteren konnte kaum mit mittelfeiner teutscher Wolle verglichen werden. Die Heerde war 3000 Köpfe stark, und ich wurde von dem Oberhirten (Pastor mo'r) selbst nach der Stelle geführt, woselbst sie weidete; natürlich sprachen wir nur von Schaafzucht. Ich zeigte ihm Wollmuster von einer vaterländischen, und machte ihn auf die Vorzüge der teutschen, vor der Wolle seiner Heerde aufmerksam, welche er vollkommen anerkannte, obwohl, wie er bemerkte, ihm unbegreiflich wäre, wie wir feinere Wolle, als die Spanier und Portugiesen, haben könnten, da wir doch weder ein so mildes Klima, noch so treffliche Bergweiden, wie diese, hätten. Er sagte mir, daß die Schaafe nie Salz erhalten, nur zwei Mal die Woche nach einer entfernten Tränke getrieben werden, und daß sie nur wenigen Krankheiten ausgesezt seyen; daß sie aber in sehr trocknen und heißen Jahren, in welchen das Gras versenkt wird, und nur langsam nachwachset, großen Mangel an Futter leiden müssen, ganz abmagern, und nur mit etwas Gerstenstroh erhalten werden, weil man

hier weder natürliche noch künstliche Wiesen hat. Die Heerde wurde von drei Unterschäfern und ihren Hunden bewacht; sie trug noch die Spuren des Erdanstriches, welcher hier, wie in Spanien, nach der Schur üblich ist, um die Schaafe gegen die Stiche der Insekten, und die Einwirkungen des Wechsels der Temperatur des Klimas zu schützen. Man nennt dieses Verfahren Almagrar, von Almagra (Ocker), welcher sich hier unter der Lehmerde befindet.

Auf dem Rückwege unterhielten wir uns über die Ursache, warum Portugal noch so sehr in der Schaafzucht zurück wäre; der alte Schäfer war jedoch weit entfernt, auf seinen Landsleuten den Vorwurf des Mangels an Intelligenz und Thätigkeit ruhen zu lassen, und behauptete, es fehle Portugal an guten Weiden; endlich, sagte er, haben wir keine Mesta *), wie unsere spanischen Nachbaren.

Im Kloster angekommen, wohnte ich dem Abendgottesdienste bei, und wurde, nebst dem Padre Ildefonso, zu dem Abendmahle des Abtes geladen; dort äußerte ich mich mit anständiger Freimüthigkeit über Alles, was ich in Portugal gesehen hatte, und war so glücklich, dem Abte nicht zu mißfallen; dann wurde mir ein Zimmer und ein sehr reinliches Bett angewiesen; auch eine Flasche Brandwein hatte man hingestellt, wahrscheinlich in der Meinung, allen Nordländern wären starke Getränke ein Bedürfniß.

Den kommenden Tag wohnte ich der Frühmesse bei, und beurlaubte mich dankbar bei dem Abte, welcher dem Padre Ildefonso die Erlaubniß gab, mich eine Strecke Weges zu begleiten, von dem ich einen Fußweg geführt wurde, der, ohne Arragollas zu berühren, mich nach der Hauptstrasse

*) Das bekannte Gesetz zu Gunsten der Schaafzucht in Spanien.

brachte. Mein Begleiter machte mich auf Eichen aufmerksam, welche eßbare Früchte (Belotas) trugen; auch einige vorzüglich schöne, wenigstens dreißig Fuß hohe Maulbeerbäume standen am Wege; sie konnten in ihrem Vaterlande Asien nicht besser gedeihen, und dennoch vernachlässigte man die Zucht der Seidenraupe gänzlich, und zwar in einem Lande, in welches jährlich eine große Menge Seidenzeuge eingeführt werden. Hier nahm ich mit Rührung von meinem ehrwürdigen Begleiter Abschied, dessen liebreiches, zuvorkommendes Benehmen in mir neuerdings die Ansicht befestigte, daß ein bejahrter Franzose, von guter Erziehung, das Muster eines liebenswürdigen Mannes ist.

Ich kam gegen Mittag in Estrimoz an, und war sehr erfreut, in dem Gasthause des Ortes einen Bekannten aus Lissabon anzutreffen, welcher mich sogleich seiner Gesellschaft vorstellte, mit welcher ich mich zu Tische sezte; er reis'te nach Bajadoz, und gab durchaus nicht nach, bis ich einen Platz in seinem Miethwagen annahm, welches mir nicht ungelegen war, da ich bis Elvas mitkommen konnte. Nach Tische machten wir einen Spaziergang im Dorfe umher, und besuchten einige Hafner, ein Handwerk, welches beinahe alle Bewohner von Estrimoz beschäftiget, die Lissabon und die Umgegend mit Thongefäßen, besonders mit Moringos versehen, welche nur wenig gebrannt, durch ihre unsichtbaren Poren die Ausdünstung und Abkühlung des Wassers befördern; den erdigen Geruch, den sie lange Zeit beibehalten, finden die Portugiesen angenehm.

Als wir den andern Tag in dem äußerst lieblich gelegenen Dorfe Ma'o de Porca'o ankamen, fand mein Reisegefährte mehrere Bekannte, welche von Elvas kamen, und ihn, da er erst kürzlich aus Goa, einer ostindisch-portugiesischen Besitzung, gekommen war, mit so vielen Fragen bestürmten,

daß er nicht von ihnen loskommen konnte. Während er erzählte, durchstrich ich das Dörfchen und die Umgegend, und hier war es, woselbst ich zuerst jene Feigenbäume sah, deren Früchte man auf andere Bäume hängt, damit die später Reifenden von dem Insekte, welches sich bereits in der aufgehängten Frucht befindet, gestochen, und dadurch deren Wachsthum, Reife und Geschmack befördert wird. Die erste Art Feigen reifen am Ende Juni, und alsbald legt ein Insekt seine Eier in dieselben, welche es erst ausbrütet, wenn diejenigen, an welche sie gehangen werden, zu reifen beginnen; dann kriechen die neuen Insekten neben dem Staubwege aus dem Fruchtknoten, und bohren die Feigen an, welche man zum Unterschiede von den Anderen Figas de toeca nennt, zerstören die Gefäße, welche zum Saamen führen, und verhindern dessen Entwicklung, wodurch nun der Nahrungssaft mehr nach dem Fleische geleitet, und dieses daher fetter und wohlschmeckender wird. Diese Feigen erhalten einen vorzüglichen Geschmack, und werden, getrocknet, bedeutend theurer bezahlt, als die gewöhnlichen aus Italien.

Als ich in das Gasthaus zurückkehrte, hatte dort der Wein die Herzen geöffnet, und die Zungen der sonst so geheimnißvollen Portugiesen gelöset; der Zustand des Landes wurde besprochen, und sie hatten den Muth, zu äußern, daß ein Land nicht gedeihen könne, in welchem der Dämon der Hierarchie herrschet, und einen öffentlichen Bund gegen die Vernunft bildet. Im traulichen Gespräche vertieft, überraschte uns der Abend, wir konnten unsere Reise nicht mehr fortsetzen; desto früher brachen wir den kommenden Tag auf, und kamen in eine wüste, unfruchtbare Gegend; die Zwergpalme allein schien sich hier zu gefallen, und selbst der Alvorobeiro (Johannisbrod- oder Caruben-Baum), der mit magerem Boden vorlieb nimmt, war hier nur spärlich angepflanzt. Endlich erblickten wir die Forts von Elvas, und

bald darauf die befestigte Stadt, welche auf einer Anhöhe erbaut, und mit einem Wäldchen von Olivenbäumen umgeben ist. Nachdem wir unsere Pässe am Thore abgegeben hatten, hielten wir vor einem Gasthause, welches mit spanischen Flüchtlingen so sehr überfüllt war, daß mir nur das Ansehen meines Reisegefährten Platz in einem Zimmer verschaffen konnte; derselbe trennte sich hier nach herzlichem Händedrucke von mir, und reis'te, da er eben eine günstige Gelegenheit fand, sogleich nach Bajadoz ab. Nach kurzer Rast wurde ich zu dem Corregedor (Oberrichter des Distriktes) und dem Stadtkommandanten geführt, und bis zur Ermüdung über den Zweck meiner Reise befragt, so zwar, daß ich erklärte, den kommenden Tag wieder nach Lissabon zurückkehren zu wollen. Hierauf wurde mir für die Dauer meines Aufenthaltes ein Soldat, angeblich als Sauvegarde, mitgegeben, welchen jedoch das Geschenk von ein paar Cruzados, eine für ihn wahrscheinlich seltene Münze, so zahm machte, daß er sich erbot, mir alles Sehenswerthe zu zeigen, und mir als Cicerone zu dienen. Wirklich führte er mich sogleich in einige reich verzierte Kirchen, und war so unerschöpflich in Erzählung der Wunder, welche hier geschehen waren, daß ich einen verkleideten Kapuziner zu hören glaubte; als ich ihn um die Stärke seines Regimentes befragte, wußte er keine Auskunft zu geben.

Elvas ist eine Stadt an der spanischen Gränze von 10 bis 12000 Einwohnern; alles was man von ihr sagen kann, ist, daß sie schmutzige Strassen hat; sie und die Umgegend werden von den bedeutend höher liegenden Forts, St. Lucia und Lippe, beherrscht. Die Festungswerke schienen mir in gutem Stande zu seyn, und für die Spanier ist der Platz, wenn er gut vertheidiget wird, unüberwindlich. Auf der Westseite sieht man dicht vor der Stadt eine prächtige Wasserleitung (os arcos de amoreira), welche auf vier

Reihen von Bogen ruhet. Ich konnte nicht erfahren, ob die Stadt ihren sämmtlichen Trinkbedarf daher bezieht; ist dieß der Fall, so möchte es dem Feinde wohl möglich werden, den Bewohnern das Wasser zu entziehen. Die Garnison war angeblich 5000 Mann stark, und bestand, nach den vielerlei Uniformen zu urtheilen, aus einer Menge Abtheilungen und Regimentern. Auf der Parade sah ich erst, in welcher erbärmlichen Verfassung das Militär war, und konnte nicht begreifen, zu welchem Zwecke man Leute besoldete, welche weder physisch noch moralisch zu Kriegern geeignet, und so schlecht gekleidet, bewaffnet und exercirt waren, daß sie nur einer ihnen ganz ähnlichen Truppe gegenüber gestellt werden konnten.

Hätte der König, überhaupt der Landesherr in Portugal, der ein Heer haben mußte, vier Regimenter fremde Truppen, befehliget von einem tüchtigen, ihm ganz ergebenen Generale, in Sold genommen, so wäre seine 30 bis 40,000 Mann starke Armee, die viel kostete, und ein oft mißbrauchtes Werkzeug in der Hand der verschiedenen politischen Partheien war, sehr entbehrlich gewesen; ich wage sogar die Behauptung, daß bei einem nur etwas klugen Benehmen, von Seite der Regierung, es nie zu einer Revolution in Portugal gekommen, vielleicht die Ruhe des Landes nie gestört, und der Treulosigkeit es unmöglich geworden wäre, sich auf den Thron zu schwingen.

Will man jedoch ein wirklich brauchbares Heer haben, so muß, wie früher, ein fremder Feldherr herbeigerufen, und eine beträchtliche Anzahl inländischer Offiziere in ausländische Dienste geschickt werden. Die Unwissenheit der portugiesischen Stabs- und Subaltern-Offiziere ist unglaublich, und fast Alle, welche während den lezten Ereignissen in Portugal, an der Spitze ihrer Regimenter, Rollen spielten,

wären nicht im Stande, in andern Heeren Kompagnien zu befehligen.

Da mir strengstens befohlen war, auf der vorgeschriebenen Reiseroute zu bleiben, so kam ich mit dem Miethkutscher, der meinen Bekannten hieher geführt hatte, überein, mich so schnell als möglich nach Lissabon zurück zu bringen, woselbst ich, nach einer Abwesenheit von zehen Tagen, wohlbehalten und keineswegs zu frühe ankam. Die Lavinia hatte ihre Ladung eingenommen, und Kapitän Halem rechnete bestimmt darauf, in acht Tagen unter Segel zu gehen, eine Zeit, die wohl erforderlich war, um die nöthigen Pässe zu erhalten, und zu einer vielleicht lange dauernden Seereise Vorbereitungen zu treffen.

IV.

Allgemeine Betrachtungen über den Zustand Portugals, über den Charakter, die Sitten und Gebräuche der Portugiesen und das Klima des Landes.

So lange Portugal von Fürsten beherrscht wurde, wie Alphons, Johann II. und III. und Emanuel, erhob sich kein Volk über die Portugiesen; Thätigkeit, Unternehmungsgeist, Vaterlandsliebe, Muth, der oft in Tollkühnheit ausartete, und hohe Rechtlichkeit waren ihre vorzüglichsten Eigenschaften; sie herrschten in allen Welttheilen, und zählten Männer unter sich, deren Namen in dem großen Buche der Weltgeschichte für die Ewigkeit aufgezeichnet sind. Dann folgten schwache und fanatische Könige; Priester und

ehrgeizige Minister lenkten abwechslungsweise, oder im Einverständnisse, das Ruder des Staates; das Verdienst wurde unterdrückt, die wichtigsten Aemter mit Kopf- oder gewissenlosen Creaturen besetzt; Unwissenheit absichtlich verbreitet und unterhalten, und alleine dem politischen Grundsatze gehuldiget, daß ein großer Theil der Menschen zum Vortheile und zur Sicherheit des kleinern, von der Nacht des Irrthums und des Aberglaubens umfangen bleiben müsse. Ein Jahrhundert reichte aber auch hin, das unglückliche Volk um seine Macht, seine großen Besitzungen, seinen Wohlstand und um die Achtung der übrigen Nationen zu bringen, und Portugal zu einem der unbedeutendsten Länder des europäischen Continents herab zu setzen. Vor 300 Jahren herrschte es auf dem Weltmeere, und in unserer Zeit wurde ein König von Portugal, unter dem Schutze einer fremden Macht nach seinen überseeischen Besitzungen gebracht, die ein Portugiese entdeckt und erobert hatte. So wechselt alles auf unserem Planeten, und so veränderte sich auch der Charakter dieses Volkes. Entmuthigt und unbeschäftigt ist der Städter träge geworden, der Handel liegt gänzlich darnieder, oder ist im Besitze des Ausländers; der Landmann haut sein Feld noch wie vor Jahrhunderten, und erzeugt, im Besitze des fruchtbarsten Bodens, nicht so viel Getreide, als er selbst bedarf, und der Fabrikant ging längst zu Grunde, weil der überbegünstigte Fremdling das Land mit wohlfeilen Waaren überschwemmt, und Monopole, Fleiß und Industrie nicht aufkommen lassen.

Dieses ist das schwach entworfene Bild des gegenwärtigen Zustandes (von dem Politischen ist nicht die Rede) Portugals; er wird sich aber noch auffallend verschlimmern, wenn jene Reichthümer abnehmen, welche sich noch in Lissabon und Oporto befinden, und die Quellen, Neue zu erwerben, immer mehr verstopft werden; schon besteht die Aus-

fuhr des Landes aus nichts mehr, als aus Baumfrüchten, Oehl, Kork und Wein, und selbst dieser Artikel, der Bedeutendste, ist fast ganz in den Händen der Engländer; alle übrigen Bedürfnisse werden von dem Auslande eingeführt, dem Portugal vollkommen zinsbar wurde. Noch weit trauriger, nur weniger bekannt, ist die Lage des Landmannes, welcher größtentheils Güter von der Krone oder dem Adel als Lehen besitzt oder in Pacht hat, und so übermäßig hoch besteuert ist, daß er sich vergebens abmühet, seinen Lehensherrn zu befriedigen. Der Adel wohnt nie auf seinen Landgütern, und erinnert sich ihrer nur, um Geld zu verlangen, er glaubt, sich seines Standes allein in der Hauptstadt, oder den nahe gelegenen Quintas, würdig zeigen zu können; verzehrt daselbst seine sämmtlichen Einkünfte, und indem der Hauptstadt alles Geld vom Lande zufließet, nimmt dort der Umlauf desselben so sehr ab, daß man höchstens noch einiges Kupfergeld zu sehen bekömmt; außerdem werden diebischen oder unwissenden Beamten die Verwaltung der Güter anvertraut, welche durch sie immermehr in Verfall gerathen, und die wesentlich zur gänzlichen Verarmung des Bauern beitragen, der mißmuthig und hoffnungslos nur mehr so viel thut, als durchaus erforderlich ist, seine Familie vor dem Hungertode zu schützen. Die Verarmung der nützlichsten Klasse der Bewohner eines Landes rächt sich jedoch auf die empfindlichste Weise an denjenigen, von welchen sie ausgeht. Die öffentlichen Kassen sind leer, die Finanzen des Staates ganz zerrüttet, die Einnahme von den Zollgefällen längst verpfändet, der öffentliche Credit vollkommen gesunken; die Pensionen werden seit vielen Jahren nicht mehr ausbezahlt, die Staatsdiener auf bessere Zeiten vertröstet, und das Heer muß seinen lange rückständigen Sold ertrotzen; Erpressungen aller Art, Vermehrung der Landesschulden, gänzliche Ohnmacht sind die Folgen eines Staatshaushaltes, wie der Portugals ist, und daß es nicht längst die Beute Spaniens

wurde, verdankt es nur der ähnlichen und gleich erbärmlichen Lage dieses Landes.

Wohin es mit Portugal noch kommen wird, muß die Zeit lehren, gegenwärtig ist es eine Colonie Englands.

Ueber den Charakter eines Volkes kann sich nur derjenige ein gültiges Urtheil erlauben, welcher sich sehr lange unter ihm aufhielt. Der, der Portugiesen, scheint dem Fremdlinge eine Mischung von Urbanität und Arglist, von Klugheit und Unwissenheit, von natürlicher Gutmüthigkeit und Mißtrauen zu seyn. Bei genauerer Prüfung entdeckt man jedoch eine Menge gute Eigenschaften und ausgezeichnete geistige Anlagen, bei diesem durch schlechte Erziehung und Verwahrlosung tief gesunkenen Volke.

Man hat sich oft über die pedantische Höflichkeit der Portugiesen und ihre Nachahmung der spanischen Grandeza lustig gemacht, und es befremdet allerdings, wenn man auf der Strasse Leute aus der niedersten Volksklasse, oder in Lumpen eingehüllte Bettler sieht, welche sich gegenseitig mit höflichen Redensarten überhäufen, und deren Gebährden denen des geübtesten Hofmannes abgelernt scheinen; ich gebe selbst zu, daß die Höflichkeit dieser Leute oft lächerlich, und selbst lästig werden kann, aber sie ist mir doch lieber als Grobheit. Mit Vergnügen bemerkte ich die Armuth der portugiesischen Sprache an jenen gemeinen Schimpfwörtern, mit welchen die erfinderische Roheit die Sprache anderer Nationen so überreich versah. Streitigkeiten unter den gemeinen Leuten erkennt man daher nur an dem außerordentlich leidenschaftlichen Ausdrucke ihrer Gesichtszüge und der Heftigkeit ihrer Gebährden, mit welchen sie ihre Worte begleiten. Zum Handgemenge lassen sie es nie kommen; wenn ihre Erbitterung alle Gränzen überschreitet, so langen sie nach ihren

Messern, mit welchen besonders die Seeleute und Küstenbewohner trefflich zu fechten verstehen. Heftige Leidenschaften, als Eifersucht, tiefe Beleidigung ihrer Ehre, reizt die gebildeteren Portugiesen wohl auch zu heimlicher und blutiger Rache, welche sie lange zu verbergen wissen, aber desto sicherer zum Ziele gelangen. Höchst nachtheilig auf ihre geistige Bildung wirkt zuverlässig die Ungeselligkeit aller Stände; es ist darum äußerst schwer, in portugiesischen Familien Zutritt zu finden, aber noch schwerer, wenn man es dahin gebracht hat, seine Besuche zu wiederholen, denn Niemand macht sich eine Vorstellung von der langen Weile, die man im Umgange mit Menschen ausstehet, welche zu träge zum Sprechen und zum Denken, oder zu mißtrauisch sind, selbst die unschuldigste Meinung gegen einen Fremden zu äußern.

Woher sollte übrigens Bildung in einem Lande kommen, wo fast Niemand liest, und die Censur mit der lächerlichsten Strenge jedes Wort streichet, welches nur entfernt auf Religion oder Politik hindeutet, aber den Druck von Uebersetzungen schlüpfriger, französischer Romane duldet. Man muß die wenigen, erbärmlichen Zeitungen lesen, die jezt in Lissabon herauskommen, und man wird erst begreifen, wie es möglich ist, daß ein ganzes Volk so äußerst unwissend in Allem bleiben kann, was in der Welt und in seiner Nähe vorgehet. Nichts desto weniger hält sich der Städter für sehr klug, und ohne zu ahnden, welche Fortschritte die Völker seit Jahrhunderten in allen Fächern des menschlichen Wissens machten, glaubt der Portugiese, wie einstens seine Vorfahren, auch jezt noch allen Nationen überlegen zu seyn. Der Fremde, dessen Hinterlist er die Ohnmacht seines Landes zuschreibt, wird daher von ihm gehaßt; und selbst denjenigen ihrer Landsleute, welche der Drang nach geistiger Ausbildung in das Ausland führte, wird ab-

sichtlich nicht geglaubt, wenn sie von den Vorzügen der Länder und ihrer Bewohner erzählen, die sie besuchten.

Eine große Schwäche der Portugiesen, besonders der Leute aus dem Bürgerstande, ist die Wuth, zu einem Orden zu gelangen; um dieses Glückes theilhaftig zu werden, scheuen sie kein Opfer, keine Mühe, und wirklich sieht man, besonders in Lissabon, viele Personen, welche die niedersten Gewerbe verrichten, in dem Knopfloche ihres abgetragenen Rockes einen Orden tragen. Die Regierung verkauft zwar diese Auszeichnungen nicht, aber sie nimmt bei ihrer Vertheilung auch keine Rücksicht auf wahres Verdienst, und der unermüdet Zudringliche erreicht meistens seinen Zweck. So sieht man häufig die Hausbedienten des hohen Adels decorirt, was einst zu einem drolligen Ereignisse Veranlassung gab:

Dem Fürsten von Waldeck, zum Oberbefehle des portugiesischen Heeres berufen, wurde bei seiner Ankunft in Lissabon von dem vornehmsten Adel ein glänzendes Gastmahl gegeben; zu seiner Verwunderung bemerkte er, während die Speisen aufgetragen wurden, daß mehrere aufwartende Diener das Ritterkreuz des Christus-Ordens trugen, und daß er selbst von einem ähnlich decorirten mit der größten Aufmerksamkeit bedient wurde; eine Weile ließ der Fürst dieß geduldig geschehen, aber plötzlich erhob er sich von seinem Stuhle, nahm dem hinter ihm stehenden Bedienten Teller und Serviette ab, und nöthigte ihn, seinen Platz einzunehmen. Vergebens entschuldigte sich der arme Teufel und suchte der ihm zugedachten Ehre zu entgehen; er mußte nachgeben, und wurde einige Zeit lang von dem Fürsten auf die eifrigste und ehrerbiethigste Weise bedient. Als dieser endlich dem Staunen und der Verlegenheit der Anwesenden ein Ende machen wollte, entließ er den Bedienten von dem Marterstuhle, bemerkte jedoch, indem er seinen Platz wieder einnahm, daß

ein Mann, welchen der König mit der Ertheilung eines Ordens beehre, dadurch jedem Edelmanne gleichgestellt werde; entweder müsse man daher den Bedienten keine Orden geben, oder sie als Edelleute behandeln. Man sagt, daß diese gute Lehre so viel wirkte, daß wenigstens, so lange der Fürst von Waldeck lebte, die Orden mit etwas mehr Auswahl vertheilt wurden.

Die Portugiesen haben die Gewohnheit, sich eine Menge Namen beizulegen, so zwar, daß derselbe gewöhnlich aus dem ursprünglichen Familiennamen, dem ihrer Gattinnen und jenem ihres Geburtsortes besteht. Das Wörtchen Dom führt allein der König und die nächsten Angehörigen des königlichen Hauses. Alle Personen von Adel, die höheren Beamten, die Geistlichkeit, Aerzte und Diejenigen, welche einen Orden tragen, werden mit Vossa Senhoria (Euer Herrlichkeit), jeder Andere, wessen Standes er immer seyn mag, Vossa mercê (Euer Gnaden) angeredet, und zwar in beiden Fällen, an der Stelle der in anderen Sprachen üblichen dritten Person.

Bekannte nennen sich nur bei ihrem Taufnamen, welchem sie den Titel Senhor vorsetzen; jedes Frauenzimmer in den Städten wird Senhora Dona angeredet.

Die Sitten in der Hauptstadt sind schlecht; dieser Vorwurf trifft übrigens alle großen Städte; auf dem Lande kann man dieses keineswegs behaupten. Man beschuldiget die portugiesischen Schönen sehr geneigt zu Liebes-Intriguen zu seyn; wenn dieses nicht ohne Grund geschieht, so trägt wohl ihre Erziehung, und besonders die Behandlung ihrer Eltern und Männer, die meiste Schuld, welche ihre Freiheit zu sehr beschränken, und alle ihre Schritte bewachen; dieses geht so weit, daß es die Männer ungern sehen, wenn ihre Frauen lesen und schreiben können, und daß sie sich lieber den Ge-

schäften unterziehen, die allenthalben den Frauen zukommen, um nur zu verhindern, daß diese keinen Vorwand zum Ausgehen finden. Nie darf von der Frau oder den Töchtern des Hauses ein männlicher Besuch empfangen werden, und selbst dann dürfen sie nicht im Zimmer bleiben, wenn männliche Bekannte zu ihrem Vater oder Gatten kommen; der geistliche Hausfreund allein ist von dieser Regel ausgenommen. Manches Weib und Mädchen wird vielleicht gerade durch diesen Zwang gereizt, ihren Argus zu täuschen, und gehet dann weiter, als sie es selbst wollte. Daß das weibliche Geschlecht, so sehr geschaffen, die Männer durch Geist und Anmuth der Sitten mehr noch zu beglücken, als durch Reize, die oft schnell vorübergehend sind, in Portugal unendlich verwahrloßt ist, bedarf keines Beweises, und ich bin der Meinung, ein paar portugiesische Eheleute müßten sich, wenn die Flitterwochen vorüber sind, entsetzlich langweilen, um so mehr, da hier die meisten Heirathen von den Eltern geschloßsen werden, ohne daß die Betheiligten eher, als vor dem Verlobungstage, etwas davon erfahren; und dennoch sind diese Ehen durchaus nicht unglücklich, ein Beweis, daß ehelicher Unfrieden mehr eine Folge äußerer Zwistigkeiten und Veranlaßungen, als Mangel an Uebereinstimmung der Gemüther ist.

Liebende finden gewöhnlich einen Vermittler an ihrem Beichtvater, der ihnen bei den Eltern, und zwar meistens mit großem Erfolge, das Wort redet; dadurch erwirbt er sich natürlich Ansprüche auf ihre Dankbarkeit, und bleibt der Freund der Familie. In den Städten gibt es ohnehin kaum Eine, die nicht von einem oder zwei Klostergeistlichen besucht würde, welche alle Angelegenheiten der Familie besorgen, und sich ihr unentbehrlich machen. Welchen großen Einfluß sie dadurch erhalten, läßt sich denken, und es ist ganz natürlich, da sie die öffentliche Meinung vollkommen leiten, daß jene

Parthei, welche es versucht, als ihr Gegner aufzutreten, einen schweren Kampf zu bestehen hat. Die Mönche Portugals sind die alleinigen Erzieher des Volkes; dieses vernimmt ihre Lehre mit dem Lallen des Säuglings, saugt ihre Grundsätze ein, und gewöhnt sich, nur zu glauben, was diese wünschen, daß es glaube. Darum war der Versuch der sogenannten Liberalen in Spanien und Portugal sehr unüberlegt, die alten Institutionen über den Haufen werfen zu wollen, so lange ihre festesten Säulen noch aufrecht stehen. Es mag rauh klingen, aber wer Spanien und Portugal besuchte, wird mir beistimmen, daß es nur ein Mittel gibt, diesen herrlichen, aber höchst unglücklichen Ländern zu helfen, nämlich: Krieg, unerbittlichen Vertilgungskrieg den Mönchen.

Die Vergnügungen der Portugiesen bestehen hauptsächlich in Kirchenfesten; zuweilen versammeln sich einige Familien am Abende, und belustigen sich mit Tanz, welchen sie, gleich allen südlichen Völkern, leidenschaftlich lieben; bejahrtere Männer können ganze Tage beim Kartenspiele zubringen. Die Erziehung des Volkes ist so vernachlässigt, und selbst die höheren Stände sind so sehr Fremdlinge im Gebiete der Wissenschaften, daß ihre Unterhaltung nur äußerst einseitig seyn kann; darum meiden sie auch den Umgang des Ausländers, wenn ihre Geschäfte mit ihm abgemacht sind. Auf dem Lande ist das Volk ohne Vergleich heiterer und gemüthlicher, als die Bewohner der Städte; ich habe auf meinen kleinen Wanderungen in der Umgegend Lissabons oft bemerkt, daß der Dudelsack eines umherziehenden Galliziers das ganze Dorf auf die Beine brachte; die Mühen des Tages, Kummer und Sorgen wurden vergessen, die nächste beste freie Stelle verwandelte sich in einen Tanzplatz; die älteren Personen schlossen einen Kreis, die Jüngeren stellten sich zu der muntern Seguetilha an, und überließen sich zwanglos dem Vergnügen dieses lebhaften und ausdrucksvollen Tanzes. Wenn

einer der Mächtigen des Landes, der im Ueberflusse lebend und nichts entbehrend als Heiterkeit des Gemüthes, an einer solchen Gruppe vorbeigekommen wäre, die einen so lebhaften Kontrast mit der langen Weile und Uebersättigung bildete, welche so viele Stunden seines Lebens ausfüllten, so würde er nicht begriffen haben, wie man behaupten könne, der portugiesische Landmann sey auf das höchste gedrückt, und im beständigen Kampfe mit Elend und Sorgen. Diese Bemerkung läßt sich auf gar viele Länder anwenden.

In Lissabon kleiden sich die Männer meistens nach englischer Mode; die Frauenzimmer gewöhnlich in schwarze Seide, den Kopf mit einem kleinen Spitzenschleier bedeckt. Frauenzimmer des Mittelstandes tragen Tuchmäntel mit langen Krägen, und auf dem Kopfe ein dreieckigtes weißes Tuch, dessen Zipfel rückwärts herabhängen, und dessen andere Enden unter dem Kinne zusammengebunden werden; mit diesem einfachen Tuche, welches auf die Art, wie es getragen wird, eingefallene Wangen bedeckt, breite Gesichter verlängert, und nur schöne Augen und Nasen zeigt, verstehen sie sehr geschickt zu kokettiren. Auf ihre Fußbekleidung verwenden sie viel, und mit Recht, denn sie haben durchgehends zierliche Füßchen. Das weibliche Geschlecht auf dem Lande kleidet sich wie die Städterinnen, nur in weniger kostbare Zeuge. Die Männer tragen kurze Aermelwesten, und unter diesen Andere von lebhafter Farbe; dazu kurze Hosen, Strümpfe und Schuhe; sie haben, gleich dem Städter, fast immer ihre Mäntel bei sich, die gewöhnlich von brauner Farbe sind, und an denen eine große, flache Kapuze befestiget ist; diese Mäntel leisten, besonders in Lissabon, woselbst die Uebergänge von einem hohen Grade von Wärme, zu einer sehr kühlen Atmosphäre gewöhnlich sind, treffliche Dienste.

Das Klima Portugals ist unstreitig eines der gesünde-

sten und lieblichsten auf der Erde, und man athmet dort eine äußerst reine und stärkende Luft. Die Hitze des Sommers ist nur dann sehr empfindlich, wenn die Seewinde ausbleiben, welches selten geschieht, und die gewöhnliche Temperatur dieser Jahreszeit übersteigt selten 20 bis 24° R. In Teutschland ist die Hitze oft größer, aber sie hält in dieser Stärke nur ein paar Tage an, weil ein Gewitter ihr bald ein Ende macht; in Portugal hingegen kann eine Hitze von 23° und darüber, mehrere Wochen dauern, ohne daß sich der Himmel im geringsten trübt; die Luft ist dann nicht schwül, wie bei uns, und der beständig heitere Himmel macht die Wärme sogar angenehm. Die kühlen Seewinde, und die kalten der nördlichen Regionen, mildern überdieß die Hitze außerordentlich, und fallen sogar oft beschwerlich; indem sie den, mit einem feinen Schweiße bedeckten, Körper treffen, und die Verdünstung dieser Feuchtigkeit hindern. Nach Sonnenuntergang läßt gewöhnlich der Wind nach, die nördlichen Lüfte und die des nahen Weltmeeres werden dann nicht mehr von den Sonnenstrahlen gemildert, und es wird sehr kühl. Kurz vorher noch so warm, wirkt dieser schnelle Uebergang um so empfindlicher auf den Körper, und man muß sich daher vor Erkältung besonders in Acht nehmen. Zur großen Verwunderung der Portugiesen fällt, obwohl höchst selten, selbst in Lissabon Schnee, der aber nur einige Minuten liegen bleibt. In den Gebirgen schneit es stark, und in Algarbien ist der Winter, in den höher liegenden Theilen des Landes, ziemlich strenge.

V.

Abreise von Portugal.

Ungefähr am neunten Tage der Rückkehr von meiner kleinen Landreise, saß ich mit meinen würdigen Landsleuten an der Wirthstafel, als plötzlich der Kapitän Hallem erschien, und sich erkundigte, ob ich und die Passagiere, die mit ihm nach Brasilien reisen wollten, bereit wären, ihm nach dem Schiffe zu folgen. Auf diese Einladung vorbereitet, nahm ich kurzen und herzlichen Abschied von den wackern Männern, deren zuvorkommender Güte ich manche frohe Stunde verdankte, und kurze Zeit darauf befand ich mich am Bord der Lavinia, welche unverzüglich den Anker lichtete, und mit günstigem Winde die Wellen des Tajos durchschnitt.

Als die Sonne unterging, erschien das feste Land von Europa nur noch als ein schwacher Streifen, und als die Dämmerung sich über Land und Meer verbreitete, verschwand die Küste dieses Welttheiles ganz aus unsern Augen. Lange blieb mein trüber Blick der Gegend zugewendet, welche die wenigen Lieben, die ich auf der weiten Erde besaß, bewohnten; so lange mich ein Welttheil mit ihnen verband, glaubte ich nicht von ihnen getrennt zu seyn, jezt aber, da die unermeßlichen Gewässer des Oceans von Stunde zu Stunde eine größere Scheidewand zwischen mir und ihnen bildeten, entwich die bisher muthig erhaltene Hoffnung aus meiner Brust, sie jemals wieder zu sehen; und zum ersten Male, seit meiner Entfernung von der theuren Heimath, fühlte ich die Größe des Entschlusses, Vaterland, Verwandte und Freunde zu verlassen, um in einem fernen, noch wenig be-

kannten Welttheile, einem ungewissen Fortkommen entgegen zu gehen.

Längst schon bedeckte die Nacht Land und Meer, als auch ich mein Lager aufsuchte, aber es bedurfte lange Zeit, bis der wohlthätige Schlaf die kummervollen Betrachtungen überwältigte, in welche ich mich vertieft hatte.

Viertes Buch.

I.

Gedrängte Uebersicht der Geschichte Brasiliens von der Entdeckung des Landes bis auf unsere Zeiten.

Aufgemuntert durch den glücklichen Erfolg der Entdeckungsreise Basko de Gamas nach Ostindien wurde der Viceadmiral, Pedro Alvarez Cabral, von dem Könige, D. Emanuel, von Portugal beauftragt, die Entdeckungen der Portugiesen zu erweitern. Heftige Winde brachten ihn von der nach Ostindien vorgezeichneten Bahn ab, und führten ihn nach der Küste Südamerikas, und am 3. Mai 1500 landete der Admiral in einer Bai der heutigen Provinz Espirito Santo, und gab ihr und diesem Landstriche den Namen Vera Cruz. Das Land war von einer zahlreichen Völkerschaft, den Tupiniken, bewohnt, welche den Europäern freundlich entgegen kamen, und von diesen, wahrscheinlich, weil man kein kostbares Metall bei ihnen bemerkte, gut behandelt wurden. Obwohl das Land schön und äußerst fruchtbar war, so erwartete man doch von der neuen Entdeckung wenig Vortheile für den portugiesischen Handel; Cabral begnügte sich daher, ein Schiff mit Landesprodukten nach Portugal zu schicken, und zwei wegen begangener Verbrechen zur Verbannung Verur-

theilte bei den Wilden zurückzulassen, um die Sprache der Eingebornen zu lernen, und den später kommenden Schiffen als Dollmetscher zu dienen; dann sezte er seine Reise nach Indien fort. Ein Jahr später segelte Cristophao Jaquds mit mehreren Schiffen von Lissabon ab, entdeckte die Küste der heutigen Provinz Bahia, und bereis'te sie bis zur Magellanischen Strasse; nahm allenthalben, im Namen seines Monarchen, Besitz vom Lande, verlor aber auf der Rückkehr mehrere Schiffe, und legte daher mit der geretteten Mannschaft auf dem Gebiete von Vera-Cruz eine Kolonie an, welche er Porto Seguro nannte.

Bald darauf wurde man auf das, längs der nördlichen Küste des neu entdeckten Landes wachsende Farbeholz aufmerksam, welches in Europa so großen Abgang fand, daß man mehrere Schiffe nach dieser Gegend sandte, bei welcher Gelegenheit auch die Küste von Pernambuko entdeckt wurde. Dieses Holz, von den Eingebornen Ibirapitanga, und von den Portugiesen wegen seiner schönen, einer glühenden Kohle ähnlichen Farbe, Braza genannt, gab dem Lande seinen heutigen Namen Brazil. Bisher hatte man Brasilien noch wenig Aufmerksamkeit bewiesen, aber unter Johann III. fieng man an, auf das schöne Land aufmerksam zu werden, und theilte es in neue Kapitanien ein; erlaubte verschiedenen Männern von Rang dreißig bis vierzig Leguas längs der Küste zu erobern, gab ihnen diese Strecke Landes als Lehen, und beschränkte ihre Gewalt nur darin, daß sie kein Recht über Leben und Tod der Ureinwohner erhielten. Martin Alphonso de Souza war der Erste, der von dieser Erlaubniß Gebrauch machte; auf seiner Entdeckungsreise landete er in der Bai von Ganabra, gab ihr den Namen der Bai von Rio de Janeiro, sezte aber, da er den Vortheil der ausgezeichnetsten Lage dieses Hafens nicht einsah, seine Reise bis zu dem vierzehnten Grade südlicher Breite fort, und gründete dort auf

einer Insel, die er St. Vincenz nannte, eine Kolonie; bald darauf siedelten sich längs der gegenüber liegenden Küste des festen Landes noch mehrere Portugiesen an. Anfangs hatte de Souza schwierige Kämpfe mit den wilden Eingebornen zu bestehen, welche er jedoch stets besiegte, und sein Andenken durch den Anbau des Zuckerrohrs und die Einführung europäischer Hausthiere bei den Kolonisten verewigte. Sein Bruder Lopez de Souza siedelte sich nahe bei St. Vincenz an, und gründete die Kolonie Santo Amaro. Nach seinem Tode entstund unter Pedro de Goes und Martin Fereira, die Kapitanie Paraiba, und unter Vasko Fernandez Coutinho, die von Espirito Santo in der Nähe des Ortes, wo Cabral gelandet war. Anfangs bestand Coutinho beschwerliche Kämpfe mit den Tupinikos, später aber gelang es ihm, sie seiner Herrschaft zu unterwerfen. Der Landstrich, welcher heut zu Tage Ilheos heißt, wurde von Figuerero Correa, und Pernambuko von Duarte Coëlho Pereyra, erobert. Dieser vertrieb die furchtbaren Cahetes, gründete die Stadt Olinda, und brachte die Kolonie durch den vortheilhaften Handel des Färbeholzes schnell in Aufschwung. Zulezt eroberte Franzisko Pereyra Coutinho den Landstrich zwischen dem Vorgebirge St. Antonio und dem Flusse St. Franzisko, und gab der Bai, woselbst er landete, den Namen St. Salvador. Diese Gegend wurde von den kriegerischen Tupinambas bewohnt, und ihre Eroberung würde nicht so leicht gelungen seyn, hätte ihn nicht Alvarez Corea kräftig unterstüzt, welcher schon im Jahre 1516, durch einen Schiffbruch an die Küste geworfen, sich bei dem Volke äußerst beliebt gemacht hatte, und daselbst in großer Achtung stand. Die Unterdrückungen, welche sich aber der neue Statthalter und seine Untergebenen erlaubten, empörten die Freiheitsliebenden Tupinambas so sehr, daß sie sich vereinigten und ihn und seine Mannschaft vertrieben. Später wieder von ihnen zurückgerufen, scheiterte sein Schiff an der Einfahrt der Bai, und er und der größte

Theil seiner Mannschaft ertranken. Die portugiesische Regierung, von den Vortheilen überzeugt, welche die Bai von St. Salvador für den Handel gewährt, beschloß, an ihrem Gestade eine Hauptstadt zu gründen, und sendete fünf Schiffe mit sechs hundert Freiwilligen und fünfzehn hundert Verurtheilten, unter dem Oberbefehle des Thomas de Souza, im Jahre 1549 dahin ab. Er erhielt den Titel eines Generalstatthalters über alle neu entdeckten Provinzen Brasiliens, und den Befehl, die Privilegien der Kapitaniebesitzer, welche dieselben äußerst mißbraucht hatten, zu beschränken. Diese Kolonie gründete die erste Hauptstadt des Reiches, welche nun den Namen Bahia de todos os Santos erhielt. Die freundschaftlichen Verhältnisse der Kolonisten und der rechtmäßigen Besitzer des Landes dauerten nicht lange; es begann ein gegenseitiger Vertilgungskrieg, und nach unbeschreiblichen Grausamkeiten von beiden Seiten gelang es den Europäern, den kleinen Rest der ihre Niederlage überlebenden Tupinambas gänzlich zu vertreiben. Dem Statthalter, der um seine Zurückberufung nachsuchte, folgte D. Duarde da Costa, der mit sieben Jesuiten in Bahia ankam. Diese ehrgeizigen Priester verbargen den festen Willen nur wenig, die Herrschaft über das ganze Land an sich zu reissen; aber sie fanden da Costa nicht bereit, seine Rechte zu vergeben, und zogen es vor, sich an dem südlichen Ende der neuen Provinzen niederzulassen; von vielen Auswanderern begleitet, gründeten sie hierauf in den Ebenen von Piratiminga eine Niederlassung, und nannten sie St. Paulo. Von hier aus gingen in der Folge die Beherrscher Paraguays hervor.

Nicht gleichgültig sahen die übrigen Mächte, daß sich zwei Nationen in den ungeheuren Landstrich des mittägigen Amerikas theilten, und die Franzosen machten im Jahre 1545 den ersten Versuch, sich in Brasilien anzusiedeln. Der Viceadmiral Bilegagnon führte zuerst einige Schiffe mit den ver-

folgten Anhängern der reformirten Religion dahin ab, und landete in der Bai von Rio de Janeiro, deren vortheilhafte Lage ihm nicht entging; er wußte sich die Freundschaft des mächtigen Stammes der Tamoyos zu verschaffen, und die neue Kolonie würde ohne Zweifel rasch gediehen seyn, hätte nicht ihr Anführer, welcher plötzlich seinen Glauben änderte, mit der schändlichsten Treulosigkeit an seinen Landsleuten gehandelt. Die Portugiesen schienen diese Niederlassung gar nicht zu beachten, und während vier Jahren machten sie auch nicht die geringste Anstrengung, das Vorhaben der Franzosen, sich auf ihrem Lande niederzulassen, zu stören. Erst als die Jesuiten sie auf die Gefahren aufmerksam machten, denen man sich aussetzte, wollte man diese Fremdlinge gleichsam in der Mitte der portugiesischen Ansiedlungen geduldet, wurde beschlossen, sie zu verjagen. Von dem Vortheile der Lage begünstiget, trieben die Franzosen anfangs ihre Gegner zurück, zulezt mußten sie aber der Uebermacht weichen, das in der Mitte der Bai auf einem Felsen erbaute Fort verlassen, und sich theils auf ihre Schiffe, theils auf das feste Land flüchten, woselbst sie von ihren Verbündeten, den Tupinambas, gastlich aufgenommen wurden; dort widerstanden sie bis zum Jahre 1564, von den Wilden unterstüzt, den schwachen Anstrengungen der Portugiesen. Endlich öffnete der Hof von Lissabon die Augen über die Gefahr, wenn man die Fremdlinge noch länger auf einem so vortheilhaften Punkte duldete; Eustach de Sa wurde mit bedeutender Macht abgeschickt, die Franzosen gänzlich zu vertreiben, aber erst im Jahre 1565 gelang es dessen Vetter, Correa Salvador de Sa, sie zur Flucht auf ihren bereitliegenden Schiffen zu zwingen. Sie wendeten sich hierauf nach Pernambuko, landeten auch hier, wurden aber von dem Gouverneur der Stadt wiederholt gezwungen, sich einzuschiffen, und Brasilien ganz zu verlassen.

Die Portugiesen beeilten sich, ihre Eroberung zu benützen; mehrere Schiffe mit Auswanderern kamen aus Portugal an, und der neue Statthalter legte den Grund zu der Stadt St. Sebastião *), oder Rio de Janeiro, welche sich unter der weisen Verwaltung dieses trefflichen Mannes, der den Landbau besonders begünstigte, und immer mehr Kolonisten herbeizog, schnell vergrößerte und gedieh. Nach des Statthalters Mem de Sas Tode wurde Brasilien in zwei Statthalterschaften eingetheilt; um diese Zeit begann der Krieg mit den wilden Völkerstämmen, welche die neuen Kolonien beständig bedrohten. Wenige Jahre reichten hin, ganze Völkerschaften aufzuopfern; doch gelang es allein dem Generalkapitain der südlichen Statthalterschaft, Antonio Salema, dessen Gerichtsbarkeit sich von Porto-Seguro bis zum La Plata Strome erstreckte, die Eingebornen von der Seeküste zu vertreiben. Dann wendete er seine Blicke auf den Landbau, und seiner Thätigkeit verdankte dieser Theil Brasiliens ganz allein sein Gedeihen, denn nach dem Tode Johann III. vernachlässigte man von Portugal aus das neu eroberte Land gänzlich.

Die Kolonisten von Piratininga, bekannter unter dem Namen der Pauliſten, welche sich längst schon mit den Eingebornen verbunden hatten, zeichneten sich unter den portugiesischen Ankömmlingen durch Kühnheit und Hang nach Abentheuern aus; mit den Beschwerden der Reise in den Urwäldern Brasiliens vertraut, zu einer an Entbehrungen und Mühseligkeiten überreichen Lebensweise gezwungen, gesellte sich zu diesen Eigenschaften eine leidenschaftliche Liebe zur Unabhängigkeit; sie fiengen zuerst an, auf entfernte Untersuchungen

*) Alle Wörter, welche sich im Portugiesischen auf ão endigen, werden wie aun ausgesprochen, doch so, daß das n nur wenig gehört wird.

des ungeheuren Landstriches, welchen sie bewohnten, auszugehen, und obwohl sie beständig mit den benachbarten Nationen der Wilden zu kämpfen hatten, so gelang es dennoch einem Einwohner von Porto-Seguro, Sebastian Fernandez Tourinho, nach außerordentlichen Beschwerden und Gefahren den Rio Doce hinaufzufahren und bis Jicuithinonha vorzudringen, wo von aus er wieder zur Seeküste gelangte. Diese neu entdeckte Gegend ist die heutige Provinz Minas Geraes. Die Proben von Gold und kostbaren Steinen, welche er aus derselben zurückbrachte, erregten die Lust vieler Kolonisten, die Entdeckung des muthigen Tourinho zu erweitern, aber, obgleich vieles Gold in den Gebirgsflüssen, und das Klima dieses Landstriches, dem Portugals ganz ähnlich gefunden wurde, so begnügten sich die Pauliſten dennoch mit ihrer Beute heimzukehren, und die Fortsetzung neuer Entdeckungen Anderen zu überlassen.

Eine beträchtliche Reihe von Jahren ereignete sich dann wenig Neues in Brasilien; die bisher getrennten Statthalterschaften, von großem Nutzen für das unermeßliche Land, wurden wieder vereinigt; weiters kümmerte man sich aber durchaus nicht um die Kolonie. Zum Glücke für diese besaß Portugal damals eine so große Zahl ausgezeichneter Männer, daß man wegen der Wahl der Statthalter für die überseeischen Besitzungen nicht verlegen seyn durfte; diese brachten es zuletzt dahin, daß Brasilien die Unterstützungen aus dem Mutterlande ganz entbehren konnte.

Im Jahre 1580 theilte Brasilien Portugals Schicksal und kam unter spanische Herrschaft; dieser Wechsel hatte indessen einen so geringen Einfluß auf Brasilien, daß es sogar mit England, welches mit Spanien im Kriege begriffen war, fortdauernde Handelsverbindungen unterhielt, welche jedoch später durch religiöse Zwistigkeiten unterbrochen wurden; ein

willkommener Vorwand für einige englische Freibeuter, an den Küsten Brasiliens zu landen, und sich durch Plünderung zu bereichern; am meisten litt die Kapitanie Pernambuko, welche ein gewisser Lancaster im Jahre 1591 überfiel, und nur mit unermeßlicher Beute wieder verließ. Zwölf Jahre später rüstete der Statthalter, D. Pedro Botelho, eine Expedition aus, welche in das Innere des Landes dringen und auf Entdeckung neuer Schätze ausgehen sollte. Die unglücklichen Indianer, welche, von der Küste vertrieben, sich in die Gebirge geflüchtet hatten, wurden daher auch hier angegriffen, zu Sklaven gemacht, oder gezwungen, einen neuen Zufluchtsort vor ihren grausamen Verfolgern zu suchen; zulezt gelang es den Bemühungen der Jesuiten, mehrere Stämme zu vereinigen, und sie zur Ansiedlung in einem Flecken zu bereden; diese neue Kolonie wurde aber bald darauf durch ansteckende Krankheiten heimgesucht, und nur diejenigen entgingen dem sichern Tode, welche in ihre Wälder und zur alten Lebensweise zurückkehrten.

Im Jahre 1611 rüstete eine Gesellschaft von französischen Kaufleuten mehrere Schiffe aus, um an der nördlichen Küste von Brasilien eine Niederlassung zu gründen; hiezu schien ihnen die Insel Maranhão vorzüglich geeignet, um so mehr, da sie ihre alten Verbündeten, die Tupinambas, daselbst angesiedelt fanden, welche sich wahrscheinlich von der südlichen Küste hieher geflüchtet hatten; diese nahmen sie gut auf, und waren ihnen selbst behülflich, ein Fort zu erbauen, unter dessen Schutz sich die Kolonisten niederließen.

Um diese Zeit beschloß der Statthalter von Brasilien, die dem Aequator zunächst gelegenen nördlichen Küstenländer, welche man noch gar nicht kannte, erforschen zu lassen, und stellte Jeronymo d'Albequerque, einen Abkömmling des be-

rühmten Siegers in Indien, an die Spitze dieser Unternehmung, welcher, seinem ehrenvollen Auftrage vollkommen genügend, bereits bis Para vorgedrungen war, als er Nachricht von der neu gegründeten Niederlassung der Franzosen erhielt, und sogleich dahin eilte, um sie anzugreifen. Lange leisteten diese unter ihrem tapfern Anführer, de la Ravardiere, entschlossenen Widerstand, da aber d'Albequerque Verstärkung erhielt, so mußten sie endlich das Fort übergeben, und erhielten Erlaubniß, auf denselben Schiffen, die sie hieher gebracht hatten, nach Frankreich zurückzukehren.

Während in Para die Stadt Belem gegründet wurde, bestund die portugiesische Kolonie von Maranhão Kämpfe mit den unglücklichen Eingebornen, welche voll Verzweiflung, nirgends eine bleibende Stätte zu finden, ohne von den Europäern unterjocht oder verfolgt zu werden, mit solcher Wuth über die Besatzung herfielen, daß ein großer Theil derselben das Leben verlor; zulezt mußten die Wilden aber dennoch den überlegenen Waffen ihrer Feinde weichen, und nur wenige entkamen dem verheerenden Schwerte derselben.

Die neue Niederlassung erhielt von Spanien aus einen eigenen Statthalter, und den Namen Estado-do-Maranhão.

Bisher waren alle Versuche fremder Völker, an den Küsten Brasiliens dauernde Niederlassungen zu gründen, vereitelt worden, da diese mit zu schwachen Kräften unternommen, und nie gehörig unterstüzt wurden; aber jezt wurde Brasilien von einer Macht bedroht, die den ernsten Willen zeigte, festen Fuß in diesem Lande zu fassen, und welcher die Mittel zu Gebote stunden, ihre Eroberung zu behaupten. Die Regierung der vereinigten Staaten gestattete einer Gesellschaft, die sich Westindische Kompagnie nannte, die Eroberung Brasiliens zu versuchen, und diese

reiche Gesellschaft rüstete sogleich sechzig gut bemannte Schiffe aus, welche in zwei Eskadres getheilt wurden, und treffliche Befehlshaber erhielten, worauf die Flotte im Jahre 1623 von Holland absegelte.

Spanien, obwohl unterrichtet von der Gefahr, welche Brasilien bedrohte, that durchaus nichts, um sie abzuwenden, oder dem Lande Hülfe zu leisten, und in Brasilien selbst überließ man sich einer so großen Sorglosigkeit, daß, als sich ein Theil der holländischen Flotte vor Bahia zeigte, der Statthalter, Diego de Mendoza, nur achtzig Mann reguläre Truppen und einige schlecht organisirte Milizen versammeln konnte. Ohne Widerstand nahm daher der General, Van Dort, Besitz von San-Salvador, und der Admiral Petrid segelte nach der Kapitanie Espirito Santo, um auch diese der Herrschaft der Holländer zu unterwerfen.

Die Kolonisten von St. Salvador, von den Siegern hart behandelt, und in beständiger Gefahr, ihr Eigenthum zu verlieren, ertrugen diesen Zustand der Unterdrückung nicht lange; angeführt von dem tapfern Statthalter, Marinho de Sa, und ermuntert durch die feurigen Reden des würdigen Bischofs, Markus Teixeira, fiengen sie damit an, die Holländer beständig zu beunruhigen, und wagten zulezt eine offene Schlacht, in welcher der General Van Dort das Leben verlor, und die Holländer allein noch auf den Besitz von San-Salvador beschränkt wurden. Vergebens kam um diese Zeit eine holländische Flotte vor Bahia an, auch sie wurde von D. Fabricio angegriffen, besiegt, und gezwungen, ihr Vorhaben aufzugeben. Fürchterliche Stürme warfen indessen einen Theil der siegreichen spanischen Flotte an die afrikanische Küste, und nur wenige Schiffe kamen in einem kläglichen Zustande in Cadix an. Die holländische Flotte erlitt kein besseres Schicksal, ihre Anführer wollten aber nicht eher nach

den vereinigten Staaten zurückkehren, als bis sie versucht hatten, ob ihnen auf einem andern Punkte Brasiliens eine Landung nicht besser gelingen möchte. Sie suchten daher sich der Provinz Pernambuko zu bemächtigen, aber auch hier mit Verlust zurückgetrieben, steuerten sie entmuthiget der Heimath zu; ehe sie jedoch diese erreichten, wurde ein großer Theil der Schiffsmannschaft, unter welcher selbst der Admiral Henrik war, von einer ansteckenden Krankheit dahingerafft. Nach diesem Unglücke hörte Holland für einige Zeit auf, bedeutende Expeditionen nach Brasilien zu schicken; die westindische Compagnie gab aber darum keineswegs den Vorsatz auf, in Brasilien eine dauernde Niederlassung zu gründen, und beschäftigte sich ganz im Geheimen mit einer Rüstung, um sich der Kapitanie Pernambuko zu bemächtigen. Der spanische Hof, frühzeitig davon unterrichtet, sendete Mathias d'Albuquerque mit einigen Streitkräften nach Olinda, der Hauptstadt der Kapitanie, aber diese waren viel zu geringe, um der beträchtlichen Macht, welche die westindische Kompagnie im Jahre 1629 dahin schickte, kräftigen Widerstand zu leisten; Olinda mußte den Siegern die Thore öffnen, doch fanden diese nur geringe Beute, denn d'Albuquerque verbrannte vor seinem Abzuge die mit unermeßlichen Reichthümern angefüllten Magazine, und selbst die Schiffe, welche den Portugiesen gehörten. Die Eroberer überließen sich der fürchterlichsten Ausschweifung, und ein großer Theil der Einwohner von Olinda und der Umgegend flohen in die Waldungen, um Mißhandlungen zu entgehen. Indessen leistete das Fort St. Georg, nur von 37 Mann besetzt, und von dem tapfern Vieira befehliget, allein noch den vereinten Anstrengungen der Holländer Widerstand, und ermuthigte durch dieses heroische Beispiel seine Landsleute neuerdings, die Waffen zu ergreifen, und ihren Feinden die Spitze zu bieten. Ein befreundeter Stamm der Eingebornen leistete ihnen bei dieser Gelegenheit große Dienste, und mit diesen vereinigt, beunru-

higten sie nun die Holländer unaufhörlich, waren aber, da sie an Allem, und besonders an Munition, den größten Mangel litten, zu ohnmächtig, ihre Feinde ernstlich anzugreifen. Von Spanien, welchem d'Albuquerque die Noth der unglücklichen Einwohner öfters und auf das Lebhafteste geschildert hatte, erhielt er nur unbedeutende Verstärkung, und vielleicht wäre selbst diese gänzlich ausgeblieben, hätte man dort nicht erfahren, daß Holland sich neuerdings rüste, Brasilien anzugreifen, und daß der berühmte Admiral, Hadrian Patri, den Auftrag habe, die mexikanischen Silbergallionen, welche er schon einmal genommen hatte, aufzusuchen. Eine mächtige Flotte wurde dieser Unternehmung von Seite Spaniens entgegengestellt, und eine Abtheilung derselben, unter den Befehlen des D. Antonio Oquendo, erhielt den Auftrag, Brasilien zu Hülfe zu kommen. Als dieselbe vor Pernambuko anlangte, fand er den Admiral Patri bereit, ihn zu empfangen, worauf zwischen beiden Nationen der fürchterlichste Kampf begann, welchen man jemals in diesen Gewässern gesehen hatte; beide Partheien kämpften mit unerschütterlichem Muthe, aber das Glück begünstigte die Spanier. Viele holländische Schiffe wurden in Grund gebohrt, oder mußten sich den Siegern ergeben; sogar der tapfere Patri sah sich zuletzt genöthigt, seine Flagge zu streichen; er selbst zog jedoch den Tod der Schande vor, in Feindes Hände zu fallen, begab sich auf den höchsten Punkt des Schiffes, und stürzte sich mit den Worten: „der Ozean allein ist das würdige Grab eines batavischen Admirals", in die Wellen. Der Rest der holländischen Flotte segelte in das Reciff zurück, und Oquendo säumte nicht, seine Truppen auszuschiffen und sich mit dem schwachen Heere der Brasilianer zu vereinigen. Die Holländer, durch ihre Niederlage erschreckt, warteten den Angriff ihrer Gegner auf Olinda nicht ab, gaben die Stadt den Flammen Preis, schifften sich ein, und richteten nun ihre Angriffe auf Parahiba. Dort zurückgetrieben, versuchten sie

mit eben so ungünstigem Erfolge, sich in den Besitz des Hafens Pontal de Nazareth, am Vorgebirge St. Augustin, zu setzen. Durch den Verrath des Mulatten Calabar gelang es ihnen endlich, sich der Insel Itamaraca und des Forts derselben zu bemächtigen; zwanzig Männer, die es vertheidigten, starben ruhmvoll; ihr tapferer Anführer, Pedro d'Albequerque, welchen man, mit Wunden bedeckt, unter den Todten fand, wurde gerettet, kam aber in die Gewalt der Holländer. Im Jahre 1633 landeten neuerdings 3000 derselben in Brasilien, und beschlossen augenblicklich nach dem befestigten Lager der Colonisten zu marschiren, und es zu erstürmen; aber Mathias d'Albequerque schlug nicht allein den Angriff zurück, sondern brachte seinen Gegnern eine entscheidende Niederlage bei; sein Mangel an Reiterei rettete die Holländer alleine von ihrem gänzlichen Untergange. Neue Verstärkungen, und Calabars unternehmendes Genie setzten sie jedoch bald darauf in den Besitz der Kapitanie Rio-Grande, des wichtigen Hafens Pontal und der Provinz Parahiba. Der tapfere Mathias d'Albuquerque setzte nichts destoweniger den entschlossensten Widerstand fort, und treulich wurde er darin von den Kolonisten unterstützt; denn als die Holländer Olinda wiederholt eroberten und die Bewohner Pernambukos auf die grausamste Weise behandelten, beschlossen diese sämmtlich auszuwandern; als sie aber in der Nähe von Porto Calvo ankamen, gelang es ihnen, im Einverständnisse mit einigen Bewohnern der Stadt, sich dieser und des Forts zu bemächtigen. Aber kaum erfreuten sich die hart bedrängten Brasilianer eines sicheren Aufenthaltes, so wurden sie schon wieder von neuer Gefahr bedroht; ihr Schutzgeist M. d'Albequerque wurde nach Europa zurückberufen und dort vergessen; den Helden sollte D. Luiz de Roxas y Borgia, ein spanischer General, ersetzen, aber nur zu bald bewies dieser, wie sehr er Fremdling in diesem Lande sey, das er von Feinden befreien wollte, die, indem er den Krieg auf euro-

pälische Weise führte, ihm eine Niederlage beibrachten, die ihm das Leben und den Kolonisten die bisher errungenen Vortheile kosteten.

Die Holländer säumten nicht, die gänzliche Entkräftung der Brasilianer zu benützen; sie sendeten der neuen Niederlassung eine beträchtliche Verstärkung, und in dem Prinzen von Nassau einen Oberbefehlshaber, dessen überwiegende Talente sich bald bewährten. Der lezte Zufluchtsort der unglücklichen Pernambukaner, Porto-Calvo, wurde nach verzweifelter Gegenwehr genommen, und diese nun genöthiget, unter des Generals Bagnolo Anführung zu Lande bis Bahia zu wandern. Die schrecklichen Leiden, welche die Unglücklichen auf dieser langen Reise ausstehen mußten, waren unglaublich; vierhundert unterlagen dem Elende, und der Rest kam abgemagert und gänzlich erschöpft in Brasiliens Hauptstadt an.

Indessen war Nassau besorgt, der Zuchtlosigkeit seiner Truppen Gränzen zu setzen, und durch eine verständige Verwaltung die ganz erschöpften Finanzen der Niederlassung zu ordnen; dann rüstete er sich San-Salvador anzugreifen, und erschien im Jahre 1637 mit vierzig Schiffen und sieben tausend acht hundert Mann Landtruppen vor der überraschten Hauptstadt; aber Bagnolo bewährte sich als ein ausgezeichneter General, und Nassau beging große Fehler, die seine Gegner so trefflich benützten, daß er sich gezwungen sah, nachdem er einen großen Theil seines Heeres verloren hatte, nach Recif zurückzukehren. Bei dieser Gelegenheit zeichneten sich zuerst die freigelassenen Neger, unter der Anführung Henrikos Dias, aus, der Beweise von Heldensinn und Entschlossenheit gab, welche von seinen weißen Brüdern mit Recht bewundert wurden. Bahia war gerettet, nichts desto weniger blieben aber doch fünf der schönsten Kapitanien Brasiliens in der Gewalt der Holländer, und Nassau regierte mit

so vieler Weisheit und Kraft, daß der Landbau allenthalben blühte, und ungeheure Summen in den Schatz der Kompagnie flossen. Olinda erhob sich unter seiner Leitung an einem andern Orte, und diese Stadt, wie das Hafen-Fort Recife, wurden mit Festungswerken umgeben, die unüberwindlich schienen. Eine beträchtliche Flotte, von Lissabon kommend, und von D. Francisko Mascarenhas Grafen von Torre befehligt, die 1649 den Hafen blokiren wollte, versuchte zuerst seine Stärke, und wurde beinahe gänzlich vernichtet.

Man hatte in San-Salvador die Flotte mit Sehnsucht erwartet, um mit ihr gemeine Sache zu machen; als daher die Nachricht ihrer Niederlage in der Hauptstadt ankam, zitterten die Bewohner von Neuem für ihre Unabhängigkeit, und sie verdankten es vielleicht alleine der List und Verschlossenheit ihres neuen Vicekönigs, des Marquis von Montalban, der die Holländer mit Unterhandlungen hinhielt, daß sie von diesen nicht beunruhiget wurden. Um dieselbe Zeit fiel auch Maranhão in die Hände der Holländer, und sie würden dabei nicht stehen geblieben seyn, hätte nicht ein wichtiges Ereigniß ihren Eroberungen einstweilen ein Ziel gesezt.

Portugal befreite sich 1640 von der spanischen Herrschaft, und der neugewählte König, D. João IV., mit seinen eigenen Angelegenheiten zu sehr beschäftiget, um Brasilien Hülfe zu senden, war wenigstens bedacht, dem Lande einige Ruhe zu sichern; es wurde ein zehnjähriger Waffenstillstand zwischen Portugal, seinen Kolonien und der Republik geschlossen, und beide Theile benüzten diesen Zeitraum, sich in ihren Besitzungen festzusetzen, und Landbau und Handel wieder empor zu bringen.

Damals zweifelte Niemand mehr, daß Holland in dem

Besitze der schönen Provinzen, die es erobert hatte, bleiben würde, aber kaufmänniſches Mißtrauen legte bald darauf den Grund zu ihrem Verluſte.

Moritz von Naſſau hatte die holländiſche Kolonie auf eine hohe Stufe des Wohlſtandes erhoben; gleich einſichtsvoll als Geſchäftsmann, wie als Feldherr, konnte er als die Seele der Kolonie angeſehen werden; ſelbſt die Beſiegten ehrten in ihm die Großmuth, mit welcher er ſie behandelte, und ertrugen ihr Schickſal wenigſtens mit ſtillem Unwillen; aber eben dieſe allgemeine Achtung und das große Anſehen, welches Naſſau's Benehmen verdiente, erregte den Argwohn des hohen Rathes, welcher befürchtete, er möchte zu mächtig werden, und vielleicht mit der Abſicht umgehen, ein eigenes Königreich in Braſilien zu gründen. Moritz von Naſſau wurde nach Holland zurückberufen, und die oberſte Leitung der Geſchäfte dreien Abgeordneten: Hamel, Bas und Balleſtrate anvertraut; Männer von großen kaufmänniſchen Fähigkeiten, aber unbekannt mit dem Lande, welches ſie verwalten ſollten, und von beſchränkten Anſichten. Um den Beifall ihrer Vorgeſetzten zu erwerben, boten ſie jedes Mittel auf, Gold und Geldeswerth aufzutreiben, und mehrere reichbeladene Schiffe gingen ſogleich nach Holland ab; Erpreſſungen, drückende Anordnungen, ſelbſt religiöſe Nichtduldung empörte endlich die unterdrückten Einwohner ſo ſehr, daß zuerſt mehrere Männer, und endlich ganze Provinzen zuſammentraten, um das unerträgliche Joch der Fremdlinge abzuſchütteln.

Es glückte den Verſchwornen, ſich Maranha's durch einen Ueberfall zu bemächtigen, und dieſes glückliche Ereigniß diente gleichſam allen auf dem Gebiete der Holländer wohnenden Braſilianern als Looſungszeichen, die Fahne der Unabhängigkeit zu erheben. Fernandez Vieira, von deſſen aus-

gezeichneter Tapferkeit schon früher Erwähnung geschah, stellte sich an die Spitze der Vaterlandsfreunde, und die gerechte Sache schien diesen trefflichen Mann zu ihrem Vertheidiger auserwählt zu haben.

Ein ächter Sohn Brasiliens, vereinigte er Klugheit mit dem unternehmendsten Muthe; im Besitze unermeßlicher Ländereien und großer Reichthümer, besaß er sichere Hülfsquellen, das edle Unternehmen, dessen Seele er war, kräftig zu unterstützen, und bald versammelte der ruhmvolle Name des Helden eine beträchtliche Menge Kolonisten, welche er mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit in den Waffen übte, und in ihnen die bereits aufgegebene Hoffnung, ihre Freiheit wieder zu erringen, durch Worte und Beispiel erweckte, und sie zu Thaten entflammte.

Vieiras Fortschritte waren außerordentlich, und der Vicekönig von Brasilien konnte unmöglich länger unthätig bleiben; unter dem Vorwande, die Provinz zu beruhigen, entsandte er daher Antonio Vidal mit bedeutenden Streitkräften, welche sich ungesäumt mit den Patrioten vereinigten, und nun folgte Sieg auf Sieg. Das Fort Nazareth und Porto-Calvo ergaben sich, und der berühmte holländische General Sigismund wurde mit ungeheurem Verluste gezwungen, in dem Fort Recife Zuflucht vor den Verfolgungen seiner Ueberwinder zu suchen.

Auf diese beunruhigenden Nachrichten schickte die Republik eine furchtbare Flotte nach Brasilien, und erst jetzt wurde die portugiesische Regierung aus ihrer Unthätigkeit erweckt. Franziska Barretto de Menezes, ein General von großem Rufe, kam mit einigen Truppen den Kolonisten zu Hülfe, vereinigte sich mit dem edlen Vieira, welcher ihm sogleich den Oberbefehl über das Heer abtrat, und gab den

ersten Beweis seines Feldherrntalentes durch einen glänzenden Sieg, welchen er in den Gebirgen von Guararapi, wenige Stunden von Pernambuko, über die Holländer erfocht. Aber die Macht derselben, welche größtentheils in regulären Truppen bestand, während sie überdieß Herrn des Meeres waren, war noch immer zu beträchtlich, um sie mit entscheidendem Erfolge hinter ihren Festungswerken anzugreifen, und der Krieg, welcher bereits sieben Jahre dauerte, würde sich in eine unzuberechnende Länge gezogen haben, wäre nicht unvermuthet eine portugiesische Eskadre erschienen, welche beauftragt war, die von sämmtlichen Häfen Brasiliens nach Europa segelnden Handelsschiffe während der Reise zu beschützen; doch ihr Anführer weigerte sich, den Bitten der Kolonisten, sie in ihrem Angriffe zu unterstützen, nachzugeben, und überließ es seinem Generalstabe, über sein Benehmen zu entscheiden. Weniger ängstlich, wie er, gab dieser seine Zustimmung, die Kolonisten auf das thätigste zu unterstützen, und der Angriff des Hafens von Recife, welchen man als den Schlüssel Pernambukos ansehen konnte, wurde beschlossen. Auf beiden Seiten geschahen Wunder der Tapferkeit; vor allen glänzte Vieira mit seinen Brasilianern und Henrike mit den freigelassenen Negern; sie erstürmten die beiden wichtigsten Forts, und als einige, von dem Ingenieur Dumas angelegte Minen, einen Theil der Mauern einstürzten, wurden die indischen Verbündeten der Holländer so sehr in Schrecken gesetzt, daß sie sich sämmtlich in den Fluß stürzten, und der Posten, welchen sie besetzt hatten, unverzüglich von den Brasilianern eingenommen wurde. Der Widerstand der Holländer, welche von der See, wie vom Lande aus, gleich hart bedrängt wurden, war von diesem Augenblicke an vergebens, und als sich das lezte Fort ergab, kamen die Sieger der Stadt so nahe, daß die Bewohner derselben einstimmig zu kapituliren verlangten. Der General Sigismund allein weigerte sich, den Wünschen der zahlreichen Bevölkerung nachzugeben, als aber

das brasilianische Heer alle Vorbereitungen zum Sturme traf, wagte der versammelte Rath nicht mehr, es auf das Aeußerste ankommen zu lassen; der Hafen des Recifs und die Stadt Olinda, mit allen dazu gehörenden Forts, wurden dem tapfern Barette dos Menezes übergeben. Die Besatzung erhielt nur unter der Bedingung, alle übrigen noch im Besitze der Holländer befindlichen Provinzen in der möglichst kurzen Zeit zu räumen, freien Abzug mit Waffen und Gepäcke, und am 27. Jänner 1655 war Brasilien auf immer von fremder Herrschaft befreit.

Während die nördlichen Provinzen Brasiliens im steten Kampfe um ihre Unabhängigkeit begriffen waren, hätten die Bewohner der südlichen eines ungestörten Friedens genießen können, aber auch sie führten blutige, nur weniger gerechte Kriege, als ihre nördlichen Landsleute. Die Pauliſten, roh und unwissend, wie die wilden Eingebornen, aber höchst unternehmend, muthig und gegen die größten Beschwerden abgehärtet, dachten nur an Eroberungen und Entdeckung bedeutender Schätze. Sie vereinigten sich in beträchtlicher Anzahl, wählten einen Führer, und traten ihre beschwerliche Reise an, auf welcher sie oft Monate in den unermeßlichen Urwäldern zubrachten, ohne ihren Zweck zu erreichen. Gewohnt, die wilden Völkerstämme, welche sich nicht gutwillig von ihrem heimathlichen Boden verdrängen ließen, als ihre natürlichen Feinde anzusehen, lebten sie mit ihnen im beständigen Kriege, verjagten sie, wo sie hinkamen, machten die Gefangenen zu ihren Sklaven, nahmen sie mit nach Hause, und zwangen sie zur Arbeit, oder verkauften sie um hohe Preise an reiche Pflanzer. Auf diese Weise wurden die unglücklichen Indianer unausgesezt verfolgt, und ganze Stämme aufgerieben.

Mehrere der auf Entdeckungen ausgezogenen Partheien, die man Bandeiras nannte, waren in ihren Nachforschungen

glücklich; sie entdeckten zuerst die berühmten Goldminen von Jaraguá, und später Andere, so reich an diesem edlen Metalle, daß sich viele Familien aus St. Paulo in ihrer Nähe niederließen. Sie legten den Grund zu der gegenwärtigen Hauptstadt der Provinz Minas Geraes, Villa Rica, im Jahre 1710; aber nicht lange blieben die neuen Kolonisten im ungestörten Besitze ihrer Reichthümer; Partheien, welche von Rio de Janeiro aus auf Entdeckungen ausgingen, fanden den Weg zu ihnen, und verlangten ihren Antheil an den Goldminen; als die Pauliſten dieſen verweigerten, kam es zu einem lange dauernden und blutigen Kampfe, welcher mit der Niederlage der Pauliſten endete. Dieſe ſprachen zuletzt die Entſcheidung der Regierung an, und beraubten dadurch ſich und ihre Gegner der mühſam errungenen Vortheile.

Antonio d'Albuquerque kam mit regulairen Truppen, zwang die feindlichen Partheien zum Frieden, erbaute Villa Rica nach einem regelmäßigen Plane, nöthigte die Einwohner von allem gefundenen Golde ein Fünftheil in den königlichen Schatz zu liefern, und ſorgte, daß die Goldminen auf eine zweckmäßigere Weiſe, wie bisher, bearbeitet wurden.

Um dieſe Zeit drangen einige kühne Pauliſten bis in die Provinz Goyaz vor, beſtanden ernſtliche Kämpfe mit den wilden Völkerſtämmen, wußten ſich aber zuletzt in der Art mit ihnen zu befreunden, daß dieſe ſie ſelbſt an Stellen führten, welche ſo viel Gold enthielten, daß ihre kühnſten Erwartungen übertroffen wurden. Mehrere der kühnen Abenteurer bauten ſich in der Nähe der Goldminen Wohnungen, ließen ihre Familien nachkommen, oder verheiratheten ſich mit Indianerinnen, und wurden die Gründer der Stadt Goyaz.

Ein merkwürdiges Ereigniß fand indeſſen im Norden

von Brasilien statt. In der Kapitanie Pernambuko hatten schon im Jahre 1520 eine Anzahl entlaufener Negersklaven, nahe bei Porto-Calvo, eine Niederlassung gegründet, welche 1640 von den Holländern gänzlich zerstört wurde; die Neger, welche ihren Feinden entkamen, entflohen in die Urwälder, und lebten dort lange verborgen; als aber die Holländer später zur Räumung Brasiliens gezwungen wurden, suchten sie ihre alte Niederlassung wieder auf, ihre Landsleute liefen ihnen in Menge zu, und bald wurde die Kolonie so bedeutend, daß sie sich zur Stadt erhob, welche die Neger Palmares nannten. Zu ohnmächtig, die schwarzen Kolonisten anzugreifen, wagten die Bewohner der Kapitanie Pernambuko keinen Versuch, ihre gefährlichen Nachbarn zu vertreiben, die bald so mächtig wurden, daß die benachbarten Pflanzer für gut fanden, ihr Bündniß zu erkaufen, und ihnen Waffen und Schießbedarf zu liefern. Das Reich der Afrikaner nahm ungemein schnell an Bevölkerung und Macht zu; da es ihnen gänzlich an Weibern fehlte, so raubten sie an einem bestimmten Tage alle Frauen und Mädchen der Umgegend, und führten sie nach ihrer Stadt, welche auf afrikanische Weise angelegt war. Die Häuser lagen zerstreut in der Mitte angebauter Felder, oder an dem Ufer eines Flusses, der einem großen See entströmte; die Felder waren sorgfältig bebaut und mit Früchten bepflanzt, in deren Kultur sie die europäischen Abkömmlinge unterrichtet hatten; der ganze große Platz war mit einem starken und hohen Bollwerke aus den ungeheuren Bäumen der Wälder Pernambukos und tiefen Graben umgeben, und die Annäherung an die Stadt so viel als möglich erschwert. Vierzig Jahre nach ihrer Gründung zählte Palmares bereits zwanzig Tausend Einwohner, und eben so Viele bewohnten die Umgegend in freundlichen Dörfern. Das Negerreich erfreute sich eines großen Wohlstandes; von fleißigen Menschen bewohnt, welche sich ausschließlich mit dem Landbaue beschäftigten, wurden

ihre Sitten milder, ihr Streben nach höherer Bildung allgemein; sie fühlten die Nothwendigkeit, einer Religion zu huldigen, und bestimmten Gesetzen zu gehorchen; in einer allgemeinen Versammlung des Volkes wurden daher die Weiseren aufgefordert, ihre Ansichten und Rathschläge, zur Entscheidung der Mehrzahl, bekannt zu machen. Sie behielten das Christenthum, nach den rohen Begriffen, welche sie von den portugiesischen Priestern erhalten hatten, bei; aber sie duldeten keine Priester unter sich, und übertrugen ihr Amt den Aeltesten in der Gemeinde; sie nahmen ein Wahlreich an, und übertrugen die Leitung desselben dem Tapfersten und Verständigsten, dem ein Rath aus mehreren erfahrnen Männern beigesellt wurde. Die einstimmige Wahl des Volkes traf zuerst dessen tapfern Anführer Zomba, welcher mit Weisheit und Kraft herrschte, und dessen kühner Geist sich mit großen Plänen zum Wohle seiner schwarzen Brüder beschäftigte.

Acht und vierzig Jahre hatten die portugiesischen Kolonisten der immer wachsenden Macht der Palmaroſas, scheinbar gleichgültig, zugesehen; jezt aber, da die auswärtigen Feinde Alle von dem brasilianischen Boden vertrieben waren, richteten sie ihr Augenmerk auf den Negerstaat, und die Zerstörung von Palmares wurde beschlossen. Die Aufforderung der Regierung an die Milizen fand willige Folge; denn jedem Eigenthümer von Negersklaven bangte, sie möchten bei der geringsten Veranlassung nach dem Asyle der Freiheit flüchten; die Aermeren unter den Kolonisten hofften überdieß Gefangene zu machen, die im Voraus als Sklaven betrachtet wurden, da sie von Vätern abstammten, die Eigenthum der Brasilianer gewesen waren.

Es versammelte sich ein Heer von sieben tausend Milizen, brach sogleich gegen Palmares auf, und war des

Sieges bereits so gewiß, daß es verschmähte, sich mit Kanonen zu versehen, und um allen weiteren Streit zu vermeiden, wurden noch, ehe sich die Truppen der Negerkolonie näherten, nach einer oberflächlichen Schätzung ihrer Bevölkerung, die Gefangenen unter die vermeinten Sieger vertheilt. Die Brasilianer fanden die Ansiedlungen ihrer Gegner in der Nähe von Palmares verlassen; diese vor ihren Wällen aufgestellt, und zum Kampfe bereit. Von Verzweiflung und dem Geiste Henrikos Diaz beseelt, stürzten sich die Palmareses in die Schlacht, und ehe der Tag sich zu seinem Ende neigte, war das brasilianische Heer geschlagen, und entging seinem gänzlichen Untergange nur durch seine größere Erfahrung in der Kriegskunst. Es sammelte sich bald darauf wieder, ließ Artillerie herbeibringen, schloß Palmares enge ein, und schritt zur ernstlichen Belagerung. Die Neger vertheidigten sich tapfer; aber unvorbereitet auf den Kampf, waren ihre Vorräthe an Lebensmitteln bald erschöpft; es stellte sich augenblicklich Mangel, und bald darauf die fürchterlichste Hungersnoth ein; auch ihr trozten die muthigen Afrikaner; Hunderte raffte der Mangel und die feindlichen Kugeln täglich weg, und noch immer wiesen sie die Aufforderung zurück, sich zu ergeben; erst als das feindliche Geschütz ihre Bollwerke niederwarf, und das brasilianische Heer sich zum Sturme anschickte, ergriff sie Muthlosigkeit.

Ihr tapferes Oberhaupt, der greise Zamba, sah wohl ein, daß längerer Widerstand vergebens war, er erlaubte seinem Volke die Gnade der Sieger anzuflehen, aber entschlossen, den kurzen Rest seines Lebens keine Fesseln mehr zu tragen, versammelte er die muthigsten Männer um sich, und führte sie auf die Spitze eines Felsens, der sich in der Mitte der Niederlassung erhob, zeigte ihnen das feindliche Heer, welches sich bereits den Wällen langsam näherte, und schilderte in wenigen kräftigen Worten das Schicksal, welches

ihrer warte; dann stürzte er sich über den Felsen hinab, und endete sein thatenvolles Leben; seine Begleiter folgten dem Beispiele ihres Oberhauptes. Der Rest des Volkes übergab Palmares den Siegern, die noch denselben Tag einzogen.

Sie fanden nur Greise, Verwundete, Weiber und Kinder, welche als Sklaven vertheilt wurden, dann zerstörten sie Palmares, und führten den Rest von 40,000 fleißigen Bürgern von einem Platze weg, woselbst sie zufrieden und nützlich gelebt hatten. Längst ist die Spur verschwunden, wo Palmares stand, aber das Andenken an die hochherzigen Söhne Afrika's wird fortleben, so lange edle Thaten in die Bücher der Weltgeschichte aufgezeichnet werden.

Im Jahre 1711 veränderte Portugal plötzlich seine Politik, und, obwohl durch Traktate mit Frankreich verbunden, brach es dieselben, und alliirte sich mit England, welches wahrscheinlich größere Vortheile versprach. Frankreich beschloß dafür die portugiesisch-brasilianischen Besitzungen mit Krieg zu überziehen, und ertheilte dem Kapitän Duclerc den Befehl, Rio de Janeiro mit einem Geschwader anzugreifen, der aber die Portugiesen darauf vorbereitet fand; das Unternehmen mißlang gänzlich, Duclerc mußte sich ergeben, und wurde, nebst dem größten Theil seiner Mannschaft, ein Opfer der Volkswuth. Diese Treulosigkeit zu rächen, erschien noch in demselben Jahre Duguay-Trouin, einer der größten Seehelden Frankreichs, mit funfzehn Schiffen vor dem Hafen von Rio de Janeiro, drang in denselben ein, brachte die Hafenforts zum Schweigen, und eroberte die Schlangeninsel (Ilha das cobras), welche die Stadt beherrscht. Von hier aus schrieb er an den General-Statthalter, forderte Genugthuung für die völkerrechtwidrige Ermordung der französischen Unterthanen, Auslieferung der Mörder und der gefangenen Franzosen, und vollkommene Entschädigung für die

Kosten der Ausrüstung. Don Francisco de Castro weigerte sich jedoch, irgend eine dieser Bedingungen zu erfüllen, und beide Partheien rüsteten sich zum ernsten Kampfe.

Die Brasilianer verschanzten in Eile die Stadt, und besonders das der Ilha das cobras gegenüber liegende Benediktiner-Kloster; aber Duguay-Trouin hoffte durch ein heftiges und unausgesetztes Feuer aus den Batterien der eroberten Insel und der französischen Schiffe die Verschanzungen seiner Gegner zu zerstören; da diese unerschrocken aushielten, so beschloß er, den folgenden Tag die Stadt zu erstürmen. Der zugänglichste Punkt zu derselben wurde von fünf portugiesischen Schiffen vertheidiget; diese ließ Duguay-Trouin, als es dunkel wurde, von bewaffneten Chalouppen angreifen, aber ein plötzlich ausbrechendes, äußerst heftiges Gewitter, und das Leuchten der Blitze verrieth die Herankommenden, welche sogleich mit einem wirksamen Musquetenfeuer empfangen wurden. Als der französische Anführer seine Leute in Gefahr sah, ließ er aus sämmtlichen Geschützen ganze Lagen auf die Stadt geben; dieses zerstörende Feuer, das unausgesezte Rollen des Donners, das hundertfältige Echo des fürchterlichen Knalles der Geschütze, das Leuchten der Blitze, welche mit den Feuermassen, die den Kanonen entströmten, abwechselten, erfüllte endlich die Bewohner von Rio de Janeiro mit Schrecken; noch in derselben Nacht entflohen sie mit ihren eilig zusammengerafften Habseligkeiten nach dem Innern des Landes, und vor Anbruch des Tages folgte ihnen auch der Statthalter mit den Milizen. Als die aufgehende Sonne die fürchterliche Wirkung der Geschütze beleuchtete, bemerkte Duguay-Trouin, daß sämmtliche Verschanzungen von den Portugiesen verlassen waren, und beeilte sich, seine Truppen überzusetzen; die Plünderung der Stadt erfolgte ungesäumt, und alle Kriegsvorräthe der Regierung, die Waarenlager der Kaufleute und unermeßliche Beute fiel

in seine Hände. Damit noch nicht zufrieden, brach er sogleich mit seinen Truppen auf, um die Brasilianer anzugreifen, welche sich in der Nähe der Stadt eiligst verschanzt hatten.

Der Statthalter suchte zu unterhandeln, aber Duguay-Trouin ließ ihm nur die Wahl zwischen Kampf oder Erfüllung seiner Bedingungen, welche in unverzüglicher Entrichtung einer Kontribution von anderthalb Millionen Franken, in einer Lieferung von hundert Kisten Zucker, und der erforderlichen Menge von Lebensmitteln für sämmtliche französische Schiffe bestanden. Dem Statthalter blieb keine andere Wahl, als die Franzosen zu befriedigen; er verlangte eine Frist von vierzehn Tagen, erhielt sie, und leistete was die Sieger begehrten, welche nun auch den Kaufleuten die Erlaubniß gaben, die erbeuteten Waaren und Vorräthe käuflich an sich zu bringen. Dann schiffte sich Duguay-Trouin, nachdem er den Portugiesen bewiesen hatte, daß man die Franzosen nicht unbestraft beleidigen dürfe, mit seinen Truppen ein, und erreichte sein Vaterland ohne weiteren Verlust.

Man hat berechnet, daß der feindliche Einfall den Einwohnern von Rio de Janeiro und der Regierung über 27 Millionen Franken gekostet habe.*) Wenige Jahre reichten indessen hin, um den kühnen Ueberfall Duguay-Trouins in Vergessenheit zu bringen; der Handel der Stadt erhielt neue Ausdehnung, und die Ergiebigkeit der Minen nahm zu. Die unruhigen Pauliſten wurden endlich dahin gebracht, sich in der Gegend, die sie entdeckt hatten, häuslich nieder zu lassen, und die Städte Sabara und Mariana wurden durch sie

*) Der Reichthum Lissabons war damals so groß, daß, als diese Nachricht dahin kam, man sich mit der Aeußerung begnügte, daß der erwähnte Verlust für eine kleine Fischerstadt, wie Rio de Janeiro, allerdings empfindlich wäre.

in der Provinz Minas geraes, und Cuiaba in der Provinz Matto groſso gegründet. Dieſe Stadt erhob ſich in einer Provinz, welche, noch ganz mit dem undurchdringlichſten Urwalde bedeckt, und nur durch hohe Berge von Peru getrennt, ſo weit von der Seeküſte entfernt war, daß es nicht möglich ſchien, ihr die Bedürfniſſe des europäiſchen Luxus zuzuführen; aber die reichen Goldwäſchereien und Minen ſezten die Bewohner von Cuiaba in den Stand, die Habſucht der Handelsleute vollkommen zu befriedigen, und mitten in einer Wildniß litten ſie an nichts Mangel.

Es war ſehr zu bedauern, daß die ängſtliche Politik des portugieſiſchen Mutterſtaates alles von Braſilien entfernt hielt, was zur Aufklärung und geiſtigen Bildung des Volkes beitragen, oder deſſen Induſtrie und Kunſtſinn aufregen konnte, und man wird oft unwillkührlich in der Meinung beſtärkt, Portugal habe die Braſilianer abſichtlich in ewiger Geiſteskindheit erhalten wollen, und ihnen nur geſtattet, Reichthümer zu ſammeln, um ſie an das Mutterland abzuliefern, woſelbſt man ſie auf eine unverzeihliche Weiſe verſchwendete. Es iſt nicht bekannt, wie groß die Summen an Gold allein ſind, welche damals nach Europa geſendet wurden, aber das wußte man, daß, ſo viel die Portugieſen auch immer ausführten, nichts mehr davon nach Braſilien zurückkam.

Von wichtigen Folgen für das ſüdliche Braſilien war die im Jahre 1752 ſtatt gefundene Verlegung der Regierung von Bahia nach Rio de Janeiro, wodurch Lezteres zur Hauptſtadt des ganzen Landes erhoben wurde. Der Bruder des berühmten Marquis von Pombal wurde Statthalter von Braſilien; er fing ſeine Regierung damit an, die Jeſuiten aus allen Theilen Braſiliens, und beſonders aus ihren berühmten Niederlaſſungen in Paraguay zu vertreiben; dann

schloß er Verträge mit einigen Völkerstämmen der Ureinwohner, und es gelang ihm, mehrere zu bewegen, ihre umherirrende Lebensbahn aufzugeben, und sich in der Nähe der Kolonisten häuslich niederzulassen. Besonders wohlthätig für die ackerbautreibenden Bewohner von Minas war das Bündniß, welches der neue Statthalter mit dem kriegerischen Stamme der Goytacazes schloß, und bald darauf hatte er Gelegenheit, die Treue dieser neuen Bundesgenossen zu prüfen.

Im Jahre 1767 wurde Minas geraes plötzlich von den Botocudos, einem äußerst wilden und grausamen Stamme der Ureinwohner, überfallen; sehr viele Kolonisten-Familien wurden ermordet, und zahlreiche Pflanzungen gänzlich zerstört, bis die Einwohner von ihrer Ueberraschung zurückkamen, und sich zu ernstlichem Widerstande anschickten. Die Goytacazes eilten sogleich auf den Kampfplatz, und obwohl sie größtentheils von ihren höchst erbitterten Gegnern aufgerieben wurden, so verdankten es die Bewohner von Minas doch ganz besonders ihrer Tapferkeit, daß sie die Botocudos wieder in ihre Wälder zurückzudrängen vermochten.

Während dieser Vorfälle hatten sich die Portugiesen der spanischen Provinz Rio grande im Süden bemächtiget; die Spanier eroberten sie wieder, und erst nach mehrjährigem Kampfe blieb sie im Besitze der Portugiesen.

Wichtiger, als diese Menschen und Geld kostende Eroberung, war eine Entdeckung, welche in dieselbe Zeit fiel, und als eine unvermuthete Quelle großer Reichthümer für Brasilien angesehen werden konnte: In dem Distrikte Serra do Frio in Minas wurden Steine gefunden, welche man bei näherer Untersuchung für Diamanten erkannte; einige derselben kamen in die Hände des holländischen Gesandten, welcher sie seiner Regierung überschickte, und alsbald beauftragt

wurde, einen Versuch zu machen, die Diamantminen des erwähnten Distriktes zu pachten; es gelang ihm auch, mit der portugiesischen Regierung einen äußerst vortheilhaften Kontrakt zu schließen, welcher Holland den ausschließlichen Besitz dieser Minen auf dreißig Jahre sicherte. Zu spät sah man erst in Lissabon die großen Nachtheile dieses Vertrages ein, als er zu Ende ging, hatte sich schon der Werth der Diamanten sehr vermindert.

Später fand man auch in Goyaz und Matto große Diamanten, erlaubte aber keine weiteren Nachforschungen.

Brasilien erfreute sich nun viele Jahre hindurch eines ungestörten Friedens; die Bevölkerung vermehrte sich, die Kämpfe mit den Ureinwohnern hörten auf; dem Feldbaue wurde größere Sorgfalt zugewendet, aber in geistiger Bildung machte das Volk nicht die mindesten Fortschritte. Die portugiesische Regierung wachte mit ängstlicher Sorgfalt, daß weder Bücher noch fremde Reisende in das Innere des Landes gelangen konnten, und gestattete eben so wenig, fremden Schiffen, mit den brasilianischen Einwohnern zu verkehren; in dieser engherzigen Maßregel eines mißtrauischen Kabinets mag man die Ursache suchen, daß Brasilien Jahrhunderte lang ein gänzlich unbekanntes Land für Europa blieb, und fast möchte ich sagen, es wäre, seit dem die Schifffahrt mit diesem Lande allen Völkern freigegeben ist, zum zweiten Male entdeckt worden.

Die politischen Ereignisse des Jahres 1807 übten indessen auch auf Brasilien einen Einfluß aus, dessen Wichtigkeit damals wohl nur Wenige ahndeten. Portugal, von Frankreich aufgefordert England seine Häfen zu verschließen, befand sich in einer kritischen Lage; es stand zwischen zwei furchtbaren Mächten, und ehe sich der Prinz-Regent, D. Jouan, und

seine Minister zu einem entscheidenden Schritte entschließen konnten, überschritt ein franzöſisches Heer die portugieſiſche Gränze. Der muthloſe, ängſtliche Fürſt warf ſich England in die Arme, und beſchloß nach ſeinen überſeeiſchen Beſitzungen zu flüchten; dieſes ſchickte eine Flotte zu ſeiner Begleitung, und er verließ das Land mit der geiſteskranken Königin, ſeiner Familie, und 15,000 ſeiner Unterthanen.

Zehn Siege über die verhaßten Franzoſen würden die Engländer nicht ſo entzückt haben, als die Auswanderung dieſes europäiſchen Fürſten, nach einem Lande, welches ihren Erzeugniſſen bisher verſchloſſen war; frohlockend ſahen ſie, welche glänzende Ausſichten ihrem Handel lächelten, und der Erfolg entſprach ihren Erwartungen; Englands großmüthige Begleitung und Schutz waren nicht umſonſt geleiſtet worden.

Don Juan von Braganza landete glücklich in Rio de Janeiro, und von dieſem Augenblicke angefangen, beginnt eine neue Zeitrechnung für Braſilien.

Fremdlinge, welche die überſpannteſten Erwartungen nach Braſilien führten, die Geſandten der europäiſchen Mächte, Reiſeluſtige und Gelehrte, Kaufleute und Künſtler ließen ſich dort häuslich nieder, verbreiteten Luxus, Wiſſenſchaften und Künſte in der Hauptſtadt, und von hier aus bahnten ſich dieſe einen Weg in das Innere des Landes. Staunend erfuhr Braſilien, auf welcher hohen Stufe von Bildung ſich andere Völker befanden; bewundernd ſah man die Produkte ihres Kunſtfleißes, und wurde jezt erſt inne, in welcher ſtiefmütterlichen Abhängigkeit das Mutterland die Bewohner Braſiliens bisher gehalten hatte; doch erwarteten ſie, der Prinz-Regent würde die drückenden Monopole, welche die Induſtrie ſo ſehr beſchränkten, und die zahlloſen Bedrü-

dungen aufheben, welche auf dem Lande lasteten; wirklich gewann es auch den Anschein, als sey man gesonnen, Brasilien mit dem Mutterlande gleiche Rechte einzuräumen, als es nach dem Tode der Königin, D. Maria, und am Krönungstage D. Juan's VI. den Titel eines Königreiches erhielt, aber dieser Titel war eben so wenig von wichtigen Folgen, als die Persönlichkeit des neuen Souverains eine günstige Veränderung erlitt.

Ein Heer portugiesischer Beamten, die dem Könige gefolgt waren, bemächtigte sich aller Stellen, und verdrängte die Brasilianer sogar von den wenigen Plätzen, auf die ihnen ein partheiisches Gesetz Ansprüche gab. Die Geschäfte gingen im gewohnten Schlendrian fort: mit schamloser Stirne wurden alle Gunstbezeigungen an den Meistbietenden ververkauft, gleich Harpien an dem Marke des Landes gesogen, und dieses wenig besser, als eine eroberte Provinz behandelt; die Monopole wurden beibehalten, und der Zwischenhandel im Innern, nach wie vor, durch die widersinnigsten Zollgesetze erschwert.

Statt sich mit dem Wohle des Landes zu beschäftigen, entwarf man unnütze, Menschen und Geld kostende Eroberungspläne; um dem Ehrgeitze der Königin zu schmeicheln, wurden die spanischen Besitzungen am La Plata angegriffen, und obwohl Montevideo im Besitze der Portugiesen blieb, so hatte man doch nichts erreicht, als das ungeheure Gebiet Brasiliens durch eine widerspenstige Provinz zu vergrößern. Die Brasilianer sahen mit Unwillen auf diesen nutzlosen Kampf, der mit ihrem Blute und Gelde geführt wurde; Eifersucht, gekränkte Eigenliebe und Haß gegen die Portugiesen keimten bereits in jeder männlichen Brust, und Unzufriedenheit mit der Regierung verbreitete sich durch das ganze Reich. Bald darauf erhielt Buenos Ayres zuerst das

Panier der Freiheit; ganz Südamerika erklärte sich für unabhängig, und der mächtige Ruf der Freiheit tönte nicht vergebens in dem unterdrückten Brasilien wieder. Pernambuko zeigte sich zuerst geneigt, dem verführerischen Beispiele zu folgen; energische Maßregeln dämpften zwar das Feuer des Aufruhrs augenblicklich, aber erstickten es nicht.

Dieses gefährliche Ereigniß hätte der Regierung die Augen öffnen sollen; der würdige Conde de Arcos, der vor der Ankunft des Königs die Stelle eines Vicekönigs von Brasilien begleitet hatte, entwarf dem Könige, mit edlem Freimuthe, ein kräftiges Bild von den Mißbräuchen in allen Zweigen der Staatsverwaltung, und drang auf eine Generalreform; aber seine patriotische Aufrichtigkeit mißfiel dem Hofe eben so sehr, als sie die portugiesische Parthei gegen ihn aufbrachte; schon hoffte diese zu triumphiren, als eine wichtige Nachricht aus Lissabon den Hof und seine Parthei in Schrecken setzte.

Sie meldete die Revolution von Oporto durch das portugiesische Militär, und wurde von den Brasilianern mit einer Freude aufgenommen, welche den Hof über die Stimmung des Volkes nicht mehr länger in Zweifel ließ; zu seinem Nachtheile beobachtete er dasselbe schwankende System, welches ihm schon früher verderblich geworden war, und ehe der schwache König zu einem Entschlusse kam, wurde die portugiesische Konstitution von den portugiesischen Nationaltruppen in Bahia (den 10. Febr. 1821) und in Para proklamirt. Auch dieses Ereigniß konnte dem Monarchen den Entschluß nicht abdringen, auf die Stimme des Volkes zu hören, und ihm freiwillig zu geben, was es bereits zu ertrotzen geneigt war. Während Offiziere und einige angesehene Einwohner sich täglich auf einem Schiffe versammelten, um über die Maßregeln zu berathen, welche ergriffen werden

mißten, um den König zur Annahme der Konstitution zu bewegen, hielt dieser Betstunden. Sie wurden wahrscheinlich durch die Nachricht unangenehm unterbrochen, daß die Garnison der Hauptstadt auf dem Rocio versammelt wäre, und auf der Annahme der portugiesischen Konstitution bestehe. Es war kein Ausweg mehr, es mußte nachgegeben werden.

Die königliche Familie bewohnte damals das Lustschloß Boa vista bei St. Cristovao, und war im höchsten Grade bestürzt; am wenigsten jedoch der älteste Sohn des Königs, D. Pedro, Prinz von Brasilien; er warf sich, mit Vollmachten versehen, auf ein Pferd, sprengte nach der Stadt, und erschien unter den bewaffneten Aufrührern, welche ihm, seiner kriegerischen Eigenschaften wegen, sehr ergeben waren, und ihn mit dem allgemeinen Rufe; es lebe die Konstitution! empfingen. Dann verlas der Prinz, von dem Balkon des Theaters herab, die königliche Bewilligungsakte der portugiesischen Konstitution, beschwor sie selbst und eilte, von dem Jubel des Volkes begleitet, zu seinen erhabenen Eltern zurück. Die Garnison blieb unter den Waffen, bis der König selbst erschien, und die Konstitution im Regierungspallaste beschwor.

Die Cortes von Lissabon forderten indessen den König auf, in seine europäischen Staaten zurück zu kehren, und den 26. April 1821 schiffte sich der Monarch mit seiner Familie und mehreren tausend Personen nach Europa ein, nachdem er seinen muthigen Sohn, D. Pedro, zum Prinz-Regenten von Brasilien ernannt hatte; die brasilianischen Abgeordneten, an die Cortes von Portugal, verließen zu gleicher Zeit den Hafen von Rio de Janeiro.

Die zurückkehrenden Portugiesen entzogen dem Lande un-

geheure Summen, und ihrem Aussaugungs-Systeme bis zu dem lezten Augenblicke getreu, leerten sie vor ihrer Abreise alle öffentlichen Kassen, selbst die der Wittwen und Waisen; Seine Majestät allein, nahmen an ungemünztem Golde und baarem Gelde, wie man sagt, über 60 Millionen Cruſades mit, ohne die Diamanten zu rechnen, welche man der Bank von Rio de Janeiro, gegen sehr bedeutende Vorschüsse, verpfändet hatte, und welche zurückgefordert wurden, ohne diese zu vergüten.

Indessen befand sich der Prinz-Regent in einer Lage, welcher er nichts als persönlichen Muth entgegen setzen konnte. Er lag im beständigen Kampfe mit den Anmaßungen der Truppen, und den verschiedenen Faktionen unter den Einwohnern, dabei erhielt er so viele sich widersprechende Rathschläge, daß er beinahe an der Möglichkeit zweifelte, in dieses politische Chaos einige Ordnung zu bringen. Die unerwartete und so plötzliche Rückkehr und Ankunft der brasilianischen Abgeordneten in Rio de Janeiro, und ihre Verantwortung, warum sie Portugal verlassen hatten, welche sie sich beeilten, allen Provinzen Brasiliens zu übersenden, gab dem Volke plötzlich einen Vereinigungspunkt. Die Nachricht, daß die Cortes in Lissabon nur bedacht wären, Portugal eine freie Verfassung zu geben, und Brasilien, mit geringer Abänderung in der alten Abhängigkeit und Unterwürfigkeit einer Provinz, erhalten wollten, erfüllte ganz Brasilien mit glühendem Unwillen. Ein Wunsch sprach sich im ganzen Volke aus, Trennung von Portugal; aber sehr verschieden waren die Ansichten, welcher Regierungsform das Land huldigen sollte. Während der Prinz-Regent Alles aufbot, die portugiesischen Cortes, indem er ihnen die Gesinnungen des Volkes bekannt machte, aus ihrer Verblendung zu reissen, und diese, im Vertrauen auf die Macht und Treue der portugiesischen Besatzungen in Brasilien, überzeugt sie wären

stark genug ihre diktatorischen Beschlüsse in Ausführung zu bringen, den Prinzen durch ein besonderes Dekret nach Portugal zurückriefen, loderte die Flamme der Zwietracht und Empörung in allen Provinzen des Reiches. Pernambuko verlangte eine republikanische Verfassung; Bahia und Marinhão, woselbst starke, portugiesische Besatzungen lagen, erklärten, mit Portugal vereint bleiben zu wollen; die Hauptstadt wurde nur durch die Gegenwart des Prinz-Regenten von Thätlichkeit zurückgehalten, St. Paulo schien sich zu energischen Maßregeln zu rüsten, und Minas, von sehr vielen Portugiesen bewohnt, wurde an diesen einstweilen von der ernstlichen Theilnahme an irgend einer Katastrophe, die sich vorzubereiten schien, abgehalten.

Die gemäßigtere Parthei der südlichen Provinzen endlich, abgeschreckt durch das traurige Beispiel des Bürgerkrieges in den spanisch-südamerikanischen Staaten, und größtentheils dem Hause, das so lange über Brasilien herrschte, ergeben, beschloß, dem Prinz-Regenten, D. Pedro, die Herrschaft über Brasilien anzutragen, doch sollte dieses Reich als selbstständig für immer von Portugal getrennt bleiben.

Der Prinz machte indessen Miene, sich nach Europa einzuschiffen, wurde aber durch die Bitten der Abgeordneten mehrerer Provinzen bewogen, zu bleiben. Dieser Ungehorsam gegen die Beschlüsse der Cortes, bewaffnete die ganze Parthei der Portugiesen; die Truppen machten sogar Miene, Gewalt zu brauchen, wurden aber denselben Tag noch durch die brasilianischen Milizen gezwungen, zu kapituliren und die Stadt zu verlassen. Spätere Verstärkungen, welche aus Portugal kamen, wurden gleichfalls abgewiesen, und endlich die ganze portugiesische Besatzung genöthiget, sich nach Lissabon einzuschiffen. Dieses war der erste entscheidende Schritt

zu einer Trennung von Portugal; in den nördlichen Provinzen folgte man diesem Beispiele, und griff die Portugiesen mit abwechselndem Glücke an, doch blieb Para, Maranhão und Bahia in ihrer Gewalt.

Das Bestreben des Prinz-Regenten sprach sich jedoch noch immer deutlich aus, Brasilien dem Mutterlande zu erhalten; das Benehmen der Cortes arbeitete aber allen seinen Bemühungen entgegen; sie erklärten alle seine Schritte für revolutionär, und drohten zuletzt, ihn von der Thronfolge auszuschließen. Von diesem Augenblicke angefangen, lieh der Prinz der Parthei, welche auf der Trennung beider Staaten bestand, ein geneigteres Ohr, und ein Besuch der Hauptstadt, der Provinz St. Paulo, und die Rathschläge eines ihrer ausgezeichnetsten Deputirten, des talentvollen Bonifacio de Andrada, schienen den Entschluß des Prinzen zur Reife zu bringen. Eine Deputation der südlichen Provinzen Brasiliens trug ihm die Krone des Reiches an, proklamirte ihn als konstitutionellen Kaiser von Brasilien, und schon am 1. Dezember 1821 wurden D. Pedro I., und seine Gemahlin D. Leopoldina von Oesterreich, feierlich in Rio de Janeiro gekrönt.

Der junge Monarch entwickelte eine bewunderungswürdige Thätigkeit; er organisirte das Heer und schuf eine Flotte, an deren Spitze er den bekannten Lord Cochrane sezte; Portugiesen und republikanisch gesinnte brasilianische Partheien wurden mit gleicher Energie und mit dem besten Erfolge angegriffen, und besonders wurde die Parthei der sogenannten Demagogen mit der größten Strenge verfolgt, und willkührlich bestraft. Die Gegner des Kaisers ermangelten nicht, das Volk auf manche despotische Handlung des jungen Fürsten aufmerksam zu machen; es wurde mißtrauisch, zulezt feindlich gegen ihn gesinnt, so daß ihm, von seinen besten

Truppen entblößt, und mit Gefahren umgeben, nichts mehr übrig blieb, als eine konstituirende Versammlung der Repräsentanten sämmtlicher Provinzen Brasiliens zusammen zu rufen. Sie wurde am 3. Mai 1823, und zwar am Jahrestage der Entdeckung Brasiliens, von dem Kaiser selbst feierlich eröffnet.

Von den nördlichen Provinzen erschienen keine Abgeordneten, aber auch die, welche sich eingestellt hatten, ließen die Regierung, nach wenigen Verhandlungen, nicht länger in Zweifel, daß ihnen kein Schattenbild von Freiheit genügen würde, und daß sie wenig geneigt seyen, sich der Willkühr zu unterwerfen, und eine unumschränkte Gewalt in die Hand eines Einzelnen zu geben. Am 29. Juli dekretirte bereits die Generalversammlung (Assemblea geral), daß ihre Beschlüsse selbst dann in Kraft treten sollten, wenn auch der Monarch ihnen seine Sanktion verweigern würde. Die Regierung zu ohnmächtig, ernsthaften Widerstand zu leisten, konnte nur durch Proklamationen gegen die ehrgeizigen Absichten der Deputirten eifern, und sie auf die Folgen des Freiheitsschwindels aufmerksam machen; erst als die Nachrichten von den glänzenden Siegen der kaiserlichen Truppen in den nördlichen Provinzen nach Rio kamen, schienen der Kaiser und seine Parthei wieder Muth zu gewinnen.

Bahia, Maranhão und Para, bisher von portugiesischen Truppen besezt, wurden zur See von Lord Cochrane, zu Land von dem Heere unter da Silva gedrängt, und mußten sich ergeben, nur Pernambuko, nachdem die Einwohner die portugiesische Besatzung vertrieben, und ihre Provinz für unabhängig erklärt hatten, weigerte sich, den Kaiser anzuerkennen. Den vereinten Anstrengungen der Flotte und des Heeres vermochten übrigens die sogenannten Republikaner nicht lange zu widerstehen; Pernambuko ergab sich nach ei-

nem heftigen Bombardement, und somit waren alle Theile Brasiliens einem Scepter unterworfen.

Die Abgeordneten der nördlichen Provinzen kamen nach der Hauptstadt, und verstärkten natürlich die sogenannte liberale Parthei in der Generalversammlung; der erste Minister des Kaisers, Bonifacio de Andrada, ein Mann von großem Einflusse, und ein entschiedener Gegner der Portugiesen, welche sich jezt wider der Person D. Pedro's näherten, resignirte, und schloß sich der Oppositions-Parthei an; öffentliche Blätter bearbeiteten das Volk; selbst ein Theil der Truppen war für die Ansichten der Liberalen gewonnen, an deren Sieg man nicht mehr zweifelte. Die entschiedene Weigerung der Mehrheit der Abgeordneten, sich dem Willen des Kaisers zu fügen, veranlaßte diesen endlich, auf den ernsthaftesten Widerstand zu denken; es wurde Befehl gegeben, ein Fremden-Corps zu errichten; die Truppen, auf deren Treue er rechnete, wurden in die Kasernen von St. Christovão verlegt, und man schien nur eine schickliche Gelegenheit zu erwarten, um die Generalversammlung aufzulösen.

Ein, im Vergleiche seiner Folgen unbedeutender, Vorfall führte endlich diese herbei; ein angesehener Bürger von Rio de Janeiro wurde in seinem eigenen Hause von einigen Offizieren überfallen und verwundet. Die Verfassung verhängt aber über Verletzung der persönlichen Sicherheit die schwerste Ahndung; nichts desto weniger wurde der Kläger von allen Behörden, bei welchen er seine Beschwerde vorbrachte, abgewiesen; er wandte sich an die Generalversammlung, welche nach lebhaften Verhandlungen die Angeklagten, wenn sie des beschuldigten Verbrechens überwiesen wären, verurtheilte, aus Brasilien verbannt zu werden. Die Theilnahme der Einwohner an diesem Ereignisse war außerordentlich, die Gallerie des Ständehauses beständig überfüllt, und

ſelbſt der große Platz vor demſelben voll Menſchen, welche auf die Ankunft oder die Abfahrt derjenigen Abgeordneten warteten, die ſich als Redner beſonders auszeichneten, und jedesmal mit ſtürmiſchen Beifallsbezeugungen begrüßt wurden.

Am lezten Tage der erwähnten Verhandlungen begeiſterte eine ungemein kühne und feurige Rede des Abgeordneten Carlos de Andrada die Mitglieder der General-Verſammlung; das leicht bewegliche, feurige Gemüth der Braſilianer überſchüttete ihn mit Beifall, und bald wurde die Begeiſterung in der Stadt allgemein.

Der Kaiſer konnte von ſeinem Pallaſte aus ſich von der ſtürmiſchen Freude des Volkes überzeugen; man verbreitete ſogar das Gerücht, die Liberalen hätten es bewaffnet, und, um den Anſchein der Gefahr zu erhöhen, empfing der Kaiſer noch an demſelben Tage die Reſignation ſämmtlicher Miniſter. Gegen Abend eilte er nach St. Criſtovão zurück, ließ die Truppen ausrücken, beſezte die Straßen nach Minas und St. Paulo, und verſicherte ſich wiederholt ihrer Stimmung. Den kommenden Tag (12. Nov.) überſchickte der Kaiſer eine Liſte derjenigen Abgeordneten, an die General-Verſammlung, deren Ausſtoßung aus ihrer Mitte er verlangte; — ſtatt aller Antwort erließ dieſe ein Dekret, welches die Sitzung als permanent erklärte, und die Entfernung der fremden Truppen auf zehn Stunden von der Hauptſtadt befahl. Der wiederholten Aufforderung des Kaiſers, die General-Verſammlung möchte ſich freiwillig auflöſen, wurde mit demſelben Trotze begegnet.

Nachmittag erſchien jedoch D. Pedro an der Spitze eines Bataillons Infanterie und einiger Kanonen in der Stadt, umringte das Ständehaus, befahl der Verſammlung ſich zu

trennen, und ließ die hartnäckigsten Abgeordneten verhaften. Das Volk sah gleichgültig zu, und beleuchtete auf seinen Befehl die Stadt während mehreren Nächten.

Um zu beweisen, daß dieses gewaltthätige Verfahren gegen die Repräsentanten des Volkes durch die Umstände bedingt worden wäre, und nicht nach willkührlicher Herrschaft getrachtet werde, beeilte sich der Kaiser eine neue Versammlung der Deputirten einzuberufen; zugleich wurde in allen Städten des Reiches über die Annahme der Konstitution abgestimmt. Nach Beobachtung dieser Förmlichkeit wurde der Entwurf der Konstitution den Deputirten vorgelegt, von ihnen angenommen, von dem Senate und dem Staatsrathe unterzeichnet, und am 25. März 1824 beschwor D. Pedro dieselbe feierlich.

Ihre Grundzüge sind in gedrängtem Auszuge folgende:

1. Das Kaiserthum Brasilien ist frei und unabhängig, die Regierung erblich, konstitutionel und repräsentativ.

2. Der anerkannte Herrscherstamm ist der des Kaisers D. Pedro I.

3. Sollte die gegenwärtige Dinastie aussterben, so steht es der General-Versammlung zu, eine neue zu wählen.

4. Die römisch-katholische Religion ist die herrschende des Reiches; die Ausübung aller andern Glaubensbekenntnisse wird geduldet, doch dürfen die zu ihrer Ausübung bestimmten Gebäude keine kirchliche Auszeichnung erhalten.

5. Der Kaiser und die General-Versammlung repräsentiren die Brasilianische Nation.

6. Die General-Versammlung (Assemblea geral) besteht aus zwei Kammern; nämlich: die der Deputirten, und

die der Senatoren. Die Senatoren werden von den Provinzen auf Lebensdauer, die Deputirten nur temporär gewählt.

7. Der General-Versammlung ist unter der Sanktion des Kaisers die gesetzgebende Gewalt übertragen.

8. Die General-Versammlung bestimmt die jährlichen Staatsausgaben, die direkten Steuern; und nach Vernehmung der Regierung, die ordentliche und außerordentliche Land- und Seemacht.

9. Dem Senate kömmt es allein zu, über die individuellen Vergehungen der Mitglieder der kaiserlichen Familie, der Staatsminister, Staatsräthe, Senatoren und Deputirten zu richten und zu erkennen.

10. Der Kaiser als Oberhaupt der Vollziehungsgewalt übt dieselbe durch die Minister aus.

11. Der Kaiser beruft die General-Versammlung, und kann Krieg erklären und Frieden schließen, wovon er jedesmal die General-Versammlung, wenn das Interesse und die Sicherheit des Staates es erlauben, in Kenntniß setzet.

12. Die Staatsminister sind verantwortlich: 1) wegen Verrath; 2) wegen Veruntreuung oder Verschwendung der Staatsgelder und Güter; 3) wegen überwiesener Bestechung und Erpressungen; 4) wegen Mißbrauch der Gewalt, und wegen Verletzung der Freiheit, Sicherheit und des Eigenthums der Bürger.

Mit dem Beginnen des Jahres 1825 schien Einigkeit und Friede über das ungeheure brasilianische Reich verbreitet, und des Kaisers Ansehen hinreichend befestiget zu seyn; am 7. September erfolgte die feierliche Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens von Seite Portugals. Dieses höchst er-

freuliche Ereigniß hätte die Folge, daß die bedeutendsten Seemächte Europas diesem Beispiele folgten, und überdieß noch durch besondere Handelsverträge sich mit Brasilien befreundeten, welchem sich günstige Aussichten zu einem dauernden Frieden, der weiteren Ausdehnung seines Handels und der Vermehrung seiner Bevölkerung, durch arbeitsame Einwanderer, eröffnete. Leider nöthigte die rasch um sich greifende Empörung der Bewohner der Provinz Cis-platina (Banda oriental) die brasilianische Regierung, Truppen gegen die Insurgenten zu schicken, und den vereinigten Provinzen des La Plata-Stromes, welche diese unterstützten und ermunterten, den Krieg zu erklären.

Die Vergrößerung der Seemacht, die gewaltthätigen Mittel, welche angewendet wurden, die Schiffe zu bemannen, die Ergänzung der Landtruppen, welche der Krieg hinwegraffte, die großen Summen, welche die Ausrüstungen kosteten, lasteten schwer auf dem Lande; überdieß waren die Führer der brasilianischen Land- und Seemacht *) entweder unwissend, oder feig und verkäuflich, so zwar, daß die Unfälle sich häuften, die besten Bataillone nach dem Süden, und als auch diese nichts ausrichteten, selbst noch Milizen als Verstärkung nachgeschickt werden mußten. Der Zustand der Finanzen wurde dadurch immer ungünstiger, der öffentliche Kredit in der Hauptstadt sank gänzlich; in den Provinzen gab es wenige Familien, welche nicht den Verlust eines ihrer Mitglieder beweinten; in einigen nördlichen herrschte, in Folge einer ungewöhnlichen Trockenheit, der schrecklichste Mangel an Lebensmitteln, und in Allen Unzufriedenheit.

Der Kaiser beschloß, um dieser einiger Maßen zu begegnen, die nördlichen Provinzen Brasiliens zu besuchen; er

*) Lord Cochrane hatte bereits den kaiserlichen Dienst verlassen.

reiste auch wirklich mit dem Anfange des Jahres 1826 mit seiner Gemahlin und einem äußerst glänzenden Gefolge nach Bahia ab, kehrte aber, mit der Aufnahme daselbst unzufrieden, bald wieder nach seiner Hauptstadt zurück. Bald darauf (den 24. April) kam die Nachricht von dem Tode des Königs von Portugal in Rio de Janeiro an; eine Deputation der angesehensten Portugiesen überbrachte zugleich dem Thronerben und Kaiser die Huldigungen seiner neuen Unterthanen, und ihre dringende Bitte, sich sogleich nach Portugal zu begeben. Die Verfassung Brasiliens erlaubt jedoch dem Beherrscher des Landes nicht, die Krone eines fremden Reiches zu tragen, und D. Pedros Wahl zwischen Brasilien und Portugal blieb nicht lange unentschieden; doch glaubte er, als der natürliche Erbe des europäischen Königreiches, über dieses willkührlich verfügen zu können, und trat es seiner ältesten Tochter, Donna Maria da Gloria, ab. Um jedoch den Ansprüchen seines Bruders, Dom Miguel, auf Portugal zu begegnen, ernannte er ihn einstweilen zu seinem Stellvertreter, bestimmte ihn zum Gemahl der jungen Königin, und gab Portugal eine Verfassung.

Das Resultat des staatsklugen Benehmens des Kaisers ist bekannt; welchen Einfluß dessen Gelingen oder Mißlingen auf Brasilien haben wird, dürfte sich vielleicht bald entscheiden.

Im Laufe des Jahres besuchte der Kaiser die Provinzen St. Pedro und St. Catharina im Süden. Dem Kriegsschauplatz nahe, würde der muthige Monarch sich zuverlässig an die Spitze seiner Truppen gestellt haben, wäre seine Gegenwart in Rio de Janeiro nicht unbedingt nöthig gewesen. Sein Besuch wirkte übrigens vortheilhaft auf die Gesinnungen der Bewohner dieser Provinzen, welche durch bedeutende Geldbeiträge Beweise ihrer Ergebenheit ablegten.

Während der Abwesenheit Dom Pedro's starb seine Gemahlin Donna Leopoldina. So sehr diese Fürstin auch von den Bewohnern der Hauptstadt bedauert wurde, so brachten sie die Nachrichten von dem Kriegsschauplatze doch bald wieder in Vergessenheit; sie waren ungünstig und machten einen äußerst nachtheiligen Eindruck auf das Volk. Die Erschöpfung der kriegführenden Mächte und die Vermittlung Englands, brachten endlich einen Frieden zwischen Brasilien und Buenos Ayres zu Stande, welcher nicht auf die festeste Basis gegründet scheint. Friede ist aber ein großes Bedürfniß für Brasilien; von seiner Erhaltung hängt nicht allein die Wohlfahrt des Landes, sondern selbst der Besitz dieses schönen Reiches ab. Die Streitigkeiten mit dem Usurpator von Portugal müssen durch die Dazwischenkunft fremder Mächte beigelegt werden. Der Kaiser kann sich in seiner gegenwärtigen Lage nur leidend verhalten; seine Entfernung von Brasilien ist politisch unmöglich, und seine Truppen würden sich der Einschiffung nach Europa widersetzen; überhaupt ist zu wünschen, daß der Beherrscher Brasiliens sich durch seine bisherigen Erfolge in keine zu große Sicherheit einwiegen lasse. Der Thron, welchen er mitten unter revolutionären Stürmen mit bewunderungswürdigem Muthe bestieg, ist ein rasch aufgeführtes Gebäude, dem noch die mächtigsten Stützen fehlen. Es bedarf einer festen Hand, und eines umsichtigen Geistes, um über ein Reich zu herrschen, welches beinahe so groß als Europa, allenthalben mit republikanischen Staaten umgeben ist, und von dem fast alle nördlichen Provinzen geneigt sind, sich eine ähnliche Verfassung zu geben. Jeder Versuch, mit Willkühr zu regieren, und sich nicht gewissenhaft an die Verfassung des Landes zu halten, kann dem Kaiser eine Provinz kosten. Besitzt er jedoch einmal das Vertrauen des Volkes, trägt er vor allem Sorge, durch weise Sparsamkeit den Zustand der unbeschreiblich zerrütteten Finanzen zu verbessern, so wird der bessere Theil der Brasi-

lianer für ihn seyn, und er keines kostspieligen, in diesem Welttheile oft gefährlichen, Heeres mehr bedürfen, um sich, und seinen Nachkommen den Besitz des schönsten Reiches der Welt zu sichern. Dom Pedro bahnte sich übrigens einen neuen Weg zu den Herzen der Brasilianer, seitdem er sich widerholt mit der Tochter eines teutschen Fürstenhauses vermählte, welche von dem Strahlenkranze der Schönheit, Anmuth und aller weiblichen Tugenden umgeben, dem verwaisten Lande eine liebende Mutter seyn wird.

Damit schließt sich die Geschichte Brasiliens; die Zukunft hat diesem, von der Vorsehung so überaus begünstigten Lande, vielleicht eine große Rolle zugedacht; so viel ist gewiß, daß, wenn die Menschen die unermeßlichen Vortheile, welche Brasilien darbietet würdigen, und seine außerordentlichen Hülfsquellen benützen lernen, der Reichthum und die Macht dieses Reiches, noch vor Beendigung dieses Jahrhunderts, eine Höhe erreichen dürfte, von welcher Wenige eine Ahndung haben.

II.

Statistische und geographische Bemerkungen.

Das Kaiserthum Brasilien nimmt in dem mittäglichen Amerika den ungeheuren Flächenraum von 140,000 Quadratmeilen ein. Es gränzt gegen Norden an den Oyapock-Fluß und den Ocean, und gegen Süden an die vereinigten Staaten des La Plata-Stromes; in Osten begränzt es der Ocean, in Westen die großen Flüsse Paraguai und Madeira. Man rechnet von dem nördlichsten Punkte Brasiliens, dem Flusse Oyapock bis zu dem südlichsten Maldonado, an der Mündung des La Plata über 780 Legoas (20 auf den Grad) Entfernung, und zählt von dem östlichen Punkte, dem Vorgebirge St. Augostinho bis zu der Spitze Abuna an dem Ufer des Madeira 600 Legoas. Nach den neuesten Angaben wird dieser ungeheure Landstrich von 4,500,000 civilisirten Menschen bewohnt; die Zahl der Ureinwohner, welche sich in dem Innern des Landes aufhalten, wird, obwohl mit geringer Wahrscheinlichkeit, auf eine Million geschäzt.

Seit dem Verluste der Banda-Oriental, welche, ehe Brasilien auf ihren Besitz verzichtete, Cis-Platina genannt wurde, besteht dieses Reich noch aus achtzehn Provinzen; diese sind:

1. St. Pedro, die Südlichste, mit der Hauptstadt Porto-Allegre, am südlichen Ufer des Patos-Sees, in 30° 58' südlicher Breite und 326° 54' 40" der Länge.

2. St. Catharina, Hauptstadt Desterro auf der Insel St. Katharina im 27° 25' 30" d. B., 329° 35' d. L.

3. St Paulo, Hauptst. St. Paulo am Zusammenflusse des Tamandaty und Hinhangabahu im 23° 19' 30" d. Br. und 331° 11' 30" d. L.

4. Rio de Janeiro, Hpst. St. Sebastiao de Rio de Janeiro, etwas aufwärts an der Mündung der Bai dieses Namens, 22° 45' 15" d. Br., 334° 45' 10" d. L.

5. Espirito Santo, Hauptst. Victoria an der westlichen Seite der Insel Victoria, in der Bai von Espirito Santo, im 20° 18' 12" d. B., 337° 39' 2" d. L.

6. Bahia, Hpst. San Salvador an der östlichen Seite der Allerheiligen Bai im 12° 58' d. B., 339° 7' 34" d. L.

7. Sergipe, Hpst. St. Cristovao am Flusse Paramopana, einem Zweige des Vazabáris, fünf Lagoas vom Meere entfernt, im 11° 46' 47" d. B., 346° 87' d. L.

8. Alagoas, Hpst. Alagoas, auf der Südseite des Sees Manguaba, im 10° 17' 15" d. B., 341° 25' d. L.

9. Pernambuco, Hpst. Recife an dem Ufer des Meeres, sie wird durch den Fluß Capiberibe in drei Viertel getheilt, welche die Namen Recife, Santo Antonio und Boa Vista führen, im 8° 16' 28" d. B., 342° 6' d. L.

10. Parahyba, Hpst. Parahyba am rechten Ufer des Flußes gleichen Namens, drei Legoas oberhalb seiner Mündung im 6° 47' 25" d. B., 342° 55' d. L.

11. Riogrande, Hpst. Natal am rechten Ufer des Rio-Grande, eine halbe Legoa oberhalb seiner Mündung, im 5° 26' d. B., 342° 31' d. L.

12. Ceará, Hpst. der Fortaleza, am Ufer des Meers, im 3° 28' d. B., 337° 35' d. L.

13. Piauhy, Hpſt. Oeyras im 7° 5' d. B., 335° 32' 20" d. L.

14. Maranhão, Hpſt. St. Luis do Maranhão im 2° 26' 30" ſüdl. Br., 333° 34' 27" d. L. an der Weſtſeite der Inſel dieſes Namens, zwiſchen den Mündungen des St. Franziſco und des Maranhão.

15. Pará, Hpſt. Belem an dem öſtlichen Ufer des Tocantin, gegenüber der Ilha das onças, 1° 7' 40" ſüdl. Br., 320° 39' 30" d. L.

16. Minas-Geraes, Hpſt. Ouro-Preto (gemeiniglich Villa-Ricca) an dem ſüdlichen Abhange der Serra do Ouro-Prato im 22° 25' 30" d. B. 334° 20' 52" d. L.

17. Goyaz, Hpſt. Goyaz am Ufer des Vermelho, welcher ſie in zwei etwas ungleiche Theile abſondert, im 16° 20' d. B. 329° 10' 50" d. L.

18. Matto-groſſo, Hpſt. Matto-Groſſo am Ufer des Guaporé im 15° d. B. 317° 42' 30" d. L.

Dem geehrten Leſer wird die äußerſt günſtige Lage der Provinzial-Hauptſtädte in die Augen fallen; die meiſten ſtehen mit dem Ocean in Verbindung, und beſitzen vortreffliche Häfen; viele Provinzen durchſtrömen große Flüſſe, welche ſämmtlich dem Meere zueilen, und zum Theile ſchiffbar ſind, oder doch ſchiffbar gemacht werden könnten; die Natur ſchien überhaupt eifrig bemüht, jene Verbindungen in Braſilien anzulegen, welche als die Grundlagen des Wohlſtandes der Staaten angeſprochen werden müſſen, und während in anderen Ländern der Erde die erſten Anſiedler auf Hinderniſſe ſtießen, deren Beſeitigung ganze Generationen Jahrhunderte lang beſchäftigten, genügen in Braſilien die Anſtrengungen

weniger Jahre, um große Flüsse schiffbar zu machen, Ströme mit einander zu verbinden und natürliche Kanäle zu erweitern.

Die Verbindungen Brasiliens mit den Nachbarländern und unter sich sind höchst merkwürdig. Wenden wir unsere Aufmerksamkeit dem Süden des Landes zu, so finden wir den Rio grande in der Provinz St. Pedro, und im Westen derselben den Uraguay, der sie mit dem gewaltigen la Plata, und durch ihn mit den vereinigten Staaten dieses Namens, und mit dem großen Gebiete von Paraguai in Verbindung bringt. Die Provinz St. Catharina verbindet der Parana mit dem la Plata; der St. Francisco ist noch nicht schiffbar; dafür sind aber die Häfen und Küsten dieser Provinz vortreffliche Landungs- und Handelsplätze. Die Provinz St. Paulo ist ungemein flußreich; aber eine gewaltige Gebirgskette, welche unter dem Namen Sera do Mar, an der Meeresküste der Bai von Rio de Janeiro anfängt, und ununterbrochen bis zur Provinz St. Pedro fortläuft, nöthiget die Flüsse, einen ungeheuren Umweg zu nehmen, um sich in das Meer zu ergießen. Die bedeutendsten Flüsse sind der Paraiba, Tiete, Parana (früher Rio-Grande) und der Pinheiros.

Sie sind sämmtlich gewisse Strecken lang schiffbar, bis größere oder kleinere Wasserfälle die Fortsetzung der Reise zu Wasser unterbrechen; nichts desto weniger versammeln sich häufig eine beträchtliche Zahl Canoas (Einbäume) in dem Hafen von St. Felix, vierundzwanzig Legoas unter der Stadt St. Paulo, fahren den Tiete hinab bis zum Parana, auf diesem bis an die Mündung des Rio-Pardo, und von hier längs dem Sanguexuga, woselbst die Fahrzeuge ausgeladen, und diese, wie die Waaren, zu Lande bis Cochim fortgebracht werden; hier setzen sie die Reise auf den Tocoary

fort, und kommen über den See Xareys nach der Stadt Cuiaba in der Provinz Matta-Grosso; eine Reise, die mit unbeschreiblichen Beschwerden und Zeitverlust verbunden ist, da der Tiete allein, ehe er sich mit dem Parana vereinigt, 120 kleinere Wasserfälle und 14 größere bildet. Dieser merkwürdige Fluß, der in späteren Zeiten eine der größten Segnungen des Landes werden wird, entspringt in der Nähe der Villa da Cunha, nur 8 bis 10 Legoas vom Meere ententfernt, wendet sich, wenige Meilen von seiner Quelle schiffbar, nach Westen, nähert sich dem gleichfalls schiffbaren Paraiba bis auf zwei Legoas, und fällt nach einem Laufe von 200 Legoas in den Parana.

Verbände man nun beide Flüsse durch einen Kanal, und beauftragte einen geschickten Ingenieur, die erforderlichen Schleußen anzulegen, so würde man von der Villa de St. Salvador dos campos de Goytacazes, in der Provinz Espirito-Santo, bis zum La Plata-Strome, also eine Strecke von 1200 Legoas zu Wasser reisen können; — gewiß die längste inländische Schifffahrt in irgend einem Theile der Welt.

Die Provinz Espirito Santo durchströmt zum Theile der schiffbare Rio-Doce, und wenn es den Bewohnern von Minas-Geraes bisher noch nicht vollkommen gelang, diesen Fluß so zu benützen, wie es ihr Vortheil mit sich brächte, so sind allein die wilden Ureinwohner Ursache, vor deren unvermutheten Angriffen, die auf dem Flusse Reisenden, keineswegs gesichert sind. Mit der zunehmenden Macht und Bevölkerung des Reiches sind dieses jedoch unbedeutende Hindernisse.

Von großer Wichtigkeit ist der Jiquitihnonha in der Provinz Bahia, welcher unter dem Namen Belmonte zwi-

schen Porto-Seguro und Ilheos in den Ocean stürmt. Seit man den Ursprung dieses Flusses kennt, hat man Hoffnung, Minas-Novas mit Rio de Janeiro in leichte Verbindung zu setzen.

Die Provinz Pernambuko besitzt den gewaltigen St. Francisco, der in Minas entspringt, aber noch nicht schiffbar ist. Mehrere der übrigen nördlichen Provinzen sind weniger wasserreich, und Verbindungen im Innern manchmal nur zu Land möglich; dafür besitzen die Provinzen Parahyba, Rio-Grande, Maranhão die gewaltigen Ströme, nach welchen sie benannt werden. Am wasserreichsten ist jedoch die Provinz Para, die nördlichste Brasiliens; nördlich von dem riesenhaften Amazonen-Strome begränzt, steht sie mit diesem, und durch den Rio-Grande, mit dem Orenoko, und der französischen Guyana in Verbindung; überdieß theilen die Nebenflüsse des Amazonen-Stromes die Provinz in mehrere Theile, und werden später dem Handel als wichtige Kanäle dienen.

Gegenwärtig sind die Bewohner Brasiliens größtentheils noch genöthiget, ihre Verbindung zu Lande zu unterhalten; die bedeutendsten finden durch die Straßen statt, die von St. Salvador und Rio de Janeiro nach Minas-Geraes führen; die Reise wie der Transport der Waaren geschieht nur mittels Maulthieren, da es durchaus unmöglich ist, mit Wagen weiter zu kommen. Ueber einige unbedeutende Flüsse führen Brücken, über größere wird man mit Fähren gebracht; häufig sind diese Hauptstraßen bodenlos, oft höchst gefährlich. Die Straße von St. Paulo nach Minas ist wenig besser, als ein Maulthierpfad; und auf der von Rio de Janeiro nach Bahia, und jener von Bahia nach Pernambuko bis Maranhão stößt man auf Schwierigkeiten, welche

jeden Begriff übersteigen, und man kann den Schaden leicht ermessen, der für den Handel daraus hervorgehen muß.

Die Nothwendigkeit wird übrigens in ganz Brasilien gefühlt, bessere Verbindungen herzustellen, Flüsse schiffbar zu machen und Kanäle anzulegen. Bisher fehlt es noch an Gemeingeist unter den Einwohnern, und an fähigen Männern, welchen man die Leitung irgend eines wichtigen Unternehmens, das mathematische, hidraulische und mechanische Kenntnisse erfordert, anvertrauen könnte. Hier muß also durchaus die Regierung kräftig einschreiten, kenntnißvolle Männer aus dem Auslande verschreiben, die wohlhabenden Einwohner ermuntern, sich in Kompagnien und Aktien-Gesellschaften zu vereinigen, und ohne sich im geringsten in ihre Angelegenheiten zu mischen, sich begnügen, ihnen ihren Schutz zuzusagen, und sie durch Privilegien und Gerechtsame zu ermuntern. Auf diese Weise kommen in Nordamerika Riesenwerke zu Stande, und die erste Handlung einer neu gegründeten Kolonie, nachdem sie für Obdach und Nahrung Sorge trug, besteht in den vereinten Bemühungen, Verbindungen mit ihren Nachbarn, zu Wasser oder zu Land, anzulegen.

In Brasilien sind Jahrhunderte vergangen, ohne daß man auch nur den ernstlich gemeinten Versuch gemacht hätte, eine Strasse anzulegen oder einen Kanal zu graben, und die Gleichgültigkeit geht darin so weit, daß gegenwärtig noch, bei anhaltendem Regenwetter, im Angesichte der Hauptstadt, und auf jener Stelle, die man pomphaft Estrada real (königliche Strasse) nennt, ganze Caravanen im Kothe versinken. Die portugiesische Trägheit hat für diese unverzeihliche Saumseligkeit Entschuldigungen, welche sie charakterisiren. Gute, gangbare Strassen würden dem von Außen kommenden Feinde das Eindringen in das Innere des Landes zu

sehr erleichtern; und wenn man eine Strasse anlegte, so bedeckte sie sich bei der außerordentlichen Vegetation des Bodens sogleich wieder mit Gebüsch, und müßte daher, bei der geringen Bevölkerung des Landes, mit großem Aufwande beständig unterhalten werden. Die Bemühungen einiger höchst achtungswerthen Brasilianer, durch die unermeßlichen Urwälder Wege zu bahnen, und Verbindungen mit dem Innern und den Küstenländern herzustellen, ein Unternehmen, dessen außerordentliche Schwierigkeit nur derjenige beurtheilen kann, welcher im Innern des Landes reis'te, waren daher vergebens; die Regierung belobte die wackeren Männer, beeilte sich, ein paar Weg- und Zoll-Häuser (Registos) anzulegen, und zufrieden den Reisenden zu besteuern, war es ihr vollkommen gleichgiltig, wie er an sein Ziel gelangte.

Die Hülfsquellen Brasiliens sind außerordentlich; die glückliche Lage des Landes, welches sich von der heißen Zonne (1° 7' 40") bis zur gemäßigten (32° südl. Br.) erstreckt, gestattet die Kultur aller Gewächse der Erde, deren vorzügliches Gedeihen durch die außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens gesichert wird. Die Ausfuhr von Zucker, Kaffee, Rum, Reis und Baumwolle sind für die geringe Bevölkerung des Landes schon äußerst beträchtlich; Tabak würde, bei gehöriger Behandlung, trefflich gedeihen und ein sehr bedeutender Handelsartikel werden; St. Paulo und Bahia führen bereits eine beträchtliche Menge aus. Die chinesische Theestaude scheint gut fortzukommen. Indigo müßte, so bald die Einwohner ihn zu verfertigen lernten, in Menge und in vorzüglicher Güte erzeugt werden, da Brasilien das Vaterland dieser Farbepflanze ist. Para, die nördlichste Provinz Brasiliens, eignet sich ganz besonders zu dem Anbaue aller indischen Gewürze, des Cacaos u. s. w., welche in den angränzenden französischen und holländischen Besitzungen mit so

großem Erfolge kultivirt werden. Die südlichen Provinzen Brasiliens können Ueberfluß an Getreide erzeugen; Versuche im Großen gemacht, sind vollkommen gelungen; der Weinstock, der Olivenbaum gedeihen vorzüglich; üppige und unmeßliche Weiden bieten unzählbaren Heerden von Hornvieh, Pferden und Schaafen, die reichlichste Nahrung; der Krieg hat sie vermindert, dauernder Friede wird ihre schnelle Vermehrung befördern. Sie liefern eine außerordentliche Menge des besten Leders, und versehen Millionen Menschen mit getrocknetem Salzfleische.

An der Küste der Provinzen St. Catharina und Bahia könnte endlich der so wichtige Wallfischfang, mit einem ganz andern Erfolge, als bisher, getrieben werden.

Unter der Herrschaft Portugals war der Handel mit Salz ein Monopol dieses Landes; seit Brasilien sich von dem Mutterlande losriß, fängt man jedoch an, dieses unentbehrliche Mineral an verschiedenen Stellen der Meeresküste, mittels des einfachen Prozesses der Verdünstung, zu erzeugen. In festen Lagen, woselbst man es bergmännisch gewinnen könnte, wurde es bisher noch nirgends entdeckt, dafür gibt es Stellen längst den Ufern des Rio de St. Francisco und in den Steppenländern der Provinz Matto-Grosso, woselbst man Salzausschläge entdeckte, welche unerschöpflich scheinen, und wenn der St. Francisco einmal schiffbar gemacht wird, von außerordentlicher Wichtigkeit für Brasilien werden können. Das Vorkommen des Salzes an den erwähnten Stellen ist so merkwürdig, daß es beschrieben zu werden verdient.

Längs den Ufern des großen St. Francisco-Stromes, und zwar da, wo er die Gränze zwischen den Provinzen Ba-

hia und Pernambuko macht, entdeckte man zufällig in den sandigen Ebenen, welche dort anfangen, und sich zu beiden Seiten des Flusses über acht bis zwölf Legoas ausdehnen, Vertiefungen von verschiedenem Umfange, die der Strom, wenn er zur Regenzeit austritt, mit Wasser füllet. Tritt er nach einiger Zeit in sein natürliches Bett zurück, so bilden diese Vertiefungen, in welchen das Flußwasser stehen bleibt, eine zahllose Menge kleiner Seen (Lagoas), welche während der heißen Jahreszeit allmählig austrocknen. Auf der Oberfläche des sandigen Grundes entsteht nun eine feste, Zoll dicke Kruste kristalisirten Salzes, welche sich, so oft sie weggenommen wird, nach wenigen Tagen wieder erneuert.

Seitdem diese wichtige Erscheinung bekannt ist, versammeln sich alljährig die Bewohner der benachbarten Gegenden auf dem Salzdistrikte, welcher sich über achtzig Legoas an dem Strome hinabziehet, und bemächtigen sich durch Geschwindigkeit, oft auch durch Gewalt, der ausgetrockneten Vertiefungen, in deren Nähe sie für die Dauer der Abreise Hütten errichten. Das erste Geschäft der Arbeiter ist nun, kristallisirtes Salz mit Krücken auf Haufen zusammen zu scharren, von wo es in die Filtrirhäute (Bangues) gebracht wird. Die Vorrichtung dazu ist Folgende:

Es werden vier Pfähle in solcher Entfernung in den Boden getrieben, daß eine große Ochsenhaut mit ihren Enden an sie befestiget werden kann, ohne nur im mindesten gespannt zu seyn; in die Mitte der Haut wird eine Oeffnung gemacht, auf diese, Stücke der netzartigen äußeren Bedeckung der Kokospalme gelegt, darüber reiner Sand geschüttet, und nun so viel von dem aufgehäuften Salze darauf gelegt, als die abwärts gewölbte Haut zu fassen vermag; hierauf wird so lange reines, süßes Wasser aufgegossen,

bis das Salz ausgelaugt ist. Das gesättigte Salzwasser, durch die erwähnte Oeffnung filtrirend, wird in einem anderen Gefäße aufgefangen, und kömmt nun in größere, gewöhnlich aus Ochsenhäuten verfertigte, woselbst man es an der Sonne verdünsten läßt. Schon den ersten Tag entsteht auf der Oberfläche des Wassers eine Kruste, die man niederstößt, und dieses, so oft eine neue ansezt, wiederholt. Nach drei Tagen ist das Wasser fast ganz verdünstet, dann schüttet man neuerdings filtrirtes auf, bis das Gefäß mit Salz gefüllt ist. Es wird nun herausgenommen, kömmt in geflochtene, aufgehangene Körbe, woselbst der Rest des Wassers abläuft, und wird dann auf Trockenbeeten (Terreuros) ausgebreitet und getrocknet. Soll es weit verschickt werden, so wird es in lederne Säcke gepackt, die 32 Pfund halten. Man rechnet, daß in einem der erwähnten Gefäße, wenn es nur aus einer Ochsenhaut besteht, in vierzehn Tagen zwei Algueiras (180 Pf.) Salz, erzeugt werden können.

Sobald die entfernt gebliebenen Bewohner glauben, daß die Salzfabrikation Fortschritte gemacht haben könnte, reisen sie, mit Lebensmitteln und anderen Bedürfnissen versehen, nach dem Salzdistrikte, und nun beginnt ein lebhafter Handel, in welchem jeder Einkauf mit Salz bezahlt wird; das gewöhnliche Maß ist ein Teller voll, eine Münzsorte, die so üblich ist, daß der Handwerker und selbst der Geistliche, wenn er eine Messe liest, mit Salz bezahlt wird. Die Empfänger veräußern es endlich wieder an Kaufleute, welche große Magazine anlegen, und das kostbare Mineral mit bedeutendem Gewinne nach den entferntesten Gegenden versenden.

Als ausgezeichnete Hilfsquellen Brasiliens müssen ferner die unermeßlichen Waldungen betrachtet werden, welche

unerschöpflich an den nützlichsten und edelsten Holzarten, auch für den Schiffbau das vorzüglichste Material liefern. Der Handel mit Farbehölzern ist längst schon von großer Bedeutung.

In den südlichen Provinzen Minas, St. Paulo, Matto-Groſso, Goyaz und Espirito-Santo befinden sich unerschöpfliche Goldminen; eine Menge Flüsse führen Gold, und die Ausbeute müßte außerordentlich seyn, wenn der Bergbau nur einiger Massen nach vernünftigen Grundsätzen betrieben würde.

Die Eisenminen Brasiliens sind ohne Widerrede die reichsten in der Welt; in der Provinz St. Paulo befindet sich z. B. in der Mitte des eisenhaltigen Gebirges von Arasoiaba, ein Thal (das Vallo das Furnas), welches an allen Seiten und selbst auf der Oberfläche mit Geschieben und isolirten Massen von Magnet-Eisenstein und Eisenglanz bedeckt ist, die von einem Zoll bis zu zwanzig Fuß groß vorkommen. Hier kann man den Eisenstein in zwei gegenüberstehenden Seiten des kesselförmigen Thales im Ganzen, und zwar auf jeder Seite an drei verschiedenen Orten, als groteske Felsenwände anstehend, in verschiedenen Gängen finden, von welchen jeder gegen drei Lachter Mächtigkeit hat. Die Menge des Geschiebes ist aber hier so groß, daß, wie ein unterrichteter Bergmann (Hr. Major Varnhagen) bemerkt, die größte Eisenhütte der Welt, mehr als hundert Jahre beständig hier schmelzen könnte, ohne daß es nöthig wäre, den Eisenstein bergmännisch zu gewinnen.

Platina, Zinn, Kupfer, Blei, Kobolt, Wismuth, Queckſilber und Zinober sind seit langer Zeit in Brasilien entdeckt worden, und unter allen Metallen vermißt es allein

das Silber. Reichlich entschädigte jedoch die freigebige Natur ihr Schooßkind Brasilien, indem es ihm Diamant- und Topas-Minen, Aquamarine, Ametyste und andere Edelsteine in Menge gab.

Vielleicht theilet der Leser meine Ansicht, daß Brasilien in seinem Innern Alles besizt, was erforderlich ist, ein Reich blühend zu machen; daß es aber vorzüglich seine Wohlfarth von dem Landbau erwarten muß, weil er es ist, der den Handel nähret. Ueberzeugt die Regierung sich einmal von der Wahrheit dieser Behauptung, so wird Europa seinen Ueberfluß an Menschen, und mit ihnen Industrie und Thätigkeit, nach Brasilien senden; dann dürfte dieses Reich, ehe ein Jahrhundert dem Strome der Zeit folget, im Besitze des Welthandels seyn.

Fünftes Buch.

I.

Fortsetzung der Reise nach Brasilien, und Ankunft in Rio de Janeiro.

Die Fahrt nach Brasilien ist eine der wenigst gefährlichsten auf dem Weltmeere, wenn die Führer der Schiffe die Rathschläge und Warnungen gelehrter und erfahrener Seefahrer befolgen und berücksichtigen wollen. Der Eigensinn und Eigendünkel der Empiriker in diesem Fache ist aber gewöhnlich so groß, daß sie oft absichtlich von der vorgezeichneten Bahn abgehen, und es häufig nur dem Glücke verdanken, wenn sie ihr Schiff nicht verlieren. Ueberhaupt entsprechen diese Männer im Allgemeinen keineswegs dem Bilde, welches ich mir, nach der Beschreibung mancher Schriftsteller, ehe ich zur See ging, von ihnen entworfen hatte. Ich war der Meinung, der Führer eines, zu großen Reisen bestimmten Schiffes, müsse ein wissenschaftlich gebildeter, besonders in der Mathematik und Astronomie unterrichteter Mann seyn; ich dachte mir ihn rauh, wie das Element, mit dem er sich verbunden, derb, aber offen und bieder, kalt und unerschrocken in der Gefahr, freundlich, heiter, großmüthig, und sorgenlos im gewöhnlichen Leben; leider wurde ich auf meinen verschiedenen Seereisen, und im Umgange mit Schiffskapitäns von allen europäischen Nationen, eines anderen belehrt.

Wenn sie sich um Passagiere umsahen, freundlich und zuvorkommend, wenn man ihr Schiff besuchte, in Versprechungen unerschöpflich, waren die Meisten, sobald die Anker gelichtet, von Allem das Gegentheil; stets mürrisch und launisch schien sie die Gegenwart der früher so erwünschten Passagiere zu belästigen; von dem mit ihnen abgeschlossenen Vertrage wurde ihrer Seits so viel gehalten, als ihnen beliebte, und von der bedungenen Verpflegung so sehr abgezwackt, daß der Kapitäns-Tisch oft durchaus nicht besser besezt war, als jener der Matrosen. Da es ganz in dessen Macht steht, dem Reisenden den Aufenthalt in dem Schiffe unerträglich zu machen, so bleibt diesem nichts übrig, als zu schweigen; später kann man wohl bei einem Konsul oder der Regierung Klage führen, aber die Justiz übereilt sich in solchen Fällen nirgends; klüger handelt man, bei der Einschiffung auszubedingen, erst am Ziele der Reise die Fracht zu bezahlen. Daß es Passagiere gibt, die, durch unbescheidene Forderungen und Roheit, die Geduld der Kapitäns hart prüfen, läßt sich wohl denken. Weit mehr verwundert sich der von der See entfernt Lebende, wenn er sich überzeugt, daß viele Schiffkapitäns durchaus ohne alle wissenschaftliche Bildung sind, daß sie ohne der unentbehrlichen praktischen Kenntniß der Schifffahrt weiter nichts verstehen, als mit Hülfe des Compasses und der Logge, Cours und Distanz, mittels des Quadranten, die Breite des Schiffes, und auf der Seekarte, beiläufig den Punkt zu bestimmen, wo sie sich zu befinden glauben. Da die wenigsten Kapitäns im Stande sind, die Höhe anderer Gestirne, als der Sonne, zu beobachten, oder die geographische Länge des Ortes zu finden, wo sie sich während der Reise befinden, so müssen sie sich allein an ihre mechanisch erlernten Berechnungen halten, deren Irrthum, wenn sie einige Tage um Mittag keine Sonnenhöhen haben, sie nicht zu entdecken vermögen; kömmt hiezu noch nachlässige Aufsicht auf die, wäh-

und der Nacht steuernden Matrosen, welche auf Kauffartheischiffen häufig Lehrlinge sind, so reichen einige stürmische Tage vollkommen hin, das Schiff um mehrere Compaßstriche von dem wahren Wege abzubringen. Dieses sind wohl oft die Ursachen einer langen Reise, bei sonst günstigem Winde; und in der großen Ordnung, welche auf den Kriegsschiffen und Packetboots herrschet, und der Geschicklichkeit ihrer Führer, nicht allein in dem zum Schnellsegeln geeigneteren Bau derselben, ist der Grund ihrer oft so kurzen Reisen zu suchen. Wer daher bemittelt ist, sollte, wenn es seine Geschäfte erlauben, immer die Abreise eines Packetbootes, deren gegenwärtig, besonders von England aus, fast jeden Monat mehrere nach allen Richtungen der Welt auslaufen, abwarten; er findet daselbst jede nur mögliche Sicherheit und Bequemlichkeit, und ich kann es bestätigen, daß man auf denselben, selbst wenn die Reise in die entferntesten Länder geht, besser lebt, als in den meisten Gegenden des europäischen Festlandes. Es gibt übrigens Kauffarthei-Schiffe, welche mit vielen Bequemlichkeiten für die Reisenden eingerichtet sind, und deren Führer sich durch feines oder biederes Benehmen, und vollkommene Kenntniß ihres Faches auszeichnen. Bei den meisten Handelsschiffen ist ganz natürlich die Ladung die Hauptsache, und wird auf ein Faß mit Käse, oder einen Ballen Kaffee, mehr Rücksicht genommen, als auf sämmtliche Passagiere, deren Ueberfahrtsgeld dem Kapitän manchmal als ein Theil seiner Besoldung aufgerechnet ist. Der gute Mann nimmt sodann so viele Reisende an, als in dem kleinen Raume der Kajüte untergebracht werden können, kauft das Wohlfeilste zu ihrer Verpflegung, und läßt sie brummen und lärmen, wenn er nur einmal die offene See erreicht hat. In einer solchen Kajüte zu stecken, mit Menschen, von welchen einige Hypochonders, oder dem Trunke ergeben, andere unerträgliche Schwätzer oder höchst unreinlich sind, die unvermeidlichen Beschwerden einer langen, und manchmal

sehr stürmischen Seereise mit zu tragen, ist eine Pein, welche ich mit keiner Unannehmlichkeit auf dem Festlande zu vergleichen wüßte.

Auf der Reise nach Brasilien hatte ich übrigens keine Ursache, mich im geringsten zu beklagen; meine Reisegefährten, nur drei an der Zahl, waren sehr gebildete Leute; wir hatten die freundliche Kajüte zu unserer Verfügung, aßen für uns, und lebten von unseren mitgenommenen Vorräthen; uns Allen fehlte nur Eines, dem Reisenden zur See so nothwendig, — Heiterkeit des Gemüthes, und jeder Einzelne mochte wohl seine guten Gründe haben, welche seine Seele mit Trauer umflorten. Der Kapitän war ein erfahrner Seemann, die Eigenschaft jedes gedienten und viel gereis'ten Matrosen; aber ein ächter Engländer, aus der zahlreichen Sippschaft des John Bull, verächtete er die Seefahrer aller anderen Nationen, und jedes höhere Wissen in seinem Fache schien ihm höchst überflüssig; daß dieser Mann guten Rath annehmen würde, war daher nicht zu erwarten, und nur dem glücklichen Zufalle dankten wir es, daß im Laufe der Reise sein Eigensinn nicht sehr üble Folgen für uns hatte. Wir hatten statt acht Matrosen nur sechs an Bord, eine jezt allgemeine ökonomische Einschränkung der Schiffseigner, obwohl nicht immer zu ihrem Vortheile, da dieser geringen Zahl Menschen zugemuthet wird, ein großes Fahrzeug nach den entferntesten Ländern zu bringen, und mit dem stürmischen Elemente im Kampfe, sich außerordentlichen und anhaltenden Anstrengungen, zu unterziehen. Doch bestand unsere Bemannung durchaus aus erfahrnen Männern, von welchen mancher schon selbst ein Schiff geführt hatte, und, weil die Wuth der See es ihm raubte, eine gute Weile zusehen darf, ehe ihm irgend ein Kaufmann wieder die Führung eines Anderen anvertrauen wird. Unser Schiff endlich war neu, trefflich gezimmert und mit den besten Segeln versehen; es war

nur etwas zu klein, denn bei ſtürmiſcher See war es beſtändig von den Wellen bedeckt; es ſegelte gut, arbeitete aber ſo gewaltig, daß wir insgeſammt dem Meere, während mehreren Tagen, einen reichlichen, aber keineswegs freiwilligen Tribut entrichteten.

Der Kapitän machte ſeine erſte Reiſe nach Braſilien, und näherte ſich wahrſcheinlich den auf dem Wege dahin liegenden Inſelgruppen, um ſich zu orientiren und ſeine Rechnungen zu berichtigen. Mit dem günſtigen Winde ſahen wir daher ſchon am fünften Tage unſerer Reiſe die Madeiras, drei Inſeln, welche 100 Meilen nördlich von den canariſchen Inſeln und 100 weſtlich von Tull in Marocco liegen; die größte, welche den übrigen den Namen gab, iſt 75 Meilen lang, 60 breit und hat 180 im Umfange. Früher wurde hier nur Zuckerrohr gepflanzt, welches vortrefflichen Zucker gab, der einen natürlichen Geruch von Veilchen hatte; auch der Rohzucker, aus Braſilien kommend, wurde hier raffinirt, und lange verſah Madeira einen Theil Europas mit dieſem Artikel. Später fanden es die Einwohner vortheilhafter, ſich auf die Kultur der Weinrebe zu verlegen, deren Trauben den beliebten Madera geben, und welcher, da er die Eigenſchaft beſizt, ſich in heißen Ländern zu halten, größtentheils nach Weſtindien ausgeführt wird. Die Fruchtbarkeit von Madeira iſt außerordentlich, und das Klima ſo vorzüglich, daß die Früchte der gemäßigten, wie der heißen Zone, gleich trefflich gedeihen. Auf der Südſeite liegt die Stadt Funchal, an einer durch Batterien vertheidigten Bai, dem einzig möglichen Landungsplatze. Achtzig Tauſend fleißige Portugieſen nähren ſich auf dieſer Inſel. Die zweite, Porto-Santo, hat nur acht Meilen im Umfange, und iſt gleichfalls äußerſt fruchtbar; die dritte beſteht aus einem Haufen unbewohnter Felſen, die Deſertas genannt.

Zwei Tage darauf sahen wir Palma, eine der canarischen Inseln, und um Mittag verzogen sich auch die Wolken, welche den berühmten Pik von Teneriffa eingehüllt hatten, und von welchem wir ungefähr funfzig Meilen entfernt seyn mochten. Zu beiden Seiten des riesenhaften Berges (seine Höhe beträgt nach Borda 11,430 Fuß) sah man bedeutende Gebirge, über welche er sein schneebedecktes Haupt erhob, und die ihm gleichsam als Grundstützen zu dienen schienen.

Die canarischen, auch glücklichen Eilande, wurden zuerst von den Cartaginensern entdeckt und bewohnt, dann von den Römern verwüstet; erst im Jahre 1405 fanden sie die Spanier wieder.

Die bedeutendsten Inseln heißen Palma, Hiero, Gomera, Teneriffa, Gran Canaria, Fuertaventura und Langarote. Das Klima ist eines der gesundesten auf der Erde, und alle Arten von Früchten und Gewächsen gedeihen daselbst vorzüglich. Die Stadt St. Cruz, auf Teneriffa, ist der Sitz des Gouvernements, und der Landungsplatz für Schiffe von Bedeutung; die Rhede wird durch die Festung St. Cristoval vertheidigt, und hier war es, wo der kühne Nelson, bei dem Versuche eines Ueberfalles, seinen rechten Arm verlor, und zum Rückzuge gezwungen wurde.

Wir sahen den majestätischen Pik noch bis zur Hälfte des andern Tages, und gelehrte Seefahrer behaupten, daß man diesen merkwürdigen Berg bei sehr heiterem Wetter von der Spitze des Mastes aus, auf eine Entfernung von 125 Meilen sehen könne *). Ein frischer Passatwind führte uns nun rasch dem nördlichen Wendekreise zu, und wir durften hoffen,

*) Siehe v. Krusenstern's Reise um die Welt u. a. m.

den Aequator bald zu durchschneiden; der Cours unseres Schiffes belehrte uns aber, daß der Kapitän gesonnen sey, nach den Cap-Verdischen Inseln zu steuern, wahrscheinlich um seine Schiffsrechnung zu berichtigen; und wirklich sahen wir am siebenten Tage eine dieser Inseln südlich vor uns liegen. Der Super-Cargo, der über die Ladung des Schiffes gesezt war, und die Reise schon einmal nach Brasilien gemacht hatte, eilte sogleich zu dem Kapitän und machte ihn aufmerksam, daß alle erfahrenen Seefahrer in der Ansicht übereinstimmten, daß man die Inseln des grünen Vorgebirges westlich passiren, und sich der vordersten, St. Antonio, nicht mehr, als auf 20 bis 25 Meilen nähern sollte, da diese Inselgruppe bedeutend genug ist, um die Richtung der Passatwinde zu verändern, und man in ihrer Nähe, häufig Windstillen antrifft, und durch Strömungen oder Stürme leicht an das Land getrieben werden kann. Derselbe predigte jedoch tauben Ohren, wir steuerten gerade auf die Inseln zu, segelten um Mittag zwischen St. Antonio und St. Vincent durch, sahen die Inseln Brava und Fogo, und um fünf Uhr Abends, als wir Leztere umschifften, hatten wir vollkommene Windstille, mit der tröstenden Aussicht, einige Wochen auf einer Stelle liegen zu bleiben, oder mit dem ersten Sturme an dem felsigten Ufer, der keine halbe Meile entfernten Insel Fogo, zu scheitern.

Die Cap-Verdischen Inseln, nach dem afrikanischen Vorgebirge also genannt, werden zu Afrika gerechnet, sie liegen 100 Meilen von dem grünen Vorgebirge, und 300 von dem Flusse Gamba entfernt, und wurden im Jahre 1460 von den Portugiesen entdeckt. Es sind deren zwanzig, wovon aber viele unbewohnbare Felsen. Unter die bedeutendsten gehören:

St. Jago, die fruchtbarste, größte und bevölkertste,

von 150 Meilen Umfang; der Vicekönig bewohnt daselbst das an der Hafeneinfahrt erbaute Städtchen Praya, woselbst manchmal Schiffe, die nach Ostindien gehen, Erfrischungen und Wasser einnehmen. Diese Insel erzeugt Zucker, Baumwolle, etwas Wein, Cacao und andere südliche Früchte; die vorzüglichste Pflanze ist aber ein an den Felsen wachsendes Moos (dessen Namen ich nicht erfahren konnte), welches zum Färben gebraucht und ausgeführt wird.

Die Insel Mäzo, ganz von Negern bewohnt, ist durch die Menge Salz merkwürdig, welches sich ohne Beihülfe an der Küste erzeugt, und von welchem, gegen eine geringe Abgabe; alle portugiesischen Schiffe, die hier landen, Ladungen einnehmen können. Die Insel Goree hatte das sonderbare Schicksal, seit ihrer Entdeckung zweimal von den Holländern, zweimal von den Engländern und zweimal von den Franzosen genommen zu werden, und blutige Gefechte fanden in ihrer Nähe statt; jezt ist sie wieder in den Händen der Portugiesen, welche auf diese, wie überhaupt auf sämmtliche Inseln des grünen Vorgebirges geringen Werth legen.

St. Antonio, St. Vincens, St. Crez, St. Nicolaus, St. Lucia und Boavista sind etwas bewohnt und angebaut.

Die Insel Brava wird nur zu einer gewissen Zeit im Jahre besucht, um wilde Ochsen, Schweine und andere Thiere zu jagen. Die Insel Fogo ist ein hoher, kegelförmiger und stets dampfender Vulkan, der häufig Schwefelflammen auswirft.

Die Luft auf und in der Nähe dieser Inseln ist drückend heiß, wovon wir schon in der ersten Nacht die peinliche Erfahrung machten. Den andern Tag krochen wir vergebens

in alle schattigen Winkel des Schiffes, um uns der Glut der Sonne zu entziehen, welche mit nie empfundener Hitze ihre versengenden Strahlen herabsandte; in der Kajüte stand das Thermometer beständig auf 28 oft 29° Rm.; das Trinkwasser, welches sämmtlich in Fässern auf dem Verdecke lag, und sich bisher gut erhalten hatte, war am Abende schon so warm, als wäre es gekocht worden, und drohte zu verderben; das ganze Schiff wurde so sehr durchwärmt, daß man es öfters mit Seewasser begießen mußte, damit sich Theer und Pech nicht von seinen Fugen ablösten, und das Verdeck war erhizt, daß man nur wenige Minuten auf einer Stelle verweilen konnte; besonders unerträglich war der Aufenthalt in der kleinen und niedern Kajüte, und wäre unsere Ladung, die, wie gesagt, ganz aus Wein bestand, nicht reichlich mit Brandwein versezt gewesen, so wäre sie gewiß in trefflichen Essig verwandelt worden; merkwürdig war die gleiche Temperatur des Wassers mit der Luft.

Aber in einer noch zehnmal peinlicheren Lage hätte ich mich doch des Lachens nicht enthalten können, wenn ich den Kapitän ansah; ganz in Schweiß gebadet, wechselte das Feruglas und der Quadrant beständig in seinen Händen; dann eilte er in die Kajüte und rollte seine Seekarten auf, und wieder auf das Verdeck, indem er, nach den bewegungslos und senkrecht herabhängenden Segeln blickend, nach Seemannsweise dem Winde pfiff, und, da sich kein Lüftchen regte, einen kräftigen Fluch nach dem anderen hervorstieß, und alle Augenblicke nach einem Glase Grogg rief. Nach Sonnenuntergang zeigten sich schwere Gewitterwolken in nördlicher Richtung; von ihrem Zuge hing unser Schicksal ab, und unsere Augen blieben so lange erwartungsvoll auf sie gerichtet, bis die Nacht alle entfernten Gegenstände unseren Blicken entzog. Sie war äußerst schwül und dunkel, und nur hier und da blizte eine blaue Flamme, welche der uns zunächst liegende

Vulkan ausstieß, durch die Nacht; feierliche Stille umgab uns, und das Meer war so ruhig, daß wir den Kapitän baten, ein Boot herabzulassen, um uns zu baden. Obwohl etwas erfrischt, fühlten wir doch Alle den heftigsten Durst, und tranken nur mit Widerwillen von unserem Wasser, welches noch wärmer und geschmackloser geworden war; um unsere Klagen zu beschwichtigen, versprach endlich der Kapitän bei fortdauernder Windstille mit Tagesanbruch ein Boot nach der Insel Brava zu schiffen, und dort nach Wasser suchen zu lassen; wir meldeten uns alle zu dieser Expedition, und unvermögend zu schlafen, holten wir unsere Waffen aus Küsten und Koffer; denn wehrlos ein Land zu betreten, welches man zu dem Vaterlande der räuberischsten Völker der Erde rechnete, schien uns doch nicht rathsam. Also erwarteten wir mit Ungeduld das Beginnen des Tages, welches in diesen Breiten immer spät erfolgt, und unterhielten uns indessen von den bevorstehenden Abenteuern auf der Insel Brava. Bald nach Mitternacht wurde die Luft kühler, und die Unterhaltung einsylbiger, bis einer nach dem anderen auf das Verdeck hinsank, von den Armen des Schlafes umfangen. Als wir gestärkt erwachten, vergoldeten die Strahlen der aufgehenden Sonne die Berge der Cap-Verdischen Inseln; wir erinnerten den Kapitän an sein Versprechen, und er gab Befehl, ein Boot mit Segeln, und der Vorsicht wegen, mit einigen Vorräthen auszurüsten. Schon waren die Matrosen und der Steuermann auf ihren Plätzen, nur noch der Passagiere harrend, da ließ sich an den obersten Segeln der Masten zuerst eine leise Bewegung, und dann ein hörbares Flattern vernehmen; Anzeigen eines herannahenden Windes, welchen der Kapitän und die Mannschaft freudig begrüßten; und worin wir halb froh, halb ärgerlich einstimmten. Die furchtbare Landung in Afrika unterblieb daher; das Boot wurde aufgezogen, die Segel, welche man absichtlich zum Trocknen aufgewickelt, an den Staaren hän-

gen gelassen hatte, angeschnürt oder eingeholt, das Steuerruder losgebunden, das Senkblei bereit gehalten, und bald darauf hatten wir das Vergnügen, durch einen schwachen Nordwest-Wind das Schiff in Bewegung zu setzen; am Abende desselben Tages waren wir schon hinreichend von den Inseln entfernt, die wir unter ähnlichen Verhältnissen nicht mehr zu sehen wünschten. Des Kapitäns Eigensinn war aber noch nicht genug bestraft; in der Nacht stürmte der Wind mit großer Heftigkeit aus W. S. W., die See ging sehr hoch, und das Schiff wurde genöthigt, seinen Lauf beständig nahe und längs der afrikanischen Küste zu nehmen, eine Fahrt, die zu jeder anderen Jahreszeit äußerst gefährlich gewesen wäre, und während welcher wir beständig das Schicksal der Unglücklichen vor Augen hatten, die, an der Küste gestrandet, in die Hände der grausamen Araber gefallen waren. Das Schiff schlingerte so heftig, daß wir uns kaum auf den Beinen zu erhalten vermochten, und blieben wir auf dem Verdecke, so durchnäßten uns die Sturzwellen, die alle über das kleine Schiff weggingen, und es manchmal ganz unter Wasser sezten; doch hielt es sich vortrefflich und die Pumpen wurden nur selten und auf kurze Dauer in Bewegung gesezt. Beständig gegen den Wind ankreuzend, bewegte sich das Schiff nur langsam vorwärts, und mehrere Tage lang legten wir in vier und zwanzig Stunden kaum einen Grad zurück *).

Der Anblick eines Segels, welches unseren Kours hielt, gab Veranlassung zu wichtigen Debatten; der Kapitän war geneigt, es für ein englisches Kriegsschiff zu halten, beauftragt, an der Küste von Afrika zu kreuzen, und alle Schiffe aufzugreifen, die es wagten, Neger von daher abzuholen,

*) Auf einen Erd-Grad gehen 60 englische Meilen, die Meile zu 950 1/2 Klafter.

und sie nach den Kolonien zu verkaufen; der Steuermann erklärte es für ein französisches Sklavenhändler-Schiff, wogegen der Supercargo, ein Franzose, mit patriotischem Eifer stritt; Abends verschwand es aus unseren Augen.

Von diesem Tage angefangen, sahen wir eine Menge fliegende Fische, Tintenfische und verschiedene Mollusken; die Ersteren wurden häufig von den Wellen auf das Verdeck geworfen, und sogleich von den Matrosen gefangen, welche uns betheuerten, daß sie nur für einen so abgestumpften Gaumen, wie der ihrige, genießbar seyen, eine kleine List der guten Leute, denn später überzeugte ich mich von ihrem vortrefflichen Geschmacke. Die Tintenfische gaben, sobald man sie berührte, eine schwarze Flüssigkeit von sich, welche das Wasser stark trübet, und wodurch sie dem verfolgenden Feinde entgehen. Von den Mollusken sahen wir oft hunderte das Schiff umgeben; zuerst hielten wir dieses merkwürdige Thier für eine mit Wasser gefüllte Blase, als wir aber mehrere fingen, bemerkten wir, daß der größere Theil desselben aus einer mit Luft gefüllten Blase bestand; diese ragt über das Wasser hervor, und nimmt verschiedene Gestalten an, je nachdem das Mollusk sich bewegen will. Unter der Blase, und mit ihr zusammen gewachsen, sieht man mehrere Bündel röthlichter Fleisch- oder Saugfäden, welche mit einer Menge Saugwarzen bedeckt sind, mit denen es wahrscheinlich seinen Raub fangt. Die Matrosen, welche es portuguese fregatte nannten, ermahnten uns dringend, seine Saugfäden nicht zu berühren, weil ein äußerst heftiger Schmerz die Folge davon ist, und der Schiffsjunge, dessen Vorwitz sich nicht an die Warnung seiner Kameraden kehrte, mußte ein paar Tage lang empfindlich dafür büßen. Auch Seevögel hatten wir von nun an bfers zu Begleitern, und wir konnten die rastlose Thätigkeit nicht genug bewundern, mit welcher sie das Schiff, selbst in seinem schnellsten Laufe,

umkreiſten, und mit großer Gewandtheit die Abfälle aus der Küche erhaſchten; ohne Zweifel müſſen dieſe Thiere ganz auf dem Waſſer leben, und nur zur Zeit des Brütens die nächſten Felſen oder Inſeln aufſuchen.

Die nördlich heiße Zone durchſchifften wir bei günſtiger Witterung; als wir nur noch vier Grade vom Aequator entfernt waren, wurden wir zuweilen bei dem heiterſten Wetter von einem, mit außerordentlicher Schnelligkeit heranſtürmenden Winde überfallen, welcher ein paar regenſchwangere Wolken herbeiführte, die ſich augenblicklich entleerten, das Schiff überſchwemmten, aber auch ſogleich wieder der Sonne Platz machten, die ihre Strahlen mit verſengender Hitze auf uns herabſendete. Dieſe plötzlichen Windſtöße haben manchem unvorſichtigen Seefahrer Schiff und Leben, oder wenn er glücklich war, wenigſtens einen Theil ſeiner obern Segel gekoſtet. Unſer Kapitän wandte alle Aufmerkſamkeit an, dieſem Unglücke vorzubeugen; keines unſerer Segel wurde beſchädiget; überdieß erlaubte uns der Wind weſtlicher zu ſteuern, wodurch der Kapitän, der ſeit unſerem Aufenthalte zwiſchen den Cap-Verdiſchen Inſeln ein Geſicht wie ein ergrimmter Löwe gemacht, und kein freundliches Wort mehr geſprochen hatte, in ſo gute Laune verſetzt wurde, daß er einige ſeemänniſche Späßchen vernehmen ließ, und, zur allgemeinen Verwunderung, die Mannſchaft mit Grogg bewirthete. Durch des Kapitäns Freundlichkeit ermuntert, machte dieſe nun in aller Stille Anſtalt, wenn das Schiff die Linie paſſiren würde, den mächtigen Beherrſcher der Meere würdig zu empfangen, eine Feyerlichkeit, welche große Vorbereitungen erforderte, da unter allen Anweſenden allein der Kapitän, der Supercargo, und ein alter Matroſe die Linie paſſirt hatten.

Am 25. September Abends um acht Uhr vernahmen

wir vom obersten Maſtkorbe herab eine Stimme, welche des gewaltigen Neptuns Beſuch mit Tagesanbruch verkündete, dann fuhr der Abgeordnete auf seiner Fregatte, einer brennenden Theertonne wieder ab, und lange ſahen wir mit großem Vergnügen dem feurigen Punkte nach, welcher durch die dunkle Nacht leuchtete, und zulezt die Geſtalt eines Sternes annahm.

Der beginnende Morgen fand uns bereits Alle auf dem Verdecke; die Sonne erhob ſich mit unbeſchreiblicher Majeſtät am Horizonte, und verkündete den herrlichſten Tag; ein friſcher Wind kühlte die Luft, und das Schiff durchſchnitt, ohne merkliche Bewegung, die Wellen. Neptun hatte einen guten Augenblick gewählt, ſich den Fremdlingen zu zeigen, denen ein gewaltiger Ruf mit dem Sprachrohre ſeine Gegenwart verkündete; als wir aufwärts blickten, gewahrten wir auch wirklich den mächtigen Beherrſcher der Meere auf der oberſten Marſe. Höchſt allegoriſch trug er ein paar mit Theerflecken bedeckte Hoſen, ein kurzes rothes Hemd von Schaafwolle, einen ungeheuren Bart und eine große Perücke von Werg, aus welcher das ſonnenverbrannte Geſicht des alten Matroſen höchſt poſſirlich hervorſah; in der einen Hand hielt er eine Harpune, und wahrſcheinlich, um anzuzeigen, daß er ſich ſo eben aus den Fluthen des Oceans erhoben habe, hatte er ſeinen Kopf in einen Zuber voll Waſſer getaucht, denn er triefte am ganzen Leibe; neben dem Stellvertreter Neptuns ſtand deſſen Leibbarbier, auf welchen die Matroſen etwas ſcheele Blicke warfen, denn ſie glaubten bereits ſchon deſſen zarte Seife und Meſſer im Geſichte zu ſpüren. Nun erfolgten die gewöhnlichen Fragen, die der Steuermann mit abgezogenem Hute beantwortete; der Tribut für die Erlaubniß, die ſüdliche Hemisphäre zu beſchiffen, wurde von denjenigen verlangt, welche die Linie noch nicht paſſirt hatten, und ſchon ſtanden einige Zuber mit Waſſer

bereitet, uns von der Höhe des Mastes herab, ein Sturzbad zu ertheilen, als wir um Erlaubniß baten, den Tribut auf eine andere Weise zu entrichten, was seine oceanische Majestät huldvollst bewilligten. Nach eingenommenem Frühstücke kam die Reihe an die armen Matrosen; sie wurden, statt mit Seife, reichlich mit Theer bestrichen, und dann mit einem hölzernen Messer dermaßen abgeschabt, daß sie die entsetzlichsten Gesichter schnitten; als aber einer der Barbierten die Uebrigen aufmerksam machte, daß der Bader die Linie selbst noch nicht passirt habe, wurde dieser so jämmerlich zugerichtet, daß er sich erst nach mehreren Stunden ganz reinigen konnte.

Wir bewirtheten heute den Kapitän und den Steuermann, und luden auch Herrn Neptun zu Tische; ein prächtiger Schinken und ein ungeheurer Plamm-Pudding wurde unmittelbar nach der etwas magern Suppe aufgetragen, und wir sezten beiden tüchtig zu, aber unsere vereinte Leistung konnte durchaus nicht mit dem entsetzlichen Appetite des Wassergottes verglichen werden. Ich hatte stets eine hohe Meinung von der Elasticität eines englischen Magens, aber dieser Mann brachte mich doch zum Staunen, und große Besorgnisse für unseren kleinen Weinvorrath stiegen in meiner Seele auf, wenn ich an Neptuns wahrscheinlichen Durst dachte. Aber der Kapitän kam uns diesesmal zu Hülfe, er gab einen Wink, vor dem hohen Gaste eine Flasche des besten Jamaika-Rum's hinzustellen, welcher von demselben sogleich geprüft wurde, und großen Beifall fand; als daher die üblichen Toaste ausgebracht wurden, that er mit Rum Bescheid, und unsere Köpfe glühten schon lange, ehe er nur im mindesten das starke Getränk spürte; zulezt bat er um Erlaubniß, sich seinen Grogg machen zu dürfen, d. h. er schüttete unter ein großes Glas Brandwein einige Tropfen Wasser, und verließ, nachdem er seine Flasche ganz geleert

hatte, dankend, sehr vergnügt, und festen Schrittes die Kajüte; auch die übrige Mannschaft, die wir reichlich bedacht hatten, war guter Dinge; aber ewig unvergeßlich wird mir der Contre-Tanz bleiben, womit uns der Kapitän, der sieben Jahre in französischer Gefangenschaft gewesen war, nach Tische auf dem Verdecke regalirte, und das Gesicht des Supercargos, eines Franzosen, als er die entsetzlich schwerfällige Bewegungen des Tänzers sah.

Wir durchschnitten den Aequator im 26sten Grade der Länge, obwohl dieses nur im 20sten bis 24sten geschehen sollte, da man mehrere Beispiele hat, daß Schiffe, welche die Linie westlicher, als benannte Grade, passirten, durch starke Strömungen und einen zu südlichen Passatwind, so nahe an die Küste von Brasilien getrieben wurden, daß sie das Cap St. Augustin nicht umschiffen konnten *).

Abends sahen wir einen Wallfisch von mittlerer Größe, er bewegte sich mit einer Leichtigkeit, die wir mehr bewunderten, als die gewaltige Masse seines Körpers.

Noch 22° von Rio de Janeiro, dem Ziele unserer Reise entfernt, rechneten wir mit Gewißheit darauf, wenigstens in vierzehn Tagen dort zu landen, und ein frischer Süd-Ost, der sich noch in der Nacht erhob, bestärkte unsere Hoffnung; wir ertrugen geduldig die heftige Bewegung des Schiffes, und wurden am zehnten Tage, nachdem wir die Linie passirt hatten, von dem Kapitän mit der frohen Nachricht überrascht, daß wir noch vor Abend die Küste von Brasilien sehen würden, aber vergebens spähten wir umher; auch den folgenden Tag zeigte sich kein Land, und gegen Mittag trat Windstille ein, welche, zu unserer Verzweiflung, drei Tage

*) Von Crusenstern's Reise um die Welt. I. Bd.

unhielt. Auf sie folgte ein heftiger Wind und Regen; vier peinliche Tage konnten wir die Kajüte keinen Augenblick verlassen, und als wir zuerst wieder frische Luft athmeten, lag ein so dichter Nebel auf der See, daß man nicht eine halbe Meile weit sehen konnte. Die Segel waren so viel als möglich vermindert, und die Anker wurden in Bereitschaft gehalten, denn der Kapitän zweifelte nun nicht mehr an der Nähe des Landes, und wirklich änderte gegen Mittag die See ihre Farbe, einige Landvögel und Schmetterlinge, wahrscheinlich vom Winde hergetrieben, flüchteten sich auf das Schiff, und ein paar Stunden später athmeten wir die Balsamdüfte des wahrscheinlich sehr nahe liegenden Landes, welches zu sehen uns der Nebel verhinderte. Wir Laien in der Schifffahrtskunde betrübten uns, daß der vorsichtige Kapitän sogleich wieder nach der offenen See steuern ließ, und mißmuthig und des wechsellosen Elementes, auf welchem wir bereits über sechs Wochen schifften, herzlich müde, gingen wir zu Bette, wurden aber bald darauf durch den Ruf des steuernden Matrosen: „Land!“ auf dem Verdecke versammelt; dort war bereits die ganze Mannschaft in voller Arbeit, die Segel wurden eingezogen, das Schiff zugleich gewendet, und das Senkblei geworfen, aber erst auf vierzig Faden Tiefe Ankergrund gefunden. Durch den Nebel konnte man einen dunklen Streifen erkennen; bald darauf sah man Licht und etwas später vernahmen wir das donnernde Getöse der Brandung; zu unserem Heile war beinahe Windstille; Niemand ging mehr zu Bette; der Kapitän glaubte in der Nähe von Cap Frio zu seyn.

Gegen Morgen verzog sich der Nebel etwas, und um Mittag erhaschte der Kapitän die Sonne auf einige Augenblicke, welche hinreichten, ihn zu unterrichten, daß das Schiff zwischen die Papagei-Inseln gerathen war, die am Ende der Bai von St. Anna vor dem Cap-Frio liegen, von wel-

chen sich zu entfernen, jezt sein eifrigstes Bemühen war. Abends sahen wir endlich, so viel es der Nebel erlaubte, Cap-Frio, welches in der Nacht glücklich umsegelt wurde. Den kommenden Tag hofften wir in dem Hafen von Rio de Janeiro zu landen, aber der Nebel verdichtete sich neuerdings so sehr, daß der Kapitän sich nur weniger Segel zu bedienen wagte; Abends näherten wir uns einer Insel, auf welcher ein noch unvollendeter Leuchtthurm stand, der auf keiner Karte angezeigt war; sie wurde für die Insel Rotunda gehalten, welche beinahe der Hafeneinfahrt gegenüber liegt, und von dieser ohngefähr zehn Meilen entfernt ist; da aber weder von der Küste, noch der Einfahrt das geringste zu sehen war, so beschloß der Kapitän, um über diese nicht hinaus zu kommen, zu warten, bis der Nebel sich etwas verziehen würde, und legte das Schiff, eine halbe Meile von der Insel, vor zwei Anker, eine Vorsicht, welche sich bald als sehr bewährt bestätigte, und die schon darum jedem Schiffe zu empfehlen ist, da in dieser Gegend Strömungen in der See herrschen, welche besonders bei windstillem Wetter den Schiffen sehr gefährlich werden können. In der Nacht erhob sich ein heftiges Gewitter, ein wüthender Orkan drohte uns von beiden Ankern zu reissen; zum Glücke hielt er nicht lange an, zerstreute wenigstens den lästigen Nebel, und ließ uns hoffen, mit Anbruch des Tages die längst ersehnte Küste Amerikas zu sehen.

Das Getöse der mit dem Lichten der Anker beschäftigten Matrosen erweckte uns, wir eilten erwartungsvoll auf das Verdeck, aber der Tag war noch nicht angebrochen; das Schiff entfernte sich langsam, von einem schwachen Winde getrieben, von der Insel, in deren Nähe wir beständig kreuzten. Endlich säumten die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Wolken, und bald darauf vergoldeten sie die Spitzen und Gipfel der gebirgigen Küste von Süda-

merika; eine halbe Stunde ſpäter lag ſie deutlich vor uns, und in demſelben Augenblicke verließ ein großer Dreimaſter den Hafen, und kam gerade auf uns zu. Wir grüßten, er erwiederte es; es war ein ſchwediſches Schiff, welches dem ſtarren Winter des Nordens zuſteuerte, während wir uns anſchickten, mit der Hitze eines braſilianiſchen Sommers bekannt zu werden.

Um ſechs Uhr Morgens trieben wir langſam der Küſte zu, und bald darauf konnten wir die Einzelnheiten derſelben erkennen. Ich ſezte mich auf das Bogſpriet, um den herrlichen Anblick, der, je mehr wir uns dem Lande näherten, an Reiz und Majeſtät zunahm, ungeſtört zu genießen; aber obwohl ich die merkwürdigen und höchſt eigenthümlichen Geſtaltungen der Gebirge, welche die Küſte von Braſilien in dieſer Gegend bilden, bewunderte, ſo lag doch für mich ein weit größerer Reiz in dem Gedanken, daß ich nun bald den Boden Amerikas betreten würde, das Land, das Ziel meiner höchſten Wünſche, meiner jugendlichen Träume. Meine Augen unverwandt auf die Küſte gerichtet, gab ich mich daher meiner Einbildungskraft ganz hin; heitere Bilder einer glücklichen Zukunft ſtiegen in meiner Seele auf, Hoffnung und Vertrauen kehrten wieder in meine Bruſt zurück, ich war wenigſtens in dieſem ſchönen Augenblicke glücklich.

Der Morgen war herrlich, kein Wölkchen trübte das dunkle Blau des Himmelsgewölbes, und langſam, von den Wellen leicht geſchaukelt, näherte ſich unſer Schiff der Einfahrt in den Hafen von Rio de Janeiro. Man geräth bei ihrem Anblicke ſogleich auf den Gedanken, daß die Gewäſſer des Feſtlandes ſich wahrſcheinlich hier einen Ausgang erzwangen, welchen ſie, vereint mit den mächtig heranbringenden Wellen des Meeres, erweiterten, bis ſie auf unüberwindliche Hinderniſſe ſtießen; auf zwei Felſen nämlich, von

welchen sich der eine, wie ein Zuckerhut gestaltet (von den Brasilianern darum Pão d'assucar genannt), bis in die Wolken erhebt, und der andere, einige Klafter aus der See hervorragend, gänzlich abgeplattet ist. Auf diesem Plateau steht das starke Hafenfort St. Cruz, mit zwei Reihen von schwerem Geschütze besezt, deren Feuer sich mit dem, einer am Fuße des Zuckerhutes liegenden Batterie kreuzet.

Die Breite der Einfahrt kann ungefähr zwei Meilen betragen, sie ist so sicher, daß Schiffe jeder Größe dieselbe ohne Lootsen passiren können.

Das Bild zu beschreiben, welches sich uns darstellte, als wir in der Bai von Rio de Janeiro ankamen, erfordert eine andere Feder, als die meinige; ich war von der Majestät dieses Anblickes tief ergriffen; aber vergebens würde ich es unternehmen, meinen Gefühlen Worte zu geben; ich glaube sogar, daß der Pinsel des vollendeten Künstlers, der Griffel des hochbegeisterten Dichters, nur einen kleinen Theil des Zaubers schildern können, den die Natur mit unendlicher Vorliebe über diese Gegend verbreitete.

Der Hafen der brasilianischen Hauptstadt, nach dem Urtheile ausgezeichneter Männer, der größte, beste und sicherste in der Welt, ist ganz von einer Gebirgskette eingeschlossen; mehrere dieser Berge zeichnen sich durch ihre sonderbaren und eigenthümlichen Formen aus; Alle tragen das Gepräge der Urgebirge. Ein paar Meilen lang segelt man anfangs in dem, durch kleine Berge etwas eingeengten, Hafen, sobald man sich aber dem, auf einem nur wenig aus der See hervorragenden Felsen erbauten Fort, Villagagnon nähert, wird man von einem Anblicke überrascht, der so reich an Schönheit und Abwechslung ist, daß man sich vergebens bemüht, seine ganze Aufmerksamkeit einem Gegenstande allein zuzu-

wendten. Rio de Janeiro, Brasiliens Hauptstadt, zum Theile in einer Niederung, zum Theile auf einigen Anhöhen erbaut, zeigte sich uns in einer sehr bedeutenden Ausdehnung zur linken Seite; vor ihr lag, sie beschützend und beherrschend, eine stark befestigte Insel (Ilha das Cobras); zu unserer Rechten bemerkten wir, beinahe der Stadt gegenüber, eine Bai, deren Ufer mit blendend weißen, niedlichen Landhäusern bedeckt war; eine große Menge reizend gelegener Inseln reihten sich dieser freundlichen Bai an, und gaben einen Begriff von der bedeutenden Ausdehnung des Meerbusens von Rio de Janeiro, welchen im fernen Hintergrunde eine mächtige Gebirgskette umgibt. Die Pracht dieser Gegend wurde besonders durch die Anwesenheit einer Menge Schiffe aller handeltreibenden Nationen, die im Hafen vor Anker lagen, und der zahllosen Menge kleiner Fahrzeuge, welche, nach allen Richtungen steuernd, sich durchkreuzten, erhöhet und angenehm belebt. Wir brannten sämmtlich vor Ungeduld das Land bald zu betreten, das einem Paradiese glich, und die Beschwerden einer Reise von vier und fünfzig Tagen waren vergessen, als die Lavinia, unferne der Ilha das Cobras, vor Anker ging.

Wie vor Lissabon, erschienen alsbald Fahrzeuge mit den Beamten der Gesundheit, Polizei und Mauth, von Negern, Farbigen und civilisirten Indianern gerudert; die Passagiere wurden nach der Polizei gebracht, und dann entlassen. Betäubt von dem entsetzlichen Getöse der arbeitenden Neger, und dem Gewühle der mit dem Ein- und Ausladen der Waaren beschäftigten Menschen aller Nationen, waren wir herzlich froh, in einem englischen Gasthofe Unterkunft zu finden. Seit vielen Wochen auf Salzfleisch, Zwieback und schlechtes Wasser beschränkt, fanden wir die Bewirthung vortrefflich; besonders mundeten uns die herrlichen Früchte des Landes so sehr, daß wir die, in einem heißen Klima, so nöthige

Mäßigkeit, überschritten, und unseren, beinahe eingesalzenen Magen, mehr aufbürdeten, als er ertragen konnte; wir eilten daher frühe zu Bette, aber dort war an keine Ruhe zu denken. Schwärme von Moskitos und anderen Insekten fielen mit wahrem Blutdurste über uns her, und die Anstrengungen, ihre Angriffe abzuwehren, setzten uns, bei der ohnehin lästigen Schwüle der Luft, in den heftigsten Schweiß; wir verließen unsere harte Liegerstätte, öffneten alle Fenster, und vereinigten uns zu einer allgemeinen Jagd auf unsere Peiniger, welche uns gegen Mitternacht verließen und von anderen Fliegen abgelöst wurden, deren Stich nicht minder schmerzhaft war. Wir ließen Limonade kommen und tranken eine große Menge, aber unser Durst nahm mit jedem Glase zu, und der Schweiß drang zulezt in großen Tropfen aus allen Poren unseres ermatteten Körpers. Ein im Saale befindliches Thermometer zeigte 20° R. Wärme an, und unser begeistertes Urtheil über das Land, welches wir zu unserer künftigen Heimath gewählt hatten, wurde etwas herabgestimmt, wenn wir an die muthmaßliche Hitze am Tage, und an die Qualen der darauf folgenden Nacht dachten. Gegen Morgen wurde es etwas kühler, und der Schlaf überwältigte uns; bei unserem Erwachen waren wir aber mehr oder minder von den wiederkehrenden Moskitos so zugerichtet, daß Manche von uns die Augen nicht öffnen konnten, und ganz unkenntlich geworden waren; eine Unannehmlichkeit, welche, wie unser Wirth betheuerte, jedem Ankömmlinge begegne, da die genannten Thierchen ganz besondere Kenner und Liebhaber des europäischen Blutes sind; nach einigen Wochen, meinte der brave Mann, würden wir nur wenig mehr von ihnen belästiget werden. Durch diese Versicherung ausserordentlich getröstet, schickten wir uns hierauf an, die Stadt zu besehen, und unsere Empfehlungsbriefe an einige angesehene Handelshäuser abzugeben.

Vorher wurden wir noch nach der Mauth (Alfandega) gerufen, und unsere Gepäcke besichtigt. So wenig Lobenswerthes ich später von diesem Zweige der öffentlichen Verwaltung erzählen werde, so kann ich doch diesesmal das freundliche Benehmen der Beamten nicht genug rühmen. Sobald ich und einige meiner Reisegefährten erklärt hatten, daß wir beabsichtigten, uns als Landwirthe in Brasilien niederzulassen, befahl der Direktor, alle weitere Untersuchung unseres Gepäckes einzustellen, und mehrere Kisten mit Ackergeräthen wurden gar nicht geöffnet. Wir erfuhren zugleich, daß die Regierung Aufträge gegeben habe, auswanderungslustige Landleute aus Deutschland, auf ihre Rechnung, nach Brasilien zu bringen, daß ferner die baldige Ankunft mehrerer Schiffe mit Deutschen, aus welchen eine kaiserliche Garde errichtet werden sollte, angekündiget wäre; überhaupt der Kaiser, wahrscheinlich auf Empfehlung seiner Gemahlin, bekanntlich einer österreichischen Prinzessin, den Deutschen sehr gewogen zu seyn scheine.

Dann entfernten wir uns, und suchten, unsere Briefe in der Hand, die Wohnungen der Ausländer auf, an welche wir empfohlen waren; bald verloren wir uns gegenseitig in dem Gewühle der Neger, welche schreiend und singend die Straßen der großen Stadt anfüllten. Ich war bereits eine geraume Zeit mit einem Reisegefährten umhergegangen, ohne die Personen oder ihre Wohnungen, die wir suchten, zu finden, und ohne daß uns Vorübergehende die verlangte Auskunft geben konnten; als wir endlich an die offenstehende Thüre eines ansehnlichen Hauses kamen, und dort nachzufragen beschlossen. Da wir keine Glocke sahen, vermutheten wir, diese an einer Thüre des obern Stockes zu finden, gingen daher die Stiege hinauf, — aber ehe wir noch ihre Mitte erreicht hatten, erschien eine alte Negerin, und wies uns schreiend und schimpfend die Thüre. Später wurden

wir unterrichtet, mit welchen Förmlichkeiten man hier zu Lande ein Haus betreten muß. Endlich fanden wir ein offenes Magazin, in welchem ein englischer Kommis beschäftiget war, und hatten nun bald Gelegenheit, unsere Briefe nach der Reihe abzugeben.

Wenige Tage später miethete ich eine Wohnung in der Stadt, und begann nun meine Wanderungen auf dieselbe Weise, wie in den Ländern, welche ich bisher besucht hatte. Ehe ich die, auf denselben gesammelten, Bemerkungen mittheile, will ich versuchen, dem geehrten Leser eine Skizze der Geschichte und ein Bild von Brasiliens Hauptstadt zu entwerfen.

II.

St. Sebastião do Rio de Janeiro im Jahre 1827.

Brasilien war schon dreißig Jahre entdeckt, und an verschiedenen Stellen Kolonien angelegt, als Alphonso de Sanza auf einer Seereise nach der südlichen Küste des Landes zuerst in die Bai von Ganabra einlief. Die Gewässer der Einfahrt für einen Fluß haltend, begnügte er sich, die Bai Rio de Janeiro (Bai des Jänerflußes) zu nennen, und verließ sie, ohne die großen Vorzüge ihrer Lage zu würdigen. Sie entgingen dem Aufführer französischer Auswanderer nicht, welche wegen verschiedenen Religionsmeinungen ihr Vaterland verließen, entschlossen, in Brasilien eine zweite Heimath zu suchen. Im Jahre 1555 fanden sie die Bai von Rio de Janeiro, und landeten auf einem Felsen, der sich im Innern

des Hafens aus der See erhebt; dort erbauten sie unverzüglich ein Fort, um gegen die Anfälle der, die Küste des festen Landes bewohnenden, Wilden gesichert zu seyn, und benannten es nach ihrem Anführer, Villagagnon. Die neue Kolonie gedieh schnell; mit den wilden Eingebornen waren freundliche Verbindungen angeknüpft worden, und viele Schiffe langten während einem Zeitraume von fünf Jahren mit Auswanderern an, als die Jesuiten endlich die Portugiesen auf diese gefährliche Nachbarschaft aufmerksam machten. Die Franzosen wurden alsbald angegriffen und ihr Fort erobert, aber von dem kriegerischen Völkerstamme der Tupinambas unterstützt, flüchteten sie nach dem Festlande, und behaupteten sich bis zum Jahre 1564, woselbst sie endlich von ihrem Anführer verlassen, von ihren Glaubensgenossen in Frankreich nur wenig unterstützt, und von den Portugiesen mit Macht angegriffen, für immer aus dieser Gegend Brasiliens vertrieben wurden. Erst jezt wurden Kolonisten aus Portugal hieher gebracht, diese Gegend zu einer Hauptniederlassung im Süden Brasiliens bestimmt, und ihr der Name St. Sebastian do Rio de Janeiro gegeben. Sie erhielt an Salvador und Mem de Sa aufeinander folgend, treffliche Statthalter, welche den oft wiederholten Anfällen der Tamajas und Tupinambas kräftigen Widerstand leisteten, und den Landbau besonders begünstigend, die Kolonie schnell in Aufnahme brachten.

Während die Portugiesen in den nördlichen Provinzen Brasiliens beinahe ein halbes Jahrhundert mit Holländern und Franzosen um den Besitz ihres Landes kämpften, erfreute sich St. Sebastian einer ununterbrochenen Ruhe; sie trug zum Wohlstande, aber keineswegs zur bedeutenden Vergrößerung der Stadt und Vermehrung der Einwohner bei; der Hafen wurde mit großen Kosten befestiget und für unüberwindlich gehalten; wirklich wurde der Kapitän Leclerc,

welcher während der Dauer des Krieges von 1710 zwischen Frankreich und England, und dessen Alliirten Portugal, mit einem kleinen französischen Geschwader die Hafeneinfahrt forcirt hatte, zur Uebergabe gezwungen, und nebst dem größten Theile seiner Mannschaft, von den wüthenden Einwohnern ermordet. Aber das empörend verletzte Völkerrecht wurde bald gerächt; schon ein Jahr nach Leclerc's Ermordung erschien plötzlich der berühmte Seeheld, Duguay-Trouin, mit fünfzehn bewaffneten Schiffen, erzwang die Einfahrt in den Hafen, brachte die Forts zum Schweigen, eroberte die Schlangeninsel (Ilha das Cobras), welche die Stadt vertheidigen soll, beschoß die Stadt mit dem Geschütze der Portugiesen, und schritt unverzüglich zum Sturme. Die Vertheidigung schien hartnäckig; als er jedoch an der Stadt landete, fand er sie von der Garnison und den Einwohnern verlassen. Die Franzosen machten unermeßliche Beute, und marschirten dann gegen das in der Nähe eilig verschanzte Lager ihrer Gegner; aber eingeschüchtert durch Duguay-Trouin's Kühnheit, erbot sich der Statthalter, für die Erhaltung der Stadt anderthalb Millionen Franken zu bezahlen. Nach ihrem Empfange schifften sich die Franzosen wieder ein; der Schaden der Einwohner wurde auf fünf und zwanzig Millionen Franken berechnet.

Seit dieser Begebenheit folgte beinahe ein Jahrhundert dem Strome der Zeit, ohne daß sich Wichtiges für Rio ereignete. Die ersten Kolonisten hatten sich, der gesünderen Luft wegen, auf den vorgefundenen Anhöhen angebaut, da die Ebene fast ganz versumpft war; bei zunehmender Bevölkerung gebrach es aber dort an Raum; ein großer Theil des Sumpfes wurde daher ausgetrocknet, und dort die Stadt, wie sie heute noch steht, so regelmäßig, als es der Boden erlaubte, angelegt. Die benachbarten Provinzen Minas und St. Paulo, die südlichen Rio Grande und St. Catharina

nahmen an Bevölkerung zu, und brachten die Produkte
Industrie nach Rio de Janeiro. Die reiche Ausbeut
Gold- und Diamantgruben veranlaßten das Mutterlan
einem lebhafteren Handel mit seiner Kolonie; aber die
seitigkeit des Kolonialsystemes, der Druck der Monopole
ängstliche Eifersucht, mit welcher Portugal die Schiffe f
der Nationen von den Küsten Brasiliens entfernt, und
ses schöne Land in fast sklavischer Abhängigkeit erhielt,
stattete nicht, daß Rio sich zu jener Bedeutung erhob
welcher es seine äußerst glückliche Lage so vorzüglich eig
und obwohl im Jahre 1762 zur Hauptstadt Brasiliens
ben, zählte Rio de Janeiro dennoch am Ende dieses
hunderts kaum 20,000 Einwohner.

Da erschien im Jahre 1807 Portugals Prinz-Re
mit einer Flotte, in der Bai von Rio de Janeiro, beg
von seiner Familie, seinem Hofstaate und mehr als 15
Personen, welche seine Flucht aus dem Mutterlande the
Von diesem Augenblicke angefangen, beginnt eine neue
rechnung für Brasiliens Hauptstadt. Wissenschaften, K
Industrie und Luxus, welche bisher absichtlich von Bra
entfernt gehalten wurden, verbreiteten sich schnell in
Stadt; der vortreffliche Hafen füllte sich mit reich bela
Schiffen, welche aus allen Gegenden der Erde nach dem
meinten Eldorado eilten, und bald konnten die öffentl
und Privat-Magazine die Menge der Waaren und L
Gegenstände nicht mehr fassen, welche die Bedürfniss
Einwohner wohl zehnfach überstiegen. Nicht minder
war die Zahl der Fremden, besonders Engländer, n
zum Theile mit bedeutenden Fonds dahin kamen, und
der Regierung ungemein begünstigt, Handelshäuser anl
Baares Geld cirkulirte in großen Summen, alle Ge
konnten viel verdienen; die Ländereien in der Nähe der
stiegen mehr als um das Dreifache im Werthe, die

dukte des Landmannes wurden gesucht und theuer bezahlt; aber nichts trug so außerordentliche Zinsen, als der Besitz geräumiger Wohnungen, woran es bei der dringenden Nachfrage sehr mangelte. Wer daher die Mittel besaß, Arbeiter und Material zu bezahlen, ließ Häuser bauen, die im portugiesischen Geschmacke, zweckmäßiger, zierlicher und dauerhafter, als bisher, aufgeführt wurden.

Ein ungemein regsames Leben herrschte damals in Rio, und da das Klima den Arbeitenden kein Hinderniß in den Weg legte, so sah man, wie durch Zauber Häuser und Straßen entstehen. Vor der Ankunft des Königs waren beinahe alle Häuser nur zu ebener Erde gebaut; jezt findet man in den Hauptstraßen beinahe durchgehends ein- bis zweistöckige; hiezu mag wohl das sonderbare Gesetz beigetragen haben, welches jeden Baulustigen berechtiget, seinem Nachbar ein Stockwerk auf den Kopf zu setzen, wenn dieser nicht selbst zu bauen Lust hat. Den früher erwähnten Bauplan befolgend, gewann die Stadt schnell an Umfang, und durch die vielen neuen Straßen, die nach der Schnur angelegt wurden, an Regelmäßigkeit; da endlich auch die Regierung sich genöthigt sah, viele große Gebäude aufzuführen, die Straßen gepflastert und mit Seitenwegen versehen, die schwerfälligen, nach alter Sitte vergitterten Balkons nicht mehr geduldet, und die Einwohner zur Reinlichhaltung der Straßen angehalten wurden, so reichten wenige Jahre hin, daß Rio de Janeiro des Titels einer Haupt- und Residenz-Stadt würdig wurde.

Seit Brasilien sich endlich zu einem unabhängigen Reiche erhob, nahm die Kaiserstadt an Glanz, Umfang und Bevölkerung bedeutend zu, und wird sich in dem Grade vergrößern und vermehren, als der Handel Ausdehnung erhält. Im Jahre 1827 aber zählte Rio de Janeiro bereits bei einer Bevölkerung von mehr als 180,000 Seelen 16,000 Häu-

ser, welche in 91 Hauptstrassen, 15 Querstrassen, 36 Gäßchen, 2 Hauptplätzen, 11 Plätzchen (largos) auf 13 Uferstellen des Meeres, 12 Anhöhen (alturas) und 4 Hügeln vertheilt sind.

Sechs Vorstädte, deren Bevölkerung und Häuserzahl hier nicht mitgerechnet ist, reihen sich endlich an die Hauptstadt, die von einer Seite von hohen Bergen, von zwei anderen vom Meere umgeben ist.

Die vorzüglichsten Gebäude der Stadt, etwas prunkhaft Pallâste genannt, sind: die Wohnungen des Kaisers, des obersten Bischofs, des gesetzgebenden Körpers, des Senates, der Handelsjunta, des Justiz-, Finanz- und Kriegs-Ministeriums, die Akademie der schönen Künste, die Militär- und chirurgische Schule, dann die kaiserliche Mauth, das Arsenal des Heeres und der Marine, die National-Bank, die Börse, die kaiserliche Bibliothek, das Museum, die Hauptpost des Reiches und das Theater von St. Pedro de Alcantara. Der öffentliche Gottesdienst wird in 21 Kirchen und 21 Kapellen gehalten; in 6 Spitälern wird Sorge für die Kranken der Stadt und der Garnison getragen; die Jugend erhält in 2 Seminarien und einer besonderen Schule des wechselseitigen Unterrichtes Unterweisung; die Garnison ist in 8 Kasernen untergebracht, die verschiedenen geistlichen Orden bewohnen 2 männliche und 2 weibliche Klöster; die Wasserleitung versorgt 9 öffentliche Brunnen, und die in- und ausländischen Produkte und Waaren werden in 9 großen Magazinen aufbewahrt und ausgeladen.

Rio de Janeiro hat sich jezt ganz nach dem Muster Lissabons gestaltet, und die Originalität einer amerikanischen Kolonialstadt verloren. Mehrere Strassen werden gegenwärtig fast ausschließlich von einzelnen Gewerben bewohnt, unter

ihnen zeichnet sich die der Goldarbeiter (rua dos ourives), die zugleich mit Edelsteinen handeln, und jene der Krämer (rua da quitanda) besonders aus, welche in kleinen Kaufläden (lojas) alle Arten von Fabrikwaaren, und zur Bekleidung erforderliche Gegenstände feil haben. Jede dieser Strassen ist beinahe eine Viertelstunde lang, und sie durchkreuzen die Stadt von Nord nach Süd. Die Läden der Verkäufer beider Gewerbe sind zierlich eingerichtet, und ihr Inhalt auf die anlockendste Weise zur Beschauung aufgestellt; so unbedeutend diese einzeln erscheinen, so machen sie doch in einer ununterbrochenen, fortdauernden Reihe einen sehr günstigen Eindruck. In anderen Strassen befinden sich die großen, meistens fremden Kaufleuten gehörenden Waarenlager, wie denn überhaupt die Zahl der gewerbetreibenden Fremden sehr groß ist. Gewerbe, wie Kupferschmiede, von welchen Viele mit zwanzig Gesellen arbeiten, Seifen- und Leimsieder, Lichterzieher und Feuerwerker werden hoffentlich mit der Zeit in einen entlegenen Theil der Stadt verlegt werden. Es gibt Strassen, in denen Erstere und ein paar Dutzend Blechschmiede ihre Werkstätten aufgeschlagen haben, und wo man im Durchgehen mit dem Verluste des Gehöres bedroht wird; wie angesehene Familien dort wohnen, Kaufleute ihre Komptoirs aufschlagen können, habe ich bewundert, noch mehr, wie Frauenzimmer ganze Tage auf den Balkons ihrer Wohnungen aushalten konnten, von dem pestilenzialischen Gestanke des Dampfes eingehüllt, der aus den Werkstätten der übrigen Gewerbe sich über die ganze Strasse verbreitet; aber ich hatte hinlängliche Gelegenheit zu erfahren, daß keine Macht eine größere Gewalt ausübet, als die der Gewohnheit. Wie gefährlich es ist, Feuerwerker in engen, stark bevölkerten Strassen zu dulden, bedarf wohl keiner Betheurung, aber wenn nicht gelegenheitlich die Polizei selbst einmal in die Luft gesprengt wird, darf man auf Entfernung der stets drohenden Gefahr nicht rechnen. Merkwürdig ist

die außerordentliche Menge jener Läden (vendas), wo ausschließlich alle Arten von Lebensbedürfnissen verkauft werden; ein Unternehmen, welches bei den ungeheuren Prozenten, die der Verkäufer nimmt, einen großen und schnellen Verdienst abwirft. Diese Vendas und oben erwähnten Lojas sind der Zufluchtsort aller Portugiesen, die aus ihrem Vaterlande nach Brasilien wandern, woselbst man sie gerne als Diener und Aufwärter annimmt. Die Hälfte der Vendas in Rio de Janeiro ernähren sich von den Negern, welche nicht ermangeln, den Ueberschuß ihres Verdienstes in schlechtem Branntwein und gebratenen Fischen zu verzehren. Der Dampf des ranzigen Oehles, in welchen diese zubereitet worden, erweckt die Eßlust der Neger, und wird von den Portugiesen als ein alter Bekannter mit eben dem Vergnügen eingeathmet, mit dem ein Engländer vor einem frisch geschlachteten, fetten Ochsen vorbeigeht.

III.

Erstes Begegnen des Kaisers und der Kaiserin. — Waffenübung der brasilianischen Truppen auf den Ebenen von St. Cristovao.

Ich war eines Morgens eben im Begriffe, meine Wohnung in der rua d'ouvidor zu verlassen, als ich den Klang einer Trompete und den Hufschlag vieler Pferde vernahm; bald darauf kam ein Trompeter, von zwey Reitern im Galoppe gefolgt; diesem folgte in einiger Entfernung ein Zug Anderer, an ihrer Spitze der Kaiser und die Kaiserin, welche von ihrer Quinta St. Christowao kamen, und sich nach der

Residenz begaben. Der Kaiser, welcher die Uniform der Dragoner trug, saß mit der Sicherheit eines geübten Reiters zu Pferde, seine Gestalt ist von mittlerer Größe, untersezt und kräftig, mit großer Anlage, dick zu werden; seine Haare und der starke Bart sind hellbraun, sein etwas blatternarbiges Gesicht trug das Gepräge der Jugend und Gesundheit; es war von der Sonne gebräunt. Wer Gefallen an einer kräftigen Gestalt und einer männlichen, ausdrucksvollen Gesichtsbildung findet, wird Don Pedro einen schönen Mann nennen. Die Kaiserin, die nach Männerart zu Pferde saß, trug ein kurzes, grünes Reitkleid, mit einer Menge Ordenssternen bedeckt, hohe steife Stiefel mit ungeheuern Spornen, unter ersteren grüne Tuchhosen; der Kragen des Hemdes wurde von einem leicht geschlungenen weißen Tuche zusammengehalten, und den Kopf bedeckte ein weißer Kastorhut. Sie war klein, etwas dick, und ihr Gesicht, dessen Aehnlichkeit mit ihrem erhabenen Vater, dem Kaiser Franz, überraschte, war von der tropischen Sonne hochroth gefärbt.

Man sagte mir, daß der Kaiser jeden Tag, selbst bei zweifelhafter Witterung, mit seiner Gemahlin gleich nach Sonnenaufgang ausreite, und daß die Kaiserin ihn sogar auf der Reise nach Villa Ricca, der Hauptstadt der Provinz Minas geraes, welche, trotz der mannigfaltigen Beschwerden, ungewöhnlich schnell zurückgelegt wurde, hin und zurück, beständig zu Pferde begleitet habe; die Kleidung der Kaiserin schien auch wirklich der Witterung häufig getrozt zu haben. Man rühmte überhaupt ihre Entschlossenheit, und versicherte, daß sie sich des Schießgewehres mit der Sicherheit eines geübten Jägers bediene. Da der Kaiser, so oft er zur Stadt kommt, fast immer seinen Weg durch die Strasse d'ouvidor nimmt, so war sein Erscheinen nichts Neues mehr, nur die geschminkten und abgelebten Französinnen, deren Putzläden einen Theil der Strasse anfüllen, ermangelten nicht, sich in

einem reizenden Morgenanzuge zu zeigen; die Balkons blieben leer, und die wenigen Menschen, welche in der Strasse beschäftiget waren, beugten, als die hohen Herrschaften vorüber ritten, ein Knie zur Erde.

Man erzählte, daß die brasilianischen Truppen, Nachmittag und unmittelbar unter dem Befehle des Kaisers, einige große Bewegungen auf dem Campo de St. Cristova'o ausführen würden. Ich hatte an einen dort wohnenden würdigen Deutschen, Herrn Fröhlich, Briefe abzugeben, konnte also zugleich meine Neugierde befriedigen, Soldaten zu sehen, von welchen selbst neuere Reisende eine höchst nachtheilige und lächerliche Schilderung gemacht hatten, miethete ein Boot und landete nach kurzer Fahrt vor Herrn Fröhlichs Wohnung; dort machte ich die Bekanntschaft meines Landsmannes, und eben so liebenswürdigen als talentvollen Künstlers, Herrn Moritz Rugendas aus Augsburg, welcher sich schon längere Zeit in Brasilien aufhielt.

Die Ebene von St. Cristova'o liegt vor dem kaiserlichen Lustschlosse Boa Vista, und ist zu Waffenübungen sehr geeignet; da überdieß eine Kavallerie- und Infanteriekaserne sich ganz in der Nähe befinden, so kann der Kaiser jede Minute Truppen versammeln. Dießmal waren zwei Bataillone Jäger, ein Bataillon Grenadiere, ein Paar Eskadronen Kavallerie, eine Fußbatterie und eine Abtheilung fremder Truppen, im Ganzen ungefähr fünf und zwanzig hundert Mann in zwei Treffen aufgestellt. Die Truppen waren sehr einfach und zweckmäßig gekleidet, und, wie mir schien, gut bewaffnet; die Haltung der Grenadiere war die alter kriegserfahrner Truppen, die Kavallerie war schlecht beritten und ritt noch schlechter, die Artillerie sah sehr gut aus; sehr zweckmäßig waren die Kanonen mit kräftigen Mauleseln bespannt, das Häufchen Fremder war erst kürzlich in der Kolo-

nie Neu-Freyburg geworben, bestand größtentheils aus französischen Schweizern, und versprach noch wenig; sie wurden als der Stamm einer künftigen Garde, zur persönlichen Sicherheit des Kaisers, angesehen.

Als der Kaiser, von seiner Gemahlin begleitet erschien, spielten die verschiedenen Musikbanden die National-Hymne, die Befehlshaber der Truppenabtheilungen wurden vorgerufen, und erhielten von Sr. Majestät selbst die treffenden Befehle, worauf die Bewegungen sogleich ihren Anfang nahmen. Dieses kleine Heer war die Schöpfung des Kaisers, es manövrirte recht erträglich, und wenn es auch den Bewegungen an Uebereinstimmung fehlte, und der Taktiker an der Disposition gar viel zu tadeln gefunden hätte, so mußte man doch eingestehen, daß der energische junge Fürst, der wohl keinen guten Unterricht in den Kriegswissenschaften erhalten, und überhaupt nie ein europäisches Heer gesehen, unendlich viel geleistet hatte. Würden diese Truppen von talentvollen, kriegserfahrnen Führern, von muthigen Offizieren befehliget, so durfte man ihnen einen kräftigen Widerstand gegen äußere Feinde zutrauen, und was wohl wichtiger war, sie als Stützen des noch sehr wankenden neu geschaffenen Thrones betrachten.

Spät erst defilirten die Truppen vor beiden Majestäten, worauf auch ich mich von den freundlichen Landsleuten trennte.

IV.

Bemerkungen auf einer Wanderung durch die Stadt. — Der öffentliche Spaziergang (Passeio Puplico).

Auf den west- und ostindischen Besitzungen der Engländer, auch in mehreren Städten des nördlichen Brasiliens, ist die kluge Einrichtung getroffen, während der heißeren Jahreszeit, alle Geschäfte und herkömmlichen Besuche nach Sonnenaufgang abzumachen, und bis diese sich wieder zu ihrem Untergange neiget, nicht mehr auszugehen. In Rio de Janeiro geschieht gerade das Gegentheil; ist es Trägheit der Einwohner, oder haben die, wenigstens im Handel den Ton angebenden Engländer, die Sitte ihres Vaterlandes hier eingeführt, spät aufzustehen; genug, vor 9 Uhr Morgens geht hier Niemand zum Geschäfte, und Vormittag werden weder Besuche gegeben, noch erwiedert. Zu meiner Verwunderung bemerkte ich überdieß, daß die angesehensten Kaufleute der Stadt, gerade diese Zeit zu ihrer Börsenstunde wählend, sich an den Thoren der Alfandega (Mauth) versammeln. Die Börse, ein herrliches Lokal, welches mit der Mauth in Verbindung steht, wird gar nicht besucht; wie man mir sagte, aus Abneigung, weil noch während dem Aufenthalte des Königs, die portugiesischen Truppen die versammelten Kaufleute mit Flintenschüßen auseinander getrieben hatten, wobei mehere getödtet und verwundet wurden. So gerecht ihr Unwille auch immer seyn mag, so scheint es mir doch, daß sie sich selbst am meisten bestrafen, indem sie oft Stundenlang auf der Straße stehen, unter dem Gewühle arbeitender und schreiender Neger, manchmal in Staubwolken eingehüllt, und noch öfter den Strahlen der im Zenith stehenden Sonne ausgesetzt, die an dieser Stelle von den Mauern, und dem fast glühenden Pflaster mit verdoppelter Wirkung zurückprallen.

Ueberhaupt ist in der Stadt nirgends Anstalt getroffen, der Hitze des Klimas zu begegnen; die Mauern der Häuser sind dünne, und mit großen Fenstern überladen; Stiegen, Fußböden und die Decke der Zimmer stets von dicken Brettern; die Dächer ziemlich hoch und häufig mit Mansarden, wahre venetianische Bleikammern, versehen.

Die Portugiesen haben die in ihrem Vaterlande so beliebte, blendend weiße Uebertünchung der Häuser eingeführt; man macht sich aber kaum eine Vorstellung, was nur wenig schwache Augen leiden, wenn sie nothgedrungen und längere Zeit auf den, von der Sonne beleuchteten Häusern, oder dem weißen Straßenpflaster verweilen. Augenübel, und das Erblinden vieler Menschen, sind aber auch sehr häufig in Rio, und ich wage die Behauptung, daß die so ungeeignete Uebertünchung der Häuser wesentlich dazu beitrage. Die Zweckmäßigkeit enger, schattengebender Straßen in heißen Ländern sieht man hier erst vollkommen ein; auch die Straßen Rios sind nicht breit, da aber ein bedeutender Theil der Häuser nur ein Stockwerk hoch ist, so entbehrt man natürlich auch den so wohlthätigen Schatten.

Baumpflanzungen auf den großen Plätzen der Stadt schienen daher höchst wohlthätig zu seyn; die Brasilianer versichern aber, und wohl nicht mit Unrecht, daß durch Bäume so viel Ungeziefer herbeigezogen würde, daß die Anwohnenden, und selbst die Lustwandelnden, sich seines beständigen Anfalles nicht erwehren könnten.

Um aber nicht auf einen Spaziergang (Passeio) in den Straßen beschränkt zu seyn, wurde von einem der hochverdienten Statthalter Brasiliens, nach dem Muster des passeio publico in Lissabon, an dem südlichen Ende der Stadt, mit trefflicher Auswahl des Platzes, ein öffentlicher

Garten angelegt. Er hatte früher dasselbe Schicksal, wie der von Lissabon, nur von den Zunächstwohnenden besucht zu werden; erst jezt fängt man an, diesem schönen Garten Geschmack abzugewinnen, und an hohen Feiertagen ist er oft ziemlich belebt.

Von der Landseite ist der Passeio Publico mit einer Mauer umgeben, gegen die See hin, deren Wellen sich an einem kolossalen, seit kurzem erst neu aufgeführten Damme brechen, offen. Es ist kein großer Garten, doch enthält er mehrere breite, sehr gut unterhaltene Gänge, welche von ausländischen, meistens ostindischen und afrikanischen, Bäumen, vollkommen beschattet werden; die übrigen Theile des Gartens sind mit den gewähltesten Gesträuchen und Gewächsen bepflanzt, die abwechselnd das ganze Jahr hindurch mit den schönsten und wohlriechendsten Blüthen prangen. Seit der Garten unter die oberste Leitung des würdigen Professors der Botanik, Pater Leondros de St. Sacramento, gestellt ist, findet der europäische Botaniker hier viele Gelegenheit, seine Wißbegierde zu befriedigen, da dieser thätige Mann eifrig bemüht ist, die seltensten Gewächse des Erdballes, in schwesterlicher Eintracht, auf einem beschränkten Raume zu pflanzen, und an Klima und Boden zu gewöhnen.

Der Gedanke des Pater Leandros, hier seinen Lehrcours der Botanik zu eröffnen, scheint mir sehr glücklich; die Regierung ließ auf sein Ersuchen einen geschmackvollen, kleinen Salon bauen, und für Zuhörer einrichten, deren Viele erschienen, um während dem geistreichen Vortrage des Professors zu schlafen.

Der öffentliche Garten ist auf einem hervorspringenden Erdwinkel des Festlandes angelegt; ein mächtiger, zwanzig Schuh breiter Damm von großen Granit-Quadern, schüzt

ihn vor den manchmal mit Riesengewalt heranstürmenden Wellen; auf diesem Damme sind Sitze bereitet, und von hier aus weidet sich das Auge des Freundes der schönen Natur an dem Anblicke einer der herrlichsten Gegenden der Erde.

Man übersieht einen großen und den schönsten Theil der Bai von Rio de Janeiro. Rechts den mächtigen Corcovado, auf dessen Gipfel ein Telegraph erbaut ist, an seinem Fuße die Vorstadt Catete, welche sich hinter eine sanfte Anhöhe ziehet, auf welcher die schöne Kapelle da nossa Senhora da Gloria stehet; die ganze Anhöhe ist mit freundlichen Landhäusern im portugiesischen und maurischen Geschmacke bedeckt, größtentheils Eigenthum eines Engländers, und an die Gesandten und Consuls fremder Mächte vermiethet. Eine Reihe sonderbar gestalteter Gebirge scheint sich nun, ohne Unterbrechung, bis zu dem Eingange des Hafens zu erstrecken; fährt man aber längs dem Meere hin, so entdeckt man die geräumige Einfahrt in mehrere herrliche Baien; der Zuckerhut (pão d'assucar) begränzet endlich auf dieser Seite die Küste. Dieser merkwürdige Berg, einer Felsenpiramide ähnlich, erhebt sich hier gleich einem Wächter des Hafens an der Einfahrt der Bai von Rio de Janeiro, und seine auffallende Gestalt läßt den Schiffer, selbst wenn er zum erstenmale diese Gegend Brasiliens besuchet, keinen Augenblick in Zweifel, daß er das Ziel seiner Reise glücklich erreichte. Am Fuße des Zuckerhutes liegt die kleine Felseninsel Lage, befestiget und mit Batterien versehen, das Feuer derselben kreuzet sich, die Einfahrt vertheidigend, mit dem der gegenüberliegenden Festung Santa-Cruz, deren doppelte Batterien jedem feindlichen Schiffe augenblickliche Zerstörung drohen. Englische Offiziere der Marine sind zwar der Meinung, daß mit gutem Winde jede feindliche Flotte ohne großen Verlust die Einfahrt forciren wird, da die Batterien aller Hafenforts zu hoch angelegt und die Schießscharten

meistens so enge sind, daß das Geschütz in seiner freien Bewegung gehindert ist, und den Spiegel des Wassers gar nicht bestreichen kann. Weniger freundlich ist das Ufer der Bai auf der linken Seite; die Gebirgsreihe, deren Fuß das Meer bespühlet, ist noch ganz mit Urwald bedeckt, hie und da zeigen sich Blößen, welche durch Erdfälle entstanden. Höchst pitoresk ist die Lage des Klosters boa viagem (gute Reise); es ist auf der Spitze eines Felsens erbaut, welcher sich einige Hundert Fuß hoch, nach allen Seiten fast senkrecht, aus der See erhebt, von dem Ufer gegen fünfzehn Schritte entfernt, und mit diesem durch eine hölzerne Brücke verbunden. Weiter im Innern des Hafens steht das kleine Fort St. Juan, auf dem Platteau eines niederen Vorgebirges; dann wölbt sich eine große Bai tief in das Land hinein; an ihrem flachen, sandigen Ufer liegt das freundliche Städtchen Praya Grande, beinahe der Hauptstadt gegenüber, mit welcher es in der lebhaftesten Verbindung steht.

Dieß ist das schwach entworfene Bild des Panoramas eines Theiles der herrlichen Bai von Rio de Janeiro; würdig schildern zu wollen, was die allmächtige Natur gethan, dieses Bild zu beleben, ist eine Aufgabe, der ich mich nicht gewachsen fühle. Die mächtige Hand, die mit einem Winke das Chaos des Gestirnes, welches wir bewohnen, ordnete, verweilte hier mit besonderer Vorliebe, und verlieh dieser Gegend Reize, deren Mannigfaltigkeit man nur allmählich entdeckt, die, zu bewundern, man nie ermüdet.

Das meistens wolkenlose Himmelsgewölbe verbreitet einen freundlichen, milden Schein über die ganze Gegend; wohl möchte ich sagen, es spiegle seine Heiterkeit auf den Gesichtern der Menschen, deren Fahrzeuge das Binnenwasser des Hafens bedecken; der Matrose auf dem Kauffartheischiffe verrichtet seine schwere Arbeit singend, die Negersklas-

den handhaben die Ruder mit ihren nervigen Armen, und begleiten ihren Schlag, mit den Melodien ihres Vaterlandes; Vorüberſegelnde rufen ſich zu, bis ihre Blicke durch andere Gegenſtände gefeſſelt werden; Hunderte kommen, Hunderte verſchwinden wieder, und wie die Straſſen der volkreichen Stadt mit Menſchen angefüllt ſind, ſo wimmelt der Hafen von Schiffen und Fahrzeugen aller Art.

Die Winde wechſeln hier mit ſolcher Regelmäßigkeit, daß das Ein- und Auslaufen der Schiffe dadurch ungemein begünſtiget wird; wirklich kommen deren jeden Tag eine bedeutende Menge aus allen Welttheilen der Erde an, und kehren dahin zurück. Die ankommenden Schiffe beſonders erregen die allgemeine Neugierde; die Fenſter, die Balkons aller Wohnungen, die die freie Ausſicht auf den Hafen haben, ſind mit Menſchen beſezt, die ihre Ferngläſer nach der Hafeneinfahrt richten; kettet ſich doch ſo verſchiedenartige Theilnahme an ihre glückliche Ankunft. Einen beſonders ſchönen Anblick gewährt aber ein Kriegsſchiff, wenn es mit günſtigem Winde und vollen Segeln die Wellen mit einer Ruhe durchſchneidet, als gebiete es dem mächtigen Elemente, deſſen Ungeſtüm es während der Reiſe trozte. Die Kriegsflagge wehet ſtolz auf der Spitze des Maſtes, die Beſatzung iſt auf ihren Poſten vertheilt, allenthalben herrſcht feierliche Stille; jezt erfolgt ein Zeichen des Befehlshabers; alsbald ſcheint aus den Flanken des Schiffes Feuer zu ſtrömen, ihm folgt der Donner der Geſchütze, die nahen Hafenforts und die braſilianiſche Flagge begrüßend, und hallt hundertfältig von den Gebirgen wieder. Dampfwolken umhüllen das Schiff, doch bald läßt es dieſe hinter ſich, ſeinen Weg langſamer fortſetzend; jezt naht es der Stelle, die der Kapitän zum Ankern auserſehen; die Pfeife des Hochbootsmannes tönt, hundert Hände ſetzen ſich in Bewegung, ein Augenblick, und alle Segel ſind eingezogen, ein Wink des

Kapitäns, und der gewaltige Anker senket sich brausend in die Tiefe; bald darauf hält das Schiff unbeweglich. Zum zweiten Male tönet jezt die Pfeife, da belebet sich das ganze Schiff, Strickleitern, Masten und Staaren füllen sich mit Matrosen, schweigend, doch mit geschäftiger Eile, werden die Segel an die Staaren befestiget, Stricke und Taue angezogen, und das Schiff aufgeräumt, dann tritt wieder Stille ein. Wer es nicht ankommen sah, glaubt, es liege bereits Wochen lang im Hafen, und erwarte den Befehl zur Abreise.

Ein ganz verändertes Bild gewährt die herrliche Bai von Rio de Janeiro, wenn der Mond, bei eintretender Nacht, seinen Zauber über die Gegend verbreitet. Die Landhäuser werden allmählig beleuchtet, der Ruderschlag heimkehrender Fahrzeuge oder der schwermüthige Gesang der arbeitenden Neger, und die weitschallenden Töne der Cicaden unterbrechen allein die feierliche Stille des Abends. Die Abendluft trägt Balsamdüfte von den Gärten herüber, und das nahe Waldgebirge haucht den Wohlgeruch der ihm eigenthümlichen Blüthen über die Gegend. Die sanft bewegten Wellen des Meeres nehmen, einem Spiegel ähnlich, das Bild der strahlenden Sterne auf, die Schiffe so vieler und weit entfernter Nationen schaukeln sich hier friedlich nebeneinander, und selbst die gewaltigen Massen der Kriegsschiffe, deren schwarzer Rumpf am Tage so furchtgebietend aussieht, scheinen, von dem freundlichen Schimmer des Mondes beleuchtet, weniger schreckhaft.

So die Gegend, wenn die Elemente nach ihrer furchtbaren Thätigkeit ausruhen; sehr verschieden, doch nicht minder erhaben, erscheint sie, wenn draußen der Sturmwind über die unendliche See brauset, und die Wellen zu Bergen thürmet; wenn schwarzes, niederes Gewölke über sie hinziehet,

seine Blitze auf Land und Meer herabsendet, und mit seinem furchtbaren Donner die Luft erschüttert. Obwohl die hohen Gebirge, welche die Bai umgeben, den Hafen gegen die Gewalt des Windes schützen, und die Schiffe vollkommen sicher auf der Rhede liegen, so wird das Binnenwasser dennoch mächtig von der hereinbrechenden See aufgeregt, die Wellen färben sich dunkelgrün, die ganze Küste ringsumher ist mit Schaum bedeckt, welchen die heftige Brandung weit über die künstlichen Dämme spritzet, und auf den Bergen tobet der Sturmwind durch fast undurchdringliche Waldungen, deren Rauschen sich mit dem Donner der Brandung vermenget, die, draußen wüthend, doch vergebens, gegen das felsige Ufergebirge anstürmend, es mit ihrem weißen Schaume überzieht. Nicht ohne Zagen sah ich manchmal ein Schiff bei so ungünstigem Wetter sich dem Hafen nähern, von den Wellen umhergeschleudert, aber von erfahrner Hand so trefflich gesteuert, daß ich gewiß glaubte, es würde den Kampf mit den Elementen siegreich bestehen, aber oft waren alle Anstrengungen vergebens, und dem ersehnten Ziele bereits so nahe, mußte es wieder die hohe See zu gewinnen trachten.

Oft, und zu verschiedener Zeit, saß ich auf dem mir liebgewordenen Steindamme des Passeio Publico, die Brust von mannigfaltigen Gefühlen bestürmt; was ich sah, schien mir das getreue Bild eines bewegten Lebens, in dem Leid und Freude so oft und so schnell wechseln, wie hier Sonnenschein und Sturm. Ich sah viele Menschen gedankenlos kommen, verweilen und eben so wieder fortgehen, nicht also ich; hier holte ich mir Trost, hier erhob sich mein Gemüth zu dem Vater der Welten, hier staunte ich ihn in seiner Allmacht an, durchdrungen von Bewunderung seiner Weisheit, von Glauben an seine Vatergüte.

Freundlicher Garten, ich werde dich nie vergessen; auf

dem Damme, der dich vor Zerstörung schützet, wird aber gewiß einst ein talentvoller Bewunderer der Natur zum Dichter begeistert; denn, wenn ein Funke dieser edeln Kunst in der menschlichen Brust schlummert, so müßte er dort geweckt werden. In meiner Seele glimmte leider nicht einmal ein Fünkchen, sonst wäre eine Ode an den Passeio Publico gewiß mein erster Versuch gewesen.

V.

Jahresfeier der Ausrufung (acclamaçaõ) des Prinz-Regenten, Dom Pedro, zum Kaiser und immerwährenden Vertheidiger Brasiliens.

Der 12. Oktober 1823 wurde in Rio de Janeiro mit vieler Feierlichkeit begangen; es ist dieses der Geburtstag des Kaisers, (geboren 1798) und der Jahrestag der Wahl und der Ausrufung desselben zum Kaiser und immerwährenden Vertheidiger von Brasilien.

Gleich nach Sonnenaufgang versammelten sich sämmtliche Linientruppen, und mehrere Milizbataillons auf dem Campo d'acclamaçaõ (früher Campo St. Anna), und stellten sich in ein länglichtes Viereck, mit der Fronte gegen ein kleines Gebäude (palacette) auf, welches besonders zu ähnlichen Feierlichkeiten bestimmt ist. Es mochten in allem gegen 6000 Mann Infanterie, 4 Batterien und 800 Mann Reiterei seyn. Uebertrafen früher die Linientruppen meine Erwartung, so konnte ich jezt nicht genug über die gute Kleidung, Bewaffnung und Haltung der Milizen staunen.

Besonders schön war die Miliz der Hauptstadt, dasselbe verrufene Korps, welches früher mit Sonnenschirmen auf die Wache zog, und seine Waffen und Fahnen durch Neger nachtragen ließ. Es bestand, wie ehemals, aus den Krämern und Ladendienern. Es gab auch noch ein Bataillon Stadtmilizen, welche ihre bürgerliche Kleidung trugen und nur mit Spießen bewaffnet waren; sie bezogen zuweilen die Wache vor dem kaiserlichen Pallaste, wurden aber bald aufgelöst. Die berittenen Milizen von Minas und St. Paulo konnten sich jedem europäischen Regimente an die Seite stellen; sie waren äußerst zweckmäßig und einfach gekleidet, trefflich beritten, gut zusammengerichtet und exercirt. Besonders kriegerisch sahen die Milizen von St. Paulo, mit ihren braunen, bartigen, ernsten Gesichtern und schwarzen feurigen Augen aus. Das Bataillon der Fremden, von einem Franzosen, Hrn. Bellard, errichtet und befehliget, würde sich gut gekleidet, stattlich ausgenommen haben.

Gegen neun Uhr erschienen der Kaiser und die Kaiserin mit ihrem Hofstaate in reich vergoldeten, etwas altväterischen Wagen; sechs Kammerherrn keuchten zu Fuße und mit entblößtem Haupte neben dem kaiserlichen Wagen her, der, wie die andern, mit sehr schönen Mauleseln bespannt war, dann folgte eine zahlreiche berittene Dienerschaft, endlich die Ehrengarde zu Pferde. Ihre Majestäten und Gefolge begaben sich hierauf nach dem Palacette. Die Ehrengarde bestand aus den wohlhabendsten Männern der Stadt und der benachbarten Provinzen, und Viele unterzogen sich einer höchst beschwerlichen Landreise von mehreren Monaten, um dem Kaiser ihre Huldigung darzubringen. Dieses Korps, ungefähr 150 Köpfe stark, war wirklich prächtig, und würde die Umgebung eines jeden europäischen Monarchen verherrlichen; die Uniform war weiß und roth, mit engen Hosen und Kapenstiefeln, das Haupt bedeckte ein prächtiger Helm mit einem

Roßschweife, die Schultern zierten goldene Epaulets, da Jeder Kapitäns-Rang hat; sie waren sämmtlich sehr gut beritten, und Mehrere vorzügliche Reiter.

Als der Kaiser sich auf dem Balkon zeigte, wurde er von dem Jubelrufe des Militärs und des zahlreich versammelten Volkes begrüßt; dann erfolgten während der Dauer einer halben Stunde Artillerie- und Musquetten-Salven, hierauf formirten die Truppen Kolonen, bei welcher Gelegenheit einige, wie besessen umhersprengende Generale, glänzende Beweise ihrer Unwissenheit gaben; dann defilirten die Truppen vor den hohen Herrschaften, welche, von dem Heere gefolgt, in derselben Ordnung sich durch die festlich geschmückten Straßen der Stadt, nach dem Largo do Paço (Pallastplatze), und sodann in die kaiserliche Kapelle begaben.

Nach Beendigung des äußerst feierlichen Gottesdienstes verfügten sich ihre Majestäten nach der nahe liegenden Residenz, an deren Portal sie von den Würdenträgern des Reiches, der Geistlichkeit, den höchsten Beamten und allen hoffähigen Personen knieend empfangen, und nachdem sie Ihre Hände zum Kuße gereicht, von ihnen in den Audienzsaal begleitet wurden. Gleich darauf zeigte der Kaiser sich auf dem Balkon des Pallastes dem Volke, welches den ganzen Platz anfüllte. In diesem Augenblicke salutirten sämmtliche Forts des Hafens, und alle auf der Rhede liegenden Kriegsschiffe; dieß war ein großer, das Herz erhebender Anblick.

Zuerst schien die Erde von dem Donner so vieler Geschütze zu erbeben, und die Gebirge, welche die Bai umringen, antworteten im hundertfältigen Echo; dann trieb der eben eingetretene Seewind den Pulverdampf nach der Stadt, so daß man auf Augenblicke kaum den Nebenstehenden sehen konnte; dazwischen zuckte der Blitz der Geschütze, Lage folgte

auf Lage, alle Elemente ſchienen im Aufruhre. Als aber die lezte Salve gegeben war, verſchwand, wie durch Zauber, der Pulverdampf, kein Wölkchen war am dunkeln Blau des Himmelsgewölbes ſichtbar, und zahlloſe Flaggen und Wimpel, die Farben der mächtigſten Nationen der Erde, wehten über dem klaren Spiegel des Meeres, und begrüßten den Helden des Tages; in dieſem ſchönen Augenblicke erhoben ſich, von einem Gefühle ergriffen, die Stimmen der zahlloſen Menge, um aus der Tiefe des Herzens Heil zu rufen: „Heil! Dom Pedro, Kaiſer von Braſilien!“

Wahrlich, wenn in einem ſolchen Momente das Herz eines Fürſten unbewegt bleibt, wenn ſich nicht der Vorſatz in ſeiner Seele reget, ſeinem Volke ein guter Führer, ein Vater zu ſeyn, — dann iſt er ärmer mit ſeiner Krone, als der Aermſte ſeines Volkes.

Die im Pallaſte Anweſenden wurden nun zum Glückswunſche und Handkuße zugelaſſen, worauf ſich die hohen Herrſchaften in derſelben Ordnung, wie ſie gekommen waren, nach ihrem Landſitze St. Criſtovão zurückbegaben.

Auch in meiner Bruſt erweckte dieſer Tag feierliche Erinnerungen; Tauſende feierten den 12. Oktober in meinem Vaterlande, und als in der vierten Stunde nach Mittag die Geſchütze zu den Toaſten patriotiſcher Braſilianer donnerten, erhob auch ich, mit einigen Freunden beim frohen Mahle verſammelt, den vollen Becher, und trank, an Amerikas Geſtade, auf meines Königs, auf Maximilians Wohl.

Abends war die Stadt beleuchtet, und unzählige Raketten ſchienen ſich mit den Sternen vereinigen zu wollen.

Drei Jahre ſpäter wohnte ich dieſem Feſte wieder bei,

aber es war nicht mehr daſſelbe; wohl donnerte das Geſchütz, und das Militär füllte glänzender und zahlreicher noch, wie früher, die Straſſen, aber das Volk ging finſter und ſchweigend dem Zuge aus dem Wege.

VI.

Kirchen. — Kirchliche Feierlichkeiten und Feſte.

Die herrſchende Religion in dem braſilianiſchen Kaiſerreiche iſt die römiſch-katholiſche; alle übrigen Glaubensbekenntniſſe werden nur geduldet, und die freie Ausübung ihres Gottesdienſtes iſt ihnen in Gebäuden geſtattet, welche das äußere Anſehen von Kirchen nicht haben. Die Engländer ſind die einzigen unter dieſen, welche ein ſehr ſchönes Bethaus beſitzen.

In Rio de Janeiro gibt es gegenwärtig 11 Kirchen und 21 Kapellen, deren Zahl, da ſie durchgehends nicht groß ſind, für eine Bevölkerung von 180,000 Seelen nicht zu bedeutend iſt.

Die katholiſchen Tempel ſind in einem modernen, ziemlich geſchmackvollen Style, und meiſtens nach einem Muſter erbaut. Zu beiden Seiten der reichverzierten Fronte ſtehen ſpitzige Thürme von mittelmäßiger Höhe; eine ſteinerne Treppe führt nach der einzigen Thüre, welcher gegenüber ſich jedesmal der Hochaltar befindet. Das Innere der Kirche gleicht einem großen Saale; die Decke beſteht aus weiß übertünchten Brettern, und an den Seitenwänden ſtehen einige kleinere Altäre. In einigen Kirchen ſind dort niedere Gerüſte von Bret-

tern mit einer Gallerie aufgerichtet, woselbst die Männer stehen, der übrige Raum ist ganz leer, Betstühle und Bänke sind nicht üblich; der erwähnte Raum ist ganz für das weibliche Geschlecht bestimmt, welches, durch seine schwarzen Dienerinnen, Teppiche auf den gepflasterten Boden ausbreiten läßt, worauf es während des Gottesdienstes mit untergeschlagenen Beinen sitzet oder kniet. Viele Kirchen haben keine Kanzel, wie denn überhaupt selten geprediget wird; findet dieses jedoch statt, so wird in der Eile eine solche errichtet. Die Altäre haben selten Gemälde, die wenigen, welche man findet, sind überdieß höchst mittelmäßig, desto schöner sind die häufig angebrachten und reich vergoldeten Schnitzarbeiten in Holz. An großen Festtagen sind die Kirchen vom Boden bis zur Decke mit seidenen, kostbaren Tapeten, welche mit Gold- und Silberborten verziert sind, ausgeschmückt; der ganze Reichthum der Kirche prangt auf den Altären, welche mit unzähligen Lichtern bedeckt sind, köstlicher Weihrauch erfüllt die Luft, und vermischt sich mit dem Wohlgeruche, welche die dichtgestreuten Blumen und Blüthen verbreiten, und vom Chore herab tönt eine feierliche Musik.

Unter den Kirchen sind die, da Cadenlaria, und jene des heil. Francisco de Paulo, die vorzüglichsten; merkwürdig ist die Kathedrale, dem heil. Sebastian geweihet, die erste Kirche, welche die Portugiesen, nach Besitznahme der Bai von Rio de Janeiro, erbauten; sie steht auf einem Hügel, von wo aus man einer unbeschreiblich schönen Aussicht genießt.

Die Kirche ist übrigens ein plumpes, niederes, wenig besuchtes und sehr vernachlässigtes Gebäude. Unter den Kapellen zeichnen sich besonders aus: die kaiserliche, ehmals Karmeliter-Kirche, und die der heiligen Maria da gloria, mit welcher früher ein kleines Kloster deutscher Jesuiten verbunden war.

In allen katholischen Ländern ist die Zahl der Kirchenfeste beträchtlich; in Brasiliens Hauptstadt aber gibt es deren so viele, als Tage im Jahre sind. Gleich den christlichen Bewohnern des südlichen Europas, sind auch hier Kirchenfeste die einzige Ergötzlichkeit des Volkes, und dessen freudige, herzliche Theilnahme an denselben ergreifet selbst diejenigen, welche der Meinung sind, die Religion wäre ein zu ernster heiliger Gegenstand, als daß man sie zum Mittel gebrauchen sollte, um sich zu belustigen.

Die Geistlichkeit der verschiedenen Gotteshäuser bietet aber auch alles auf, die Andächtigen, oder vielmehr Schaulustigen herbei zu ziehen; zuerst ruft ein betäubender Lärm der Glocken zur Kirche; sie werden nur in wenigen Kirchen durch Stricke in Bewegung gesezt, in allen übrigen begeben sich ein paar Neger nach dem Glockenhause, oder steigen nur auf das Dach der Kirche, und bearbeiten nun die Glocken mit eisernen Hämmern nach eigener afrikanischer Phantasie, oder ahmen das in Lissabon übliche Glockenspiel nach; vor dem Eingange der Kirche lärmt die türkische Musik einer Negerbande; es sind endlich Vorrichtungen getroffen, im Augenblicke der Wandlung eine Menge Raketten auf einmal steigen zu lassen, welche, auf dem höchsten Punkte angekommen, die Luft mit hundertfältigem Knalle erschüttern; ist der gefeierte Heilige von Rang, so donnern auch die Kanonen des Kastells zu seiner Ehre.

Unter den Festtagen selbst wird großer Unterschied gemacht, und diese in zwei Klassen abgetheilt, als große Feiertage (dias santos da Guarda) und kleine Feiertage (dias santos de Remissa). Erstere werden beinahe alle mit großer Gala und Handkuß bei Hofe gefeiert.

Vor Allem zeichnet sich die kaiserliche Kapelle durch re-

ligidsen Pomp und eine äußerst würdige Feier des katholischen Kultus aus; sie ist an festlichen Tagen mit der geschmackvollsten Pracht geziert; der Kaiser sizt auf einem prächtigen Throne zur Seite des Hochaltars, neben ihm, doch etwas tiefer, der Bischof, ihm gegenüber die Canonici der kaiserlichen Kapelle; in der Mitte der Kirche befinden sich die Hofcharchen, der Senat und die Ritter des Christus-Ordens, in einer besondern Loge die Kaiserin mit ihren Kindern und einigen Hofdamen. Die Musik, besonders was den Gesang betrifft, ist vortrefflich.

Bei den Misterien der Messe salutiren die Forts, und die vor der Thüre aufgestellten Truppen geben drei Salven; dann betritt ein Kanonikus die Kanzel und hält eine kurze Predigt. Ich habe nie schöner und würdevoller sprechen hören, als in dieser Kapelle, überdieß bediente sich häufig der Redner seines Kanzelrechtes, und selbst der Kaiser entgeht oft dem Tadel und der Rüge nicht; eine höchst achtungswürdige Freimüthigkeit, die aber, wie man mir sagte, den durch Schmeichler höchst verwöhnten kaiserlichen Ohren nicht behagt.

Das wahre Volksfest ist jedoch der Abendgottesdienst, in einem Ave Maria bestehend. Sobald die Dunkelheit eintritt, werden Holzhaufen und Theertonnen vor der Fronte der Kirche aufgerichtet, und mit dem Beginnen des Gottesdienstes angezündet. Die Kirchthüren sind weit geöffnet, das Innere des Tempels ist reich geschmückt, der Hochaltar prangt mit riesigen Leuchtern von gediegenem Silber, und der Glanz unzähliger Lichter wird allein durch Wolken des köstlichsten Weihrauches gemildert. Indessen füllet sich der Platz vor der Kirche mit Andächtigen, Müssiggängern und Negern, welche sich ungezwungen der geräuschvollsten Freude überlassen; das schöne Geschlecht, den ganzen Tag über

durch die herkömmliche Sitte auf die innersten Zimmer seiner Wohnungen beschränkt, und mit Sehnsucht dem beginnenden Abende entgegen sehend, erscheint festlich geschmückt, mit Blumen im Haare, und von einer zahlreichen und vielfarbigen Dienerschaft gefolgt, in den Strassen; die jungen Männer drängen sich eifrig an die Pforten der Kirche, um die so seltene Gelegenheit, den Schönen zu huldigen, nicht unbenützt vorbeigehen zu lassen. Holdes Erröthen, feurige oder ängstlich suchende Blicke, bedeutungsvolles Lächeln, Winke und Zeichen werden gewechselt; Freude strahlt auf allen Gesichtern, und von der Menge, welche nach dem Gotteshause eilet, denken wohl nur sehr Wenige an den wahren Zweck ihres Besuches. Endlich verkündet ein langer Zug vorantretender Knaben und Kirchendiener die Ankunft der Priester; ihre Kleidung ist prächtig, ihr Anstand, ihre Haltung Ehrfurcht gebiethend; vom Chore herab begrüßet sie rauschende Musik und eine lebhafte Arie zahlreicher Sänger, meistens Kastraten, in welche die Andächtigen im Chore einstimmen.

Nach der Dauer einer halben Stunde nähert sich die Hand des obersten Priesters dem Schranke, der das Allerheiligste bewahret, eine Rauchwolke verbirgt den Altar, und ist diese zur Decke der Kirche emporgestiegen, so erhebt derselbe die Monstranz und segnet die im Staube gebeugte Gemeinde; Jubelgesang vom Chore, eine Glockenvariation der Neger und knallende Raketten beschließen das Fest; die Menge eilt weinetrunken und lärmend nach Hause, und freut sich auf den kommenden Tag.

Das Frohnleichnamsfest wird, wie in allen katholischen Ländern, mit großer Pracht gefeiert; mit noch größerem Pompe wird aber das Fest des Herzens Jesu (do coraçaõ de Jesu) begangen, welches die vermittibte Königin von

Portugal, Dona Carlotta, während ihrem Aufenthalte in Brasilien stiftete, und welches der Pabst bestätigte. Kein Bedienstete darf, bey strengster Ahndung, von der bei dieser Gelegenheit statt findenden Prozession entfernt bleiben; der Kaiser trägt mit seinen ersten Beamten selbst den Baldachin über dem Hochwürdigsten, sämmtliche Bruderschaften der Stadt eröffnen den Zug mit ihren Fahnen, die Kinder der Vornehmsten umgeben das Allerheiligste, als Engel in große Reifröcke gekleidet, die Haare gepudert, das Gesicht weiß und roth geschminkt; die ganze Garnison bildet Spaliere in den Strassen, durch welche sich die Prozession bewegt; sobald das Allerheiligste erscheint, fällt die Mannschaft auf die Knie, und senket die Bajonette zur Erde, und sämmtliche Forts und Kriegsschiffe salutieren.

Unter den Heiligen wird der Schutzpatron des Reiches, der heil. Georg, und der heil. Antonius, als Generalissimus von Portugal, am höchsten verehrt. Ersterer wird an seinem Festtage in feierlicher Prozession von der Festung Conceſſa'o abgeholt, und in voller Rüstung auf ein Pferd befestiget, von einer berittenen Musikbande, aus Negern bestehend, begleitet, im Triumpfe durch die Stadt geführt. Das Fest des heiligen Antonius zeichnet sich durch die unmäßigste Verschwendung an Pulver aus.

Merkwürdig waren mir die Feste der heiligen Anna und des heiligen Geistes, weil sich nirgends so sehr die Nationalität der Brasilianer aussprach, als an diesen Tagen. Ich habe in einem früheren Werkchen das Fest des heiligen Geistes beschrieben, ich gebe hier die Beschreibung des Festes der heiligen Anna, welches einige Aehnlichkeit mit unseren Kirchweihfesten in Deutschland hatte.

An dem, durch die Zeitungen angekündigten Abende, ver-

sammelt sich allmählig ein bedeutender Theil der Bevölkerung von Rio de Janeiro auf dem Acclamations-Platze, dessen Umfang so groß ist, daß sich wohl hunderttausend Menschen ungehindert auf demselben bewegen können. Dort steht die der heiligen Anna gewidmete Kirche, unferne eines schönen, öffentlichen Brunnens. Das Gebäude ist klein, aber von angenehmen Verhältnissen, und in tiefen, lockeren Sand gebaut; vor der Kirchenthür war ein festlich geschmückter und schön beleuchteter Triumphbogen aufgerichtet, zu beiden Seiten erhoben sich Gerüste mit Sitzen für die angesehensten Mitglieder der Bruderschaft des Kirchspieles. Auf einem abgesonderten Platze, zu dem einige Treppen führten, war ein Thron errichtet, auf dem ein Knabe, mit Krone und Zepter geschmückt, saß; Kinder von demselben Alter umgaben ihn, auf verschiedene Weise gekleidet; die Würde und der Ernst ihrer Haltung nahm sich komisch genug aus. Ich habe über die Bedeutung dieser Maskarade keine hinreichende Auskunft erhalten. Vor dieser Gruppe standen eine Menge großer Körbe, welche Brod, Früchte, Hühner, Schweinchen u. s. w., durchaus Geschenke von frommen Gläubigen an die Kirche enthielten; diese sollten nun an die Meistbietenden versteigert werden. Ein Kirchendiener, dem dieses Geschäft ob lag, übernahm die Rolle des Hanswurst, indem er den Werth seiner Waare auf eine nicht sehr zarte Weise, aber öfters mit glücklichem Witze, verkündete. Die Versteigerung hatte den besten Fortgang; unter Lachen und Frohsinn wurden die Körbe geleert, und manche der Anwesenden machten es gleichsam zur Ehrensache, sich gegenseitig zu überbiethen; ich erinnere mich, daß ein alter Hahn einem der Mitsteigernden, unter dem Jubel der Zuseher, für vier Mil Reis (eilf Gulden sechs und dreißig Kreuzer) zugeschlagen wurde.

Gegen fünf Uhr Nachmittag hatten sich wohl gegen

60,000 Menschen auf dem Acclamations-Platze versammelt, welcher in wenigen Augenblicken in ein großes Lager verwandelt wurde. Menschen, die sich vielleicht das ganze Jahr hindurch nicht mehr gesehen hatten, begegneten sich hier; befreundete Familien vereinigten sich, und ließen sich auf die mitgebrachten Strohmatten nieder; Andere lagerten sich auf dem Rasen, oder suchten ihre Bekannte auf; Viele sahen den Vorbereitungen zu dem Feuerwerke zu; Andere werden durch den Ton einer Viola herbeigelockt, die sie mit ihrem Gesange begleiten, oder vereinigen sich zu einem National-Tanze, welchen sie zur großen Zufriedenheit der zahlreichen Zuseher ausführen. Schmucke, gut gekleidete Negerinnen drängen sich, mit der ihnen eigenen Gewandtheit, durch die Menge, Erfrischungen anbietend; Andere hatten sich in unübersehbaren Reihen gelagert, und riefen den Vorübergehenden zu, von den herrlichen Früchten und Süssigkeiten zu kaufen, welche sie mit vorzüglicher Auswahl auf reinlichen Strohmatten ausgebreitet, und mit einer Menge Wachslichter umgeben hatten.

Festlich gekleidete Negersklaven trugen von allen Seiten Erfrischungen für ihre Gebieter herbei, von welchen Manche, wahrscheinlich, um mit ihren Reichthümern zu prahlen, ihre, in einem großen Kreise gelagerten, Freunde mit einem überreichlichen Abendessen, das in großen, silbernen Schüsseln aufgetragen wurde, bewirtheten. Auch Gruppen von Ausländern sah man, auf dem Rasen gelagert, mit ganzer Seele an dem Feste Theil nehmen.

In der That konnte es für den Europäer keinen merkwürdigeren Anblick, als dieses Schauspiel geben; Menschen von allen Farben und so verschiedenartiger Abstammung waren hier versammelt, und überließen sich zwanglos der natürlichen Lebhaftigkeit ihres Gemüthes.

Das schöne Geschlecht benützte, ohne Zurückhaltung, die ihm so selten gestattete Freiheit, sich ungezwungen in männlicher Gesellschaft zu bewegen, und selbst der ernste und phlegmatische Portugiese entäußerte sich, für den Augenblick, seiner Grandeza.

Indessen hatte die Nacht sich in tropischer Sternenpracht über die Gegend gelagert; Alles sieht mit Ungeduld dem Beginnen des Feuerwerkes entgegen, dessen Anfang endlich Kanonenschüsse verkünden, gleich darauf steigt eine Fronte von Raketten in die Luft, woselbst sie knallend platzen; sie geben gleichsam das Zeichen zu dem allgemeinen Rufe: „viva a sancta Anna!“ dann beginnt das eigentliche Feuerwerk, welches, mit Ausnahme der schön steigenden Raketten, gewöhnlich nicht viel bedeutet. Zwei Feuer und Flamme speiende, und mit einander kämpfende, Tieger beendigten das Feuerwerk, und erwarben ihren Verfertigern den lärmendsten Beifall; dann begab sich das Volk höchst vergnügt nach Hause.

Bewunderungswürdig war die Ordnung und das höfliche und anständige Betragen der ungeheuren Volksmenge, so daß die zahlreichen Polizeiwachen auch nicht eine Veranlassung fanden, ihr Ansehen zu gebrauchen.

Die Charwoche ist reich an kirchlichen Festen, und die Vorbereitungen zu dieser, allen Christen heiligen, Epoche beschäftigen Geistlichkeit und Einwohner in gleichem Maße. Die wohlhabendsten Familien drängen sich zu der Ehre, ihre Kinder beiderlei Geschlechtes bei den statt findenden Prozessionen figuriren zu lassen; selbst den Kaiser und seine Minister sah ich bei dieser Gelegenheit ein großes Christus-Bild von einer Kirche zur andern tragen, wobei besonders die nicht

überkräftigen Herrn Minister beinahe unter der Last ihrer kostbaren Würde erlagen.

Die Oster-Woche beginnt mit dem Besuche der Gräber; das heilige Grab war in allen Kirchen des erhabenen Gegenstandes der Verehrung würdig ausgestattet, und mit vorzüglichem Geschmacke beleuchtet. Die Fußwaschung wurde in der schönen Kirche da Candelaria, von dem obersten Bischofe vorgenommen; sämmtliche sehr großen Waschbecken waren von Silber.

Eine feierliche Prozession stellte endlich die Beerdigung Christi vor; sie ging um zehn Uhr Nachts von einer der Hauptkirchen aus, und zog durch einen großen Theil der Stadt, welcher beleuchtet und mit Zusehern überfüllt war.

Ein Zug der berittenen Polizei, ihre Kopfbedeckung in der Hand haltend, eröffnete die Prozession; dann folgte eine zahlreiche Priesterschaft; hinter derselben wurde die erste Station des Leidens Christi durch erbärmliche, mit den grellsten Farben angestrichene Bildhauerarbeit vorgestellt, und von zwölf Mitgliedern der Bruderschaft getragen; neben her gingen sechs als Engel gekleidete Kinder, mit großen Flügeln an den Schultern, gewaltigen Reifröcken von Silbergaz, gepuderten Haaren und geschminkten Gesichtern. Die armen Geschöpfe waren in Schweiß gebadet, der an Einigen, die sich keiner rein-europäischen Abkunft rühmen konnten, zum Verräther wurde; dann folgten zwei Reihen der Bruderschaft, welche ein Oberkleid von Taffet ohne Aermel über ihren Anzug, und große brennende Wachskerzen in der Hand trugen; hierauf wieder ein Bild u. s. w. Hinter dem Sarge kam ein großer Zug Geistlicher und eine starke Bande der Militärmusik, dann ein Zug der römischen Wache, ihren Hauptmann an der Spitze.

Von diesen sprach man schon zwei Tage vorher in der ganzen Stadt, und die Anordner des Festes thaten sich nicht wenig mit der Ueberraschung zu Gute, welche sie dem Volke, nach ihrer Meinung, mit dieser noch nie gesehenen Erscheinung bereiteten. Vermuthlich glaubten sie, ein römischer Soldat könne nur von einem Riesen vorgestellt werden; derlei Leute ließen sich aber nicht in Rio de Janeiro finden, oder mochten sich zu dem Schauspiele nicht hergeben; seit jedoch ein paar Bataillons deutscher Grenadiere errichtet waren, konnte diesem empfindlichen Mangel leicht abgeholfen werden. Gegen gute Bezahlung hatte man auch wirklich ein Dutzend hochstämmige Deutsche angeworben, und in römische Krieger, nach brasilianischem Geschmacke, verwandelt. Als sie erschienen, brach das Volk in Bewunderung aus, wir Fremde boten aber unsere ganze Kraft und Selbstbeherrschung auf, um bei ihrem Anblicke nicht in das unmäßigste Gelächter auszubrechen.

Der Hauptmann der Leibwache, wahrscheinlich der Flügelmann der Grenadiere, ragte um eine halbe Leibeslänge über die ganze Prozession hervor. Seine Kleidung bestand aus allen möglichen Farben, und sein Gesicht war dergestalt mit einem falschen Barte, aus aufgedrehten und betheerten Stricken, bedeckt, daß man nichts als seine Augen sah; zur besonderen Erbauung des Volkes handhabte er eine ungeheure, mit Eisen beschlagene Lanze mit solcher Kraft, daß bei jedem Stoße Funken vom Pflaster sprangen, oder dieses aufgerissen wurde. Seine, in Zugsbreite nachfolgenden, Untergebenen waren in Harnische von Pappendeckel eingepreßt; ihre Gesichter mit Röthel und Kienruß, den Bart vorstellend, angestrichen, triefend von Schweiß, welcher, sich mit den aufgetragenen Farben vermischend, in breiten Streifen am Gesichte herablief, endlich ihre Ungeduld, da sie schon mehrere Stunden in der römischen Uniform steckten, die sie

durch die sonderbarsten Gebärden ausdrückten, alles dieses vereiniget, gewährte einen Anblick, dessen Lächerlichkeit sich nur schwach beschreiben läßt.

Die Bilder und andere Spielereien hinweggelassen, wäre diese Prozession, sich schweigend und feierlich durch die Nacht bewegend, denn laut wird hier nie gebetet, von ergreifender Wirkung, aber das Volk schwerlich zufrieden gewesen, da es nicht erbaut, sondern nur unterhalten werden will.

Während der Dauer der Charfreitags-Prozession wurde in anderen Strassen angestrengt gearbeitet, um den kommenden Tag die Auferstehung Christi zu feiern. Jung und alt freut sich von einem Jahre zu dem andern auf diesen Tag, an welchem der Erzverräther und Apostel Judas in Effigie auf das gräulichste mißhandelt wird.

Wer es nur immer vermag, verfertiget eine Gestalt, kleidet sie nach eigener Phantasie, manchmal lebenden und bekannten Personen sehr ähnlich, hängt sie am Halse an einer Strassenecke, oder über seiner Hausthüre auf, und befestiget ein Säckchen mit Pulver an irgend einem Theile der Maske, um es zur rechten Zeit anzuzünden; also die Aermeren.

Mühsame und sehr kostspielige Anstalten werden aber von den Ladendienern und Vendeiros, meistens Portugiesen, getroffen, welche in der ganzen Stadt Beiträge sammeln, um die Auferstehung zu feiern. Gewinde von Laubwerk, an welchen große Töpfe von ungebrannter Erde hängen, werden von einer Häuserreihe zur anderen befestiget; in der Mitte der Strasse ist ein Gerüste aufgerichtet, auf dessen höchstem Punkte der Satan sitzet; seinen Leib umgeben Raketten vom stärksten Kaliber, unter ihm schwebt Judas, im

reichsten orientalischen Gewande, von einer Tatze des Teufels gefaßt. Masken zu Fuß und zu Pferde belustigen bis zum entscheidenden Augenblicke das Publikum; erwartungsvoll sieht ihm Alles entgegen.

Mit dem letzten Schlage der Uhr, welche die Mittagsstunde verkündet, werden alle Glocken der Stadt geläutet und gehämmert, zwischen dieses entsetzliche Getöse donnern die Salven der Forts, der Teufel führt Judas unter fürchterlichem Gepraſſel in die Luft, ihm folgen die Uebrigen nach, und bedecken die Straſſen mit ihren zerrissenen Gliedern; diesen Augenblick schon lange mit Ungeduld erwartend, stürzt ein Theil der Neger, unter dem Rufe „Alleluja!“ über die Reste des Judas her, und schleppt ihn jubelnd durch die Straſſen, von den Einwohnern zu der größten Ausgelaſſenheit ermuntert, ein Anderer wirft sich auf die erwähnten Töpfe und zerschlägt sie, um ihren Inhalt zu theilen, welcher gewöhnlich aus Früchten, Tauben und andern Vögeln, zuweilen aber auch aus Ratten und Mäusen bestehet. Ein Fremder, der an einem solchen Tage die Stadt zuerst betritt, darf starke Nerven haben, wenn er längere Zeit in den Straſſen verweilen will; denn der Lärm übersteigt jeden Begriff.

Einen Fasching, nach unseren Begriffen, hat Rio nicht; ich weiß nur, daß man den ersten Tag der Fastenzeit (tempo do extrado) nicht ausgehen kann, ohne auf eine, keineswegs gelinde, noch angenehme Art, bis auf die Haut durchnäßt zu werden. Wer sich auf dem Balkon eines Hauses oder in den Straſſen blicken läßt, wird alsbald ein Gegenstand des allgemeinen Angriffes; Kugeln von feinem Wachse, mit wohlriechendem oder gewöhnlichem Waſſer gefüllt, treffen ihn zu Hunderten, bis er in einem Hause Schutz vor seinen Verfolgern, und dann Gelegenheit findet, ihre Angriffe zu erwidern. Es gilt kein Ansehen der Person; selbst der Kaiser

wurde, wie man mir ſagte, von den Schönen nicht verſchont. Rohheit oder Rachſucht bedienen ſich, wie erzählt wird, zuweilen Kugeln, deren Inhalt nichts weniger als Parfümerie, wohl gar zuweilen Scheidewaſſer ſeyn ſoll. Man geht damit um, dieſes etwas läſtige Spiel abzubringen.

Europäiſche Reiſende haben ſich gröſtentheils mißbilligend, und ſelbſt mit Härte über die kirchlichen Feierlichkeiten und religiöſen Feſte der Braſilianer ausgeſprochen; ich theile ihre Meinung, daß die Religion dieſes Volkes mehr Götzendienſt, als wahre Gottesverehrung iſt, aber ich vergeſſe auch nicht, was dieſes Volk noch vor zwanzig Jahren war, und bin weit entfernt, ihm zuzumuthen, in einem ſo kurzen Zeitraume auf jene hohe Stufe geiſtiger und ſittlicher Bildung zu gelangen, auf welcher ſich die meiſten Völker Europas, doch erſt nach einem Jahrhunderte, dauernden Kampfe, mit Vorurtheilen und Aberglauben befinden.

VII.

Feierlichkeiten bei der Taufe und den Leichen-Begängniſſen.

Die Neugebornen werden in Rio de Janeiro nur in der Kirche getauft, und die dabei ſtatt findenden Gebräuche ſind ganz einfach; die Taufzeugen ſtellen ſich vor den Taufſtein, der Geiſtliche fragt, welchen Namen das Kind erhalten ſoll, faßt dann deſſen Beine mit der linken Hand, legt es mit der Bruſt auf ſeine Rechte, und bringt, den Kopf voraus, beinahe den ganzen Körper unter das geweihte Waſſer; hierauf

bezeichnet er die Stirne des Kindes mit dem Zeichen des Kreuzes, und die heilige Handlung ist beendet.

Bald nach meiner Ankunft in Rio de Janeiro hatte ich Gelegenheit, einer Beerdigung beizuwohnen, welche nach portugiesischem Gebrauche in der Kirche statt findet. Die Verstorbene war die Gattin eines Franzosen, nur kurze Zeit mit ihm verbunden, und erst zwanzig Jahre alt. Sie lag in einer länglicht viereckigten schwarz ausgeschlagenen Kiste ohne Deckel (Särge erhalten nur sehr vornehme oder reiche Personen), sie war schwarz angezogen, hatte über ihre Haare ein weißes Tuch gebunden, die Füße ganz entblößt, und diese und die Hände gebunden. Um eilf Uhr Vormittag hatte die junge Frau ihren Geist aufgegeben, um vier Uhr, also fünf Stunden darauf, schickte man sich schon an, sie zu beerdigen. Ich gestehe, daß mich dieses, ihr mehr als ärmlicher Anzug, und überhaupt die Vorbereitung zu der Beerdigung, unangenehm aufregten; denn ich war noch nicht gleichgültig geworden gegen solche Ereignisse, wie Jedermann, der sich bereits einige Zeit in Brasilien aufhielt. Was ich fühlte, war nicht Bedauern mit dem gewiß lieben und schönen Geschöpfe, welches der Tod so zeitig abgerufen hatte, denn es schien mir nicht wahrscheinlich, daß ihm längeres Leben viele Freuden bieten konnte; so wie ich fühle, sollten mir die lezten Ueberreste eines theuren Wesens nicht entrissen werden, ehe die höchste Noth es erforderte, oder das Gesetz es vorschriebe, und wäre ich der Aermsten einer, so wollte ich lieber mein leztes Kleidungsstück entbehren, als gedulden, daß das mir im Leben so theure Wesen, in Lumpen eingehüllt und halb entblößt, den Blicken der Neugierigen Preis gegeben, in das Grab gesenkt werde. Doch kann ich mich irren, da ich mich nach den näheren Umständen der häuslichen Verhältnisse der Todten nicht erkundigte; der Schein war indessen sehr gegen ihren Gatten.

Bald darauf kam der Todtenwagen; die erwähnte Kiste wurde ohne weitere Bedeckung auf das Gerüste gebracht, der Zug sezte sich in Bewegung, von den Bekannten der Verstorbenen begleitet, und hielt vor der Kirche des Klosters St. Antonio an; hier wurde die Kiste von den zunächst Befreundeten vom Wagen gehoben, nach der Kirche getragen und auf ein Leichengerüste gesezt. Während die Mönche mit heiserer Stimme ihr de profundis sangen, erhielten wir Wachslichter, die Leiche wurde vom Gerüste gehoben, und wir folgten ihr nach dem Kreuzgange des Klosters. Dort waren noch zwei Neger mit dem Ausräumen eines Grabes beschäftigt, und mit Schauder bemerkten wir, wie sie mit der Erde die halb verwes'ten Gliedmaßen einer, vielleicht vor kurzer Zeit beerdigten, Leiche hervorbrachten, und mit empörender Roheit lachend umherwarfen.

Als das Grab bis zur vollen Tiefe gereiniget war, wurde die Leiche auf die Stricke gelegt und in die Tiefe gesenkt; schon wollten die Neger Erde und Knochen auf sie werfen, als noch einer der Anwesenden in das Grab sprang und das Gesicht der Verstorbenen mit seinem Sacktuche bedeckte. Dann eilte ich fort, und gelobte, so bald keiner Beerdigung mehr beizuwohnen.

Später konnte ich es jedoch nicht ablehnen, Zeuge von Beerdigungen vornehmer Personen zu seyn; sie waren freilich der vorher Beschriebenen nicht ähnlich. Die Verschwendung, welche bei diesen herrscht, ist außerordentlich, und trägt gewiß zu dem Verderben vieler Familien bei.

Die Leiche liegt kostbar gekleidet in einem prächtigen Sarge, der mit schwarzem Sammet überzogen, und mit goldenen Tressen besezt ist; eine Menge Geistliche sind gegenwärtig, und eine vorzügliche Musik spielt während

der Todtenfeier; der Sarg steht geöffnet auf einem prächtigen Leichengerüste; nach erfolgter Einsegnung wird er herabgenommen, die Leiche mit ungelöschtem Kalke bedeckt, der Deckel geschlossen und in eine Nische geschoben, welche in den Außenmauern der Kirche angebracht ist. In manchen Kirchen, wie z. B. in der kaiserlichen Kapelle, befinden sich diese Catacomben in dem Fußboden, und sind durch sechs Fuß lange und drei Fuß breite, genau schließende Steine bedeckt.

Mehrere Personen sah ich im Mönchsgewande, Kinder als Engel gekleidet, geschminkt und gepudert, beerdigen. Seelenämter und Messen ohne Zahl werden dem Verstorbenen gehalten, und es gibt Familien, die, um dem eitlen oder bigotten Willen des Verstorbenen nachzukommen, oder eigenem Stolze zu fröhnen, nachdem alle Auslagen bestritten sind, mit Dürftigkeit zu kämpfen haben.

Länger als zwölf Stunden darf kein Todter unbeerdigt bleiben. Mit Armen und Negern werden wenig Umstände gemacht; kaum daß sie ausgeathmet, werden sie in ein Tuch genäht, in eine Hangmatte gelegt, nach der Kirche oder den Gottesacker der Misericordia getragen, dort in eine Grube geworfen und mit Erde bedeckt.

Es ist nicht unmöglich, daß auf diese Weise mancher Scheintodte begraben wird; seinem Erwachen muß aber, wie ich vermuthe, auch wieder ein schneller Tod folgen, da die Last der Erde, die auf ihn geworfen wird, ihm weder sich zu bewegen, noch zu athmen gestattet.

Man erzählte mir, daß, wenn die Freunde des Verstorbenen nicht am Grabe verweilen, bis dieses mit Erde angefüllt oder verschlossen ist, die raubsüchtigen Todtengräber, meistens Neger, nachdem sie zum Scheine den

Sarg mit etwas Erde bedeckten, dieſen, ſobald die Leidtragenden ſich entfernt haben, öffnen, und die Leiche ihrer Kleider oder ſonſtigen Koſtbarkeiten berauben.

Dieſes hatte nun freilich die junge Franzöſin nicht zu befürchten.

VIII.

Klöſter und wohlthätige Anſtalten. — Polizei. — Gefängniſſe.

Seit dem Regierungsantritte des Kaiſers wurden mehrere Mönchsklöſter aufgehoben und in Kaſernen verwandelt, ſo daß es gegenwärtig nur noch vier Mönchs- und zwei Nonnenklöſter gibt. Das Kloſter St. Bento, vom Orden der Benediktiner, die früher äußerſt mächtig in Braſilien waren, das ſchönſte und größte Gebäude der Stadt, iſt auf einem ſteilen, felſigten Hügel erbaut, von welchem man eine vorzügliche Ausſicht über die Stadt, die Bai und ihre Inſeln hat. Die mit zwei Thürmen gezierte Kapelle iſt vielleicht die glänzendſte in Braſilien, ſie wird indeſſen nur wenig beſucht. Jezt iſt ein großer Theil des Kloſters in eine Kaſerne umgewandelt, und war zur Zeit meines Aufenthaltes in Braſilien einem Bataillone deutſcher Truppen, meiſtens Proteſtanten, angewieſen. Den frommen Vätern ahndete noch vor wenigen Jahren wohl ſchwerlich, daß ſie mit Soldaten und Ketzern, unter ihrem eigenen Dache, wohnen müßten; es möchte aber wohl dahin kommen, daß alle Mönchsklöſter in Rio aufgehoben werden, was durchaus kein Verluſt für das Land wäre. Die beiden Frauenklöſter, Naßa Senhora

d'Ajuda und Santa Thereza, ſtiften manches Gute; Frauen und Mädchen büßen dort für ihre Verirrungen, Waiſen finden ein anſtändiges Unterkommen, Koſtgängerinnen, erhalten eine gute Erziehung.

Die Nonnen können nach Belieben Beſuche am Sprachgitter empfangen, wie ſie denn überhaupt eine anſtändige Freiheit genießen. Das Kloſter d'Ajuda iſt von ſo bedeutendem Umfange, daß es mehrere Hundert weibliche Bewohner enthält.

In der Nähe des allgemeinen Krankenhauſes iſt das Recolhimento, ein Haus, in welches ſich ehrbare Frauen während der Dauer der Abweſenheit ihrer Gatten zurückziehen, oder wohin wohl auch leichtfertige Weiber und Mädchen von ihren Männern und Aeltern zur Zucht und Beſſerung gebracht werden.

Das Findelhaus iſt eine wohlthätige Anſtalt, obwohl die Zahl der unnatürlichen Mütter hier ſehr geringe iſt. Es fällt auf, hier mehrere Neger-Kinder zu ſehen, da man doch ſehr froh iſt, wenn eine Negerin Mutter wird, dieſe überhaupt ihre Kinder ſehr lieben und leicht ernähren. Man kann daher die Vermuthung nicht unterdrücken, daß dieſe Geſchöpfe Kinder der Freien ſind, vor welchen Neger Gnade fanden, obwohl die weißen Frauen dieſe Beſchuldigung nicht geduldet wollen.

Reiſende Geiſtliche, welche keine beſonderen Freunde in der Stadt haben, erhalten in einem eigens dafür beſtimmten Gebäude, dem Hoſpicio, während der Dauer ihres Aufenthaltes in der Stadt, Wohnung und Verpflegung.

Unter den ſechs Spitälern iſt das der Miſericordia das

bedeutendste; es ist geräumig und stark gebaut, und faßt eine große Menge Kranker. Die sehr beträchtlichen Einkünfte dieser höchst wohlthätigen Anstalt erlauben ihr, arme Kranke unentgeldlich, und Bemitteltere gegen mäßige Bezahlung aufzunehmen. Obwohl diese Anstalt noch Vieles zu wünschen übrig läßt, und der Mangel an geschickten Aerzten besonders fühlbar ist, so bleibt dem Verlassenen doch immer der Trost, wenn er krank oder verwundet wird, Obdach und menschenfreundliche Hülfe zu finden. Das Militärspital hat eine gesunde Lage, es ist aber seit der Ankunft der fremden Truppen stets so sehr mit Kranken überfüllt, daß es beständig an Raum fehlt, um sie zweckmäßig unterzubringen und zu behandeln.

In einer großen und volkreichen Stadt, wie Rio de Janeiro, in welcher jeden Tag Fremde und Abentheurer von allen Nationen der Erde ankommen, in der sich beständig 80,000 Negersklaven umhertreiben, und die der Aufenthalt so vieler unruhiger und überspannter Köpfe ist, darf die Polizei gut organisirt und thätig seyn, wenn sie ihren mannigfaltigen Verbindlichkeiten nachkommen will. Der träge Portugiese oder Brasilianer eignet sich aber zu keiner Stelle, die Wachsamkeit und unermüdliche Thätigkeit erfordert; die Verbrechen, welche darum hier unter dem Schutze der Nacht begangen werden, bleiben unentdeckt, weil da die Polizei schläft, und Unordnungen am Tage, bleiben ungeahndet, weil die Polizei nach den Anstrengungen der Nacht ausruht. Zum Glücke sind die Eingebornen und Schwarzen so träge und muthlos, daß nur die höchste Erbitterung oder Eifersucht sie zum Morde reizt und Diebstahl oder räuberische Anfälle zu den unerhörten Ereignissen gehören; überdieß befinden sich allenthalben Wachen, und durch die Strassen gehen Tag und Nacht Militär- und Polizey-Patrouillen; wird man übrigens von diesen, unter dem Vorwande nach

verborgenen Waffen zu ſuchen, nicht geplündert, ſo gibt es keine Stadt in Europa, in der man zu allen Zeiten ſicherer wandeln könnte, als in Rio de Janeiro. Kömmt man nach dem Lokale der Polizei (Intendencia da Policia), ſo erſtaunt man über die außerordentliche Menge Bedienſteter, die hier ſchreiben, ſich gravitätiſch hin- und herbewegen, und von deren mehr als die Hälfte überflüſſig iſt. Dennoch muß man hier Tage lang auf die unbedeutendſte Abfertigung warten, zu welcher zwey Federſtriche hinreichten.

Um einen Paß zu erhalten, mußte ich mehrere Wochen vor meiner Abreiſe, drei Tage nacheinander, von einem Hauſe und von einem Zimmer zu dem anderen gehen; der Beamte, welchem meine Perſonal-Beſchreibung oblag, denn jede Rubrik des Paſſes wurde von einem Anderen eingetragen, brauchte drei Viertel Stunden Zeit dazu, und dennoch hieß es zuletzt, Olhos de cor incerta (Augen von ungewiſſer Farbe); dafür hatte ich aber auch das Vergnügen, nach drei Wochen bei dem Ministerio dos negocios estrangeiros eine Dobra (37 fl. 7 kr.) für einen Paß zu bezahlen, der, da er ohne Siegel und Wappen war, auswärts eigentlich gar keinen Werth hatte.

Dieſe jämmerliche Polizei, eine wahre Bande von Brigeiros (Tagdiebe), koſtet dem geldarmen Lande alljährig ungeheure Summen, welche an andere Brigeiros verſchwendet werden, die ſich als Spione, Banditten und Vivatrufer gebrauchen laſſen, während ſie zugleich im Solde exaltirter Köpfe ſtehen, welche ſich an die Spitze politiſcher Umtriebe ſtellen.

Die Polizei iſt übrigens militäriſch organiſirt, und in berittene und Infanterie-Brigaden abgetheilt; ſie führt den pompöſen Titel Guarda imperial (kaiſerliche Garde). Von

ihrer Tapferkeit läßt sich wenig Rühmliches erzählen; zwei betrunkene, mit einem Scheitchen Holz bewaffnete Soldaten, von dem deutschen Bataillone, stürmten einmal die 24 Mann starke Wache an dem Brunnen der Carioca. Wenn es aber darauf ankam, die wehrlosen Neger in den Strassen zu prügeln, zeichnete sich die kaiserliche Garde ganz besonders aus.

Die Stadt besizt drei öffentliche Gefängnisse, das do Aljube, do Calabouço und do Castello; sie sind sämmtlich ungesund und höchst unreinlich; das do Calabouço, wohin gewöhnlich die gemeinen Verbrecher und die Negersklaven gebracht werden, gleicht eher einer Höhle für wilde Thiere, als einem menschlichen Aufenthalte. Vor dem Eingange sieht man jeden Tag einen Gefangenen an einer Kette angeschlossen, der die Vorübergehenden anbettelt; dieses ist ein Kunstgriff, um Mitleiden zu erregen, und belohnt sich so reichlich, daß die Gefangenen alle ihre kleineren Bedürfnisse mit dem erhaltenen Almosen bestreiten; für ihren Lebensunterhalt sorgt die Wohlthätigkeit der Einwohner von Rio und die Misericordia, von wo die Galeeren-Sklaven jeden Mittag große Kessel voll Suppe und Fleisch abholen und nach den Gefängnissen tragen. Angesehene Gefangene können sich einige Bequemlichkeiten verschaffen, wenn sie die Mittel besitzen, die Habsucht der Gefangenwärter zu befriedigen; die Regierung gibt den Unglücklichen nichts als Obdach, Ketten und einen Kerkermeister.

Die Staatsgefangenen wurden sonst in die ungesunden Gefängnisse der Ilha das Cobras gebracht; jezt sind leider alle Hafen-Forts mit unglücklichen Opfern der Politik angefüllt, und Männer, die in ihrer Heimath von Wohlstand und liebenden Familien umgeben waren, schmachten in unterirdischen, feuchten und finstern Kerkern, und wenn auch nach langer Haft die Stunde der Erlösung für sie schlägt,

hat sich der Keim eines frühen Todes bereits in ihrem Körper gelagert. Das Loos des Gefangenen ist allenthalben beklagenswerth, aber in einem Klima, wie das von Brasilien, ist es schrecklich.

Merkwürdige öffentliche Gebäude. — Der kaiserliche Pallast. — Der des obersten Bischofs. — Die öffentliche Bibliothek. — Das kaiserliche Mausoleum. — Das Museum. — Die Mauth. — Das Arsenal des Heeres und der Marine. — Die Kasernen. — Das National-Theater. — Die Wasserleitung. — Oeffentliche Brunnen und Plätze.

Als die königliche Familie aus Portugal in Rio de Janeiro ankam, gab es kein anderes Mittel, ihr wenigstens ein Obdach anzubieten, als, die Carmeliter nach einem anderen Gebäude zu verlegen, und ihr Kloster für allerhöchst dieselbe einzuräumen; dieses kleine Gebäude, welches gegenwärtig den Titel Paço imperial (kaiserlicher Pallast) führet, kann eigentlich nur als ein Absteigequartier der kaiserlichen Majestäten angesehen werden, da sie hier nie übernachten, überhaupt nur an den Audienztagen nach ihrem Pallaste in die Stadt kommen, der einfach und ohne alle Pracht eingerichtet ist; die Lage desselben ist vielleicht die schönste in der Welt. An den kaiserlichen Pallast anstoßend, befindet sich der Saal der brasilianischen Deputirten (assemblea nacional), in seiner Nähe die Reichspost (Correo geral) und die Schleiferei der Krondiamanten.

Der Pallast des Erzbischofs ist auf der Altura da conceiçaõ erbaut; er ist groß, die Aussicht bezaubernd, aber seine Umgebung erbärmlich, und die Strasse, die zu ihm führt, eckelhaft schmutzig. Ganz in der Nähe des Pallastes befindet sich das Fort da Conceiçaõ.

Die öffentliche Bibliothek ist eine Stiftung des verstorbenen Königs von Portugal. Sie soll angeblich über 40,000 Bände enthalten, größtentheils Werke aus dem Fache der Kirchengeschichte. Dem fremden Besucher zeigt man eine Prachtausgabe der Luisiade des Camoëes und einen Band nebst den Kupfern der Reise des Prinzen von Neuwied. Manuskripte sah ich gar keine. Ein Saal ist anständig und bequem für die Leselustigen eingerichtet, welche gewöhnlich nur aus Geistlichen bestehen.

Sehr sehenswerth ist das kaiserliche Mausoleum; rückwärts der kaiserlichen Kapelle befindet sich ein kleiner, mit hohen Mauern umgebener Garten; dort ist eine Kapelle erbaut, bestimmt, die sterblichen Reste der kaiserlichen Familie aufzunehmen. Die Wände sind künstlich mit Muscheln geschmückt, dort und da Ruhesitze angebracht, und allenthalben Töpfe mit schön blühenden Gewächsen vertheilt, welche sich an den Säulen der Kapelle emporwinden; von dem Gewölbe hängen mehrere vergoldete Lampen herab. Ein vergoldetes Gitter bezeichnet besonders die Grabstätte des kaiserlichen Paares. Der Kaiser soll oft und gerne hier verweilen, keineswegs in Betrachtungen über die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit vertieft.

Das Museum ist im modernen Geschmacke erbaut; in den zahlreichen und prächtigen Sälen fängt man jezt an, die bisher unordentlich aufgehäuften in- und ausländischen Naturseltenheiten wissenschaftlich geordnet aufzustellen. Die Mi-

neraliensammlung verspricht vorzüglich zu werden; unter ihnen zeichnet sich die Sammlung von Diamanten aus, von unserem hochverdienten Landsmann Herrn von Eschwege geordnet und beschrieben; unter den äußerst reichen Erzstufen wird ein Stück gediegenes Gold gezeigt, welches in den ehemals berühmten Minen von Jaragua gefunden wurde, und dreizehn Pfund wiegen soll.

Ausgezeichnet schön sind die höchst künstlichen Arbeiten aus den Federn der seltensten Vögel, von den wilden Völkerstämmen der Provinz Maranhão, dem Kaiser zum Geschenke gemacht; und merkwürdig sind die Waffen und Fahnen afrikanischer Nationen, wie jene der Bewohner der Sandwichs-Inseln, die ihr junger König Tumulatula bei seinem Aufenthalte in Rio, dem Museo überschickte.

In einem besonderen Saale werden Gemälde gezeigt, die unter jeder Kritik sind, obwohl die Aufseher versichern, daß es Produkte des Pinsels der größten Künstler wären.

Die Mauth (Alfandegá) welche frühere Reisende als ein elendes Gebäude beschrieben, das nur wenige Waaren fassen, und ihnen kaum das nothdürftigste Obdach gewähren konnte, besteht jetzt aus mehreren Gebäuden von ungeheuerem Umfange; Schiffe von jeder Größe können sich an den Kay derselben legen, um auszuladen, oder Ladung einzunehmen. Höchst mangelhaft ist die Einrichtung, daß alle Ballen, Waaren und Kisten, selbst von dem größten Umfange, in die Säle des oberen Stockwerkes der Mauth gebracht werden müßen, wo sie geöffnet und untersucht, gewogen oder gemessen, geschätzt, und dann jedes einzelne Stück plombirt werden. Von den empörenden Anordnungen und Unterschleifen, welche hier vorgehen, und von der Bestechlichkeit der Beamten, werde ich später erzählen. Nach Entrichtung der Gebühr für den

Stempel, werden die Waaren von schreienden, diebischen Negern in das untere Stockwerk und an das Ausgangsthor gebracht, dort noch einmal visitirt, und sodann auf die Straße gesetzt, woselbst sie der Eigenthümer in Empfang nehmen, und nach Hause bringen lassen kann.

Das Arsenal des Heeres ist ein geräumiges Gebäude, in welchem viele Kriegsvorräthe Platz hätten, wenn welche da wären; bisher versah England die Truppen mit den erfoderlichen Bedürfnissen, bezog große Summen und lieferte schlechtes Material, welches übrigens im Vergleiche desjenigen vortrefflich genannt werden kann, das die Herrn Befehlshaber, wenn man ihnen die Lieferung der Kleidung und Bewaffnung der Truppen anvertraut, herbeyschaffen.

Das Arsenal der Marine, welches früher in einer so erbärmlichen Verfassung war, daß nicht einmal ankommende oder abgehende Schiffe ausgebessert werden konnten, ist jetzt in einem besseren Zustande. Es werden auf dessen Werften Kriegsfahrzeuge gebaut, welche nichts zu wünschen übrig lassen; und zuverläßig wird eine Zeit kommen, welche Brasilien im Besitze einer trefflichen Flotte, ohne welcher es gar nicht bestehen kann, sehen wird. Jetzt wird noch mit brasilianischer Langsamkeit gearbeitet, so zwar, daß, obgleich die Regierung sich allenthalben das vortrefflichste Schiffbauholz unentgeblich verschaffen kann, die Kosten für die Erbauung eines Schiffes, doch noch einmal so groß sind, als wenn man es, vollkommen ausgerüstet, von Nordamerika gekauft hätte.

Die Besatzung der Hauptstadt ist gegenwärtig in acht Kasernen (Quartnis) vertheilt, von welchen die auf dem Campo d'Acclamaçao, wenn sie einmal ausgebaut ist, die bedeutendste seyn wird; die übrigen sind zum Theile ehemalige

Klöster. Wer diese Kasernen nicht selbst sah, macht sich keinen Begriff von ihrer Einrichtung; es mangelten die nothwendigsten Bequemlichkeiten; in manchen Kasernen hatten die armen Soldaten nicht einmal Pritschen, sondern lagen auf dünnen Schilfmatten, welche sie auf die bloße Erde ausbreiten mußten; allenthalben herrschte die größte Unreinlichkeit, wodurch Ungeziefer aller Art in dem Grade überhand nahm, daß die Unglücklichen, nachdem sie den Tag über, mit Exerzieren und Paraden, bis zur Erschöpfung angestrengt wurden, auch noch während der Dauer der Nacht keinen Augenblick ruhen konnten.

In früheren Zeiten stand das Theater, ein kleines, armselig eingerichtetes Haus, in der Nähe des königlichen Pallastes, später wurde ein ganz neues, ziemlich geschmackvolles Gebäude auf dem Konstitutionsplatze aufgeführt. Es brannte während dem ersten Jahre meines Aufenthaltes in Brasilien gänzlich ab, wurde aber sogleich wieder von einer Gesellschaft Actioneurs neu erbaut, und kann nun mit Recht eine Zierde der Hauptstadt genannt werden.

Die Logen, deren Zahl sich auf hundert beläuft, erheben sich in vier Reihen über einander; ein leichtes, vergoldetes Gitter zieht sich vor ihnen her, so daß man die Gestalten der darin sitzenden Personen ganz sehen kann; in der Mitte befindet sich die kaiserliche Loge, welche sehr geschmackvoll dekorirt ist; zu beiden Seiten derselben fallen blaue, reich mit Gold gestickte Vorhänge herab, welche nur zurückgeschlagen werden, wenn der Kaiser das Theater besucht. Sehr geschmackvoll und reich ist die Malerei, blau mit Gold; beleuchtet wird das Haus nur mit Wachslichtern, welche gläserne Kugeln umgeben, vom Plafond herab hängt kein Kronleuchter. Das Parterre hat zwei Reihen abgeschlossene und numerirte Bänke mit sehr bequemen Sitzen; von

Frauenzimmern kann es nicht besucht werden. Die Logen fassen fünfhundert sitzende Personen, das Parterre ungefähr siebenhundert; Raum wäre wohl für 2500 Personen, da aber bei der Hitze des Klimas es Niemand ertragen könnte, wollte man Logen und Parterre so übermäßig anfüllen lassen, wie dieß in europäischen Theatern der Fall ist, so werden, ohne alle Ausnahme, nicht mehr Billette ausgetheilt, als Personen sitzen können. Die Eintrittspreise sind bedeutend, der Platz im Parterre wird mit 1000 Reis; eine Loge des ersten Ranges mit 6000 Reis, die übrigen Logen mit 4000 Reis bezahlt; bei jeder feierlichen Gelegenheit werden die Preise erhöht; einzelne Logenplätze können nicht gemiethet werden.

Es gibt hier eine eigene Klasse von Menschen, welche mit Theaterbillets handeln, und diese an besonders festlichen Tagen oft um den dreifachen Preis verkaufen; Fremde werden wohl auch zuweilen mit falschen Marken betrogen.

Wenn das Haus voll, die Damen festlich angezogen und die kaiserliche Familie anwesend ist, so steht das Theater de St. Pedro de Alcantara keinem Europäischen an Glanz nach. Das Auge des Fremdlings schwelgt in dem Anblicke der Damen; der Glanz der Diamanten, welche sie bedecken, wetteifert mit dem Feuer, das aus ihren schwarzen Augen strahlet, den Verwegenen zu blenden, dessen Blicke zu lange auf ihren Reizen verweilen; jede ihrer Bewegungen athmet Freude und Verlangen; mit unnachahmlicher Grazie erhält der Begünstigte ein Zeichen ihres Wohlwollens, ein unwiderstehliches Lächeln, ein bezaubernder Blick kettet den Sterblichen an den Triumphwagen der Schönen, deren Aufmerksamkeit er erregte, und allenthalben herrscht eine Zwanglosigkeit, welche den Europäer in Erstaunen sezt. Der Bühne wird höchstens im Ballete einige Aufmerksamkeit geschenkt,

sonst unterhält man sich während der Aufführung ungestört mit seiner Umgebung, und gerne gestehe ich, daß ich, so oft ich das Theater besuchte, mit größerem Vergnügen dem Spiele in den Logen, als dem auf der Bühne zusah.

Als ich das erste Mal in das Theater kam, und die große Zahl reichgeschmückter Damen und besternter Herrn sah, bekam ich einen hohen Begriff von der Menge und dem Reichthume der vornehmen Welt einer Stadt, die noch vor einigen Jahren in Europa kaum bekannt war; sehr bald wurde ich aber unwiderlegbar belehrt, wie die meisten dieser Herrn zu ihren Sternen gekommen, und daß vielleicht die Hälfte der anwesenden Damen von dem Ertrage ihrer Reize leben. Diese in Europa, wenn auch manchmal gefeierte, aber nichts desto weniger verachtete Menschenklasse, genießt hier große Vorrechte, und es wird eigentlich zwischen tugendhaften Frauen, Mädchen und öffentlichen Personen wenig Unterschied gemacht; die ausgezeichnetsten Personen nähern sich Lezteren öffentlich und sprechen mit ihnen, und um so zwangloser im Theater, welches eigentlich mehr ihnen, als dem aufgeführten Stücke zu Liebe besucht wird.

Das Schauspiel habe ich nie anders, als höchst mittelmäßig, eine Oper nie ganz aufführen sehen; meistens wurden nur einzelne Arien gesungen. Kastraten gaben den Tankred, alte ausgesungene Italienerinnen die Semiramis; Opern, die seit zehn Jahren, jeden Monat gewiß einmal auf die Bühne gebracht werden; das Orchester ist gut genug für Brasilien.

Das Ballet befriedigt; die Tanzenden sind meistens Franzosen; um dem Publikum zu gefallen, bemühen sich die Tänzer und Tänzerinnen in ihre Vorstellungen mehr Ausdruck, als eigentliche Kunst zu bringen; je wohllüstiger der

Tanz, um so größer der Beifall, und da selbst der Bolero oder Fandango der Menge nicht mehr genüget, so werden nun die unsittlichen Tänze der Neger auf die Bühne gebracht. Ich möchte wohl wissen, was unsere Voreltern zu so einem Tänzchen gesagt hätten; welche Wirkung sie auf ein so sinnliches Volk, wie die Brasilianer ausüben, kann man sich einbilden.

In der Nähe des Theaters gibt es viele Kaffeehäuser, in welchen Faro gespielt wird, damit die Brasilianer auch dieser großen Leidenschaft mit Bequemlichkeit frönen können.

Die Statthalter, die Portugal über Brasilien sezte, haben manches ehrende Denkmal ihrer trefflichen Regierung hinterlassen; das Bemerkenswertheste ist unstreitig die Wasserleitung, hier Carioca genannt, nach welcher sich die Bewohner der Hauptstadt Cariocanos nennen.

Diese Wasserleitung ist zwei Stunden von Rio entfernt, an dem Fuße des zwei und zwanzig hundert Fuß hohen Corcovados angelegt. Ein gemauerter Behälter sammelt die von dem Berge herabfließenden Gewässer, und führt sie nach einer Rinne, ungefähr sechszehn Zoll weit und zwei Fuß tief; zu beiden Seiten derselben laufen sechs Fuß hohe und überwölbte Mauern, in welchen die zu Reinigung deren nöthigen Arbeiter hinreichenden Platz zum gehen haben; vergitterte Oeffnungen, in gehörigen Zwischenräumen angebracht, lassen Licht und Luft zu. Dieser Kanal zieht sich zuerst längs der östlichen Seite des Corcovado am Rande eines Abgrundes fort, geht dann über einen Abgrund weg, und wendet sich westlich; durch einen Grannitfelsen aufgehalten, durch welchen er gehauen ist, zieht er sich dann durch einen Wald, bis zu einer Anhöhe; geht hierauf eine Strecke unter der Erde fort, kömmt auf der andern Seite des Hü-

gels hervor, windet sich längs einer breiten Strasse beinahe rund um den Berg, und endet in der Nähe des Klosters St. Thereza. Ein neuer Kanal, über schön gewölbte Bogen geführt, leitet nun das Wasser nach der Altura do St. Antonio, und von hier aus nach mehreren öffentlichen Brunnen.

Da die Wasserleitung bis zur Altura da Carioca durch dunkle und schattige Wälder geführt, vor den Sonnenstrahlen geschützt ist, so kömmt das Wasser noch sehr frisch bei den Brunnen an; nur bei ungewöhnlich trockener Jahreszeit tritt einiger Mangel an demselben ein.

Fließende Brunnen sind allenthalben eine Wohlthat, um so mehr in einem so heißen Klima, wie das von Rio de Janeiro ist, woselbst man gegenwärtig deren zehn zählt; der merkwürdigste ist: der Brunnen des Vasconcellos, jezt do Paço genannt, weil man hier kein Verdienst zu würdigen weiß; er steht am Rande des schönen Kays, welcher den Pallastplatz gegen die Fluten des Fahrwassers aus dem Hafen von Rio schüzet; das Wasser strömt aus einer geschmackvollen Pyramyde nach den vier Weltgegenden, und versorgt auch wirklich einen Theil der Schiffe von da her, welche an dieser Stelle den Bedarf für die Reise abholen.

Der größte Brunnen ist der do Campo, er versieht die Neustadt mit Wasser; eine große Menge Negerinnen ist dort beständig mit waschen beschäftigt.

Der schönste Brunnen der Stadt steht leider in einem unbedeutenden Winkel, am Ausgange der kleinen Rua das Marrecas, von welcher er seinen Namen hat, dem Eingange des Passeio Publiko gegenüber.

Eine Treppe führt zu der Platforme des Brunnens, der

halbzirkelförmig ist, und zu dessen Rechten sich ein geräumiger Behälter zum Tränken der Pferde und Esel, zu dessen linken Seite ein anderer zum Waschen befindet; steinerne Bänke für die Wartenden ziehen sich längs dem Bogen hin, an dessen Ende Statuen von Bronze auf Pfeilern stehen, Diana und Actäon vorstellend.

Die vielen öffentlichen Plätze, die man in der Hauptstadt findet, tragen zur Gesundheit und Bequemlichkeit der Einwohner wesentlich bei. Die beiden größten, das Campo d'acclamaça'o und der Konstitutionsplatz (Praça da constituiça'o) waren früher Sümpfe; der erste ist noch nicht völlig ausgetrocknet, wird es aber in ein paar Jahren seyn; er ist von außerordentlichem Umfange, und unstreitig der größte Platz in der Welt; mit der Zeit kann er auch einer der schönsten werden; auf der Westseite erheben sich bereits mehrere Gebäude von geschmackvoller Bauart, und sieben Hauptstrassen gehen auf diesem Platze aus, auf welchem sich die ganze Bevölkerung der großen Stadt versammeln könnte, ohne auch nur die Hälfte desselben einzunehmen.

Der Konstitutions-Platz liegt so ziemlich in der Mitte der Stadt; seine vorzüglichsten Zierden sind das Theater, der Pallast des Grafen von Rio Seco, und der Galgen, an welchen nur Verbrecher von adelicher Herkunft gehängt werden. Er steht in der Mitte des Platzes, und besteht aus einer geschmackvoll gearbeiteten steinernen Säule, welche mit dem Wappen Brasiliens, der getheilten Weltkugel, geschmückt ist; unter ihr strecken sich nach entgegengesezten Richtungen vier eiserne Arme aus. Der Fremde wird diese Säule eher für einen Laternenträger, als für einen Galgen ansehen; in England aber würde eine so schöne Richtstätte eher verführerisch auf die Menschen wirken, als sie abschrecken.

Von den kleineren Plätzen, hier Largo genannt, gibt es eilf; der ausgezeichnetste ist der Largo do Paço (Pallast-Platz); auf den übrigen stellen die Landleute und Besitzer von Gärten ihre Produkte zum Verkaufe aus.

X.

Bemerkungen auf verschiedenen Wanderungen in der Stadt. — Pferdehandel. — Oeffentliche Bestrafung der Neger.

Ich beabsichtigte schon lange, mir ein Reitpferd zu kaufen, aber ich fand nie die erwünschte Gelegenheit; von den Pferdehändlern in der Stadt wird man betrogen und überfordert, und Mauleſel muß man kennen, da dieſe Thiere oft ſo voll Tücken ſind, daß man nicht ohne Gefahr ſich ihnen anvertrauen kann; übrigens wird derjenige, der ſich nicht allein zu ſeinem Vergnügen ein Reitthier hält, dieſe ausdauernden und ſichern Thiere den hieſigen Pferden ganz gewiß vorziehen.

Heerdenbeſitzer in der Provinz Minas und St. Paulo ſchicken zuweilen Abtheilungen von dreißig bis vierzig Pferden oder Mauleſeln (Mulas) nach der Hauptſtadt; dieſe Thiere folgen ihren berittenen Führern geduldig, kommen aber, da es unterwegs meiſtens an guter Weide gebricht, mager und abgemattet daſelbſt an.

Gewöhnlich werden ſie nach dem Campo d'acclamaça'o getrieben, wo ſich die Kaufsluſtigen einfinden, ſo bald man von ihrer Ankunft Nachricht erhält.

Als ich diesesmal dahin kam, waren viele Pferde da, welche weideten; einer der Führer hielt in ihrer Nähe Wache, die übrigen hatten ein Feuer aufgemacht, und bereiteten ihr Mahl nach landesüblicher Weise. Die Pferde gefielen mir nicht, desto besser das des Führers, aber er forderte einen ungeheuren Preis; ich bot die Hälfte und er ließ mich stehen. In diesem Augenblicke kam ein Offizier der Kavallerie, erklärte, daß der Kaiser sämmtliche Pferde kaufen wolle, befahl sie zusammen zu treiben, bot einen Spottpreis, und schien sich sehr wenig um die Einwendungen der Verkäufer zu kümmern. Er würdigte zulezt das Pferd, welches ich kaufen wollte, seiner besondern Aufmerksamkeit, und bestieg und tummelte es einige Zeit auf dem Platze umher; diesen Augenblick benüzte dessen Eigenthümer, eilte auf mich zu, und forderte mich auf, es zu kaufen; ich widerholte mein Angebot, und er eilte den Handel zu schließen. Als der Offizier zurück kam, fragte er um den Preis, und man stellte mich als den Käufer vor; er machte Einwendungen, aber ich befahl ganz gelassen das Pferd abzuzäumen, rief einen Neger herbei, und ließ es zu einem Pferde-Vermiether bringen, woselbst Jedermann Pferde einstellen kann, welche dort gegen die tägliche Bezahlung von zwei Pateken gefüttert und gewartet werden.

Auf diese Weise erhielt ich um 60 Mil Reis (ungefähr 16½ Louisdors) ein Pferd, welches unter anderen Verhältnissen nicht um 100 Mil Reis feil gewesen wäre.

Der Pferdevermiether, ein französischer Schweizer, zugleich Schmied und Thierarzt, wohnte auf dem Largo do Rozario; als ich, von ihm begleitet, aus dem Thore ging, welches zu seinen Stallungen führt, wurden drei Neger, welchen die Hände auf den Rücken gebunden waren, unter militärischer Begleitung gebracht, und zu einer hölzernen Säule

geführt; einer derselben sogleich bis auf das Hemd ausgezogen und mit Armen und Beinen an eiserne Ringe festgebunden, so daß er sich nicht bewegen konnte; ein anderer Neger gab ihm hierauf mit einer Peitsche, die in vier gedrehte Riemen ausging, die vorgeschriebene Anzahl Hiebe auf das Hintertheil, worauf der Bestrafte losgebunden, mit den übrigen eben so verfahren, und sämmtliche wieder nach dem öffentlichen Gefängnisse zurückgeführt wurden; dort werden sie geheilt und dann ihren Herren wieder verabfolgt.

Es war eine grausame Züchtigung; der Büttel, eine athletische Gestalt, schlug so stark zu, daß nach jedem Hiebe Blut floß, und Stücke, Haut und Fleisch umherflogen; es schien mir durchdachte Grausamkeit, daß er vor jedem Hiebe einen scharfen, pfeifenden Ton ausstieß, so daß der Gezüchtigte die Streiche gleichsam doppelt empfand. Die harte Strafe, denn keiner erhielt weniger als hundert Hiebe, wurde von allen mit großer Standhaftigkeit ausgehalten; die Negerinnen, welche auf diesem Platze Gemüße, Früchte u. s. w. feil haben, sehen gleichfalls ziemlich gleichgiltig zu, und da nur Diebe, oder solche, die sich ihren Herren zu widersetzen wagen, öffentlich und so strenge gestraft werden, so werden diese von den besser denkenden Negern selten bedauert, und andere nehmen sich ein warnendes Beispiel daran.

Auf den kleinern Plätzen sind diese Exekutionen eben so häufig; sie machen im Anfange auf den Fremden einen schmerzlichen Eindruck, bis er sich überzeugt, daß von dieser Strenge die Erhaltung der freien Bewohner abhängt; denn achtzig bis fünf und achtzig Tausend Negersklaven, welche täglich die Strassen der Stadt anfüllen, würde man schwerlich, durch Anwendung gelinder Mittel allein, in Ordnung halten können.

XI.

Besuch der Uferstellen und Landungsplätze.

In europäischen Handelsstädten gibt es für die Bewohner gewiß keine angenehmeren Erholungsplätze, als die Uferstellen des Meeres oder großer Flüße; Rio de Janeiro ist in dieser Hinsicht besonders glücklich gelegen, da es von zwei Seiten vom Meere umgeben ist, welches zwölf Bayen (Praias) bildet, alle, besonders für den Handel, vortreflich gelegen.

Die reizende Aussicht nach dem Hafen, der regelmäßige Eintritt der erfrischenden Seewinde um Mittag und Abend, der beständige Wechsel landender und abgehender Fahrzeuge so vieler Nationen der Erde, die ausserordentliche Lebendigkeit, welche ein lebhafter Handel mit sich bringt, wären wohl mehr als hinreichend, um die Bewohner einer volkreichen Stadt einzuladen, manche ihrer Museſtunden hier zuzubringen. Aber der Portugieſe allein vermag auf den Praias von Rio de Janeiro zu bleiben, sich dort so behaglich fühlend, als in den kothigen Straßen seiner berühmten Vaterstadt Lissabon, ohne von Eckel und Widerwillen angegriffen zu werden. Nichts desto weniger verdienen es diese, von der Natur so sehr begünstigten Uferstellen, gekannt zu werden, und einige meiner Leser, die in Brasilien waren, oder einstens dorthin reisen werden, folgen mir vielleicht nicht ungern auf meiner Wanderung um die Hauptstadt dieses Reiches.

Ich führe den Leser von dem Largo da Lapa dem südlichsten Ende der Stadt aus, über diesen Platz weg, an dem öffentlichen Garten, und den rieſigen Gebäuden des Klo-

ters da Ajuda vorbei, nach der Praia de St. Luzia. Dort befindet sich auch der Corral, oder das Schlachthaus, woselbst sämmtliches Vieh, dessen die Stadt bedarf, getödtet, ausgezogen und ausgehauen wird. Die Unreinlichkeit, welche hier herrscht, übersteigt jeden Begriff; wer hier vorbei muß, wird zuverläßig auf einige Zeit alle Lust zum Fleisch essen verlieren, besonders wenn er die erbärmlichen abgemagerten Ochsen sah, die hieher getrieben werden, und die das Beil von einem baldigen Hungertode befreit. Ohne der Nähe des Meeres, müßte dieses Schlachthaus ein Pesthaus werden.

Längs einem, von dem Meere sehr beschädigten Ufer, führt dann der Weg nach der kleinen Kirche St. Luzia; sie liegt auf einer herrlichen Stelle am Fuße der Anhöhe, auf welcher die ältе und erste Kirche St. Sebastiano erbaut ist. Abreisende Schiffer verloben sich zu einem Muttergottesbilde, welches in der Kirche aufgestellt ist, daher sie auch Kapelle da noßa Senhora dos Navegantes, genannt wird. Große Steinmassen, welche vor der Fronte der Kirche liegen, schützen sie gegen die gewaltige Brandung, welche das Ufer sichtbar schnell zerstöhrt; die früher aufgeführten Schutzmauern sind eingestürzt, und etwas südlicher, ragen die Trümmer eines Hauses aus dem Meere hervor, dessen Erbauer wohl nicht daran dachte, daß es seine Wohnung jemals erreichen könnte.

Am Ende der Bay befindet sich der Gottesacker der Misericordia, woselbst die im Spitale Gestorbenen und besonders die Neger begraben werden; von hier aus führt der Weg an dem großen Gefängnisse Calabouço und an dem Arsenal des Heeres vorbei, über den Largo da Batalha nach der Praia de Dom Manoel. Hier landen alle Fahrzeuge, Lanchas genannt, welche von dem gegenüber liegenden

Städtchen Praia grande kommen, und die Bewohner der Hauptstadt an diesen ihren Lieblingsort bringen; ihre Zahl ist bedeutend, die Bai überhaupt sehr lebhaft, da man hier allein bedeckte und größere Fahrzeuge zu weiteren Wasserfahrten miethen kann. Viele Negerinnen halten in der Straße, die zu der Bai führt, mit Früchten feil, ausserdem gibt es eine Menge Buden, in welchen Lebensmittel verkauft werden. Die Straße ist gepflastert, aber sobald man die Bei betritt, muß man befürchten, im Kothe stecken zu bleiben, wenn die Witterung vorher ungünstig war, oder bei trockener und heißer Jahreszeit mit dem eckelhaftesten Staube bedeckt zu werden; eben so schmutzig und unbequem ist der Einschiffungsplatz. Es ist wirklich unverzeihlich, daß diese Buchten nicht mit Steindämmen versehen werden, da man das beßte Material von den nahe liegenden Bergen haben kann, und dadurch die Reinlichkeit so wesentlich befördert würde. Von der Praia de Dom Manoel kömmt man nach dem Largo do Paço. Dieser schöne Platz ist der besuchteste Spaziergang der Stadt; nach der Seeseite zu ist er mit einem schönen Damme von behauenen Steinen eingefaßt; ein noch stärkerer erstreckt sich nach Außen, und gibt den Fahrzeugen, besonders denjenigen, die von Kriegsschiffen kommen, Gelegenheit, sicher und bequem zu landen; — gleich gegenüber ist das Portal des kaiserlichen Pallastes; aber man hat hier so wenig Sinn für Schicklichkeit und Reinlichkeit, daß ihm zur Seite alte elende Stallungen stehen blieben, die trotz der vielen Stützen, mit welchen sie umgeben sind, täglich einzustürzen drohen; und daß vor demselben das Gras Schuh hoch das Pflaster bedeckt.

Der Pallastplatz könnte übrigens mit wenigen Kosten wesentlich verschönert werden, wollte man nur das Pflaster rein halten, und die alten Stallungen, und den auf der linken Seite desselben befindlichen Fischmark entfernen. Nach ihm

ist die Bai, welche sich hier dem Pallastplatze anreihet, Praia do Peixe genannt.

Eilen wir schnell vorüber, denn der natürlich widerliche Geruch der Fische, und der Mangel selbst der nöthigsten Reinlichkeit, vereinigen sich, den Aufenthalt in der Nähe des Fischmarktes wahrhaft entsetzlich zu machen; wir begeben uns an der Mauth vorbei, deren weitschichtige Gebäude oft die Sendungen entfernter Länder nicht fassen können, und ein großer Platz ist mit Wein- und Oelfässern bedeckt, welche sich ganz behaglich in den tiefen Koth senken, bis ihre Eigner sie nach dem Lager bringen lassen.

Ein ungewöhnliches Getöse verkündet nun, daß wir uns einem lebhaften Platze nähern; bald darauf langen wir auf der Praia dos Mineiros an; die wichtigste Bay für den Absatz in- und ausländischer Produkte.

Jeden Morgen landen hier, wenn der Wind es erlaubt, ein paar hundert große Barken, von den bedeutendsten Häfen der oberen Bay ankommend; die Provinzen Goyas und Minas Geraes, die Uferstädte Surui, Majé, Macacu bringen auf denselben die Produkte ihrer Industrie, und nehmen dafür europäische Waaren zurück. Manche dieser unbedeutenden Barken führt verborgene Ladungen an Gold und Diamanten von großem Werthe; überhaupt ist die Menge von Waaren, welche auf diesen Fahrzeugen ankommen und abgehen, außerordentlich; sehr bedeutend ist gleichfalls der Handel mit Früchten und Lebensmitteln aller Art, welcher am Ufer geführt wird, wo sich Tausende auf einem sehr beschränkten Raume bewegen.

Sollte man nun wohl glauben, daß die Regierung und die Polizei diesem wichtigen Platze bisher auch nicht die ent-

fernteſte Aufmerkſamkeit zuwendet, daß an der Stelle, wo-ſelbſt die Barken landen, des Morgens und des Abends der eckelhafteſte Unrath der Häuſer ausgeleert wird; daß die Neger, welche die Waaren von den Barken abholen, oder aus der Stadt dahin bringen, genöthiget ſind, bis in die Mitte des Leibes in dem gräulichſten Schlamme zu waten, um zu den Fahrzeugen zu kommen, und daß der Reiſende, der ſich ein- oder ausſchiffen will, denſelben Weg, auf den Schultern eines Negers reitend, zurücklegen muß, nicht ohne Gefahr, wenn dieſer ausgleitet, in dieſe entſetzliche Kloake zu fallen, was mir und vielen andern, beſonders großen und dicken Leuten, begegnete. Am Lande iſt der Schmutz eben ſo groß, die Rinnen der Straſſen gehen alle auf dieſe Bay aus, und da der Abfluß nicht weiter kann; ſo bleibt er ſtehen und verſumpft das Land; krepirte Thiere liegen allenthalben umher, und ungeheure Schwärme gefräſſiger Fliegen quälen Menſchen und Thiere; ſie und die brennenden Strahlen der Sonne verminderten zum Glücke den Unrath, der ſich täglich anhäuft; regnet es aber einige Tage lang, und dieſes wohlthätige Geſtirn wird von dichten Wolken verdeckt, ſo muß man befürchten, im Kothe ſtecken zu bleiben, ehe man von oder zu den Schiffen kömmt. Als ich mich zur Abreiſe von Braſilien rüſtete, fing man mit der Aufführung eines Steindammes an, der ſich längs der Bay der Mineiros erſtrecken ſollte; er kann jezt beendiget ſeyn, und muß als eine große Wohlthat für die Handeltreibenden angeſehen werden; an Reinlichkeit wird aber der Platz dadurch nicht gewinnen; denn wo Neger hauſen, iſt Schmutz, und die Polizeiſoldaten waten täglich durch denſelben, mit einer Behaglichkeit, als wandelten ſie in einem Roſengarten. Der Polizeiminiſter erläßt jeden Monat einen ſtrengen Befehl, um irgend einen Mißbrauch oder eine Unordnung abzuſtellen; drei Tage lang wird auch wirklich auf deſſen Befolgung mit Nachdruck geſehen, am vierten bekümmert ſich keine Seele

mehr darum; dafür erscheinen in den öffentlichen Blättern Lobeserhebungen und Danksagungen der so thätigen Polizei-Verwaltung; Seine Excellenz lassen sich in den Straßen sehen, bleiben vor einigen Wohnungen stehen, und geruhen mit herablassender Miene die Complimente der Einwohner anzunehmen; dann schreiten sie mit abgemessenen Schritten weiter, stolpern, jedoch mit Anstand, über einen todten Hund oder eine todte Katze, nehmen an verschiedenen Stellen eine Prise Taback, und langen an dem Orte an, welchen sie ihrer jüngsten Aufmerksamkeit würdigten; da sie dort noch Spuren finden, daß ihrem Befehle gehorcht wird, geruhen sie bei einem Bekannten etwas auszuruhen, und dann in ihrem Wagen nach Hause zu fahren, überzeugt, daß in keiner Stadt der Welt so strenge auf Erhaltung der Reinlichkeit und Ordnung gesehen wird, als in dem kaiserlichen St. Sebastião de Rio de Janeiro.

Von der Praia dos Mineiros, führt der Weg am Arsenale der Marine vorbei, durch die Rua dos Quarteis und die Rua nova de St. Bento nach der Jrainha.

Der Verkehr mit dieser Bai ist sehr lebhaft, wozu besonders die Tiefe des Wassers am Gestade beiträgt, welche selbst ansehnlichen Schiffen die Annäherung zu den beiden großen Vorrathshäusern (Trapixes) do Cledo und da Ordem gestattet, daher zur Aus- und Einschiffung sehr gelegen ist; es wird hier ein lebhafter Handel mit Brennholz getrieben. In neuerer Zeit war dieser Platz ein häufiger Zeuge von Hinrichtungen, da hier der Galgen aufgerichtet ist, eine große zweybeinige Maschine. Ich sah ein paar Männer, politische Opfer der letzten Revolution in Pernambuco, richten; sie gingen ihren letzten Weg mit großer Entschlossenheit, wurden aber von dem ungeschickten, schwarzen Henker, über eine Viertelstunde gemartert. Der Raum ist

sehr beschränkt und faßt nur wenige Menschen; die Anwesenden nahmen übrigens nur geringen Antheil an diesem sogenannten Akte der Gerechtigkeit, und Viele setzten ihre Arbeit fort, als wenn gar nichts geschehen wäre.

Von hier kömmt man nach der Praia de Vallongo; dort werden gewöhnlich die von Afrika kommenden Negersklaven ausgeschifft und nach dem Sklavenmarkte gebracht. In der benachbarten Praia do Vallonginho werden vorzugsweise kleinere Fahrzeuge ausgebessert; am Lande stehen eine Menge Schoppen für Seiler, Segelmacher und zur Aufbewahrung von Schiffsmaterialien. Wir kommen nun an den Praias da Saude, da Gamboa und Formoza vorbei, welche schon beträchtlich von der Stadt entfernt sind. Ein Paar große Vorrathshäuser und einige kleine Wohnungen sind am Lande erbaut; mit der Zeit werden diese Gegenden gewiß belebter werden; mehrere Straßen führen bereits zwischen felsigten Anhöhen nach der Stadt, viele Häuser entstehen allmählig in der Nähe des Sacco de Alferes, welcher den nördlichsten Theil des Festlandes mit der Stadt verbindet, und eine Menge Fahrzeuge halten am Ufer, um die Städter nach der Ebene von St. Cristova'o zu bringen; eine Fahrt von einer Viertelstunde, welche zu den Angenehmsten in der großen Bai von Rio de Janeiro gehört.

Die letzte und zwölfte Bai der Stadt ist endlich die Praia da Pedreira; sie endet an einer Brücke, die über einen schmalen Arm des Meeres führt, in welchen sich die Gewässer eines ungeheueren Sumpfes ergießen, der früher den größten Theil der Gegend einnahm, an welchem jetzt die Stadt erbaut ist, und an dessen Austrocknung man beständig arbeitet; ist sie vollendet, so werden sich zuverläßig sogleich Baulustige dort einfinden, und Rio de Janeiro eine der größten Städte der Welt werden. Eine gute und gerade

Straße, von dem verstorbenen Könige angelegt, führt durch den erwähnten Sumpf nach der Stadt, von dieser aber nach der Vorstadt St. Cristovão.

Um die Wanderung um die Stadt fortzusetzen, bitte ich den Leser, mir über die erwähnte Brücke nach der Rua de Matta Porcos zu folgen; von hier an reihet sich Garten an Garten, der Weg wird immer lieblicher und manigfaltiger; bis wir in die Rua do Conde kommen, woselbst die Häuser wieder in dichten Reihen stehen, wir lassen nun die Straße nach der Vorstadt Catumby rechts, später die Rua do Senado und das Arkos links liegen, und gelangen in die Rua da Matta Cavallos, die uns an die schönen Bogen bringt, welche die Wasserleitung mit der Stadt verbinden; noch einige Schritte, und wir befinden uns wieder auf dem Largo da Lapa (Platz der Höhle) von welchem die Wanderung um die Stadt begonnen wurde, die wir im gewöhnlichen Schritte in drei Stunden vollendeten.

XII.

Schulen und Erziehungs-Anstalten. — Wissenschaften und Literatur. — Schöne Künste.

Brasilien war Jahrhunderte lang ohne Schulen; der größte Theil der Jugend wuchs ohne allen Unterricht auf; wer reich genug war, schickte seine Kinder nach Portugal; Anstellungen bey öffentlichen Aemtern von Bedeutung erhielten aber gewöhnlich nur Portugiesen, alle Aufmunterung fiel daher von selbst weg; Gleichgültigkeit gegen den Erwerb

nützlicher Kenntnisse wurde allgemein, und die Kolonie blieb in der tiefsten Unwissenheit; dieses war Portugals Absicht.

Als die Franzosen die königliche Familie von dort verdrängten, und so viele brodlose Menschen mit ihr nach Brasilien auswanderten, legten einige derselben Schulen an, welche, so unvollkommen sie auch waren, doch häufig besucht wurden; die Fortschritte der Schüler waren aber unbedeutend, da die meiste Zeit mit Absingen von Metten und Ave Marias zugebracht wurde.

Die zum geistlichen Stande bestimmten jungen Leute wurden in einem Kloster, wenig besser erzogen; die Lehrer waren unwissend, und hielten einen Priester für vollkommen unterrichtet, wenn er seine Funktion in der Kirche verrichten konnte; die Geistlichkeit in Brasilien stund daher auf einer wenig höheren Stufe von Bildung, als das Volk.

Brasilien wurde zum Königreiche erhoben, der Prinzregent dort gekrönt; sein Aufenthalt konnte von langer Dauer seyn, und er wollte sich die Liebe seines Volkes gewinnen, indem er für dessen geistige Ausbildung Sorge trug. Mehrere Erziehungs-Anstalten wurden daher errichtet, Lehrstühle für Naturgeschichte, Mineralogie und Ackerbau eröffnet, die beiden geistlichen Seminarien St. Joaquim und St. Jozé neu organisirt, und besonders in ersterem junge Leute von guten Familien, in jenen Büchern unterrichtet, die sie einstens zu Staatsmännern geschickt machen konnten. Seit der Regierung des Kaisers wurden die Schulen verbessert und vermehrt, ihre gegenwärtige Zahl ist aber keineswegs für die große Bevölkerung der Hauptstadt hinreichend. Schon im Jahre 1820 beschäftigte man sich mit der Errichtung einer Landes-Universität und einer Akademie der Künste; Professoren wurden aus der Fremde berufen, aber keine dieser An-

stalten ist bisher noch in das Leben getreten. So große Würdigung die wohlthätige Absicht der Regierung auch verdienet, so kann man sich doch nicht bergen, daß diese Anstalten den gegenwärtigen Bedürfnissen des Volkes keineswegs angemessen sind; die Errichtung hinreichender und guter Volksschulen im ganzen Reiche dürfte wohl zuerst die Aufmerksamkeit der Regierung in Anspruch nehmen; die Bewohner Brasiliens waren zu lange von der Nacht der Unwissenheit umgeben, um sie so plötzlich in den Tempel der Weisheit einzuführen, und erst wenn die Jugend der gegenwärtigen Generation zu einer höheren wissenschaftlichen Ausbildung vorbereitet seyn wird, dürfte es Zeit seyn, sie auf einer Hochschule zu versammeln.

Der Kunstsinn eines Volkes kann nur allmählich geweckt werden; die Regierung muß das Beispiel geben, und die Reichen werden nachfolgen. Ein Land, dessen Bewohner sich erst seit wenigen Jahren den civilisirten Völkern der Erde anschloßen, die seit Jahrhunderten an ihrer höheren Bildung arbeiten, muß nicht mit einem Male mit diesen wetteifern wollen.

Brasilien hat sich in kurzer Zeit auf eine höchst merkwürdige Weise verändert; man weihe der Erziehung die nöthige Aufmerksamkeit, so werden die goldenen Früchte nicht ausbleiben; aber man täusche sich nicht zu frühzeitig über die Fortschritte, welche das Volk in seiner geistigen Bildung zu machen scheint. Der Brasilianer hat gegenwärtig noch zu viel Sinn für Bequemlichkeit; ihm fehlt besonders jene Energie, welche erforderlich ist, um sich mit ernsten, angestrengtes Denken erfordernden Gegenständen zu beschäftigen; dabei besitzt er die Gabe, den Mangel eines gründlichen Wissens mit einem schönen Aushängschilde zu bedecken.

Brasilien besitzt bereits mehrere Schriftsteller von aner-

kanntem Talente; unter ihnen Dichter, die, wäre ihre Erziehung etwas mehr ausgebildet worden, ihr Vaterland mit klassischen Werken beschenkt hätten. Lebhaftigkeit der Phantasie, Wahrheit der Erzählung, und eine feurige Sprache, zeichnen sie aus, und mit großer Theilnahme wird jeder Fremde, welcher der portugiesischen Sprache mächtig ist, jene Gedichte von Brasilianern lesen, welche die Thaten und Schicksale ihrer berühmtesten Landsleute besingen; wie denn überhaupt die Geschichte Brasiliens künftigen Dichtern reichen Stoff darbietet, ihre Muße zu versuchen. Es ist zu bedauern, daß viele Werke brasilianischer Dichter verloren gingen, und überhaupt nur wenige durch die Presse der Vergessenheit entrissen wurden. Unter die bekanntesten gehören: Joze Durão's Caramuru, ein Heldengedicht, und die Brasilea von Gonçalo Soares. Mehrere bedienten sich in ihren Werken der lateinischen Sprache.

Unter den neuesten Dichtern ist Gonzaga da Costa der beliebteste; seine lieblichen Gedichte, tief gefühlt und ganz für den Gesang geschaffen, sind in jedem Munde. Luiz Baratа's Rime d'ulci sind unter Allem, was seit Jahren in Rio de Janeiro die Presse verließ, allein bemerkenswerth; seine Gedichte sind zart und gefällig. Die beiden Pressen, welche die Hauptstadt besizt, wurden, seitdem sie in Thätigkeit sind, sehr mißbraucht; während der Revolution, um Anarchie und Unordnung zu predigen, und den Unsinn der Freiheitsschwindler zu verkünden; gegenwärtig, um die Regierung und den Kaiser auf die niederträchtigste Weise zu vergöttern.

Die öffentlichen Blätter, welche in der Hauptstadt erscheinen, tragen weder zur Bildung, noch zur Aufklärung des Volkes bei, man hält sie der kaufmännischen und polizeilichen Nachrichten wegen; an die politischen glaubt aber Niemand mehr.

Wißbegierde, überhaupt Lust zum Lesen, findet man noch wenig unter den Einwohnern; allerdings mangelt es auch sehr an guten Büchern in portugiesischer Sprache; ein paar kleine Buchhandlungen enthalten fast nichts, als veraltete portugiesische Werke und erbärmliche Uebersetzungen von schlüpfrigen Romanen. Die englische Sprache wird zwar, des bedeutenden Handels mit England wegen, von vielen jungen Leuten erlernt, aber die Mehrzahl der Gebildeteren neigt sich doch mehr zur französischen Sprache hin, welche sie, ihrer Gleichförmigkeit mit der portugiesischen wegen, leichter verstehen lernen; französische Bücher werden darum seit einiger Zeit mit ziemlichem Vortheile in Rio abgesezt; und würde sich die allgemeine Neigung dem Lesen lehrreicher Bücher in dieser Sprache zuwenden, so dürften daraus große Vortheile für das Fortschreiten der geistigen Bildung der Einwohner hervorgehen.

Daß die Künste in Brasilien noch Fremdlinge sind, und es lange bleiben werden, wird Niemand befremden, wenn man denkt, wie wenig für sie im ehemaligen Mutterlande geschah. Die Baukunde allein machte in der neueren Zeit einige Fortschritte; Sinn für Musik ist dem Volke angeboren; es neigt sich aber mehr zu jener tändelnden Unterhaltung hin, welche Augenblicke ausfüllt, als zu dem ernsten Studium dieser erhabenen Kunst. Es fehlt an guten Meistern, die fähig sind, gründlichen Unterricht zu geben; Schüler und Schülerinnen werden daher so ziemlich, wie Kanarien-Vögel, abgerichtet; Rossinis Kompositionen, hiezu besonders geeignet, sind daher auch allgemein beliebt. Der Grund zu einer guten Schule wurde gelegt, als Neukomm, des großen Heydens bester Schüler, in Rio de Janeiro lebte; in seinem Geiste mußte fortgearbeitet werden, ehe der Volksgeschmack verdorben wurde; doch hinterließ der treffliche Meister einen talentvollen Schüler in der Person des Kaisers Dom Pedro.

Die Kirchenmusik ist gut, aber zu bequem, neuere Werke einzuüben; derselbe Vorwurf trifft die Mitglieder der Oper und des Orchesters.

Malerei und Bildhauerkunst schlummern hier noch in der Wiege; dieß beweisen die Altar-Gemälde in den Kirchen, die fast alle unter den mittelmäßigen sind; eines der besseren ist das Gemälde des Hauptaltars in der kaiserlichen Kapelle, von Joze Leandro. Maria schwebt in der Luft, von Engeln getragen, ihr zu Füßen liegt anbetend die königliche Familie von Portugal; durchaus Portraits.

In der Holzschnitz-Arbeit scheint es treffliche Künstler gegeben zu haben; die Verzierungen vieler Kirchen zeugen davon.

Es halten sich beständig fremde Künstler hier auf, die übrigens alleine von dem Kunstsinne der da wohnenden Europäer leben müssen, der gleichwohl nicht sehr groß ist.

Mechanische Künste werden mit der Zeit in Brasilien trefflich gedeihen; man bemerkt, besonders unter den farbigen Einwohnern, ausgezeichnetes Talent für alle Arten von mechanischen Gewerben; hier muß die Regierung einschreiten, taugliche Subjekte in fremde Länder schicken und sie bei ihrer Zurückkunft beschäftigen.

XIII.

Geistlichkeit. — Adel. — Armee und Flotte. — Staatsverwaltung. — Justizpflege.

Kein Stand der bürgerlichen Gesellschaft konnte durch Beispiel und That wohlthätiger auf die sittliche und geistige Bildung des brasilianischen Volkes einwirken, als der Geistliche. Das Ansehen, welches ihm die Ausübung des heiligsten Dienstes verschafft, gibt ihm einen außerordentlichen Einfluß auf die Gemüther, und da die Lehren einer oft verderblichen Philosophie, bei hochgebildeten Völkern immer rascher um sich greifend, hier noch nicht Wurzeln faßten, so wird ihm die Ausübung seiner Pflichten leicht gemacht; er findet allenthalben willige Zuhörer und gläubige Herzen.

Mit Bedauern muß der Verfasser hier bemerken, daß nur wenige brasilianische Geistliche von einem wahrhaften Berufe zu dem ausgezeichnetsten Stande ergriffen sind, den der Mensch wählen kann. Weit entfernt, über einen ganzen ehrwürdigen Stand ein hartes Urtheil zu fällen, weil einige seiner Mitglieder sich durch ein schlechtes Betragen auszeichnen, kann man doch den Wunsch nicht unterdrücken, die geistliche Behörde in Brasilien möchte, mit einigem Ernste über ihre Untergebenen wachen, von welchen ein großer Theil sich ungescheut jedem Laster hingibt, und die schändlichsten Handlungen begeht. Schon fängt das Volk an, das Betragen der Geistlichen aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, als früher; ihre Kinder, die sie in großer Menge mit ihren Beischläferinnen oder Sklavinnen erzeugen, werden jezt nicht mehr **meninos santos** (heilige Kinder) geheißen, und die Achtung sinkt in dem Grade gegen sie, in dem die Bil-

dung des Volkes zunimmt. Es gibt, besonders unter der höheren Geistlichkeit, wahrhaft fromme und unterrichtete Männer; die Mehrzahl hält es aber für vollkommen hinreichend, mit den kirchlichen Ceremonien bekannt zu seyn, und nicht der Mühe werth, eine ihrer vielen müßigen Stunden ihrer geistigen Ausbildung zu widmen; so zwar, daß man Roheit, Aberglauben und Unwissenheit bald allein unter ihnen wird suchen müssen.

Diese Leute, oder vielmehr ihr verächtliches Betragen ist es, welche den Schriften Voltairs und Helvetius, diesen großen Eiferern gegen lasterhafte Priester, den Weg in die Herzen der wißbegierigen Jugend bahnen; der Mensch ist nur zu geneigt, an den heiligsten Institutionen Mängel zu entdecken, wenn diejenigen, die ihnen durch Beispiel und That Ehrfurcht verschaffen sollten, sie auf jede Weise entweihen. Schon verbreitet sich das Gift des Indifferentismus gegen die Religion unter den Gebildetern, und das Uebel muß mit der Wurzel ausgerottet werden, wenn es nicht weiter um sich greifen soll.

Die Zahl der adelichen Familien (Fidalgos) war vor der Revolution sehr klein; Abkömmlinge der ersten Eroberer Brasiliens, größtentheils hochbedienstet und reich, waren sie angesehen und geehrt. Seit der König seinen Hof nach Rio de Janeiro verlegte, nahm durch die vielen portugiesischen Adelichen, welche ihn begleiteten, die Zahl derselben zu, doch kehrten fast Alle mit ihm nach Portugal zurück. Bald darauf bestieg sein Sohn, D. Pedro, den Thron des neuen Kaiserreiches; er wollte sich mit Glanz umgeben, und schuf einen neuen Adel, dem nichts fehlte, als Verdienst. Die neuen Fidalgos erhielten glänzende Namen, meistens von Gegenden, welche die Ureinwohner früher bewohnt hatten, und schim-

werthe Orden; doch nicht glänzend genug, immer die Makel ihrer Abkunft zu verbergen.

Es scheint eine Schwäche der Fürsten aus dem Hause Braganza zu seyn, die niedersten ihrer Diener vorzugsweise zu sich zu erheben; auch der Kaiser entging derselben nicht; und fast jeder Jahrestag der Thronbesteigung vermehrte die Zahl der Barone des Landes mit Männern, welche früher die niedersten Posten unter den Pallastbedienten eingenommen hatten. Abkömmlinge von Thürstehern, Barbierern und Eselstreibern werden daher einst in diplomatischen Rollen an europäischen Höfen glänzen, und Hand in Hand mit unseren alten Familien gehen. Was sie dem Lande nützen werden, wird die Zukunft lehren.

Der brasilianische Adel besizt bisher noch keine besonderen Vorrechte, eben so wenig berechtigt er ausschließlich zu Hofämtern; diese, wie z. B. Kammerherrn-Stellen, deren es zwei Klassen gibt, vom goldenen und vom silbernen Schlüssel, kann jeder angesehene und bemittelte Bürger erhalten.

Der Adel in Brasilien besteht jezt aus Markisen, Grafen, Vicomtes, Baronen und Rittern. Von Lezteren wird es bald eine große Menge geben, da jeder nach diesem Titel trachtet, welchen der Erwerb eines Ordens gibt, der zum Theile käuflich und erblich, wie z. B. der Christus-Orden (Habito do Cristo), der nicht schwer zu erhalten ist.

Eine andere Art Adel, ohne Urkunden und Pergamente, ist der Blutadel. Der Abkömmling einer europäischen Familie, welche sich nie mit farbigen Menschen oder den Ureinwohnern vermischte, also, wie man hier sagt, von einem Blute, oder weiß ist, dünkt sich besser, als sein dunkler oder etwas farbiger Mitbruder von gemischter Abstammung, der

ihm auch den Vorrang über ihn zugesteht, und eine genauere Verbindung mit seiner Familie für eine sehr große Ehre hält. Seit die Herrschaft der Portugiesen über Brasilien aufgehört hat, vermindert sich aber diese Absonderung um so mehr, da es dort wohl nur sehr wenige Familien von ganz reinem Blute gibt.

So lange Brasilien eine Kolonie Portugals war, lagen in den größeren Städten kleine Garnisonen; sollte eine größere Kriegsmacht aufgestellt werden, so wurden die Milizen eingerufen, die man zu gewissen Zeiten im Jahre in den Waffen übte. Die Linientruppen waren wenig mit Dienst belästigt, fast jeder Soldat trieb nebenher ein Gewerbe, und nährte sich auf andere Weise, und obwohl sie weder durch Tapferkeit, noch durch ihr öffentliches Erscheinen glänzten oder gut disciplinirt waren, so wurden sie doch allgemein geachtet, und erfüllten ihren Zweck, Aufrechthaltung der Ordnung und Ruhe vollkommen, da das Volk sehr friedlich gestimmt war, und man keine auswärtigen Feinde zu fürchten hatte.

Als die königliche Familie von Portugal nach Brasilien kam, wurde sie von mehreren portugiesischen Regimentern begleitet, die unter Wellington mit Ruhm gefochten hatten. Ihr Erscheinen bewirkte eine neue und bessere Organisation der Linientruppen von Brasilien, und der Aufruhr einiger nördlichen Provinzen, der thöricht begonnene Eroberungskrieg im Süden, erforderte ihre Vermehrung. Als Brasilien sich von Portugal lossagte, wurden diese Truppen gebraucht, die portugiesischen aus allen Theilen des Landes zu vertreiben; und da es sich zum selbstständigen Reiche und den Kronprinzen von Portugal, Dom Pedro, zum Kaiser erhob, beschäftigte dieser sich mit jugendlichem Feuer, ein Heer zu schaffen, welches mit Erfolg gegen ungehorsame Unterthanen und auswärtige Feinde gebraucht werden konnte. Die

Truppen wurden fleißig in den Waffen geübt, gut gekleidet, bewaffnet und einer strengen Zucht unterworfen; ein kriegskundiger Führer an ihrer Spitze, tapfere und erfahrene Offiziere in ihren Reihen, und man konnte sie europäischen Heeren an die Seite stellen.

. . . . . .

Leider entfernte Mißtrauen und Chikane die Besseren, und Protektion oder Bestechungen bahnten unbedeutenden und erbärmlichen Menschen den Weg zu den höchsten militärischen Ehrenstellen; die Plätze der Subalternen wurden nicht besser ausgefüllt; man weiß, was unter solchen Verhältnissen selbst von den besten Truppen zu erwarten ist.

Der konstitutionelle Kaiser, oder besser, der Selbstherrscher von Brasilien, fühlte die Nothwendigkeit, sich in seiner, keineswegs gefahrlosen Lage, mit militärischer Gewalt zu umgeben; neue Regimenter wurden errichtet, er exerzirte sie selbst, sie kasernirten in der Nähe seines Pallastes, und sahen ihn beständig in ihrer Mitte; ohne Zweifel rechnete er auf ihre unbedingte Ergebenheit. Doch schien es damals manchem Unbefangenen, als ob der junge Fürst zu viel wage, sich allein auf die Treue seiner Soldaten zu verlassen. Sie hatten nur ungerne, und häufig gezwungen, den heimathlichen Heerd und die vollkommenste Freiheit gegen einen Standvertauscht, welchen der friedlich gesinnte Bewohner des Landes gewiß nicht aus Neigung erwählen wird; Söhne eines gemeinsamen Landes, bedienten sich die dem Kaiser friedlich gegenüberstehende Parthei nicht vergebens des heiligen Wortes Vaterland, welches unterdrücken zu wollen, sie ihn beschuldigten. Die Soldaten hatten ein gefährliches Beispiel von den portugiesischen Truppen erhalten, welche den König nöthigten, die portugiesische Konstitution zu beschwören; der Begriff ihrer Wichtigkeit vermehrte sich überdieß noch durch die Meinung, daß der Kaiser ihnen Krone und Reich ver-

danke. Die Ermordung des Kommandanten von Bahia, Elisberto Caldeira (Bruder des Generals Marquis von Barbacena), durch die Abgeordneten eines dort garnisonirenden Bataillons (Perequitos) in seiner Wohnung, und mehrere andere Unordnungen, bewiesen, wozu Leidenschaft und Aufreizung die Truppen verleiten konnte.

Es scheint, daß die Furchtlosigkeit des Kaisers, persönlicher Gefahr, und auch der, sich der Armee zu seinen Zwecken zu bedienen, anfangs trotzte, doch mochte er wohl später den Vorstellungen seiner Vertrauten nachgeben; die Errichtung einer fremden Leibwache wurde befohlen; sie erhielt den Namen Corpo dos estrangeiros (Fremden-Corps).

Man wunderte sich damals, daß der Kaiser nicht vorgezogen hatte, Truppen von dem großen Militär-Leihhause, der Schweiz, zu fordern, welche im Auslande den verdienten Ruf genießen, da er von denselben nicht allein keine Einmischung in die politischen Angelegenheiten des Landes befürchten, sondern, wenn er sie gut behandelte, auf ihre vollkommene Ergebenheit rechnen dürfte. Dem Lande wäre daraus ein doppelter Nutzen entstanden; die jungen Leute, die man ihren Familien entriß, und die Familienväter, die in der sehr beschäftigten Miliz dienten, konnten, von Beschwerden und Gefahren entfernt, zu Hause bleiben; und die sehr bedeutenden Ausgaben für die Errichtung und den Unterhalt des brasilianischen Heeres, konnten wenigstens zur Hälfte erspart werden, da die Behauptung wohl nicht übertrieben ist, daß im entscheidenden Augenblicke zehn Tausend Schweizer so viel leisten würden, als dreißig Tausend Brasilianer.

Immerhin waren es Schweizer, von der Kolonie Neu-Freiburg, welche den Stamm des Fremden-Corps bildeten; seine Organisation war etwas sonderbar, und berechtigte zu

keinen großen Erwartungen. Herr Schäfer, Arzt, Major, Werber u. s. w. wurde nach Deutschland geschickt, um Menschen zu überreden, in Brasilien Soldaten zu werden; er sandte dem Kaiser Freiwillige aus den dortigen Zuchthäusern, und Leute, die auf den Landstraßen wohnten, um später dorthin versetzt zu werden. Während dieser würdige Mann eifrig bemüht war, Brasilien treffliche Bürger, und dem Kaiser zuverläßige Soldaten zu verschaffen, gab man dort dem neuen Grenadier-Baitaillone seine Offiziere mit recht glücklicher Auswahl. Der Oberstlieutenant war ein ehemaliger Sergeant-Major der Pariser National-Garde; der Major, ein alter Soldat, als Sträfling nach Brasilien gekommen; von den Kapitäns war einer Schiffskoch, der andere Zuckerbäcker, und die übrigen Offiziere, meistens Franzosen, waren gleichfalls verdorbene Handwerker. Bald darauf kamen die Schäfer'schen Lieferungen, in vielen Schiffen, in Rio de Janeiro an; von den Negern, gar nicht unpassend, „escraves brancos" (weiße Sklaven) genannt. Binnen einem Jahre vermehrte sich ihre Zahl so beträchtlich, daß man zwei Grenadier- und zwei Jäger-Bataillons aus ihnen errichten konnte. In allen Strassen hörte man deutsch sprechen, sah man Betrunkene, und ganz allerliebste Geschichtchen wurden von dem Betragen der Offiziere und Soldaten erzählt, so zwar, daß es wahrlich keine große Freude machte, sich einen Deutschen zu nennen.

Später wurde das Corps der Fremden als selbstständig aufgelöst, und die Bataillone unter verschiedene brasilianische Brigaden vertheilt. Viele der deutschen Soldaten starben in kurzer Zeit, sie wurden durch neue Ankömmlinge ersetzt; mancher wackere Offizier, der früher mit Ehren in den deutschen Heeren gedient hatte, trat in des Kaisers Dienste, und wirkte wohlthätig auf den Geist der fremden Truppen, denen man, als wäre es absichtlich geschehen, mit sehr

weniger Ausnahme, die erbärmlichsten Führer gab. Wie leicht es aber war, ohne alle Fähigkeit und persönliche Verdienste, hohe Anstellungen oder Titel im brasilianischen Heere zu erhalten, bewies ein Mann, der von Hamburg mit Kolonisten und Rekruten nach Rio de Janeiro kam. Früher Metzger, im sogenannten Freiheitskriege Rittmeister eines Haufens Berittener, aus seinen Mitteln ausgerüstet, ein Apostel der Freiheit und Menschenwürde, konnte man diesen deutschen Mann und Bürger einer freien Stadt, auf allen Wegen und Stegen, wenn er dem Kaiser begegnete, im Staube liegen sehen, bis er sich zum kaiserlich-brasilianischen Obersten gekniet hatte.

Im Jahre 1828 brach unter den deutschen Truppen ein Aufruhr aus, und der Kaiser konnte nur durch die Hülfe der französischen und englischen Schiffsmannschaften die Europäer zur Ordnung bringen. Zu einem Häufchen zusammengeschmolzen, werden nun die deutschen Soldaten zu entfernten Expeditionen gebraucht, und da keine Lieferungen mehr aus Europa kommen, so werden Klima, ihre eigene Unmäßigkeit und schlechte Behandlung den kleinen Rest bald aufreiben.

Im Jahre 1824 wurde eine neue Organisation der brasilianischen Militärmacht befohlen.

Sie wurde in zwei Linien abgetheilt. Die Erste, konskribirte Truppen, bestand aus 4 Bataillonen Grenadieren, 27 Bataillonen Jäger, 3 Regimenter Kavallerie, 12 Brigaden Fußartillerie, im Ganzen 19544 Offizieren, Unteroffizieren und Gemeinen, 1400 Pferden und 72 Kanonen.

Die zweite Linie bestand aus den Milizen des Reiches; sie bildeten vereinigt eine Kriegsmacht von 29848 Mann

Infanterie, 12142 Mann Kavallerie und 16 Batterien Positions-Geschütz.

Der Effektivstand des Heeres konnte bei den außerordentlichen Anstrengungen der Regierung im Jahre 1826 20,000 Mann Linientruppen und dienstfähige Milizen betragen; eine sehr bedeutende, schwer auf dem Lande lastende Macht, welches kaum 150,000 freigeborene, streitbare Männer stellen kann.

Die ungünstigen Resultate des jezt beendigten Kampfes mit den Insurgenten der Banda Oriental, und der Republik Buenos Ayres, haben vielleicht den Kaiser zu der Ueberzeugung gebracht, daß sein Volk, von keinem kriegerischen Geiste beseelt, und besonders arm an Männern ist, um Heere zu befehligen. Die Geschichte dieses lezten Kampfes wird interessant werden; während der Fähigste der Offiziere des Kaisers, der General Lecor (Baron de Laguna), aus Mißtrauen, vom Kommando des Heeres im Süden entfernt gehalten wurde, stellte man den General Filisborto Brant (in Europa als Marquis de Barbacena bekannt) an dessen Spitze. Dieser talentvolle Mann konnte unmöglich allen Forderungen, die an ihn gemacht wurden, Genüge leisten; Diplomate, dann Finanzminister, endlich Feldherr, schien ihm nur in dem ersten Fache das Glück zu lächeln.

Der Kaiser hat, seit er über Brasilien herrscht, große Summen auf sein Heer verwendet; sie wurden von den Anlehen genommen, welche man vom Auslande erhob. Die kritische Lage des Kaisers, die Nothwendigkeit, vor der Welt eine imponirende Stellung zu behaupten, scheint diese Ausgaben zu rechtfertigen.

Brasiliens Unabhängigkeit ist aber jezt von allen großen

Mächten anerkannt, und eine liberale, gerechte Regierung wird die Bewohner der nördlichen Provinzen mit derselben besser befreunden, als Bajonette und Verfolgungen; es ist Zeit, dem entvölkerten Lande seine Söhne wieder zu geben; Brasilien bedarf keines großen Heeres mehr.

Mit lohnenderem Erfolge wird es seine pekuniären Hülfsmittel der Verbesserung und Vermehrung seiner Flotte, und der Beförderung des Landbaues zuwenden, da von Ersterer die Sicherheit der politischen Existenz des Landes, und von Lezterem dessen Wohlstand und das Gedeihen des Handels abhängen.

Zu der gegenwärtigen Flotte Brasiliens legten portugiesische Kriegsschiffe den Grund; sie wurden dieser Macht bei dem Ausbruche der Revolution abgenommen, oder in den verschiedenen Häfen des Reiches zurückbehalten. Die Provinzen ließen endlich mehrere bauen, und schenkten sie dem Kaiser, welcher in der lezten Zeit die Flotte durch den Ankauf sehr schöner Schiffe von Nordamerika vergrößerte. Sie leistete unter Lord Cochranes Befehlen große Dienste, sobald aber das zweideutige Betragen der Regierung diesen erfahrenen Seemann und alle seine Anhänger von der Flotte entfernte, riß dort die größte Unordnung ein. Bei dem Mangel an tüchtigen Befehlshabern mußte man Offiziere von allen möglichen fremden Nationen in Dienst nehmen; um Matrosen zu erhalten, wurde alles Gesindel, dessen man habhaft werden konnte, gepreßt, welches weder die mindeste Neigung, noch Geschick zum Seedienste hatte; es fehlte an gedienten Matrosen, aber besonders an einem Admirale, der fähig war, in dieses Chaos einige Ordnung zu bringen. Knaben, besonders wenn sie von hübschem Aeußeren waren, wurden von dem Marine-Minister aus der Marine-Schule genommen, und zu Befehlshabern von kleineren Kriegsfahr-

zeugen ernannt; seine Männer, welche man über einzelne Abtheilungen, oder über ganze Geschwader setzte, waren von sehr zweideutigem Rufe, oder abgelebte Greise, dennoch zweifelte man nicht, einer Macht (B. Ayres) überlegen zu seyn, welche der brasilianischen Flotte nicht ein einziges bewaffnetes Fahrzeug entgegen setzen konnte.

Daß Brasilien auch in diesem Kampfe unglücklich war, sollte der Regierung die Augen öffnen; aber in einem Lande, woselbst die niedersten, wie die höchsten Beamten käuflich sind, in welchen persönliches Verdienst durchaus weder gesucht noch berücksichtigt wird, und woselbst die wichtigsten Posten nach Willkühr und Laune vergeben werden, muß man sich über mißlungene Unternehmungen, verkehrte Maßregeln und verlorne Schlachten durchaus nicht wundern. Es wird übrigens eine Zeit kommen, in welcher Brasilien den ihm gebührenden Platz unter den Seemächten einnehmen, und von dem drückenden Einflusse befreit, welchen besonders England kolossale Seemacht über dieses Land ausübt, sich selbstständig und mit Kraft erheben wird.

Im Besitze des trefflichsten Schiffsbauholzes, welches die ungeheuern Wälder in Menge liefern, unerschöpflicher Eisenminen, und des herrlichsten Bodens, um Hanf zu bauen, kann Brasilien das Ausland beinahe ganz entbehren, und in wenigen Jahren sich in den Besitz einer schönen Flotte setzen. Es kann von Portugal treffliche Schiffsbaumeister und Matrosen erhalten, und in den vielen Häfen des gewaltigen Reiches Pflanzschulen für Offiziere und Matrosen anlegen; dann wird die Flagge Brasiliens auf allen Meeren wehen, geachtet, ein kräftiger Schutz des blühendsten Nationalhandels.

Ueber die Staatsverwaltung Brasiliens ein Urtheil fällen zu wollen, ist eine schwierige Aufgabe. Ein Land weise

zu beherrschen, welches beinahe so groß als Europa, und nur von fünf Millionen Menschen bewohnt wird, von welchen überdieß ein Fünftheil Wilde sind, über eine Bevölkerung zu gebiethen, welche auf diesen ungeheuren Fläche verbreitet ist, oder die Küste bewohnet, die von der nördlichen bis zur südlichen Gränze eine Ausdehnung von mehr als 2150 englische Meilen hat, erfordert einen Fürsten von großem Talente, einen zweiten Peter den Großen.

Das System der Staatsverwaltung muß dem Charakter des Landes und seiner Bewohner angepaßt werden; die Nachahmung der künstlichen Systeme der europäischen Staaten wäre ein Mißgriff; je einfachen desto besser, da die Begriffe des Volkes noch so einfach sind. Leider haben sie hier gar kein System; es fehlt durchaus an fähigen Ministern, außerdem wird auch jeden Augenblick mit ihnen gewechselt; dieß war oft so arg, daß man, gleich den Matrosen, die Minister beinahe auf der Straße pressen mußte, da Niemand es mehr seyn wollte.

Daß in allen Zweigen der Staatsverwaltung Verwirrung herrscht, läßt sich begreifen; Befehle werden gegeben, und ehe sie die entfernten Provinzen erreichen, im entgegengesetzten Sinne widerrufen. Im Jahre 1816 erschien eine Art von öffentlichen Bericht des Finanzministers, von welchem man nichts verstand, als daß die Ausgaben die Einnahmen dreifach überstiegen; daß trotz der beschränkten Einnahme des Landes eine Menge überflüssige Menschen besoldet wurden; daß der Staatskredit gänzlich gesunken war, und daß mit Hülfe des englischen Anlehens allein die sich beständig mehrenden Lücken mühsam ausgefüllt wurden.

Auf den Unterthanen lasten bisher noch keine direkten Abgaben, die jährliche Einnahme beschränkt sich daher auf

die Einkünfte der Mauth, woselbst die Unterthanen jener Mächte, welche mit Brasilien besondere Handelsverträge geschlossen hatten, für ihre Waaren 15 Prozent, die übrigen 25 Prozent Einfuhrzoll entrichten.

Eine mindere Ausgabe lastet auf allen Artikeln, welche das Land ausführt. Für jeden Neger, der eingeführt oder verkauft wird, erhebt die Regierung den zehnten Theil des Ankaufs- oder Verkaufspreises. An den Zöllen im Innern des Landes (Registos) wird eine sehr bedeutende Abgabe von den ein- und auspassierenden Menschen, Thieren, Waaren und besonders neuen Negern erhoben. In den Städten sind alle Gewerbe besteuert, welche offenen Laden halten. Große Einkünfte bezog endlich die Regierung früher aus dem reinen Gewinn des fünften Theiles alles Goldes, welches gewaschen, oder durch Bergbau von den Besitzern von Goldminen gewonnen wurde, und aus dem Verkaufe der Diamanten, Farbehölzer und des Schnupftabaks.

Diese summarischen Einkünfte von allen Provinzen des Reiches sind bedeutend, und bei weiser Sparsamkeit dürften sie so ziemlich zur Deckung des Staatshaushaltes hinreichen; wird man sich nicht dazu bequemen, so bleibt wohl kein anderes Mittel, als die Unterthanen zu besteuern; eine gefährliche Klippe, vor welcher irgend ein treuer Staatsdiener den Kaiser hoffentlich warnen wird.

In allen Ländern machen sich Regierungen unpopulär, die ihre Unterthanen mit neuen Abgaben belasten; um so mehr eine neue Regierung bei einem Volke, das selbst unter der despotischen Beherrschung Portugals direkt unbesteuert blieb. Die Unterhaltung eines glänzenden Hofes, einer zahlreichen Armee, der Flotte, und ganz besonders die Besoldung einer großen Menge höchst überflüssiger Beamten, in

den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung, lasten äußerst schwer auf dem geldarmen Lande; es ist sehr zu wünschen, daß der Kaiser, der große Neigung zur Sparsamkeit hat, hier ernstlich einschreite. Der Besuch eines einzigen Bureaus ist hinreichend, sich zu überzeugen, mit welcher Trägheit alle Geschäfte verrichtet werden, welcher schleppende Geschäftsgang hier üblich ist, wie das Unwesen der Vielschreiberei auch hier schon seine unvertilgbare Wurzel fasset, und Vermehrung der Beamten nöthig macht, ohne daß dadurch die Arbeiten einen rascheren Fortgang hätten.

Die Besoldungen der Staatsdiener sind so unbedeutend, daß sie unmöglich davon leben, viel weniger den großen Aufwand machen können, über welchen der fremde Ankömmling erstaunt; man kann aber dreist behaupten, daß sie auf das Publikum angewiesen sind, das sie ungescheut und auf die niederträchtigste Weise brandschatzen. Mit Geld ist alles zu erlangen, und der Minister ist eben so bereit, sich seine Dienste bezahlen zu lassen, als der Niederste seiner Untergebenen.

Trotz der Unordnung in der Führung der Geschäfte findet man doch einen Gebrauch bei sämmtlichen Ministerien, welcher nachahmungswürdig scheint; dieß ist die Art der Beantwortung auf sämmtlich vorkommende Eingaben. Diese werden in ein Buch eingetragen, welches auf dem Bureau liegen bleibt; ein ganz ähnliches wird zu gewissen Stunden des Tages in einem der Säle der treffenden Behörde zu Jedermanns Einsicht niedergelegt. Die Verfügungen der Regierung werden nach den Anfangsbuchstaben der Bittsteller alphabetisch eingetragen, und einer besondern Rubrike, mit wenigen Buchstaben, nebst dem Datum, an welchem sie beliebt wurden, angemerkt. Diff. bedeutet z. B. differido (bewilligt); inf. (informar, in weitere Untersuchung genommen); sp. (sperar, hat zu warten); esc. (escusado), oder

na'o. t. lug. (nao tem lugar, abgeschlagen oder für unstatthaft befunden). Wer die Buchstaben diff. findet, meldet sich sogleich bei der Behörde, und erhält entweder seine Abfertigung, oder, wenn er eine Anstellung suchte, sein Dekret, nachdem er die bedeutenden Gebühren erlegte; findet der Bittsteller osc., so erfolgt auf weitere Eingaben keine Antwort mehr.

Die Justizpflege, welche noch allenthalben sehr weit von der Vollkommenheit entfernt ist, kann man hier nur erbärmlich erwarten; es wird in keinem Lande der Welt so viel von Gerechtigkeit gesprochen, und so viel Ungerechtigkeit ausgeübt, wie in dem konstitutionellen Brasilien; die Gesetzgebung, einstweilen noch die Portugiesische, ist äußerst mangelhaft und veraltet; von den Richtern und Advokaten bildeten sich nur sehr wenige auf der Universität Coimbra, die übrigen sind wenig besser in ihrem Fache unterrichtet, als die Layen, aber ungemein gewandt, die Gesetze nach Gefallen auszulegen, und ihre Partheien hinzuhalten. Obwohl man nun weiß, daß der Reichere immer Recht erhält, so herrscht doch eine so große Prozeßwuth im Volke, daß, wie man sagt, gegen 500 Advokaten sich von derselben ganz vortrefflich nähren sollen.

So bestimmt sich einige Gesetze über die Bestrafung gewisser Verbrechen, wie Mord u. a. m. aussprechen, so kann man doch in der Stadt und auf dem Lande überwiesene, und oft vielfache Mörder ungestraft umhergehen sehen; es reicht hin, unter dem Schutze eines Mächtigen zu stehen, oder für hinreichende Bezahlung eine Sicherheits-Karte zu erlangen, um sich dem strafenden Arme der Justiz zu entziehen.

Unter den verschiedenen Vergehungen scheint körperliche Verletzung, namentlich die unsanfte Berührung des Gesichtes

mit der flachen Hand, gewöhnlich eine Ohrfeige (bofetada) genannt, mit unerbittlicher Strenge bestraft zu werden. Wenn sich der Empfänger nicht durch einen Messerstich selbst Genugthuung verschafft, und vorzieht, Klage zu stellen, so kann sich der Beklagte gefaßt machen, nach einer der portugiesisch-afrikanischen Besitzungen verbannt zu werden; einige Ausländer, welche geneigt waren, ihre Vorübungen hier fortzusetzen, konnten nur mit großem Aufwande an Geld und Bitten von dieser Strafe befreit werden.

Verbrecher werden gleichfalls nach der kleinen Insel Fernando da Noronha, der nördlichsten Besitzung Brasiliens, nur drei Grade vom Aequator entfernt, verbannt. Diese Insel ist bis auf einen kleinen Theil unfruchtbar, manchmal tritt Wassermangel ein, und gibt die unglücklichen Gefangenen, bei der großen Hitze des Klimas, mannigfaltigen Leiden Preis. Kein weibliches Wesen darf die Insel betreten, kein Fahrzeug sich derselben nähern. Das zur Verbindung zwischen Recife und der Insel bestimmte Schiff besucht diese jährlich zweimal, um die in dem Fort liegende Garnison abzulösen, oder dieser und den Verbannten ihre Bedürfnisse zuzuführen.

Die Unglücklichen überlassen sich dort der empörendsten Laster, und die Kommandanten, deren Macht unbeschränkt ist, mißbrauchen diese oft auf eine entsetzliche Weise. In der neueren Zeit wurden besonders diejenigen, welche an den Revolutionen in Pernambuco Theil genommen hatten, nach dieser traurigen Insel verbannt.

Der Todesstrafe gleich, wird die Verurtheilung auf die Galeere gehalten; der also Bestrafte ist bürgerlich todt; er wird ohne Berücksichtigung der Farbe mit einem andern Verbrecher an eine schwere Kette geschmiedet, und der Tod allein

löst seine Fesseln. Die Galeeren-Sklaven in der Hauptstadt werden zu öffentlichen Arbeiten gebraucht, und bewohnen des Nachts den Rumpf eines alten Kriegsschiffes.

XIV.

Handel und Schifffahrt.

Die Beschreibung, welche ich von dem Handel und der Schifffahrt der Hauptstadt Brasiliens entwerfe, wird vielleicht Manchem meiner geehrten Leser etwas weitläufig scheinen; ich glaubte aber demselben, weder durch Listen noch Tabellen der gegenwärtigen Aus- und Einfuhr, einen vollständigen Begriff von der Wichtigkeit, die Brasilien in wenigen Jahren erhielt, und einst erhalten wird, geben zu können.

Der Handel Brasiliens war noch im Jahre 1806 höchst unbedeutend; Portugals Eifersucht verschloß die Häfen der Kolonie allen auswärtigen Völkern; statt seine Manufakturartikel daselbst abzusetzen, begnügte es sich, die Abgaben zu erheben, und die Produkte des Landes auf portugiesischen Schiffen auszuführen. Die Kolonisten erhielten nicht die mindeste Aufmunterung, ihre Besitzungen besser zu bestellen, da es ihnen an aller Verbindung mit den Küstenstädten fehlte, und die Behauptung ist nicht zu gewagt, daß, wären die Gold- und Diamant-Minen im Innern Brasiliens nicht entdeckt worden, man mit dem Lande so unbekannt geblieben wäre, als man es noch mit dem Innern von Afrika ist.

Die Ankunft des Hofes von Portugal in Rio de Janeiro

änderte jedoch die Verhältnisse Brasiliens auf eine merkwürdige Weise. Alle Häfen wurden den fremden Nationen geöffnet, und Rio de Janeiro erhob sich sogleich zu dem bedeutendsten Handelsplatze des Landes. Reiche und Müssiggänger, wer immer irgend etwas am Hofe zu suchen hatte, strömten der Residenzstadt zu, und Kauffartheischiffe eilten von allen Seiten herbei, Luxusartikel und Lebensbedürfnisse abzusetzen; das Verlangen nach Rückfracht, also nach den Produkten des Landes, war dringend; diese stiegen außerordentlich im Preise, und oft konnten die Kauflustigen nicht befriediget werden, da die brasilianischen Landeserzeugnisse, bei dem gänzlichen Mangel an Strassen, schwer fortzubringen waren.

Dem Minister des Königs, Conde de Linhares, entgingen die Hindernisse nicht, welche sich dem inländischen Handel in den Weg stellten; er befahl, Strassen und leichte Verbindungen nach dem Innern des Festlandes anzulegen, und obwohl seine höchst wohlthätigen Anordnungen nicht so eifrig befolgt wurden, wie sie es verdienten, so wurde doch in kurzer Zeit der Verkehr mit den Nachbarprovinzen Minas Geraes, St. Paulo und Espirito Santo sehr erleichtert.

Nachdem einzelne Wege in das Innere des Landes gebahnt waren, zeigten sich neue Hindernisse für die Fremden, welche ihre Waaren nach Brasilien sandten, und andere dagegen einkauften.

Die kaufmännischen Kenntnisse der Brasilianer waren nämlich äußerst beschränkt. Sie begriffen weder den Werth des Kredits, noch den Einfluß der Kapitalien; sie liehen weder auf Zinsen, noch auf Handschriften; der ganze Handel mit ihnen mußte daher gegen baares Geld geführt werden. Um diesem Uebelstande abzuhelfen, wurde eine Bank auf

Subskription gegründet, um über die nöthigen Summen gebieten zu können, damit Papiere, auf Sicht zahlbar, in Umlauf gebracht werden konnten; mit diesen Papieren konnten nun leicht Wechsel berichtigt werden, die mit dem Datum bezahlt werden mußten. Da endlich die Regierung die Aktionairs durch mehrere Privilegien gegen möglichen Verlust sicherte, so nahm der Kredit der Bank schnell zu, und brachte Leben in jeden Zweig des Handels.

Wenn der Fremdling, der jezt Brasilien besucht, den gegenwärtigen Zustand dieses Landes mit dem vergleicht, wie es nach der Beschreibung höchst glaubwürdiger Männer noch vor zwanzig Jahren war, so kann er über die stets zunehmende Kultur und den sich immer mehrenden Wohlstand des jungen Reiches nicht genug staunen. Die Landeigenthümer und Bergwerksbesitzer können jezt ihre Produkte von der äußersten Gränze Brasiliens nach der zunächst gelegenen Hafenstadt bringen, und ihre Bedürfnisse dort zurücknehmen. Ueber Flüsse und Berge, durch Wälder, sonst unübersteigliche Hindernisse, wölben sich Brücken, oder sind Fährten errichtet und Wege gebahnt, allerdings nur für Lastthiere gangbar; nach Osten führt eine Strasse über Praia Grande bis nach Espirito Santo, über 300 englische Meilen weit; nördlich gelangt man über Porto d'Estrella durch die Provinzen Minas Geraes, Goyaz bis nach Matta groſso, der Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, nachdem eine Strecke von 1800 Meilen zurückgelegt wurde; nach Westen führt eine dritte Hauptstrasse über Venda Granda nach der Villa bella da Princeza, in der Provinz St. Paulo, welche über 600 Meilen von der Hauptstadt entfernt ist; und selbst aus der, gegen 800 Meilen von der Hauptstadt entfernten Provinz Rio Grande, werden manchmal Heerden von Hornvieh, Maulthieren und Schaafen herbeigetrieben.

Diese ungeheure Länderstrecke, die beinahe 500 Meilen breit und 1500 lang ist, und auf welcher eine geringe Zahl civilisirter Menschen wohnt, versieht Rio de Janeiro mit Hornvieh, Maulthieren, Schweinen, Schaafen, Schinken, Speck, Geflügel, Käse, Zucker, Rum, Indigo, Baumwolle, Tabak, Kaffee, Baumwollenzeugen, Salpeter, Ipecacuanha, Leder und Häuten, Ricinus-Oehl, Gold, Kristalen, Diamanten und andern Edelsteinen.

Als Rückfracht nehmen sie trockene Waaren (Fazendas seccas) aller Art, Salz, Wein, Eisen, Pulver und Blei; Gewehre, Töpfer-, Glas- und Apotheker-Waaren; Kokosnüsse, Sklaven.

Eben so lebhaft ist gegenwärtig der Küstenhandel mit den Distrikten Ilha Grande, Cabo Frio, Campos, Espiritu Santo, Santos, St. Catharina und St. Pedro de Rio Grande. Aus den vielen, hier nicht angeführten, größeren und kleineren Häfen dieser Distrikte wird nach der Stadt gebracht: Zucker, Kaffee, Rum, Reis, Milho, Farinha de Mandioca, Tapioca, Mandubi, Tabak, Baumwolle, Töpferwaaren, Früchte aller Art, Käse, Talg, Carne-Seca, Speck, Häute, Hörner, Jacaranda und andere Holzarten, Bretter, Bauholz, Kalk, Ziegelsteine, Salz, Hülsenfrüchte, Fische, Fischtran, Pech und Harz, Brennholz.

Ihre Rückfracht besteht aus denselben Gegenständen, welche oben bemerkt wurden.

Der Transport aller Waaren zu Lande wird allein durch Maulesel vorgenommen. Zu Wasser werden sie in Fahrzeugen von 80 bis 100 Tonnen, und in Barken von 40 bis 50 Tonnen aus- und eingeführt. Erstere haben sich wesentlich verbessert; früher konnte keines die hohe See halten;

ihre Ankertaue waren aus den Fasern von Palmen, die Stricke aus geflochtenem und ungegerbtem Leder, ihre Segel aus einem groben Baumwollenzeuge verfertigt; die Führer dieser Fahrzeuge (Sumaccas) wußten sich keines mathematischen Instrumentes zu bedienen, mußten sich daher immer dicht an die Küste halten, und bei stürmischer Witterung, um nicht an diese geschleudert, oder zu sehr von ihr entfernt zu werden, in dem nächsten Hafen Zuflucht suchen, und besseres Wetter abwarten; dadurch wurde die Reise nicht allein sehr verthouert, sondern dauerte auch ungewöhnlich lange. Jezt reiset man mit den brasilianischen Küstenfahrzeugen schneller, als mit fremden Schiffen; vielleicht kömmt auch eine Zeit, daß man dort Reinlichkeit und Bequemlichkeit findet. Die Barken, welche die Verbindung mit den zahlreichen Häfen des großen Bay von Rio de Janeiro unterhalten, sind noch dieselben Fahrzeuge, wie vor fünfzig Jahren, schwerfällig, mit einem ungeheuren Segel versehen, das bei jedem Windstosse in Stücke zerreißt, oder die Barke zum Umschlagen bringt.

Seit der Verlegung der Regierung nach Brasilien hat auch der auswärtige Handel dieses Landes sehr gewonnen. Die portugiesisch afrikanischen Besitzungen werden jährlich von wenigstens fünfzig großen Kauffartheischiffen von Rio de Janeiro besucht, welche Zucker, Rum, Tabak, Reis, Mandioc-Mehl und alle Arten von Waaren dahin bringen, und dafür Neger, Wachs, Goldstaub, Pfeffer, Kokkulikörner, Palmöl, Gummi, Opal, Schwefel, Columbowurzeln, Mundobiöl, Elfenbein, Orseille und Ebenholz einhandeln. Außerdem consumiren diese Schiffe eine große Menge brasilianische Landeserzeugnisse, da es in den portugiesischen Kolonien noch so sehr an Industrie mangelt, daß die brasilianischen Schiffe genöthigt sind, den Unterhalt für ihre Besatzung und die Neger mit sich zu führen.

Dieser so einträgliche Erwerbszweig wird indessen allmählich sehr beschränkt werden, da Brasilien in Zukunft keine Negersklaven mehr aus Afrika beziehen darf.

Der Handel nach Asien, durch die Lage Brasiliens so vorzüglich begünstigt, wurde früher von Lissabon aus geführt, und ist jezt ganz in den Händen der Brasilianer; ihre Schiffe besuchen jährlich die portugiesischen Besitzungen in Indien und China. Da sie nach lezterem Lande nur sehr wenige Waaren absetzen können, so haben sie zu ihren Einkäufen große Summen baares Geld, gewöhnlich gemünztes Gold, häufig auch gediegenes in Stangen, oder spanische Piaster, nöthig; sie bringen indische Baumwollen-Zeuge, Thee, Nanking, Blei, Kupfer, Zinn, Seide und andere Artikel von dort zurück, welche, wenn die Reise kurz war, mit großem Gewinne abgesezt werden.

Der Handel mit den übrigen Ländern der Erde wird noch nicht mit brasilianischen Schiffen getrieben, die darum nicht unthätig sind; nichts desto weniger wird eine Zeit kommen, in welcher die Flagge dieses Reiches auch in den europäischen Gewässern wehen wird. Gegenwärtig ist das Verhältniß zwischen der Ein- und Ausfuhr noch nicht hergestellt; das Ausland führt Brasilien eine Menge Gegenstände zu, welche es sehr leicht selbst erzeugen könnte, und auch in kurzer Zeit erzeugen wird, wenn die Regierung nur einigen Vorschub leistet. Es versorgt Brasilien mit folgenden Gegenständen, welche nach einem mehrjährigen Durchschnitte jährlich auf 400 Schiffen eingeführt werden.

Nordamerika:

Mehl, Getreide, Spermacetilichter, Meubles, Thran, Theer, Leder, Pech, Potasche, Tauwerk, Zwieback, Salzfleisch.

Großbritanien und seine Kolonien:

Alle Arten von Baumwollenwaaren, Kattunen, feinen Tüchern, Porcellan, verarbeitetes und unverarbeitetes Leder, Eisen, Blei, Zinn, Kupfer, roh und verarbeitet, Anker, Kabeltaue, Segeltuch, Kanonen, Porter, Käse, gesalzene Butter, Arzneimittel.

Schweden, Dänemark und Rußland:

Eisen, Stahl, Kupfergeschirre, Segeltuch, Stricke, Taue, Theer, Hanf, Bretter, Masten.

Deutschland:

Glas, Leinwand, Eisen- und Messing-Geräthe, Blei, Kupfer, Zinn, Waffen, Tücher, Butter, Mehl, Getreide, Rauch- und Salzfleisch, Manufakturwaaren, Meubles, Papier.

Die vereinigten Niederlande:

Leder, roh und verarbeitet, Leinwand, Tücher, Waffen, Wachholderbrandwein, Käse, Butter, Bier, Papier.

Frankreich:

Luxusartikel, Bijouterie-Waaren, Meubles, Wachslichter, Arzneimittel, feine Liqueurs, Malereien und Kupferstiche, Bücher, Seidenzeuge, Spiegel, Hüte, feine Glaswaaren und Porcellan, Wein, Oel und getrockuete Früchte.

Italien und die Inseln:

Wein, Oel, Papier, Seidenzeuge.

Spanien:

Wein, Oel.

Portugal und die Inseln:

Leder, Hüte, grobe Wollenzeuge, Töpferwaaren von Oporto, Schuhmacherarbeit, Wein, Oel, Salz, Essig,

Stockfische, Zwiebel, Schlinken, Würste, getrocknete Früchte, Arzneimittel,

Die portugiesisch afrikanischen Besitzungen:
Im Durchschnitt bisher jährlich 20,000 Neger, nebst den erwähnten Zugaben an Goldstaub, Elfenbein ꝛc. ꝛc.

Diese Schiffe führen aus:
Diamanten und andere Edelsteine, Goldstaub, Barren, und gemünztes Gold (durch Conterband), Zucker, Kaffee, Rum, Baumwolle, Tabak, Reis, Ricinus-Oel, etwas Indigo, Häute, Talg und Hörner, Ipecacuanha, Tapioca und etwas Mandioc-Mehl, Jacaranda und andere Holzarten, Wallfischtran (nur für den Gebrauch des Landes).

Welche Fortschritte der Ackerbau allein in den Provinzen Rio de Janeiro, St. Paulo und Minas-Geraes seit wenigen Jahren, trotz der ungünstigsten Verhältnisse und der gänzlichen Gleichgültigkeit der Regierung, gegen dessen Beförderung machte, wird ein Auszug aus den Ausfuhr-Registern der kaiserlichen Mauth beweisen, nach welchen im Jahre 1817 an Kaffee 9557 Ztr., an Zucker 20680 Ztr.; im Jahre 1826 aber an Kaffee 32000 Ztr., und Zucker 31960 Ztr. ausgeführt wurde. Man darf annehmen, daß die Provinzen Bahia und Pernambuco über das Doppelte an Zucker erzeugen; bemerkt man noch das Pernambuco, Parahiba, Riogrande-do-Norte, Ceará, Maranhão und Piuahy eine ungeheure Menge der beßten Baumwolle versenden, und daß die Provinz Rio-grande-do-Sul (St. Pedro) jährlich gegen 400000 Häute ausführt, so bekömmt man einen kleinen Begriff des brasilianischen Handels, und was er unter günstigen Verhältnissen werden kann.

Auch die Bank (banco nacional) erfreute sich bereits ei-

nes ausgezeichneten Kredits; sie sah sich sogar in den Stand gesezt, den Bedürfnissen des Staates und des Hofes durch bedeutende Vorschüsse gegen Verpfändung künftiger Staatsgefälle und der Krondiamanten abzuhelfen. Die später erfolgenden politischen Ereignisse wirkten aber auf diese nüzliche Anstalt höchst nachtheilig. Als nämlich der König nach Portugal zurückkehrte, wurden die verpfändeten Diamanten zurückgefordert, ohne die entlehnten Summen zurück zu bezahlen; das von der Bank eingeführte Papiergeld, welches durch den Geldmangel veranlaßt, beständig vermehrt wurde, ohne das neue Kapital-Zuschüsse erfolgten; der Umlauf einer Menge künstlich nachgeahmter Banknoten, und das dem eingebornen Kaufmann eigenthümliche Mißtrauen, verminderten den Kredit der Bank so sehr, daß sie sich ohne der thätigsten Mitwirkung des Staates schwerlich länger halten kann.

Die Abgabe an Gold, welche die Regierung früher von Bergwerksbesitzern bezog, war sonst vollkommen hinreichend, Brasilien und Portugal mit zirkulirender Münze zu versehen; seit aber dieses Metall auf den europäischen Märkten so bedeutend im Preise stieg, wurde es in außerordentlicher Menge aus dem Lande geführt. Nicht minder große Summen baares Geld führt jedes Schiff aus, welches nach Indien und China geht; die Regierung endlich kauft oft alles fremde Silber auf, woran es Brasilien allein mangelt, und läßt daraus inländische Münzen prägen; eine Operation, welche eben so, wie die Ausfuhr des gemünzten Goldes, zu dem oft drückenden Geldmangel, besonders in der Hauptstadt, beiträgt. Dieser war während der Dauer des Krieges mit Buenos Ayres so groß, daß Gold-, Silber- und Kupfermünze nicht allein zu einem ungewöhnlichen Course stiegen, sondern auch die Zinsen in Wechselgeschäften bis auf 30 oder 35 Procent in die Höhe gingen.

Das von der Bank eingeführte Papiergeld ist allein für die Provinz Rio de Janeiro gültig; Banknoten von 500,000 Reis sind die Höchsten, von 4mil Reis die niedrigsten.

Rio de Janeiro hat sich jezt zum ersten Handelsplatze der südlichen Halbkugel erhoben; die Handelswissenschaft ist bedeutend vorgerückt, welches Brasilien allein den Fremden, und unter diesen besonders den Britten verdankt; diese sind es auch, welche die größten Geschäfte machen, und einen entschiedenen Einfluß auf ihren Gang ausüben, den sie auch so lange erhalten werden, als sie sich, wie bisher, durch Solidität, Einigkeit und Unternehmungsgeist auszeichnen, und von ihrer Regierung kräftig unterstüzt werden.

Der Handel der übrigen fremden Nationen nach Rio de Janeiro ist im Vergleiche mit dem brittischen nicht bedeutend; als Abnehmer brasilianischer Produkte concurriren jedoch Mehrere, und besonders Deutsche (Hamburg) mit ihnen.

Die hier ansäßigen fremden Kaufleute beschäftigen sich meistens mit dem Commissions-Geschäfte; von guten Verbindungen in Europa und großer Thätigkeit hängt daher besonders ihr Fortkommen ab; zu eigentlichem Reichthume gelangt, bei der großen Concurrenz so vieler Nationen, wohl Niemand mehr, wie dieses früher der Fall seyn mochte.

Unter den eingebornen und portugiesischen Kaufleuten herrscht noch immer der Geist des gemeinsten Wuchers, übereinstimmend mit einer ähnlichen Lebensweise. Diesen gelingt es, wenn das Glück sie begünstiget, vieles Geld zusammen zu raffen, welches, wenn lachende Erben es nicht in Umlauf bringen, gewöhnlich in ihren Koffern verschlossen bleibt.

Die Preise der in- und ausländischen Waaren sind

sehr hoch, und besonders glaubt der im Handel Unerfahrene, wenn er diese mit dem Ankaufs- oder Fabrikpreise der lezteren vergleichet, die Verkaufer müßten außerordentlich gewinnen. Die Kosten der Fracht, der Einfuhrszoll, die äußerst hohe Miethe der Waarenlager und die lange Zahlungsfrist, welche den Detailhändlern gegeben werden muß, lasten aber so schwer auf den Handelsartikeln, daß der Gewinn oft sehr mäßig ausfällt, und wird der Markt zufällig und plötzlich mit ein und derselben Waare überfüllt, so trifft die Betheiligten oft empfindlicher Verlust. Tritt jedoch in einer beliebten Waare Mangel ein, welchem zu steuern, die Hoffnung entfernt ist, so kann derjenige, welcher so glücklich ist, die verlangte Waare vorräthig zu besitzen, zwei bis dreihundert Prozent an derselben gewinnen.

Die Theuerung der inländischen Produkte kömmt selten ihren Erzeugern zu Gute, da ihnen der Preis von den Käufern gemacht wird. Die Lebensbedürfnisse steigen oft zu sehr beträchtlichen Preisen, wenn sie die Landleute, bei anhaltend schlechtem Wetter, nicht nach der Stadt bringen können, oder die Ernte durch anhaltende Trockne mißrieth. Vortheilhaft setzen diejenigen ihre Produkte ab, welche in der Nähe der Stadt, oder der Hafenplätze der großen Bai wohnen.

Ende des ersten Theiles.

Verbesserung der Druckfehler.

Seite	Zeile				
96	25	statt	daſelbſt	lies	dann ſelbſt.
124	16	„	Santaren	„	Santarem.
—	29	„	müſſen	„	laſſen.
133	11	„	neue	„	neun.
143	21	„	Rehmenswerthes	„	Rehmenswerthes.
144	39	„	Altan	„	Altane.
152	27	„	ſtund	„	ſtand.
171	7	„	gran	„	gran
—	24	„	mehrere	„	mehrerer.
172	23	„	Jouan	„	Juan.
180	28	„	widerſprechen	„	wieder ſprechen.
188	29	„	Monte mbro novo	„	Monte mor o novo.
193	23	„	Vonda	„	Venda.
220	4	„	Jaquós	„	Jaques.
222	26	„	Piratimingá	„	Piratininga.
226	4	„	Læcaſter	„	Lancaſter.
—	88	„	d'Albequerque	„	Albuquerque.
230	10	„	Petri	„	Patrik.
240	19	„	Palmarosas	„	Palmareſos.
242	17	„	portugieſiſch = praſilianiſchen	„	portug. braſ.
249	32	„	erhielt	„	erhob.
253	11	„	aü	„	von.
264	24	„	Doſterro	„	Deſterro.
265	27	„	der Fortaleza	„	Fortaleza.
274	13	„	(Terreuros)	„	(Terreiros).
284	15	„	Teneriſta	„	Toneriffa.
287	11	„	war erhizt	„	war ſo erhizt.
288	34	„	Staaren	„	Raaen.
293	15	„	Plamm-Pudding	„	Plumm = Pd.
302	14	„	Sanza	„	Souza.
323	22	„	Palkon	„	Balkon.
333	12	„	Sancta	„	Santa.
337	23	„	extrado	„	entrado.
342	26	„	Naßa	„	Noßa.
350	29	„	Quartnis	„	Quarteis.
354	1	„	Belero	„	Bolero.
—	22	„	Reinigung deren	„	deren Reinigung.
358	—	„	Pateken	„	Pataken.
359	19	„	ſehen	„	ſahen.
361	32	„	Talluas	„	Falluas.
363	19	„	Macaca'o	„	Macacú.
364	18	„	verminderten	„	vermindern.
365	19	„	Jrainha	„	Prainha.
366	5	„	de Vallongo	„	do Vallongo.
368	24	„	Büchern	„	Fächern.
375	28	„	einem	„	reinem.
377	25	„	friedlich	„	feindlich.
378	1	„	Silisberto	„	Filisberto.

Anmerk. Die Entfernung des Verfaſſers vom Druckorte muß als Haupturſache der eingeſchlichenen Druckfehler angeſehen werden.

Reiſe

über

England und Portugal

nach

Braſilien

und

den vereinigten Staaten

des

La-Plata-Stromes

während

den Jahren 1823 bis 1827

von

J. Friedrich v. Weech,

vormals Offizier in k. b. Dienſten.

Nur reiſen iſt Leben.

Joan Paul.

Zweiter Theil.

München 1831.

Gedruckt bei Fr. X. Auer.

Fortsetzung
der
Subskriptions-Liste.

Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Maria von Bayern.

Seine Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Franz Karl von Oesterreich.

Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin Sophie von Oesterreich.

Seine Kaiserliche Hoheit der Erzherzog Ludwig von Oesterreich.

Ihre Kaiserliche Hoheit die Frau Erzherzogin Marie Louise, Herzogin von Parma.

Seine Königliche Hoheit der Prinz Gustav von Schweden.

Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Louise von Schweden.

Ihre Königliche Hoheit die Prinzessin Amalie von Schweden.

Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin Cecilia von Oldenburg.

Seine Durchlaucht der Herzog von Reichstadt.
Seine Durchlaucht der Fürst Dietrichstein.

Herr Graf Johan Karl von Dietrichstein.
„ „ Moritz von Dietrichstein.
Die Bibliothek des königl. bayer. 1. Küraſſier-Regiments Prinz Karl.

Inhalt des zweiten Theiles.

Sechstes Buch.

Seite

I. Verschiedene Racen der Bewohner von Rio de Janeiro. — Charakter, Sprache, Sitten, Kleidung und Lebensweise derselben. — Gefälligkeit und Vergnügungen 3

II. Lebensmittel. — Klima. — Witterung. — Krankheiten und Aerzte 42

III. Ankunft deutscher Auswanderer und einer Anzahl wilder Ureinwohner vom Stamme der Botocudos aus dem Innern Brasiliens 55

IV. Besuch des Ständehauses 60

V. San Christovão. — Die kaiserliche Familie. — Hofleben 62

VI. Die Negersklaven in Rio de Janeiro 80

VII. Wanderungen in der Umgegend von Rio de Janeiro. — Bai von Bota-Fogo. — Lagoa do Freitas. — Botanischer Garten. — Wasserfall der Tejuca. — Besuch einiger Kaffeepflanzungen. — Spaziergang nach dem Corcovado 103

VIII. Die Bai von Rio de Janeiro 117

Siebentes Buch.

Reise in die Provinz Minas-Geraes.

Seite

I. Verhaltungsregeln für den in Brasilien Reisenden. — Einschiffung nach Porto d'Estrella. — Handels-Caravanen. — Verfahren bei dem Packen und der Pflege der Lastthiere während der Reise. — Ankunft in Mandiocca. — Besuch einer Zuckerpflanzung. — Häusliche Einrichtung und Lebensweise eines brasilianischen Pflanzers. — Abreise von Mandiocca. — Die Serra da Estrella. — Brasilianische Landstrassen. — Das Landgut des Padre Correa. — Reiseroute nach Villa-Ricca. — Landgüter der Geistlichen. — Pampulha. — Engenho de Cebola. — Ankunft bei dem Rio Paraiba. — Zusammentreffen mit einem brasilianischen Eremiten. — Der Rio Paraibuna. — Wacht- und Zollhaus daselbst 131

II. Mathias Barboza. — Abgaben daselbst. — Bodenlose Wege. — Sturz mit dem Maulthiere. — Juiz de Fora. — Goldwäschereien am Paraibuna, und Verfahren der Arbeiter. — Zusammentreffen mit einem als vielfachen Mörder bekannten Manne. — Die Klapperschlange theilt unser Nachtlager. — Wasserfall bei Caroeira. — Termiten, und Beschreibung ihrer Nester. — Uebersteigung der hohen Serra de Mantigueira. — Merkwürdige Veränderung des Charakters der Gegend. — Batalha. — Anfang des Tafellandes oder der Campos. — Lager von Seifenstein. — Ueberraschende Aussicht auf dem Wege nach Rancho Novo. — Verwundung der Lastthiere durch Fledermäuse. — Dressur der Reitpferde in den Campos. — Registo-Velho. — Mißtrauen gegen Fremde, und Ursache desselben. — Beispiel der Tirannei des ehemaligen Colonial-Systems. — Barbacena. — Gastfreundliche Aufnahme daselbst. — Queluz. — Die Kirche von Matozinho. — Congonhos. — Capao. —

Seite

Topas-Minen. — Ankunft und Einzug in Villa Ricca. — Beschreibung der Stadt. — Abreise . 172

Achtes Buch.

I. Besuch einiger Goldbergwerke. — Ankunft in Mariana. — Beschreibung der Stadt. — Reise nach einem Presidio der wilden Ureinwohner. — Uebersteigung der Serra do Itacolomi. — Besuch von Mainarde, Teixeiro und St. Anna dos Ferros. — Der Wald der Puris. — St. Ritta. — Die Serra de St. Geraldo. — Ankunft in St. Joa˜o Baptista. — Gastfreundschaftliche Aufnahme des Orts-Geistlichen. — Geschichte unseres Führers nach den Ansiedlungen der Wilden. — Festlichkeiten derselben nach einer glücklichen Jagd. — Erzählungen des Führers von den verschiedenen Volksstämmen der Wilden in der Provinz Minas, ihren Sitten, Gebräuchen und den Bemühungen der Portugiesen sie zu civilisiren. — Religiöses Fest in St. Joa˜o-Baptista. — Abreise von da. — Trennung von meinem Reisegefährten. — Ankunft in Villa-Ricca . . . 205

II. Abreise von Villa-Ricca. — Sorgfalt meiner Bekannten. — Ein Gamelleiro. — Alto do Mor. — Ouro-Braneo. — Queluz. — Begegnung eines Transportes Goldstangen und Diamanten von Miliz-Soldaten geleitet. — Palmeiros. — Viehzucht daselbst. — Beschreibung einer Tigerjagd in den Certo˜es. — Lagoa-Dourado. — Abergläubische Mittel um verlorne Thiere wieder zu erhalten. — Der Rio dos Mortes. — Ankunft in St. Joa˜o del Rei. — Beschreibung der Stadt und des Goldbergwerkes in derselben. — Besuch des Vicars von Matazinha. — Versuch mit der Cultur der Weinrebe, des Oelbaums und einiger Getreidarten. — Abreise von St. Joa˜o. — Ankunft in Mandiocca und der Hauptstadt. 239

III. Gewaltsame Auflösung der General-Versammlung der Deputirten von Brasilien 259

Neuntes Buch.

Bemerkungen über die Provinz Minas-Geraes. . 263

Sechstes Buch.

I.

Verschiedene Raçen der Bewohner von Rio de Janeiro. — Charakter, Sprache, Sitten, Kleidung und Lebensweise derselben. — Geselligkeit und Vergnügungen.

Die Hauptstadt des brasilianischen Reiches zählt gegenwärtig über 180,000 Einwohner, und wird vielleicht, ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, die volkreichste Stadt des südamerikanischen Continents seyn. Die Bevölkerung besteht aus weißen, farbigen und schwarzen Menschen. Weiße heißen diejenigen, welche sich weder mit amerikanischem noch afrikanischem Blute vermischen, also von reiner europäischer Abkunft sind; sie machen den kleinsten Theil der Bevölkerung aus. Die gemischten Raçen, welche man, um sie von den Negern zu unterscheiden, farbige Leute (cabre gente) nennt, werden nach ihrer Abstammung folgender Maßen eingetheilt: 1) In Mamalucos, Abkömmlinge von europäischen Vätern und indianischen Müttern; unstreitig die schönste Menschenraçe in Brasilien. Man findet sie vorzugsweise in der Provinz St. Paulo, und alle Reisebeschreiber stimmen in dem

III. Gewaltsame Auflösung der General-Versammlung der Deputirten von Brasilien 259

Neuntes Buch.

Bemerkungen über die Provinz Minas-Geraes. . 263

Sechstes Buch.

I.

Verschiedene Raçen der Bewohner von Rio de Janeiro. — Charakter, Sprache, Sitten, Kleidung und Lebensweise derselben. — Geselligkeit und Vergnügungen.

Die Hauptstadt des brasilianischen Reiches zählt gegenwärtig über 180,000 Einwohner, und wird vielleicht, ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, die volkreichste Stadt des südamerikanischen Continents seyn. Die Bevölkerung besteht aus weißen, farbigen und schwarzen Menschen. Weiße heißen diejenigen, welche sich weder mit amerikanischem noch afrikanischem Blute vermischen, also von reiner europäischer Abkunft sind; sie machen den kleinsten Theil der Bevölkerung aus. Die gemischten Raçen, welche man, um sie von den Negern zu unterscheiden, farbige Leute (cabre gente) nennt, werden nach ihrer Abstammung folgender Maßen eingetheilt: 1) In Mamalucos, Abkömmlinge von europäischen Vätern und indianischen Müttern; unstreitig die schönste Menschenraçe in Brasilien. Man findet sie vorzugsweise in der Provinz St. Paulo, und alle Reisebeschreiber stimmen in dem

Lobe der Schönheit des weiblichen Geschlechtes daselbst überein *). In einigen Gegenden dieser Provinz gibt es weibliche Personen, die sich durch einen Haarwuchs auszeichnen, der einige Aehnlichkeit mit dem Toupée hat, welches Frauenzimmer höheren Ranges, in der Hälfte des vergangenen Jahrhunderts, in Europa als Kopfputz trugen; dieses scheint mir aber nur ein Spiel der Natur zu seyn, und dürfte schwerlich als Erkennungszeichen einer besondern Race gelten. 2) Mulatos, oder was für höflicher gehalten wird, Pardos; die Abkömmlinge von Weißen und Negerinnen. 3) Cabras, von Mulatten und Negerinnen. 4) Caribocos, von Negern und Indianerinnen. Die Neger, deren es über 90,000 in der Hauptstadt gibt, werden in Eingeborne (creolas), und in Afrikanische (negros da costa, oder novos) eingetheilt. Die Benennung Creolen, welche gewöhnlich den in Amerika gebornen gegeben wird, erhalten hier nur die Neger. Eingeborne oder Ureinwohner kommen höchst selten nach der Hauptstadt; im civilisirten Zustande werden sie Caboclos, im Wilden Indios, Gentios oder Tapujas genannt. Sie sind, wenn auch wie die Brasilianer gekleidet, leicht zu erkennen, und wer jemals Gelegenheit hatte, asiatische Völker Mongolischen Ursprungs zu sehen, der wird einen Indianer unter Tausenden heraus finden.

Die Sitten und Gebräuche, ich möchte beinahe sagen der Charakter der Einwohner, hat eine große Veränderung erlitten, seit der Hof sich unter ihnen aufhält; durch die vielen Fremden, welche sich in der Hauptstadt niederließen,

*) Ein uraltes Sprichwort in Brasilien sagt, daß von den dameligen Einwohnern in dieser Hinsicht besonders zu loben seyen: in Bahia Elles não Ellas (die Männer nicht die Mädchen); in Pernambuco Ellas não Elles und in St. Paulo Ellas é Elles.

wurden gleichfalls manche Neuerungen auf brasilianischen Boden verpflanzt, und jezt unterscheidet sich Rio de Janeiro eigentlich von einer europäischen Stadt, nur durch das Eigenthümliche seiner Lage und durch die verschiedenen Nagen seiner Bewohner. Abkömmlinge der Portugiesen, haben die Brasilianer deren Sitten und Gebräuche angenommen; sie sind sehr höflich, aber steif und umständlich in ihrem Benehmen, mißtrauisch und voll Vorurtheil gegen Fremde, von ihrem eigenen Werthe höchst eingenommen, stolz und geringschätzig gegen Untergebene, unterwürfig oft kriechend gegen Höhere. Verwahrloste Erziehung, Klima und Lebensweise sind wohl die Hauptursachen ihrer Geistesträgheit und Sinnlichkeit; da, wo einiges für die Bildung ihres Geistes und Herzens geschieht, zeigt es sich, daß treffliche Eigenschaften und Anlagen in ihrer Seele schlummern. Besonders an Mulatten bemerkt man eine schnelle Fassungsgabe und ausgezeichnete mechanische Talente, aber auch eine höchst leidenschaftliche Gemüthsart.

Ich habe viele Brasilianer kennen lernen, welche in England oder Frankreich erzogen wurden, und als gebildete Männer in ihre Heimath zurückkehrten; sie werden dort manchen guten Saamen ausstreuen; verschwindet endlich Aberglaube und Bigotterie aus ihrer Religion, errichtet man gute Volksschulen, so werden die Bewohner der Hauptstadt auch in geistiger Bildung bald mit anderen Nationen wetteifern. Die Gabe, sich in einer gebildeten Sprache gut auszudrücken, die Leichtigkeit seinen Begriffen Worte zu geben, sind dem Brasilianer ungemein günstig, und machen ihn für Bildung leichter empfänglich, als den gemeinen Mann in Europa, der, wenn er auch von vielen Gegenständen bessere Begriffe hat, sich gewöhnlich schlecht und unverständlich ausdrückt.

Der Brasilianer ist mäßig, gastfreundschaftlich und wohl-

thätig; er sinkt in seinem Betragen, selbst wenn er gereizt wird, nie zur Rohheit herab, und weiß sich selbst im höchsten Zorne zu beherrschen, aber die Wuth kocht in seinem Innern fort, die Lust, sich für Beleidigungen zu rächen, wächst mit der Zeit, er vergißt nie, und seine lauernde Rache trifft seinen Gegner oft nach Jahren, und wo er es am wenigsten vermuthet; schneller wenn er von Eifersucht gequält wird.

Der Bewohner von Rio de Janeiro ist sittlich verderbter wie der des Landes, besonders kennt seine Sinnlichkeit keine Gränzen; so schmutzig geizig er oft in seiner Lebensweise ist, so kann er Verschwender werden, um diese zu befriedigen. Rio de Janeiro ist darum auch der Sitz der verabscheuungswürdigsten Laster. Das Klima, der Genuß stark gewürzter Speisen, die Bereitwilligkeit unzähliger, oft sehr schöner Negerinnen, welche ihre Reize feil biethen, die Macht des Herrn über seine Sklaven beiderlei Geschlechter, besonders die Geschäftslosigkeit und der Müßiggang der Freien tragen wohl viel dazu bei, daß sich alle Stände ungescheut ihren ausschweifenden Neigungen hingeben, überzeugt, in der allgemeinen Schuld, eine nachsichtsvolle Richterin ihres Lebenswandels zu finden.

Die Jugend, ohne Vergleich früher reifend, als unter Europa's gemäßigterem Himmelsstriche, verführt durch schlechtes Beispiel, umgeben von den Fallstricken gewissenloser Menschen, vergeudet mit kindischem Leichtsinne die Kräfte, welche ihr zur Ausbildung des Körpers so nöthig wären, wird früh entnervt, und altert in den Jahren, in welchen der Mensch sich erst im Besitze seiner vollen Kräfte befinden sollte. Die marklose Jugend der Hauptstadt, welcher man auf den ersten Anblick die Unfähigkeit zu irgend einer Handlung, welche Anstrengungen des Geistes und des Körpers erfordert, ansieht,

gibt einen nur zu traurigen Beweis, wohin Sittenlosigkeit ganze Geschlechter führen kann.

Die Landessprache in Brasilien ist die Portugiesische; sie ist sehr weich und eignet sich besonders zum Poesie, und dem Gesange; wohllautend habe ich sie aber nur dann gefunden, wenn sie etwas langsam und stille gesprochen wurde. In Brasilien wird sie nicht ganz rein gesprochen, da die Einwohner durch den Umgang mit den Afrikanern und Ureinwohnern eine Menge fremde Wörter in die Sprache aufgenommen haben, darum wurde aber nichts Wesentliches an derselben geändert; sie blieb eine malerische, äußerst höfliche Sprache, und übt bestimmt einen entscheidenden Einfluß auf das Benehmen des Volkes aus. Der gemeinste Handwerker in der Hauptstadt drückt sich gut aus, und zeigt in seiner Art zu grüßen, in Haltung und Gang so vielen Anstand, daß der Fremdling, begegnet er ihm außerhalb seiner Werkstatt, sehr geneigt seyn wird, ihn für einen Mann von Rang und Bildung zu halten. Während besonders der Deutsche sich in seiner Anrede einer Menge persönlicher Fürwörter bedient, hat der Brasilianer nur einen Ausdruck dafür, und ohne Unterschied wird jeder freie Mann mit vossa merce (Euer Gnaden) und senhor (Herr) angeredet; selbst in der Anrede an den Negersklaven findet nur die Abkürzung vossa-ce statt vossa merce statt. Die portugiesische Sprache verliert in dem Munde der Einwoher viel von ihrem Wohllaute, da die Männer die Nasen beständig mit Schnupftaback gefüllt haben, und die Weiber, wenn sie in Eifer gerathen, mehr schreien als sprechen. Portugiesen, besonders Leute von gemeinem Stande, lassen den Buchstaben r, so oft er in einem Worte vorkömmt, auffallend stark hören; ich vergaß nachzufragen, ob sie dadurch vielleicht ihre sogenannte reine Abkunft beweisen wollen, da die Brasilianer meistens gemischten Ursprungs

stadt und in der Sprache vieler Stämme der Ureinwohner und Neger das r gänzlich fehlt.

Männer von einigem Range, öffentliche Beamte und Geistliche sieht man stets mit gravitätischem Schritte in den Strassen einhergehen; häufig trotz der Sonnenhitze mit entblößtem Haupte, zuweilen durch einen seidenen Sonnenschirm geschützt. Begrüßungen werden ganz nach Umständen, mit kaum bemerkbarem Kopfnicken, gnädigem Lächeln oder einer tiefen Verbeugung erwidert; begegnen sich Bekannte, welche sich einige Zeit nicht gesehen, erfolgen sogleich Umarmungen mit süßfreundlichen Betheurungen einer gränzenlosen Freude; es ist Sitte sich mit den Armen zu umfassen, aber weder Gesicht noch Lippen zu berühren; oft bewunderte ich, wie diese Leute, nachdem die über alle Theile ihres Gesichtes verbreitete außerordentliche Freundlichkeit die Falten auf der Stirne des gleichgültig Vorübergehenden glättete, einen Augenblick, nachdem sie sich trennten, wieder das gleichgültigste, kälteste Aussehen von der Welt hatten. Aber der Portugiese und Brasilianer haben stets eine Menge Gesichter im Rückhalte; für den Vornehmen und Höheren das unterthänig Aufmerksame, von einer Haltung des Leibes begleitet, dem nur noch ein Schweif fehlt, um demüthigst zu wedeln; das Süßfreundliche gegen ihres Gleichen, das Lauernde, kalthöfliche gegen den Fremden, und das Geringschätzende gegen den Untergebenen. Sie sind sämmtlich geborene Schauspieler auf der großen Weltbühne.

Gegen allen Anstand wäre es, sich auf der Strasse zuzurufen; wenn man von der Person, welche man sprechen will, entfernt, und dieser im Rücken ist, so wird nur ein zischend pfeiffender Ton, der wie Zschin lautet, ausgestoßen; — Frauenzimmer, welche von einem Balkone herab, oder auf diesen grüßen, heben die flache Hand, gegen das Gesicht gekehrt,

empor, biegen die Finger etwas einwärts und bewegen sie wiederholt auf und zu; ich habe die unnachahmliche Grazie, die Viele in diesen Gruß legen, oft bewundert. Will man eine Person herbei oder hinaufrufen, so wird die flache Hand auswärts gekehrt, gekrümmt und die Finger auf und nieder bewegt.

Dem Fremdlinge, der das erste Mal in den volkreichen Strassen der Hauptstadt wandelt, muß sich der Glaube aufdringen, daß es an keinem Orte der Welt so viele Vornehme und hochverdiente Leute geben kann, als hier, denn die Menge der mit Bändern, Sternen und Orden Gezierten ist außerordentlich.

Es wurde schon erwähnt, daß man mehrere Orden kaufen kann, eine Gunst, welcher jeder Brasilianer theilhaftig zu werden sucht; um die er mit seiner Familie Jahre lang darbet, jedes Opfer bringt, zu Allem bereit ist. Man sollte glauben, eine so allgemein verbreitete, leicht zu erwerbende Waare müßte an ihrem eigentlichen Werthe verlieren; dieß ist aber keineswegs der Fall; denn sie bringt dem Erwerber, wenigstens nach brasilianischen Ansichten, so große Vortheile, daß sie eher im Werthe steigt, als fällt. Ein farbiges Band im Knopfloche erhebt in Brasilien zu Rang und Ansehen; der Decorirte wird in der Anrede Vossa Senhoria (Euer Herrlichkeit) genannt, er kann an jedem Cour-Tage sich einfinden, und erfreut sich des Glückes, jedesmal an den Stufen des Thrones niederknien, und die kaiserliche Hand seines Beherrschers küssen zu dürfen.

Zum Lobe des weiblichen Geschlechtes kann ich nur wenig sagen, erkenne aber auch, daß es seine Schuld nicht ist, dem Bilde nicht zu entsprechen, welches in der Seele des Europäers von dem Weibe lebt. Hier wie in Portugal, wird

es zu einer leidenden und unthätigen Lebensweise angehalten. Die Wahl der Eltern gibt dem Mädchen einen Gatten; ist dieser bemittelt, glaubt er alles gethan zu haben, wenn er seinem Weibe einige schwarze Dienerinnen beigesellt, welche ihre leisesten Wünsche befriedigend, sie jeder Arbeit überheben. So lange sie jung ist, eine in Brasilien schnell vorübergehende Epoche, sieht sie ihr Gatte als seine Puppe an, und fordert nur, daß sie, um seiner Eifersucht keine Ursache zur Klage zu geben, ihre Wohnung so selten als möglich verlasse; er ist weit entfernt zu verlangen, daß sich seine Gattin um die Führung des Hauswesens bekümmere, er macht dieses vielmehr zu seinem Geschäfte; wird sie Mutter, hält er ihr eine schwarze Amme, damit das, dem fühlenden Weibe so süße Geschäft, ihr Kind selbst zu stillen, ihrer Jugendfrische keinen Eintrag thue; versiegt die Quelle des Lebens in der Amme Brust, wird das Kind den Dienerinnen des Hauses übergeben. Die Gattin, zu einem blos vegetierenden Daseyn erzogen, allen Unterricht, selbst den des Lesens und Schreibens, entbehrend, höchstens im Klimpern der Viola oder einiger Tänze auf dem Klaviere unterrichtet, lebt indeß sorgenlos dahin; ihr höchstes Glück besteht, so oft als möglich in die Kirche zu gehen, zuweilen das Theater zu besuchen, sich überhaupt in schönen reichen Kleidern zu zeigen.

Kann man das weibliche Geschlecht zu Hause sehen, überzeugt man sich erst, welche Aehnlichkeit ihre Lebensweise mit jener der Frauen des Orients hat. Kaum nothdürftig gekleidet, die eine Schulter unbedeckt, sizt die Schöne mit untergeschlagenen Beinen auf einer, auf den Fußboden ausgebreiteten Strohmatte, oder einem Sopha, von welchem sie dann ein Bein herunter hängen läßt; ihre schwarzen Dienerinnen umgeben sie in ähnlich malerischen Stellungen, sie selbst spielt mit Grazie mit ihrem Fächer, ihre Augen bewegen sich mit seltener Lebhaftigkeit, ihren Lippen entströmen,

besonders wenn der Besuch sie interessirt, die naivsten Fragen, und die Schöne könnte in diesem Augenblicke die Sinne des ärgsten Stoikers umstricken. Die Entzauberung geht jedoch augenblicklich vor sich, wenn man Gelegenheit hat, sie in aufgeregter Stimmung zu sehen. Die brasilianischen Frauenzimmer leben im allgemeinen in vertrautem Umgange mit ihren Sklavinnen, die häufig als ihre Gespielinnen mit ihnen aufwuchsen; da Letztere ungehindert ausgehen können, so hinterbringen sie ihren Gebieterinnen alle Stadtneuigkeiten; manchmal sind sie die Zwischenträgerinnen eines zärtlichen Paares, oft wird ihnen der kitzliche Auftrag, die Männer oder Liebhaber, an deren Treue die Schönen zweifeln, zu beobachten und ihnen auf ihren Ausgängen zu folgen, denn Eifersucht und Mißtrauen haben hier ihren Thron errichtet. Versöhnen sich später die Partheien, wird nicht selten die arme Negerin das Opfer gezwungen erfüllter Pflicht. Ist eine derselben aber so unglücklich die Eifersucht der Dame zu erregen, dann verwandelt sich das gewöhnlich so gleichgültig aussehende Weib in eine Furie; der Gegenstand ihres Zornes wird so lange auf das grausamste mißhandelt, bis ihre Kräfte erschöpft sind, und nicht selten nach einiger Erholung wieder fortgefahren, bis die Unglückliche unter der Last der Streiche zu unterliegen droht. Aber auch mit großer Ruhe können die Schönen in Rio sich dem grausamen Vergnügen überlassen, ihre Sklavinnen jeden Tag Stundenlang zu peitschen, gleichsam als wollten sie ihrem Körper eine heilsame Bewegung verschaffen. Ueberhaupt wird Jedermann die Bemerkung machen, daß das weibliche Geschlecht, da wo es demselben an Erziehung mangelt, und Herkommen und Gesetze seine Neigungen nicht beschränken, einen großen Raum zur Grausamkeit verräth. Wer in Brasilien, überhaupt in Ländern lebte, woselbst es noch Sklaven gibt, und ihren Eignern große Rechte über sie eingeräumt sind, konnte sich von der Wahrheit obiger Behauptung überzeugen.

Ich kannte Europäerinnen, welche in der ersten Zeit ihrer Ankunft immer ohnmächtig werden wollten, wenn sie den Schall der Peitschenhiebe und das Wehgeschrei der Bestraften hörten, und später übertrafen diese gefühlvollen Seelen die eingebornen Frauenzimmer an Härte und willkührlichen Mißhandlungen, und behaupteten, der Neger müße geprügelt werden, sonst könne man nichts mit ihm richten.

Einer meiner europäischen Bekannten hatte in einer der besuchtesten Straßen eine freundliche Wohnung bezogen, aber jeden Abend wurde er auf das Unangenehmste, zuerst durch die widerlich kreischende Stimme einiger Weiber, dann durch schallende Schläge, auf welche Geschrei und Wehklagen erfolgte, gestört; diese Execution dauerte gewöhnlich gegen drey Stunden.

Um dieser brasilianischen Serenade zu entgehen, beschloß mein Freund, jeden Abend vom Hause wegzubleiben, und erst dann in seine Wohnung zurückzukehren, wenn sich seine Nachbarinnen müde gepeitscht hatten; eine plötzliche Unpäßlichkeit zwang ihn jedoch, mehrere Tage auf seinem Zimmer zu bleiben. In diesem leidenden Zustande wurde ihm die Abendunterhaltung der Damen unerträglich; er sendete daher in ihre Wohnung, und ließ sie höflichst ersuchen, nur einige Tage mit den üblichen Executionen auszusetzen, dann würde er unfehlbar seine Wohnung verändern. Mein Freund erhielt eine stolze und unhöfliche Antwort; von diesem Augenblicke sann er auf Rache. Nach einiger Bemühung gelang es ihm, in seiner Wohnung ein Fensterchen zu entdecken, welches auf den Hof des Nachbarhauses hinausging, und von wo er den Executions-Platz, eine offene Varanda, übersehen konnte; er ermangelte nicht, sich den kommenden Abend mit mir auf seinem Posten einzufinden, versehen mit einem kurzen Blasrohre und einem Vorrathe

getrockneter Kügelchen von Lehm. Nach der sechsten Stunde des Abends brachte eine Negerin Licht, welches durch eine Glaskugel gegen den Abendwind geschützt war; eine Andere setzte einen Tisch vor einen Sopha, eine Dritte deckte und besetzte ihn mit Thee und Früchten. Gleich darauf erschien eine dicke, schön gekleidete Frau, von einem alten Herrn und zwey halbgewachsenen Kindern gefolgt; sie setzten sich und nahmen das Abendmahl mit Ruhe und Anstand ein.

Schon wollte ich meinen Freund aufmerksam machen, daß er sich wahrscheinlich an den Personen geirrt habe, als die Dame mit lauter Stimme den Befehl gab, die Neger des Hauses zu rufen. Zitternd und mit niedergesenktem Haupte erschienen alsbald, außer den drei oben genannten, noch fünf andere; der alte Herr entfernte sich, der Tisch wurde vor der Dame weggenommen, und dieser ein Palmatorio*) gereicht; nun wußten wir, woran wir waren.

Die Dame rief eine Negerin vor, die ihr eine Hand voll Kupfermünzen überreichte, wahrscheinlich der Verdienst des Tages, welche Erstere sogleich überzählte; es schien an der bedungenen Summe zu fehlen, sogleich mußte die Negerin niederknien, die Hände abwechselnd hinhalten, und erhielt, trotz ihres Flehens, gegen fünfzig Palmadas. Mein Freund wollte schon losbrechen, ich hielt ihn aber zurück, bemerkend, daß die Negerin wahrscheinlich strafbar gewesen sey; dann kam ein Neger, der wohl schon so viele Palma-

*) Dieses Palmatorio ist von dem härtesten Holze verfertiget, der Ruthe des Zielers beim Scheibenschießen ähnlich, nur daß hier die kleine Scheibe öfters durchlöchert ist, damit die Luft durchziehen kann, und der Schlag, welcher auf die Fingerspitzen der flachen Hand gegeben, verstärkt wird.

das erhalten hatte, daß er keinen Schmerz mehr empfand, die Senhora Donna ermüdete an ihm, ließ sich Limonade reichen, und zankte dann mit widerlich gellender Stimme mit einer allerliebsten Negerin von kaum fünfzehn Jahren; die Kleine antwortete mit der größten Demuth, aber die Furie, die nun einmal zuschlagen wollte, befahl ihr, die Hände hinzuhalten; vergebens warf sich ihr die Arme zu Füßen, und beschwor sie weinend, ihr zu verzeihen, vergebens hob sie ihre Händchen in die Höhe, die wahrscheinlich von der Mißhandlung des vergangenen Abends noch geschwollen waren, und flehte um Erbarmen; — endlich floh sie in eine Ecke des Zimmers, woselbst die beyden Kinder ganz ruhig spielten, und bath diese, für sie bei der Mutter zu bitten; aber das wüthende Weib konnte nichts mehr rühren, sie ereilte die Unglückliche, riß sie bei den Haaren zu Boden, ihr das Hemd in Stücke und fing an, ihren zarten Leib mit Peitschenhieben zu bedecken; da verließ uns die Geduld, wir griffen beide nach dem Blasrohre; ein kräftiger Stoß meines Freundes sandte eine Kugel nach dem gläsernen Lichtschirme, der in Stücke zerbrach, eine zweite Kugel traf das Licht, welches augenblicklich verlöschte; darauf folgte ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung und Flucht nach einem andern Zimmer.

Die Dame hatte nicht übel Lust, den kommenden Abend in ihrer gefühlvollen Unterhaltung fortzufahren, aber der erste Schlag, den sie gab, kostete ihr eine neue Glaskugel, und die Execution in der Varanda unterblieb von nun an; wahrscheinlich wurde sie jedoch in einem andern Theile des Hauses fortgesetzt; mein Freund hatte übrigens Ruhe, das heißt, er glaubte sie zu haben; denn bald darauf erhielt er die nachdrücklichste Warnung, auf seiner Hut zu seyn. — Er entging der Rache der Dame durch seine Abreise nach Bahia, welche gerade nothwendig geworden war.

Eine Andere wurde auf eine einfachere Weise von ihrer Grausamkeit nachzulassen gezwungen; da das Jammergeschrei der von ihr Mißhandelten jeden Abend die Strasse, welche sie bewohnte, erfüllte, so las man eines Tages in dem Diario (Tagsblatt) von Rio de Janeiro, „Wer sich „von der Handhabung einer vortrefflichen Hauspolizei über„zeugen will, beliebe nur sich jeden Abend in der Strasse N. „vor dem Hause Nrs. N. einzufinden.“ Wirklich versammelten sich dort zur bestimmten Zeit mehrere junge Leute und zulezt eine ungeheuere Menge Volkes; die Execution unterblieb diesesmal und auch in Zukunft.

Nach der Landessitte kann kein ehrbares Frauenzimmer allein ausgehen; ist es vornehm oder reich, so erscheint es stets mit großem weiblichem Gefolge, welches seiner Gebieterin nach dem Range hinter einander gehend folget, der ihm im Hause angewiesen ist; denn niemals würde eine weiße Sklavin einer Mulattin, diese einer Cabra, jene einer Creolin und diese einer Afrikanerin den Vortritt gestatten. Geht eine Familie ohne Gefolge aus, so bleiben die Eltern oder die Mutter allein hinter den jüngern Frauenzimmern. Ein solcher, sich äußerst langsam fortbewegender Zug, die ernste und feierliche Haltung aller Personen, befremdet besonders den Deutschen im Anfange, bald gewöhnt er sich aber an diesen Anblick, und findet den gemessenen graziösen Gang der brasilianischen Frauenzimmer anständiger und schöner, als den Grenadierschritt der Engländerin, oder den mit gesenktem Kopfe und nicht immer schön gesetzten Füßen, laufenden Gang vieler Deutschen.

Man beschuldiget die brasilianischen Schönen, großen Hang zu verliebten Abentheuern zu haben; es scheint auch wirklich schwierig, sie ganz von diesem Vorwurfe freizusprechen. Man muß aber berücksichtigen, daß heißes Blut, die

allgemein herrschenden freien Begriffe, welche jugendliche Vergehungen bereitwillig entschuldigen, der Mangel an Polizei- und Sittengesetzen, vielleicht auch der dem Weibe eigene Hang zur Widersetzlichkeit, wenn seine Freiheit zu sehr beschränkt wird, Viele zu heimlichen Ränken verleiten, welche in anderen Verhältnissen unterbleiben würden. Brasilianerinnen, welche Ausländer heiratheten, zeichnen sich durch ein höchst achtungswürdiges Betragen aus. Es hat einmal ein vielleicht etwas eitler Reisender von dem zuvorkommenden Betragen der Schönen von Rio de Janeiro geschrieben, welche an Vorübergehende mit viel sagenden Blicken Blumensträuße vertheilen, oder von den Balcons auf sie herabwerfen sollen, und Andere haben dieses treulich nachgeschrieben; dem ist nicht ganz so. Wohl gibt es in der Hauptstadt eine Strasse (die Rua de Sabaõ) woselbst man Blumensträuße erhalten kann, aber diese wollte ich doch nicht empfehlen, als Trophäen der Liebe aufzubewahren.

Den Männern gereicht es gewiß zum verdienten Lobe, daß sie ihre Frauen äußerst schonend behandeln; ein sich bis zu Mißhandlungen vergessendes rohes Betragen ist unerhört; sollte sich der Mann dennoch im Zorne zu Gewaltthätigkeiten verleiten lassen, so kann das Weib auf augenblicklicher Trennung bestehen; Ersteren wird überdieß allgemeine Verachtung treffen. Hat der Mann gerechte Ursache zur Klage, so kann er seine Frau in ein Kloster, oder in ein Recalhomento einsperren lassen.

Mein Urtheil über die körperlichen Vorzüge der Bewohner von Rio de Janeiro beiderlei Geschlechtes wird man abweichend von dem anderer Reisender finden, aber wenige Begriffe sind so mannichfaltig, als die von Annehmlichkeit und Schönheit.

Der gütige Leser wird sich erinnern, daß die Hauptstadt Brasiliens von verschiedenen Racen von Menschen bewohnt wird, welche durch die mannichfaltigen Mischungen des europäischen, amerikanischen und afrikanischen Blutes entstanden. Jene von rein europäischer oder portugiesischer Abkunft (von fremden Europäern kann hier die Rede nicht seyn) müssen als die edlen Reiser angesehen werden, welche auf schwarze und rothbraune Wildlings, aber gesunde und kräftige Stämme gepfropft wurden, und die so vortrefflich anschlugen, daß diese an Schönheit der Gesichts- und Körperbildung ihre Veredler bereits weit übertreffen. Besonders auffallend ist die Veränderung, welche durch Vermischung des europäischen mit dem afrikanischen Blute vor sich geht; nur wenige Generationen sind hinreichend, einer Menschenrace das Daseyn zu geben, mit welcher in Hinsicht der Körperbildung sich nur wenige europäische Stämme vergleichen dürfen. Die europäisch-portugiesische Race hat sich in Rio unter sich nichts weniger, als veredelt; die Männer sind klein, und ihre Gesichtszüge ohne Bedeutung; das Frauenzimmer gefiel mir eben so wenig; eine kleine Gestalt, ein rundes Gesicht mit aufgeworfener Nase, schmalen Lippen, hervorstehenden Backenknochen und gelber Farbe, bezeichnet sie augenblicklich als Portugiesinnen, von der Sonne Brasiliens gefärbt; sie altern ungemein frühe, da sie wenig Anlage zur Körperfülle besitzen. Herrliche Gestalten gibt es unter den Mulatten, die Männer von atheletischem, ungemein geregeltem Körperbaue, die Weiber von dem herrlichsten, üppigsten Wuchse; aber sie haben noch zu viel von dem afrikanischen Blute, Haare, Nase, Lippen und die dunkelbraune Farbe an sich. Aber blendend weiße Frauenzimmer, herrlich gebildet und gewachsen findet man unter Denjenigen, deren ursprüngliche Eltern Europäer von väterlicher, und Ureinwohner Brasiliens von mütterlicher Seite waren; von diesen gibt es jedoch nur Wenige in der Hauptstadt. Im Allgemeinen haben die Bra-

filianerinnen schwarze, sprechende Augen, glänzend schwarzes, obwohl etwas sprödes Haar, ein ziemlich dunkles, selten gefärbtes Teint, proportionirten Wuchs, äußerst zierliche Hände und Füße, und eine stolze und graziöse Haltung.

Bei Vielen findet man auf der Oberlippe einen Anflug von Bart, welchen von den Männern für sehr schön gehalten wird; die Sitte, auf keiner andern Stelle des Körpers Haare zu dulden, scheinen sie von den Amerikanern angenommen zu haben.

Die Macht der Gewohnheit befreundet das Auge des Fremdlings, nach kurzem Aufenthalte in der Hauptstadt, mit allen Farben und Gesichtsbildungen, die ihm nur immer vorkommen mögen; womit ich mich aber nie befreundete, so oft ich diese besuchte, war der Anblick der Kinder. Ich möchte wohl sagen, daß sie mit alten Gesichtern auf die Welt kommen. Die immer gleiche Gesichtsfarbe, ohne der leisesten Spur jenes herrlichen Rothes; welches die Jugend bei uns so unbeschreiblich verschönert, gibt ihnen ein krankes, lebloses Aussehen, und man glaubt schon voraus, sieht man den einjährigen Knaben oder das einjährige Mädchen, das Gesicht des Jünglings und der Jungfrau bestimmen zu können.

Wenn wir uns in Europa an den Spielen der Jugend ergötzen und theilnehmend den Ausbrüchen sorgloser Freude zusehen, in welchen sich frühzeitig der Gemüthszustand und die Neigungen des Kindes aussprechen, und die schlummernden Kräfte in seiner Seele allmählig zur That erwachen, — sieht man hier Kinder von sechs Jahren, das Betragen Erwachsener in Gang und Gebärden nachahmen, und hört sie mit den Sklaven des Hauses im demselben herrschenden Tone, wie ihre Eltern sprechen; nichts von dem Frohsinne der Jugend, keine Thräne, wenn auch muthwillige oder unbesonnene

Handlung. Ich ärgerte mich oft, wenn ich Kinder allein, oder mehrere mit einander aus der Schule kommen sah, über die lächerliche Gravität, mit welcher sie vor dem nachfolgenden Sklaven einherschritten und mit steifer Höflichkeit vorübergehende Bekannte grüßten; wie viel lieber wäre es mir gewesen, hätten sie sich unter einander tüchtig abgebalgt und irgend einen losen Streich ausgeführt. Wäre dieses stille und gesetzte Betragen eine Folge guter Erziehung, so würde ich es gerne preisen, glaubten sich aber die Kinder unbeobachtet, oder belauschte man ihre gegenseitige Unterhaltung, so konnte man sich überzeugen, daß der Keim des Lasters schon früh in ihrer Seele reifte. Wenn man übrigens weiß, wie die Kinder hier erzogen werden, von ihren Eltern, besonders den Müttern, die, häufig selbst noch Kinder an Geist und Gestalt, heirathen, vernachlässigt und den rohen, und besonders in Rio, lasterhaften Sklaven übergeben, so findet man es natürlich, daß sie sich von diesen nur durch die hohe Meinung, die sie von sich selbst haben, in Bildung und Grundsätzen unterscheiden.

Zeuge der Trägheit ihrer Eltern, der oft grausamen Mißhandlungen der Neger, werden sie träge und hartherzig, und ohne jemals das Beispiel tugendhafter und großherziger Handlungen vor Augen zu haben, wird auch kein besseres Gefühl in ihrer Seele geweckt. So reifen dort der Knabe und das Mädchen zum Jünglinge und zur Jungfrau heran, träge an Körper, unwissend an Geist, aber auch vollkommen zufrieden, wenn sie nur ihr Leben fristen können, ohne sich geistig oder körperlich bemühen zu müssen.

Auf eine höchst auffallende Weise unterscheiden sich Kinder, welche von Brasilianern mit europäischen Nordländerinnen gezeugt wurden, durch Schönheit der Gesichtsbildung,

eine blendend weiße und sehr gesunde Gesichtsfarbe und große Lebhaftigkeit.

Die Brasilianer schienen mir den Unterschied zwischen ihren Kindern und Anderen wohl zu fühlen; denn oft sah ich, wenn deutsche Auswanderer mit ihren Kleinen durch die Strassen von Rio zogen, Männer und Frauen aus den Häusern eilen, die lieblichen Kinder mit Küssen bedecken, mit Geschenken überhäufen, und hörte sie ihren armen Eltern große Anerbietungen machen, wenn sie ihnen von ihren zahlreichen Kindern nur eines überlassen wollten.

Eine eigentliche Nationaltracht findet man in Rio de Janeiro fast nicht mehr, nur Weiber aus der niederen Volksklasse bedienen sich eines großen schwarzen Tuches, welches über den Kopf geworfen den ganzen Leib bedeckt, und von dem Gesichte nichts zeigt, als die Augen; es ist die Mantilla der Spanier, nur in einem vergrößerten Maßstabe. Ich habe übrigens schlanke Mulattinnen und Negerinnen gesehen, welche, trotz ihrer scheinbaren Verhüllung, das Tuch mit unnachahmlicher Grazie so zu tragen verstanden, daß keiner ihrer Reize verborgen blieb.

Die Männer kleideten sich, so lange der Vicekönig in Rio residirte, in leichte ostindische Zeuge, in Jacken, weite Ueberhosen, Strümpfe und Schuhe, und ein schön geflochtener großer Strohhut aus Chile schützte den Kopf und entblößten Hals vor der Gluth der Sonne; vernünftige Leute hielten diese Tracht für eben so anständig, als gesund, und für das Klima von Rio de Janeiro ganz geeignet. Als aber der Hof von Portugal dort ankam, wußte man den schwachen König zu bereden, daß seine Würde darunter leide, wenn die Bewohner der Hauptstadt sich in Zeuge von Goa und Macao (ostindische Besitzungen der Portugiesen) kleideten,

daß aber Kleider von englischem Tuche und Baumwollen
zu dem Glanze des Hofes außerordentlich beitragen wür
Jezt trägt jeder freie Mann, der Tuch und Schneider
zahlen kann, bei 30° Hitze, schwarze Tuchkleider nach er
scher und franzbsischer Mode, steckt seinen Hals in eine l
steife Halsbinde, und bedeckt den Kopf mit einem englis
Filzhütchen, welches zu nichts nützet, als es zum Gr
abzuziehen; dafür nennen aber die allmächtigen Englän
Jeden, der sich also kleidet, einen Gentlemann; der Br
lianer glaubt, dieses heiße buchstäblich Edelmann, und
dafür zu gelten, würde er sich an die Kleidung des Kar
schadalen gewöhnen.

Frauen und Mädchen kleiden sich vorzugsweise nach fr
zösischem Geschmacke. Zum Besuche der Kirchen wählen
immer die schwarze Farbe, das Haupt mit einem schö
schwarzen Spitzenschleier bedeckt, mit dem sie so gerne
so anmuthig spielen, als mit ihren Fächern. Im Thea
und bei feierlichen Gelegenheiten tragen sie farbige Florklei
über seidene Unterröcke und gestickte Leibchen; die Fußbek
dung ist immer und selbst bei der Aermsten von Seide;
Haare schmücken Juwelen, Blumen oder Federn. Die H
tracht der Damen ist sehr schön, leicht und durchsichtig;
dem Haupte schwebt eine reich gestickte Toque mit prächti
Straußfedern, ein prächtiger Sammetmantel mit reicher S
ckerei wallt über die Schulter und Hals; Brust und Fin
glänzen von Edelsteinen, welche aber nicht alle in den T
mantgruben Brasiliens gefunden wurden. Auf Spazierg
gen und zu Hause tragen Frauen und Mädchen bunte Mu
seline = Kleider, niemals weiß; diese Farbe ist den Neger
nen zugewiesen. In diesem Kleide besteht aber auch, be
ders in der heißen Jahreszeit, ihr ganzer Anzug; von L
chen, Unterröcken, Schnürbrüsten weiß man hier noch nic
und wird hoffentlich von Letzteren so bald noch nichts wi

wollen. Das europäische Auge, an die schlanken Taillen der Damen dieses Welttheiles gewöhnt, vermißt diese zwar Anfangs an den Brasilianerinnen; bald aber überlegt man, daß mit der Hülfe des Schneiders diese Schönen, deren Körperbau, so lange er nicht in zu große Körperfülle übergeht, nichts zu wünschen übrig läßt, gar leicht nach europäischem Geschmacke umzuwandeln wären, und daß es der Kunst hier wie in Europa gelingen würde, dem Körper jede beliebige Form zu geben. Die Brasilianerinnen sehen das Kleid als nichts anderes, als eine anständige Bedeckung und Schutz gegen die Sonnenhitze an, und hoffentlich werden sich die Klügeren in einem so heißen Klima niemals einer Kleidertracht unterwerfen, wobei ihre Bequemlichkeit, wie ihre Gesundheit gleich gefährdet sind. Verkrüppelte Menschen habe ich in Brasilien nie gesehen, und unglückliche Wochenbetten gehören, trotz der großen Fruchtbarkeit der Frauen, zu den außerordentlichsten Ereignissen.

Ihre Kinder, Knaben und Mädchen, laufen bis zum fünften Jahre nackt im Hause umher, und die nächsten drei oder vier Jahre tragen sie, gleich den übrigen Bewohnerinnen des Hauses, auch nichts weiter, als ein Hemde; nur wenn sie ausgeführt werden, ist man besorgt, sie steif und förmlich, ganz wie Erwachsene zu kleiden, was ihnen ein altkluges, komisches Aussehen gibt.

Wenn man älteren Brasilianern glauben darf, so herrschte vor der Ankunft des Hofes in Rio de Janeiro große Geselligkeit; man gab Besuche und empfing sie; jeder einmal in einem Hause Aufgeführte, war immer willkommen und konnte wieder einen Freund mit sich bringen; Heiterkeit, Höflichkeit und ein ungezwungenes Betragen herrschten in jeder Gesellschaft, und besonders wurden die herrlichen Abende benützt, um sich mit Musik, Tanz und Kartenspiel bis spät in die

Nacht zu beluſtigen. Jetzt haben die Braſilianer ein kaltes, ceremoniöſes Betragen angenommen; die Reicheren und ſogenannten Vornehmen bilden eigene geſchloſſene Geſellſchaften; die übrigen Stände vergnügen ſich nach ihrer Weiſe in ihren Wohnungen; die große Menge der Fremden, deren Betragen freilich nicht immer ſehr lobenswerth iſt, ſind nirgends gerne geſehen, und erhält man durch bedeutende Empfehlungen Zutritt in einem Hauſe, ſo muß man ſehr jung ſeyn, um ſich dort zu gefallen.

Der Braſilianer geht unter Tage ſeinen Geſchäften nach, die übrige Zeit bringt er im Kreiſe ſeiner Familie zu. Spaziergänge in der herrlichen Umgegend der Stadt finden ſelten ſtatt; zuweilen wird das Theater beſucht. An hohen Feſttagen verſammeln ſich manchmal einige befreundete Familien des Abends; die jüngeren Leute, um zu tanzen, die älteren zum Karten- oder langen Puff-Spiele, welches ſehr beliebt iſt; häufig unterhält man ſich mit Geſang, von der Viola, einem Inſtrumente mit ſechs Metallſaiten beſpannt, begleitet. Dieſes ächt mauriſche Inſtrument verſtehen Viele mit außerordentlicher Fertigkeit und Zartheit zu behandeln. Gewöhnlich werden Modinhas, kleine National-Lieder, dazu geſungen. Talentvolle Sänger improviſiren ſie, oft mit bewunderungswürdigem Witze oder großer Empfindung; die Weichheit und Biegſamkeit der portugieſiſchen Sprache begünſtiget dieſes ſchöne Talent ungemein.

Die National-Tänze werden nur von einzelnen Paaren aufgeführt; ſtatt der Caſtagnetten ſchnalzen ſie mit den Fingern beider Hände mit ſo großer Fertigkeit, daß man in der Ferne den Ton der Caſtagnetten zu hören glaubt. Von mehreren zugleich wird der Fadds, ein den Afrikanern nachgeahmter Tanz aufgeführt, wozu die Tanzenden ſingen; er beſteht in Verdrehungen und Annäherungen des Körpers, welche

man in Europa äußerst unanständig finden würde. Beide Geschlechter tanzen vortrefflich, mit Anmuth und einem Feuer, welches den Zuseher unwillkührlich zum Theilnehmer ihrer Freude macht; man hat Mühe, die tanzende Schöne, mit blitzenden Augen und einer unnachahmlichen Lebhaftigkeit in allen ihren Bewegungen, wieder zu erkennen, die man vielleicht Tages vorher in ihrem Hause, nachläßig und schlaff auf dem Sopha ruhend, zu träge zu sprechen und die Augen ganz zu öffnen, gesehen hatte. Der Fremde, der Musik und Tanz versteht, ist gerne gesehen; genügt ihm der Wechsel zärtlicher Blicke, die tändelnde Unterhaltung mit den Schönen, so wird er sich recht angenehm unterhalten; glaubt er nicht dabei stehen zu bleiben, so fällt er in den Irrthum aller Fremden, welche im Anfange geneigt sind, die Brasilianerinnen für höchst leichtsinnig zu halten. Dieser Irrthum ist dem Europäer sehr verzeihlich; der hohe Grad von Freiheit der in der Unterhaltung beider Geschlechter herrscht, scheint ihn dazu zu berechtigen. Man hört Mädchen von sieben Jahren mit einer naiven Unbefangenheit über Gegenstände sprechen, über welche bei uns jeder gesittete Mann erröthen würde; das Bestreben Aller ist, die Männer, die in ihrer Gesellschaft sind, zu locken und zu reizen, und sich an ihren Siegen zu ergötzen; aber weit entfernt ihnen größere Gunstbezeugungen zu gestatten, betrachten sie die verliebten Tändeleien nur als einen Zeitvertreib; — allein, spielen sie mit ihrem Papagei oder ihrem Fächer, in Gesellschaft, mit Männern, weil sie keine andere Unterhaltung kennen, — natürlich Folgen ihrer Erziehung.

Bälle, große Zirkel, Abendunterhaltungen, Concerte, finden in Rio de Janeiro nicht statt. Gastereien sind durchaus nicht üblich, eben so wenig des Abends Gasthäuser zu besuchen. Die Brasilianer sind überhaupt wenig mittheilend und der ernsten Unterhaltung abgeneigt; hievon ist theils der

polizeiliche Zwang Scheu, und die Furcht in jeder Gesellschaft bezahlte Lauscher zu finden, theils ihre Unwissenheit und Unkenntniß von Allem was außer ihrer Nähe vorgehet; obwohl ihnen gesunder Verstand und Fassungskraft keineswegs fehlen, so sind sie doch wenig wißbegierig, und wie alle ungebildete Menschen, von sich und den Vorzügen ihres Landes auf die lächerlichste Weise eingenommen. Der Fremde wird zwar über Weltbegebenheiten und sein Vaterland öfters befragt, da aber selbst die einfachsten Mittheilungen, über die Fortschritte der Wissenschaften und Künste in jenen Ländern, ihre beschränkten Begriffe übersteigen, und sie die geistige Bildung der Völker nach jener der Portugiesen beurtheilen, welche sie lange Zeit für das einzige gebildete Volk von Europa hielten, so scheinen ihnen die Erzählungen des Fremden Fabeln zu seyn, man sieht den Zweifel auf ihren Gesichtern, oder muß die Bemerkung hören: „wir wollen alles „glauben, was ihr uns von den Vollkommenheiten der ver„schiedenen Länder Europas erzählet, und wir fühlen, daß „wir im Vergleiche mit euch noch Barbaren sind; aber wie „kommt es doch, daß ihr diese so vortrefflichen Länder in „so großer Menge verlasset, und zu uns kommt, die wir, „von all dem, was ihr in eurer Heimath in reichlichem Maaße „besitzet, auch nichts bieten können?“

Schwerlich wird sich der Europäer darum in dem Umgange der Eingebornen gefallen, und die Klage aller Fremden über Mangel an Unterhaltung ist allgemein; eine natürliche Folge der großen Ungeselligkeit gerade derjenigen, die am meisten darüber klagen. Man sollte glauben, daß unter der großen Menge von Europäern, welche die Hauptstadt bewohnen, eben weil die Eingebornen nicht zugänglich sind, freundschaftliche Verbindungen statt finden müßten, dem ist aber nicht also.

Es war von jeher das Schickſal fremder und ſehr entfernter Länder, der Zufluchtsort der Abentheurer aller Nationen zu werden. Braſilien iſt von dieſer Landplage nicht verſchont geblieben; beſonders Rio de Janeiro wurde mit ihnen überfüllt.

Die Sonne und das Clima Braſiliens ſcheinen über dieſe Leute einen äußerſt ungünſtigen Einfluß auszuüben; die heftigſten Leidenſchaften erwachen in ihrer Seele, ſie zu bekämpfen fehlt es ihnen an Willen und an Grundſätzen; der Schleier, mit dem ſie in Europa ihren wahren Charakter mühſam verhüllten, ſinkt, und man kann ſie in ihrer ganzen Erbärmlichkeit ſehen. Sie eignen ſich alle Laſter der Eingebornen an, und verläugnen jede heimathliche Tugend; unmäßig in der Liebe und im Trunke, empfinden ſie die Folgen ihres laſterhaften Lebens bald; jene, die zu Hauſe eine gute Erziehung erhalten hatten, wiſſen zwar ihr moraliſches und phyſiſches Elend einige Zeit zu verbergen, jedoch Leute von gemeinem Stande ſinken zum Viehe herab; daß ſie darum von ihren beſſern Landsleuten aus vielen Urſachen gemieden werden, iſt ganz natürlich. Darin ſuche ich die Urſache der Zurückgezogenheit, der Ungefälligkeit der Letzteren, welche im Anfange eine Folge ihrer Grundſätze war, und ſpäter zur Gewohnheit geworden, von den meiſten vielleicht zu weit ausgedehnt wird.

Der Engländer lebt hier, wie in ſeinem Vaterlande, er arbeitet und ſpekulirt viel, iſt ungemein thätig und ſolide in ſeinen Geſchäften, verläßt ſich mit Stolz auf die Unterſtützung ſeiner vaterländiſchen Seemacht, betrinkt und überißt ſich zuweilen, wie in der neblichten Luft ſeiner Heimath, ſpricht viel von den Vergnügen ſeines Vaterlandes, von Freiheit und Liberalität, ſieht auf die übrigen Nationen mit Geringſchätzung herab und ärgert ſich, wenn ein anderes

Schiff in den Hafen einläuft, als ein englisches. Betritt man seine Wohnung, so glaubt man sich nach England versezt; Moeubels, Einrichtung, die kleinsten Bedürfnisse sind aus diesem Lande, die Lebensweise, die Küche sind ganz englisch, und alle Arbeiten werden nur bei englischen Handwerkern bestellt, müßte auch mehr als bei inländischen bezahlt werden.

Der Franzose verläugnet auch hier seinen National-Charakter nicht. Es kömmt viel Gesindel hieher, dieß mag Ursache seyn, daß sie bei dem Volke in keiner großen Achtung stehen. Rio de Janeiro ist das Paradies der Putzmacherinnen; die großen Städte Frankreichs liefern eine Menge abgelebter Frauenzimmer, welche hier, durch Hülfe der Kunst renovirt, eine neue Carriere beginnen. Ihre Putzläden nehmen einen Theil der Rua d'Ouvidor ein; dort sieht man sie, geschmackvoll angezogen, vor großen Spiegeln in der Mitte schwarzer Dienerinnen sitzen und mit Grazie nähen; die guten Leutchen verdienen viel Geld.

Eine Menge Franzosen sind Quincaillier's, Schneider, Friseurs, Gastwirthe und Tänzer. Einige sind achtungswerthe Kaufleute, und verdienstvolle Gelehrte und Künstler stehen im Dienste der Regierung.

Italiener, meistens Genueser, sind Köche, Gastwirthe, Krämer, oder tragen kleine Waaren in der Stadt zum Verkaufe umher; sie krähen als Castraten in den Kirchen oder bilden als Sänger das Personale der Opern.

Die Deutschen sind recht wackere Leute; man erkennt ihre Nation daran, daß sie so lange deutsch sprechen, bis sie eine andere Sprache erlernt haben. Zu Hause leben sie, wie Portugiesen oder Engländer, auswärts geben sie sich große

Mühe, diese in Kleidung und Gebährden nachzuahmen, und fühlen sich höchst geschmeichelt, wenn man sie dafür hält.

Besonders im Handelsstande gibt es einige sehr achtungswerthe Männer, welche von Fremden, wie Eingebornen gleich geschätzt werden; vom gemeinen Stande sind viele gesuchte und geschickte Handwerker, welche sich sehr gut nähren würden, wenn sie ihren Hang zur Unmäßigkeit, den sie aus der Heimath mitbrachten, überwinden könnten. Von der großen Menge der Uebrigen kann hier keine Rede seyn; der Kaiser von Brasilien wollte Soldaten, schickte Werber, und erhielt Unkraut, welches, auf dem hiesigen Boden besonders, üppig wuchert; Schade um die wenigen edeln Pflanzen, die mit herüber kamen und nicht gedeihen werden.

Die Deutschen sind übrigens die Einzigen, welche einen Versuch machten, Geselligkeit unter den Fremden einzuführen; sie stifteten eine Gesellschaft, welche sie Germania nannten, und luden jeden gesitteten und gebildeten Mann ein, daran Theil zu nehmen. Die Germania zählte zur Zeit meines Aufenthaltes in Rio de Janeiro noch wenige nicht deutsche Mitglieder; es wird aber gewiß eine Zeit kommen, wo diese Gesellschaft die verdiente Anerkennung findet, wenn Engländer und Franzosen sich anders mit dem Gedanken versöhnen können, daß Deutsche sie gründeten.

Wer von den Europäern aus verschiedenen Gründen, worunter der etwas hohe Beitrag an Geld keiner der kleinsten ist, auf das Vergnügen, ein Mitglied der Germania zu seyn, verzichten muß, ist wahrlich zu bedauern.

Nachdem er den ganzen Tag, oft mit angestrengter Arbeit, auf dem Comptoire oder bei seinem Geschäfte zubrachte, sehnt er sich natürlich nach einiger Aufheiterung.

Will er sich Bewegung machen, so bedarf er eine geraume Zeit ehe er aus der Stadt in das Freie kömmt, überdieß wird es täglich bald nach sechs Uhr dunkel; nun bliebe ihm zwar die Hoffnung, bei dem herrlichsten Mondscheine in den belebten Strassen zu lustwandeln, und die kühlende Seeluft einzuathmen; aber um diese Zeit beliebt es den Einwohnern, ihre übervollen Fäßchen zur Entleerung nach dem Wasser zu schicken, welche die Luft verpesten und den Lustwandelnden nöthigen, mit großer Vorsicht den vielen Negern auszuweichen, welche oft die ganze Stärke und Gewandtheit ihres Körpers aufbiethen müssen, um ihre Ladung nicht zu frühe abzusetzen. Der Portugiese sizt indessen vor der Thüre seines Magazines oder Ladens und schwelgt, die Nase zum Zerplatzen mit Tabak gefüllt, in der Erinnerung, wie man sich in Lissabon auf eine weit kürzere Weise zu helfen wisse.

Der Besuch des Theaters ist theuer, und hat für denjenigen wenig Reiz, der Besseres sah und hörte. Bekannte, besonders Verheirathete, begeben sich nach vollendeten Geschäften zu ihren Familien auf ihr Landhaus, oder leben in sogenannten philosophischen Verbindungen, wobey ein Dritter nicht immer willkommen ist. Oeffentliche Belustigungsplätze, von gebildeten Menschen besucht, gibt es nicht; in Gasthäuser kommen des Abends die Gäste nur für Augenblicke und Kaffehäuser werden um diese Zeit wenig besucht. Nach neun Uhr ist es daher gewöhnlich so stille in den Strassen der volkreichen Stadt, wie in einem kleinen Landstädtchen Deutschlands, und dem Fremden bleibt nichts übrig, als seine Wohnung und den Schlaf aufzusuchen, wenn Hize und Ungeziefer aller Art ihn dazu kommen lassen.

Die Lebensweise der Eingebornen ist ungefähr diese: Sie stehen spät auf; junge Männer früher, um, ehe die Sonne ihre versengenden Strahlen auf die Erde herab sen-

det, in der See zu baden; eine höchst empfehlenswerthe Gewohnheit. Nach acht Uhr wird gefrühstückt; Kaffee oder chinesischer Thee mit etwas Milch; weißes Brod und gesalzene Butter dürfen nie fehlen; dann geht jedermann seinen Geschäften nach. Die Schönen erscheinen im leichten Morgenanzuge auf den Balcons, unterhalten sich mit ihren Nachbaren, oder coquettiren mit den Bewohnern derselben Strasse, dann tändeln sie ein wenig auf dem Claviere und trillern eine Arie dazu; einige beschäftigen sich mit der Verfertigung von Confitüren (doces) aus den mannigfaltigen Früchten des Landes, worin sie es zu einer großen Geschicklichkeit gebracht haben. Junge Galane, die reich genug sind, um unabhängig zu leben, verfassen Liebesbriefchen in zärtlichen Versen, welche sie auf parfümirtes Velinpapier geschrieben, wie ein Fächer zusammengelegt und mit einem Bande von bedeutungsvoller Farbe umwunden, bemüht sind, dem Gegenstande ihrer Verehrung zuzustellen, wozu oft viele List und Ausdauer erforderlich ist, da besonders Mädchen von guter Familie, mit einer bei uns ganz unbekannten, obwohl meistens vergeblichen Sorgfalt, bewacht werden.

Nach ein Uhr wird allenthalben zu Mittag gegessen. In den meisten Häusern bequemt man sich jezt nach europäischer Weise zu leben; man sizt auf Stühlen um einen gedeckten Tisch her, und bedient sich beim Essen eines Bestecks.

Vor wenigen Jahren fand man übrigens, selbst in den Zimmern der Wohlhabendern, nichts weiter, als ein paar Sophas (Marquezas), über die Leder gespannt war, auf welche Strohmatten gebreitet wurden, und die des Tages die Stelle der Sessel, bei Nacht, die der Betten vertraten. Frauenzimmer sassen gewöhnlich auf Strohmatten (esteras) auf dem Fußboden mit übereinander geschlagenen Beinen. Die Speisen wurden gleichfalls, meistens in silbernen Schüs-

setzt, auf eine Strohmatte in die Mitte des Zimmers gesetzt, Familie lagerte sich um sie her, und jeder langte nun nach Lust mit den Fingern zu; nach Tische wurde, wie noch gegenwärtig, Waschwasser gereicht. Es ist Thatsache, daß, als der nach der Vertreibung der Portugiesen zum Statthalter von Bahia ernannte General Lecore die ausgezeichnetsten Familien der Stadt zu einem Gastmahle einlud, die wenigsten der Gäste die Speisen berührten, da sie mit den Händen nicht zulangen mochten, und Messer und Gabel nicht zu gebrauchen wußten.

Die brasilianische Küche ist von der europäischen äußerst verschieden, und es gibt nur wenige Europäer, welche sich, wenigstens in der Stadt, an Erstere gewöhnen lernen. Wer seine Einbildungskraft zu zügeln versteht, wird sich aber bald mit ihr befreunden; ich habe sie wenigstens ohne Vergleich schmackhafter gefunden, als die europäische. Das Fleisch des Hornviehes ist in der Stadt kraft- und geschmacklos, Fische und Landthiere haben einen eigenthümlichen Geschmack, welchen ihnen unsere Kochkunst nicht zu nehmen versteht. Die Brasilianer hingegen wissen sie mit höchst pikanten Saucen zuzubereiten, bey welchen verschiedene Arten von grünem Pfeffer, Tamattas, Zwiebeln, Knoblauch und Limonien nicht fehlen dürfen; statt Brod wird die klein geriebene und geröstete Mandiok-Wurzel, oder das Mehl vom türkischen Waizen gegessen, oder mit Wasser oder der erwähnten Sauce zu einem dicken Teige angemacht. Orangen, Bananen, Melonen, Ananas oder andere köstliche Früchte, welche zum Nachtische aufgesetzt werden, mildern die etwas hitzenden Speisen; zum Schlusse wird ein Gläschen Portwein getrunken.

Nach Tische trifft Jedermann Anstalt, seine Siesta zu halten; diese Gewohnheit herrscht in allen heißen Ländern,

und ist der Gesundheit gewiß zuträglich, aber sie muß ganz auf die Weise der Südländer gehalten werden, welche sich auf kurze Zeit, in einen geistig und körperlichen Zustand, größtmöglichster Unthätigkeit versetzen. Der Körper wird, halb wachend halb träumend, mit einem leichten Schweiße bedeckt, das aufgeregte Blut durchkreiset ihn ruhig, nur der Magen ist thätig. Die Frauenzimmer schlummern gewöhnlich auf ihren Strohmatten, weil ein hartes kühles Lager dem Körper in einem heißen Klima am beßten zusagt; die Männer spannen eine netzartige Hangmatte (Rede) auf, in welcher sie sich beständig schaukeln.

Die Fremden fühlen gleich den Eingebornen, das Bedürfniß nach Tische zu ruhen, aber sie sinken gewöhnlich in einen tiefen, unruhigen Schlaf, und erwachen in Schweiß gebadet und ermattet, das Blut steigt ihnen nach dem Kopfe, und macht sie nicht selten für den Rest des Tages zu ernster Arbeit unfähig; die meisten ziehen darum eine leichte Bewegung der Siesta vor.

Die Männer widmen nach Tische den Geschäften noch einige Stunden, dann besuchen sie ihre Bekannten, oder wandern in den Strassen umher und bleiben an den Fenstern leichtfertiger Mädchen stehen, mit welchen sie sich unterhalten, ohne daß sich Nachbarn oder Vorübergehende darum bekümmern oder ein Aergerniß daran nehmen. Ueberhaupt übt man hier gegen Frauen und Mädchen, deren leichtfertiger Lebenswandel allgemein bekannt ist, eine Toleranz aus, wie sie mir noch nirgends vorkam, und wie ich wünsche, nicht mehr vorkommen wird.

Sie werden in den beßten Gesellschaften nicht allein geduldet, sondern, wenn sie schön und geistreich sind, ihnen mehr Aufmerksamkeit bezeugt, als Frauenzimmern von dem beßten Rufe

Da man die Gefälligkeiten der Ersteren mit Gold überwiegt, so wird es ihnen leicht, sich mit Glanz zu umgeben, und öffentlich mit einem Anstande und einer Pracht zu erscheinen, welche in einem Lande, woselbst Reichthum allein den Werth des Menschen bestimmt, hinreichen, ihnen Ansehen und Achtung zu verschaffen.

Die Frauenzimmer sind indessen emsig beschäftigt, sich zum Kirchenbesuche zu schmücken; von da zurückgekommen, wird ein leichtes Abendessen, aus Thee und einigen Früchten bestehend, eingenommen. Den Frauen liegt es ob, mit den Negern abzurechnen, welche unter Tags ausgeschickt waren, auf verschiedene Weise ihren Taglohn zu erwerben, und sie mit verkäuflicher Waare für den folgenden Tag zu versehen. Gewöhnlich nehmen alle Frauenzimmer in Rio de Janeiro vor dem Schlafengehen ein warmes Bad; wer in der Nähe des Meeres wohnt, badet dort vor Sonnenaufgang.

Wer jemals Gelegenheit hatte, das rege Treiben der Menschen in einer großen Seestadt zu beobachten, wird leicht begreifen, wie sich dort Tausende nähren können; wo Handel, ist Erwerb, und nur der Arbeitsscheue muß darben. In Rio de Janeiro hingegen leben Tausende ohne zu arbeiten, und doch ist der Antheil, den sie an dem allgemeinen Erwerbe nehmen, sehr groß. Alle Geschäfte werden nämlich durch Negersklaven verrichtet, sie sind die eigentlichen Ernährer der meisten Familien. Reiche und Vornehme besitzen deren oft über Sechzig, die ärmste Familie wenigstens Zwei, und selbst der blinde oder krüppelhafte Bettler läßt sich durch einen eigenen oder gemietheten Neger führen, oder in den Straßen umherziehen.

Die Aufgabe besteht aber darin, sie so zu verwenden,

daß viel durch sie gewonnen wird, oder daß sie angehalten werden, viel zu verdienen.

Der den Portugiesen und ihren Abkömmlingen angeborne Handelsgeist zeigt sich hier in die Augen fallend; Familien, durch Rang und Reichthum ausgezeichnet, verschmähen nicht, ihre Sklaven mit selbst verfertigten Confituren oder Backwerk auf die Strassen zu schicken. Die Reichen vermiethen gegen einen gewissen Taglohn ganze Abtheilungen Neger zu öffentlichen Arbeiten, oder um Handelserzeugnisse von und nach den Schiffen zu bringen; Andere lassen ihnen Gewerbe erlernen, und vermiethen sie als Gesellen. Viele bemannen grössere und kleinere Fahrzeuge mit Negern, um ihre Dienste den im Hafen Beschäftigten anzubieten. Die weniger Bemittelten schicken ihre Sklaven mit Waaren, Erfrischungen, Früchten, oder zu Handleistungen in den Strassen umher, Andere unterrichten Negerinnen im Kochen und weiblichen Arbeiten, um sie zu vermiethen, oder schicken sie an die öffentlichen Brunnen, um Wasser zu holen, welches sie in den Strassen zum Verkaufe ausrufen.

Nach Umständen sind die Neger verbunden, sich den Tag über selbst zu verpflegen, und bei ihrer Nachhausekunft eine gewisse Summe zu erlegen. Haben sie darüber verdient, gehört es ihnen, fehlt daran, bleiben gewöhnlich Schläge nicht aus.

Die meisten Familien haben keine andere, als diese tägliche Einnahme; bei Solchen, die nur im Besitze von ein paar Negern sind, ist sie zwar unbedeutend, dafür haben die Aermeren auch nur wenige Bedürfnisse; bei Reicheren hingegen ist die Einnahme das ganze Jahr hindurch sehr bedeutend; so daß eine Familie z. B. täglich von zehn Negern nur 2400 Reis, also von einem 240 einnimmt, diese

jährlich 876,000 Reis (2537 fl.) verdienen, welche, da man nur für die wenig kostende Kleidung der Neger zu sorgen hatte, ohne weitere Mühe, als diese fortzuschicken und mit ihnen abzurechnen, gewonnen wurden.

Sämmtliche Gewerbe nähren sich in der Hauptstadt sehr gut; der Meister kauft Neger, richtet sie ab und gibt ihnen keinen Lohn, läßt sich aber nichts desto weniger seine gewöhnlich mittelmäßige Arbeit theuer bezahlen. Zunftzwang kennt man durchaus nicht; wer ein Patent lösen kann, eröffnet einen Laden und hängt einen Schild aus; das Publikum richtet über seine Geschicklichkeit, von welcher sein Fortkommen allein abhängt. Bei dem ersten Anblicke glaubt man, alle Gewerbe wären übersetzt, nach längerem Aufenthalte wird man aber überzeugt, daß noch Viele sich reichlich nähren könnten, wenn die Einwohner arbeitsamer wären, und sich auf geschmackvolle und dauerhafte Arbeit verlegen wollten; denn viele europäische Schiffe bringen ganze Ladungen fertiger Kleider, Fußbekleidungen, Meubles, Seife u. s. w., welche gewiß in Rio eben so gut und wohlfeiler verfertiget werden könnten.

Eines einträglichen Nahrungszweiges haben sich ohne Ausnahme die Fremden bemeistert; die wenigen Gasthäuser, welche man in Rio zur Aufnahme der Reisenden findet, wurden nämlich erst seit kurzer Zeit von ausländischen Unternehmern errichtet, aber keiner fand seine Rechnung dabei. Die Neugierde reizte im Anfange die Einwohner zum Besuche; wie diese befriediget war, blieben sie aus, da ihnen theils die europäische Küche nicht zusagte, sie überhaupt mit Fremden nicht gerne an einem Orte zusammenkommen. Europäische Reisende leben gewöhnlich sehr sparsam, oder bleiben schuldig, was sie verzehrten.

Die noch bestehenden Gasthäuser verdienen kein Lob; die Speisen werden schlecht und unreinlich zubereitet, die Weine sind nicht zu trinken und die Preise übertrieben. Besser stehen sich diejenigen, die sich nur auf die Bewirthung der fremden Handwerker und Matrosen einrichteten, welche mit bedauernswerthem Leichtsinne ihren ganzen Verdienst in das Wirthshaus tragen.

Die Eingebornen scheuen die Bemühungen, welchen sich der Eigner eines großen Gasthauses unterziehen muß, sie halten nur Kneipen, (casas de pasto) in welchen ganz auf brasilianische Weise gelebt wird. Man wird dort gut und billig bedient, aber Reinlichkeit darf man nicht erwarten.

Die zahlreichen Kaffeehäuser in der Stadt enthalten kleine, höchst schmutzige Zimmer, in welchen schmutzige portugiesische Aufwärter, und ungezogene Negerjungen, die Gäste mit schlechtem Kaffe und eckelhaft zubereiteter Limonade bedienen.

Den Aufenthalt in Rio de Janeiro vertheuern besonders die äußerst hohen Preise für Wohnungen, welche stets ohne Einrichtung vermiethet werden, und der Ankauf der erforderlichen Meubels, die Ausgabe für Wäsche, Bedienung u. s. w. Ein einzelnes, nur etwas anständiges Zimmer ist nicht unter 10 Mil Reis, ein Haus mit einigen Bequemlichkeiten, besonders wenn ein Magazin für Waaren dabei ist, nicht unter einem Conto de Reis (fl. 2807. 12.) zu miethen. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß der Einzelne, wenn er mit Einschränkung doch anständig leben will, schwerlich mit weniger als 60 Mil Reis monatlich auskommen wird.

Die Eingebornen, welche überhaupt weniger Bedürfnisse haben, als die Europäer, leben billiger; sie sind größtentheils

Besitzer eigener, wenn auch oft sehr kleiner, beinahe nur von Holz und geschlagener Erde erbauter und weiß übertünchter Wohnungen, nur mit den allerwothdürftigsten Geräthen eingerichtet; sie haben einige eigene Sklaven und leben nur von den Produkten des Landes.

Der Aufwand der Reichen ist sehr groß, obwohl sie keine Feste geben und im Allgemeinen einfach leben; aber der Unterhalt einer äußerst zahlreichen Dienerschaft und einer Equipage kömmt hier unglaublich hoch. Die Wagen, in welchen sie nach Hofe fahren, sind zweiräderige Halbchaisen, im Geschmacke des vorigen Jahrhunderts verfertigt und mit zwei Mauleseln bespannt, welche vom Sattel aus geführt werden. Pferde sind zum Fahren noch nicht üblich, überhaupt in dem Klima von Rio de Janeiro wenig ausdauernd; ein vierspänniger Zug schöner gleichfarbiger Maulesel kömmt daher hier so theuer, als ein schöner Postzug bei uns.

Es gibt unter den Portugiesen und Brasilianern, vorzüglich in der Hauptstadt, sehr reiche Leute, wovon man aber erst nach ihrem Tode Kenntniß erhält, oder welches man aus ihren sehr bedeutenden Handelsgeschäften vermuthet, da ihre Lebensweise ganz die der Dürftigsten ist. Viele von ihnen können weder lesen noch schreiben, halten aber große Magazine, sind Besitzer von Schiffen und einer Menge Neger; ihr außerordentliches Gedächtniß, welches allerdings wachend und träumend nur mit ihren Handels-Angelegenheiten beschäftiget ist, leistet ihnen die Dienste eines Comptoirs und vieler Comis, und statt Bücher zu führen und Rechnungen zu stellen, kriechen sie in allen Vorrathshäusern und Magazinen umher, bringen halbe Tage auf der Mauth zu, kennen die Ladung jedes Schiffes, die Vorräthe von allen Waaren, und richten ihre Speculationen danach ein. Ein gewisser Takt, der ihnen angeborene Handelsgeist und das sonst so launige,

aber diesen Menschen beständige Glück, begünstigen ihre Unternehmungen; sie gewinnen meistens, verlieren sehr selten, und geben von dem Erworbenen gerade so viel aus, als unbedingt nöthig ist, ihr Leben zu fristen. Manche dieser Personen kamen als Matrosen hieher, wurden Aufwärter in den Vendas, und gebieten jezt über Tausende; Viele kehren nach Portugal zurück und machen das Glück ihrer Verwandten, oder schicken junge Leute nach Brasilien, die alle gut fortkommen, da sie ihrer Thätigkeit und Brauchbarkeit wegen beliebt sind, und von ihren Landsleuten alle mögliche Unterstützung finden.

Es wurde schon früher bemerkt, daß die meisten Häuser nur ein Stockwerk haben. In diesem Falle befindet sich gewöhnlich vornheraus ein großes Zimmer, hinter diesem ein Alkoven für die Betten, eine Küche und ein kleiner, mit einer Ringmauer umgebener Hof. Zweistöckige Häuser sind gewöhnlich so eingerichtet, daß sich unten das Waarenlager oder ein Laden, oben die Zimmer für die Familie des Eigners befinden. Die Häuser der Vornehmeren haben einen offenen Raum, zu dem ein großer Thorweg führt, um die Wagen einzustellen. Eine breite Treppe führt von hier aus nach den Besuchzimmern, welche immer auf die Strasse gehen; in den meisten Häusern nimmt eines dieser Zimmer die ganze Breite des Hauses ein, und ist meistens viereckig. Vor diesem ist der Balkon, zu dem man durch drei Thüren aus dem Zimmer gelangt, welche zugleich statt der Fenster dienen. Gewöhnlich führen zwei Thüren von hier aus durch schmale Gänge nach kleineren Zimmern und einer offenen Varanda, woselbst sich die Frauenzimmer unter Tags aufhalten, vollkommen abgesondert und ungestört; meistens werden hier die verschiedenen Mahlzeiten eingenommen. Das vordere Zimmer, es mag groß oder klein seyn, führt den Titel Sala; es ist das schönste im Hause, mit den grellesten Farben ausgemalen, und die Decke, aus gewölbartig zusammengefügten

Brettern bestehend, weiß angestrichen, oder mit vielen Zierathen versehen. Der Fußboden im ganzen Hause ist gebrettert, wodurch die Hitze und das Ungeziefer wesentlich vermehrt werden. Die Einrichtung der Sala ist allenthalben sehr einfach; bei Vornehmern wird der Boden mit einem sehr schön geflochtenen Strohteppiche aus Angola belegt, längs den Wänden stehen Stühle, von inländischem Holze verfertiget und mit Rohr durchflochten, zwischen ihnen ein paar ähnliche Sopha's. An den Pfeilern zwischen den Fenstern sind ein paar Tischchen angebracht, auf welche schöne Blumenvasen von Porcellain gestellt werden; die Wände bleiben ganz kahl, doch zieren bereits einige Reiche ihre Zimmer mit Spiegeln.

Wer die Wohnung eines Eingebornen betritt, bleibt an der Stiege stehen und klatscht ein paar Mal laut in die Hände; sogleich erscheint eine dienende Person an der Thüre, fragt in einem näselnden Tone, was man begehre, *) und fordert, nachdem sie den Besuch angemeldet, zum Heraufkommen auf; ist der Besuch nicht sehr ceremoniöse, so wird man oben von dem Herrn des Hauses mit einer Menge Ver-

*) Als Beispiel der brasilianischen Etiquette mag nachstehendes Stiegengespräch gelten, welches in der Wohnung des Aermsten, wie des Reichsten gehalten wird.

Der Besuch klatscht. Diener oben: Quem lá? (Wer ist's?) B. O Senhor N. o seu criado (Herr N. ihr Diener). D. Que quer o Senhor? (was will der Herr?) B. Fallar com o dono da casa (mit dem Herrn des Hauses sprechen). D. Spero o Senhor (warte der Herr). D. zurückkehrend: Sube vossa mercê (kommen Euer Gnaden herauf). B. hinaufsteigend: Da licença (mit Erlaubniß). D. Vossa mercê pode entrar (Euer Gnaden können eintreten). B. Com licença (mit Erlaubniß).

bengungen und höflichen Redensarten empfangen, die aufmerksam erwiedert werden müssen; ist aber der Besuch von Bedeutung, so wird er in die Sala geführt, und darf oft eine halbe Stunde warten, bis der Herr vom Hause sich nur einiger Massen angezogen hat, da er gewöhnlich den ganzen Tag in einem sehr weiten und langen Hemde zubringt, die Füße bloß und nur mit Tamangas bekleidet. Sämmtliche Frauenzimmer verlassen, sobald sie klatschen hören und der Besuch angenommen wurde, eiligst die Zimmer, um sich in einen abgelegenen Theil des Hauses zu begeben; darum erlaubt es der Anstand auch nicht, nach ihnen zu fragen, oder das Verlangen zu äußern, ihnen aufzuwarten.

Reinlichkeit wird in allen Häusern vermißt; in denen der Kaufleute und Krämer wagt man nicht einmal den Boden zu scheuern, befürchtend, das Wasser möchte durchlaufen und die Waaren in den Magazinen beschädigen; dadurch häufen sich natürlich Schmutz und Staub, und tragen wesentlich zur Vermehrung des Ungeziefers bei, welches ohnehin in einem so heißen Klima in Menge vorhanden ist. Allenthalben wird man darum von Flöhen, Wanzen, Moskitos, Caratas, Cichos, Scorpionen, Tausendfüßlern, Fliegen, weißen und schwarzen Ameisen, kleinen Eidechsen und großen Spinnen bis zur Verzweiflung gemartert. Einige Engländer kamen auf den glücklichen Einfall, den Boden ihrer Wohnungen im ersten Stocke wie ein Schiffsverdeck kalfatern zu lassen, und genießen nun die Annehmlichkeit, sie reinlich zu erhalten und weniger von den Insekten gequält zu werden.

Der schmutzigste Platz in den Wohnungen der Eingebornen ist die Küche; dort wirthschaften nur Negerinnen, welche von Niemand zur Reinlichkeit angehalten werden; besonders eckelhaft ist ein Kübel, in welchen aller Unrath des Hauses und der Küche geschüttet, und der nicht eher zum Ausleeren

fortgebracht wird, als bis er angefüllt ist. Eine entsetzliche Ausdünstung verbreitet sich von hier aus durch das Haus, und zieht ganze Schwärme Fliegen herbei, welche hier so recht in ihrem Elemente sind, und von Dampf und Rauch beräubt haufenweise in die Töpfe fallen, in welchen die Speisen zubereitet werden; noch besser gefallen sich die Ameisen in diesen Küchen, woselbst sie mit außerordentlicher Gefräßigkeit über jeden Gegenstand, der dahin gebracht wird, herfallen und ihn förmlich überziehen; die Kochende nimmt sich selten die Mühe, diese lästigen Thierchen alle zu entfernen, und bringt sie mit dem Fleische, oder was es sonst ist, in den Topf und dieses mit ihnen auf den Tisch, und oft in solcher Menge, daß ein etwas rasch urtheilender Fremdling leicht verführt werden könnte, zu erzählen, man äße in Brasilien die Ameisen in der Fleischbrühe gekocht.

Uebrigens vermag man selbst in den reinlichsten Häusern diese ungebetenen Gäste nicht gänzlich zu entfernen; man setzt zwar die Füße der Tische in mit Wasser gefüllte Gefäße, um sie abzuhalten; aber nicht selten wissen sie auch dieses Hinderniß zu besiegen; beständiges Aufräumen aller eßbaren Gegenstände, und Aufbewahrung in einem luftigen Behälter, der an einem stets mit frischem Theer bestrichenen Stricke durch eine an der Decke des Zimmers befestigte Rolle auf- und niedergelassen werden kann, leistet noch die besten Dienste.

bongungen und höflichen Redensarten empfangen, die aufmerksam erwiedert werden müssen; ist aber der Besuch von Bedeutung, so wird er in die Sala geführt, und darf oft eine halbe Stunde warten, bis der Herr vom Hause sich nur einiger Massen angezogen hat, da er gewöhnlich den ganzen Tag in einem sehr weiten und langen Hemde zubringt, die Füße bloß und nur mit Tamangas bekleidet. Sämmtliche Frauenzimmer verlassen, sobald sie klatschen hören und der Besuch angenommen wurde, eiligst die Zimmer, um sich in einen abgelegenen Theil des Hauses zu begeben; darum erlaubt es der Anstand auch nicht, nach ihnen zu fragen, oder das Verlangen zu äußern, ihnen aufzuwarten.

Reinlichkeit wird in allen Häusern vermißt; in denen der Kaufleute und Krämer wagt man nicht einmal den Boden zu scheuern, befürchtend, das Wasser möchte durchlaufen und die Waaren in den Magazinen beschädigen; dadurch häufen sich natürlich Schmutz und Staub, und tragen wesentlich zur Vermehrung des Ungeziefers bei, welches ohnehin in einem so heißen Klima in Menge vorhanden ist. Allenthalben wird man darum von Flöhen, Wanzen, Moskitos, Caratas, Cichos, Scorpionen, Tausendfüßlern, Fliegen, weißen und schwarzen Ameisen, kleinen Eidechsen und großen Spinnen bis zur Verzweiflung gemartert. Einige Engländer kamen auf den glücklichen Einfall, den Boden ihrer Wohnungen im ersten Stocke wie ein Schiffsverdeck kalfatern zu lassen, und genießen nun die Annehmlichkeit, sie reinlich zu erhalten und weniger von den Insekten gequält zu werden.

Der schmutzigste Platz in den Wohnungen der Eingebornen ist die Küche; dort wirthschaften nur Negerinnen, welche von Niemand zur Reinlichkeit angehalten werden; besonders eckelhaft ist ein Kübel, in welchen aller Unrath des Hauses und der Küche geschüttet, und der nicht eher zum Ausleeren

fortgebracht wird, als bis er angefüllt ist. Eine entsetzliche Ausdünstung verbreitet sich von hier aus durch das Haus, und zieht ganze Schwärme Fliegen herbei, welche hier so recht in ihrem Elemente sind, und von Dampf und Rauch betäubt haufenweise in die Töpfe fallen, in welchen die Speisen zubereitet werden; noch besser gefallen sich die Ameisen in diesen Küchen, woselbst sie mit außerordentlicher Gefräßigkeit über jeden Gegenstand, der dahin gebracht wird, herfallen und ihn förmlich überziehen; die Kochende nimmt sich selten die Mühe, diese lästigen Thierchen alle zu entfernen, und bringt sie mit dem Fleische, oder was es sonst ist, in den Topf und dieses mit ihnen auf den Tisch, und oft in solcher Menge, daß ein etwas rasch urtheilender Fremdling leicht verführt werden könnte, zu erzählen, man äße in Brasilien die Ameisen in der Fleischbrühe gekocht.

Uebrigens vermag man selbst in den reinlichsten Häusern diese ungebetenen Gäste nicht gänzlich zu entfernen; man sezt zwar die Füße der Tische in mit Wasser gefüllte Gefäße, um sie abzuhalten; aber nicht selten wissen sie auch dieses Hinderniß zu besiegen; beständiges Aufräumen aller eßbaren Gegenstände, und Aufbewahrung in einem luftigen Behälter, der an einem stets mit frischem Theer bestrichenen Stricke durch eine an der Decke des Zimmers befestigte Rolle auf- und niedergelassen werden kann, leistet noch die besten Dienste.

II.

Lebensmittel. — Klima. — Witterung. — Krankheiten und Aerzte.

Zu den Lebensmitteln, womit die Stadt versorgt wird, gehört vorzüglich Rindfleisch; es ist geschmack- und kraftlos. Die Viehzucht in der Nähe der Stadt ist unbedeutend, und das Hornvieh wird von den Besitzern großer Heerden aus dem Innern, oft hundert bis zweihundert Stunden weit, herbeigetrieben; abgemagert und abgetrieben kommt die Lieferung also in dem öffentlichen Schlachthause an, wo ein Theil manchmal mehrere Tage ohne Futter und Wasser bleibt, bis die armen Thiere die Reihe trifft, getödtet zu werden.

Unter solchen Verhältnissen wird man nirgends in der Welt gutes Fleisch erhalten. Gewöhnlich wird es nur zu Suppen gebraucht; seit aber Metzger von andern Nationen sich hier niedergelassen haben, kann man gegen höhere Bezahlung ziemlich gutes Fleisch erhalten; auf den Tischen der Fremden erscheint es in der Form von Steacks auf englische Weise zubereitet. Viele Einwohner geben dem getrockneten Rindfleische (Carne secca) den Vorzug; die Neger erhalten kein anderes.

Schaffleisch wird selten gegessen; es fehlt in der Provinz Rio de Janeiro an Weiden, und wer im Besitze künstlicher ist, hält einige Schafe zum eigenen Gebrauche; äußerst selten kommen welche aus den entfernteren Provinzen nach der Hauptstadt, darum wird es von den Einwohnern auch nur wenig gesucht. Protestantische Schriftsteller haben sich das Vergnügen gemacht, im vollen Ernste zu erzählen, die

Brasilianer scheuten sich Schaffleisch zu essen, weil das Lamm Gottes die Sünden der Welt übernommen habe.

Kälber werden nie geschlachtet; sie aus großer Entfernung herbei zu bringen, ist beschwerlich, und in der Nähe werden sie sorgfältig aufgezogen.

Schweinefleisch ist sehr beliebt, nicht weil die Einwohner, indem besonders der Speck bei der Zubereitung aller Speisen angewendet wird, zeigen wollen, daß sie weder Juden noch Mahomedaner sind, sondern, weil das Fleisch des Schweines, welches nur mit Mais und schmackhaften Früchten genährt wird, äußerst wohlschmeckend ist, und der Speck, Butter und Schmalz ersezt.

Heimisches Federvieh, als Hühner, Enten und Kalikuten werden in großer Menge verzehrt, und sind im Durchschnitte sehr theuer.

Fische, deren es in den Gewässern von Rio eine große Menge der wohlschmeckendsten Gattungen gibt, wurden früher an den benachbarten Küsten des Oceans gefangen, jezt wird aber auch in der Bai gefischt; obwohl der Fang meistens ergiebig ausfällt, werden die Fische in der Stadt doch sehr theuer bezahlt.

Waizen, überhaupt Getraide, wächst nicht in der Provinz Rio de Janeiro. Er wird theils in Körnern, theils als feines Mehl eingeführt und zu Brod verbacken, welches früher unter die Luxusartikel gehörte. Jezt gibt es nur mehr wenige Familien, welche sich ausschließlich mit dem Mandiak-Mehl begnügen.

Viele unserer Küchengewächse gedeihen in Brasilien, doch

muß der Saamen jährlich gewechselt werden, sonst arten sie aus. Kartoffeln und Rüben kommen nicht fort, oder verlieren ihren eigenthümlichen Geschmack; sie werden vom Auslande zugeführt, pfundweise verkauft, und im Verhältnisse fast eben so theuer bezahlt, als bei uns die seltensten und köstlichsten Früchte.

Das beliebteste Gewächs, welches in ungeheurer Menge gebraucht wird, und bei keiner brasilianischen Mahlzeit fehlen darf, ist eine Gattung Schminkbohnen (Feijão), von welchen nur der reife schwarze Saame gegessen wird.

Die Milch, obwohl man sie zu Kaffee und Thee allgemein begehrt, ist schlecht, sehr theuer, und höchstens etwas besser als Wasser mit Mehl gefärbt.

Butter ist jezt allgemein beliebt, sie wird aus Holland, Großbrittannien und Deutschland gesalzen eingeführt; manchmal kömmt sie schon etwas ranzig an, ohne daß dieß ihrem Kredite schadet, im Gegentheile dem Gaumen der Einwohner trefflich behagt; das eingeführte Oel muß sogar diesen Geschmack haben, wenn es Abgang finden soll, daher das aus Portugal kommende, stets den Vorzug vor dem Italienischen oder Französischen erhält.

Die Früchte, deren Mannigfaltigkeit sehr groß ist, sind vortrefflich; die in Brasilien Einheimischen haben aber einen ganz eigenthümlichen Beigeschmack, an welchen sich der Europäer nicht leicht gewöhnt, desto angenehmer werden ihm Ananas, Melonen, Orangen und Bananen schmecken, welche köstlich sind, und in so großer Menge zur Stadt gebracht werden, daß sich selbst der ärmste Neger nach Wunsch mit ihnen laben kann.

Die Weinrebe durfte, so lange Brasilien eine portugiesische Kolonie war, nicht gepflanzt werden; der Wein, ein bereits allgemeines Bedürfniß, wird daher in so großer Menge aus Europa eingeführt, daß er hier nur wenig theurer ist, als in jenen Ländern dieses Welttheiles, in welchen die Traube nicht gedeiht. Um auf der langen Reise nicht zu verderben, besonders der Hitze der Troppenländer zu widerstehen, werden alle Weine sehr stark mit gutem Fruchtbranntwein vermischt, ein Verfahren, welches nur die portugiesischen Weine von Qualität, ertragen, ohne ihr eigenthümliches Bouquet und ihren Wohlgeschmack zu verlieren.

London sendet zuweilen Porterbier in Flaschen hierher, ganz besonders gebraut, um sich auf der Reise, wie am Lande, ohne daß es nöthig wäre, es an kühlen Orten aufzubewahren, gut zu erhalten.

Rum liefern die inländischen Zuckerfabriken in beträchtlicher Menge; jung ist er äußerst ungesund, wird auch nur von den Matrosen und Negern getrunken.

Das Hauptgetränk in einem so heißen Lande ist daher das Wasser. Die Einwohner erhalten es von den öffentlichen Brunnen, woselbst Jedermann seinen Bedarf unentgeltlich abholen kann; ein großer Theil derselben kauft es von den Wasserträgern, die es den ganzen Tag hindurch in den Strassen ausrufen. Sogleich kann dieses Wasser nicht getrunken werden, da es in offenen, schmutzigen Fäßchen oft weit hergebracht wird, mit Staub bedeckt und ganz erwärmt ist. Das Wasser kömmt dann in große und kleine Gefäße (Talhas), von einer wenig gebrannten, durchlassenden Erdart, woselbst es sich abkühlet, und der Schmutz sich zu Boden sezt. Auch so ist es nicht angenehm zu trinken; Einige mischen es daher mit etwas Wachholderbrandwein, oder be-

reiten eine Limonade, welche kühlend und äußerst wohlfeil ist.

Der Verbrauch an Kaffee ist bedeutend, wird jedoch von dem an Thee aus China übertroffen; die gemeinere Volksklasse zieht den Paragnai-Thee vor.

Das Klima der Provinz Rio de Janeiro kann gesund genannt werden. Die Stadt, zum Theile von hohen Bergen umgeben, welche manchmal den freien Wechsel der Winde hemmen, zum Theile von einem Sumpfe begränzt, mit dessen Austrocknung man sich jezt beschäftigt, ist weniger gesund, als die höher liegenden Theile des Landes; die Hitze ist hier oft außerordentlich, besonders wenn die sonst regelmäßig eintretenden Seewinde einmal ausbleiben, steigt sie im hohen Sommer zu einem fast unerträglichen Grade. Ich habe bei einer solchen Gelegenheit das Reaumürsche Thermometer in der Sonne 41° 42' gesehen, im Schatten zeigt es zu selber Zeit 30° 45'.

Die gütige Vorsehung hat jedoch allen jenen Ländern, die der Sonne näher liegen, erquickende Winde gegeben, die der Sonne folgen, oder vom Ocean her wehen. In Rio trift fast regelmäßig um Mittag der Seewind ein, und weht beinahe bis Sonnenuntergang, dann folgt ein dem Regen ähnlicher Thau, der aber nur kurze Zeit anhält; nun kommen die drückendsten Stunden des Tages, oft ist auch die Nacht wenig kühler. Wenn der Mond in das erste oder zweite Viertel tritt, ist die Luft gewöhnlich rein und heiter, und wirkt der Hitze entgegen; die Nächte sind dann bezaubernd, und wer so glücklich ist, in der Nähe der Stadt ein Landhaus zu bewohnen, wird den Schlummer gewiß so spät als möglich suchen.

Die Jahreszeiten unterscheiden sich von den europäischen

darin, daß das Frühjahr im September, der Sommer im Dezember, der Herbst im März und der Winter im Juni beginnt. Im Frühjahre ist die Hitze mäßig, die Nächte und Morgen oft empfindlich kalt, besonders wenn es ein paar Tage hindurch regnete; gewöhnlich ist aber das Wetter heiter und trocken. Der beginnende Sommer kündiget sich durch öfters überzogenen Himmel und schnell zunehmende Hitze an; von den hohen Gebirgen nördlich von der Stadt, ziehen dunkle Wolken heran, füllen das Becken des Hafens mit Nebel, und entleeren sich endlich, um durch andere Wolken, welche der Seewind herbeitreibt, ersezt zu werden. Dieses ist der Anfang der sogenannten Regenzeit, welche aber keine bestimmte Zeit einhält. Sezt der Regen einmal einige Tage aus, so wird es ungewöhnlich heiß, und die warme, mit Feuchtigkeit geschwängerte Luft schwül und erstickend. Um diese Zeit zeigen sich die meisten Krankheiten; der plötzliche Wechsel von außerordentlicher Hitze und naßkalter Witterung *) wirkt nachtheilig auf die Gesundheit. Viele Europäer und Eingeborne erhalten einen Ausschlag, der manchmal den ganzen Körper mit Geschwüren bedeckt, aber beinahe jeder Fremde wird um diese Zeit von einem Ausschlage gequält, der in einem unerträglichen Jucken am ganzen Körper besteht; in Deutschland ist dieser Hautausschlag unter dem Namen rother Hund (engl. Prickly Haes) bekannt. Die Einwohner halten ihn für gesund und wünschen sich und anderen Glück, wo sie ihn nur immer gewahr werden.

Gegen das Ende des Novembers füllt sich der Himmel

*) In meinem Tagebuche vom Jahre 1826 finde ich angemerkt, daß das Thermometer am 24. November um ein Uhr Nachmittag im Schatten auf 29° 27′ stand; um fünf Uhr fiel es nach einem heftigen Gewitter mit Platzregen auf 17° und das Hygrometer ging von 52° 15′ auf 98° 20′.

meist gegen Mittag mit anfänglich grauen, sehr elektrischen Wolken, die allmählich dunkelschwarz werden, und sich ganz zur Erde herabzulassen scheinen; kein Lüftchen regt sich, die Gewässer der Bai gleichen einem kleinen Landsee, alle Thiere sind unruhig, wie wenn sie ahndeten, daß die Natur sich zu einem erschütternden Ausbruche vorbereite, und der Mensch vermag in der drückend heißen Luft kaum zu athmen. Zum Glücke dauert dieser Zustand nicht lange; das ferne Rollen des Donners verkündet das herannahende Gewitter; einzelne Windstöße erfüllen die Luft mit Staubwolken, und vereinigen die am Himmel allmählich zu einer Masse; Blitze durcheilen die Luft; endlich folgen sie schneller und feuriger aufeinander, immer rascher antwortet ihnen der Donner, bis die ganze furchtbare Wolkenmasse vereinigt ist: — der Tag verwandelt sich jezt in Nacht, die ganze Atmosphäre scheint auf Augenblicke in Flammen gesezt, die Erde bebt von dem furchtbaren, nimmer endenden Rollen des Donners, die See tobt und bedeckt das Ufer weit hin mit dem Schaume der Wellen, alle Elemente sind im Aufruhre. Endlich scheint das Ungewitter sein Ziel erreicht zu haben, der Donner schweigt auf Augenblicke, ein Blitzstrahl, feuriger als die vorigen, theilt die Wolken und stürzt prasselnd nieder, ihm folgt ein betäubendes, furchbares Krachen, als wollte das Himmelsgewölbe einfallen, dann stürzt der Regen in Strömen herab, jede Strasse wird ein Bach, und die Neger waden zu hunderten umher, um für geringe Belohnung den Fußgehern, die ihre Wohnungen nicht mehr erreichen konnten, ihre Dienste anzubieten. Das Ungewitter legt sich nun bald, und ein paar Stunden darauf ist der Himmel wieder hell und heiter.

Diese herrlichen Naturscenen erneuern sich bis zu dem Beginnen des Sommers beinahe täglich und meistens bei Nacht. Den Eingebornen, die an sie gewöhnt sind, flößen

sie nicht die mindeste Furcht ein; nicht ganz davon befreit sind im Anfange die Fremden, bis sie zur Ueberzeugung gelangen, daß nur selten Unglück entsteht. In einiger Gefahr schweben die im Hafen befindlichen Schiffe, deren hohe Maste nicht immer von den Blitzen verschont werden.

Die Hitze während der Dauer der Sommermonate ist sehr groß *), am empfindlichsten sind aber die Nächte. Ich habe bemerkt, daß Ausländer von allen Ständen, wenn sie gesund in Brasilien anlangten, im Anfange nicht besonders von der Hitze angegriffen wurden, und sich weit weniger schonten, als die Eingebornen; aber im zweiten oder dritten Jahre stellte sich bei den Meisten eine so große Mattigkeit ein, daß sie sich durchaus an die Lebensweise der Brasilianer gewöhnen mußten.

Das Wetter ist während dieser Jahreszeit sehr beständig, und der Luftkreis ungemein rein und helle; die Sonne erhebt sich mit außerordentlichem Glanze, und wenn auch manchmal Wolken aufsteigen, so gleichen sie einem zarten, durchsichtigen Gewebe, das keinen Wechsel auf dem tiefen Blau des Himmelsgewölbes hervorbringt. Wenn die Hitze lange Zeit hindurch ununterbrochen anhält, so erhizt sich die Luft sichtbar, und nimmt jene schwebende Bewegung an, welche man in der Nähe von Glashüten und Hochöfen bemerken kann; alle Gegenstände, auf welche die Sonne unmittelbar einwirkt, sind auf das Höchste erwärmt, besonders die Dächer und das Pflaster, und fällt vor Sonnenuntergang ein plötzlicher Regen, so steigt von ihnen sichtbar ein

*) Man verweiset den Leser auf eine am Ende dieses Buches befindliche Witterungs-Tabelle vom Jahre 1823, welche der Verfasser der Güte des Hrn. General-Consuls von Langsdorf verdankt.

ſtarker und läſtiger Dampf auf, ganz dem ähnlich, der entſteht, wenn man auf einen künſtlich erhizten Ziegelſtein kaltes Waſſer gießt.

Im Herbſte nimmt die Hitze ab; die darauffolgenden Wintermonate ſind ſehr angenehm; aber die Eingebornen ſind gegen die Kühle des Morgens und der Nacht, beſonders, wenn der Regen einige Zeit anhält, äußerſt empfindlich, obwohl das Thermometer in der Nähe der Hauptſtadt ſchwerlich jemals unter 8 Grad R. herabging; es ſcheint, daß auch die Atmoſphäre empfindlicher, als in gemäßigten Ländern iſt, denn ich kann mich erinnern, daß, während ich mich mit einigen Freunden auf der Sazenda des Herrn von Langsdorf aufhielt (29. November 1823) nach einem heftigen Gewitter Schloſſen fielen, welche bei längerer Dauer die Pflanzung ſehr beſchädiget hätten; das Thermometer ſtand während dieſem Ereigniſſe auf 12° 14'; es gehört übrigens zu den höchſt Seltenen. Man hat kein Beiſpiel, daß es in den nieder liegenden Theilen der Provinz Rio de Janeiro jemals ſchneite oder fror; auf den höchſten Punkten der Gebirge, die an Minas gränzen, erfriert zuweilen Zuckerrohr, Bananen, Kaffee.

Die abnehmende Hitze und die etwas ſtockende Vegetation ſind die einzigen Kennzeichen des Winters in der erwähnten Provinz; Bäume und Stauden prangen mit dem ſchönſten Grün, manche blühen ſogar oder ſetzen Fruchtknospen an. Die Regenzeit, welche in tropiſchen Ländern, beſonders in den nördlichen Provinzen Braſiliens, in dieſe Jahreszeit fällt, iſt hier ſehr veränderlich, und mancher Winter zeichnet ſich durch den heiterſten Himmel und anhaltende Trockenheit aus.

Die Witterung iſt natürlich auch in Braſilien nicht in

einem Jahre, wie im andern. Manches ist ungewöhnlich heiß und trocken, in manchem scheint der Regen nicht mehr aufhören zu wollen; der Einfluß der dadurch gestörten Ordnung auf die Vegetation aller Gewächse, und das körperliche Befinden der Menschen, zeigt sich auf verschiedene Weise, und übt, wie in andern Ländern, seine verderbliche Einwirkung auf die Erndten des Landmannes und die Gesundheit der Einwohner. . . . .

Die Vorsehung gefiel sich, über Brasilien das Füllhorn des Reichthums auszuleeren; die üppigste Vegetation nährt sich mit gierigen Zügen an dem Busen der Mutter Natur, die Eingeweide der Erde bergen die kostbarsten und nützlichsten Metalle, die seltensten Edelsteine, und alle Früchte, mit welchen die Vatergüte des Weltenschöpfers das Menschengeschlecht beschenkte, können auf einem Flächenraume von 140,000 Quadratmeilen*) durch den Fleiß und Willen des Menschen einheimisch gemacht werden.

Die Bewohner dieses glücklichen, herrlichen Landes bleiben überdieß von jenen schrecklichen Naturscenen befreit, welche den Aufenthalt in andern, übrigens gleich begünstigten Ländern der heißen Zone, höchst gefährlich machen. Man kennt in Brasilien weder jene schrecklichen Erdbeben, welche die fruchtbarsten Provinzen in Wüsteneien verwandeln, weder jene wüthenden Orkane, welche nach wenigen Stunden die Früchte vieljähriger Anstrengung zerstören, und den Wohlstand von Tausenden zertrümmern; noch jene bösartigen, ansteckenden Krankheiten, die oft Städte und Gegenden entvölkern, und ganze Generationen hinwegraffen.

Die gewöhnlichsten Krankheiten sind hier die Syphilis,

*) 15 auf den Grad, nach Balbi 140,625 Quadratmeilen.

die Wassersucht, Entzündungs- und Gallfieber, Leberverstopfungen, Unterleibsbeschwerden, ruhrartige Durchfälle, Wechselfieber in sumpfigen Gegenden und die Kindsblattern. Letztere richteten früher große Verheerungen an, und wurden besonders durch die neuangekommenen Negersklaven verbreitet; jezt werden aber diesen, wie allen neugebornen Kindern, die Kuhpocken eingeimpft, und dem Uebel, so weit es die mangelhaften polizeilichen Anstalten erlauben, Einhalt gethan.

Aeußerlich herrschende Krankheiten sind: Augenübel, lästige, oft bleibende Geschwülste, eine Folge plötzlicher Erkältung oder übermäßigen Geschlechtsgenusses, endlich verschiedenartige Hautausschläge, welche eine Folge des immerwährenden Genusses von getrocknetem Salzfleische, oft sehr bösartig werden. Die Elephantiasis und ein unheilbarer Ausschlag, hier Capra genannt, kommen zum Glücke selten vor.

Der Ausländer muß fast ohne Ausnahme dem Klima seinen Tribut entrichten, welcher, bei gehöriger Vorsicht, in einem kurz dauernden Uebelbefinden besteht. Gegen den größten Theil der erwähnten Krankheiten kann sich der Europäer durch große Mäßigkeit in seiner ganzen Lebensweise so ziemlich verwahren; besonders dürften ihm Vorsicht gegen zu große Erhitzung und plötzliche Erkältung, und der Gebrauch der äußerst stärkenden Seebäder am frühen Morgen empfohlen werden.

Der freundliche Tod ist hier nicht viel geschäftiger, als in anderen volkreichen Städten; doch zaudert er nicht lange, seine Beute heimzuführen, und erspart dem Kranken die Leiden eines dauernden Krankenlagers, welche in einem so heißen Lande entsetzlich seyn würden. Die ungeheure Zahl

der Aerzte, welche in Rio de Janeiro wohnen, arbeitet ihm treulich in die Hände, und die Apotheker und Materialien-Händler können seine treuesten Verbündeten genannt werden.

Die Aerzte werden durchgehends Doctoren genannt, obwohl nur sehr wenige die portugiesische Universität besuchten, oder in Frankreich promovirten; die Meisten sind daher höchst unwissend, und bedienen sich der veralteten portugiesisch-medizinischen Werke, welche nicht selten Ausländer zu Verfassern haben, um mit ihrer Hülfe die Kranken zu behandeln, welche so thöricht sind, sich ihnen anzuvertrauen. Obwohl nun ihren Mitbürgern nicht unbekannt seyn kann, daß sie nur äußerst mangelhafte Studien machten, so stehen sie nichts desto weniger in dem größten Ansehen; begünstiget sie der Zufall nur einiger Maßen, so ist ihr Verdienst der beßte, da eine jede Visite von den Reichen nicht unter 6 mil, und von den Aermeren nicht unter 2 mil Reis bezahlt wird.

Die brasilianischen Aerzte sind, im Geschmacke des Volkes, die größten Schauspieler auf der Weltbühne, und ahmet ihnen der europäische Arzt, der hier sein Fortkommen sucht, nicht gänzlich nach, so dürfte es sehr gefährdet seyn. Die höchste Eleganz in der Kleidung, feierliches, gleichsam in Gedanken verlorenes Einherschreiten, eine bedenkliche Miene am Krankenbette, theilnehmendes und vielfältiges Befragen des Kranken, lange Recepte, deren Abfassung großes Nachdenken zu erfordern scheint — sind unerläßliche Bedingnisse, um sich einen guten Ruf zu erwerben. Unter den Europäern, welchen diese Rolle mit Erfolg zu spielen größtentheils schwer fällt, schicken sich die Franzosen, die nicht ohne Vorübung hieher kommen, am beßten; als Wundärzte erwarben sie bald großen Ruf, denn die Ungeschicklichkeit der Brasilianer in diesem wichtigen Fache übersteigt je-

den Begriff, da ihnen das Studium der Anatomie ganz fremd ist.

Bei einer nothwendigen Operation, welche an einem Kranken in dem kaiserlichen Militär-Spitale vorgenommen werden sollte, both einer meiner Freunde, ein höchst talentvoller Arzt, seine Dienste, und da diese nicht angenommen wurden, seinen chirurgischen Apparat an; aber der Oberarzt, eine Person von großem Rufe und Ansehen, wußte sich auch nicht eines einzigen Instrumentes zu bedienen, und versicherte, er sey gewöhnt, seine Operationen mit dem Canirette (Federmesser) zu machen.

Brasilien ist übrigens das Eldorado der Aerzte; geneset der Kranke durch die Hülfe einer guten Konstitution, so ist dieß eine Folge der trefflichen Behandlung; stirbt er, so wird die Familie, unter ceremoniösen Beileidsbezeugungen, mit der Versicherung getröstet, daß er nicht zu retten war, und daß kein irrdisches Wissen etwas gegen den Willen der Vorsehung vermöge.

Die Menge der Apotheken in Rio wird dem Fremden auffallen; sie sind nichts weiter als kleine, mit brasilianischem Geschmacke ausgeputzte Kaufladen, in welchen holländische Porzellan-Töpfe, mit gelehrten Aufschriften, die weder Doctor noch Apotheker verstehen, und große Flaschen mit vielfarbigem Wasser umherstehen. In den Schubladen befinden sich verschiedene Kräuter und Droguerien, die nicht selten verdorben aus dem Auslande kommen, aber nichts desto weniger zu ungeheuren Preisen an die Kranken abgegeben werden. Das Merkwürdigste im Laden ist der Apotheker und seine Gehülfen, deren Bemühungen, sich wichtig zu machen, wirklich unterhaltend anzusehen sind. Die Barbiere, sehr geschickt in der Handhabung des Rasirmessers

und der Haarscheerer, sind auch zugleich Wundärzte. Die Regierung ertheilt das Privilegium, diese Kunst auszuüben, mit unbegreiflicher Sorglosigkeit; ich habe fremde Abentheurer, nachdem sie in allen möglichen Zweigen ihr Glück versucht hatten, plötzlich als Augenärzte auftreten sehen, überhäuft mit Geschäften, da hier sehr viele Menschen an den Augen leiden, die natürlich, von so gänzlichen Laien in der schwierigen Behandlung dieses edlen Theiles, nur Verschlimmerung ihres Uebels erwarten konnten.

Gegenwärtig befinden sich mehrere sehr geschickte ausländische Aerzte in der Hauptstadt, und die Zeit dürfte nicht ferne seyn, wo die Eingebornen nur mehr den erfahrenen und erprobten Aerzten ihre Zutrauen ausschließlich schenken werden; die ungeheure Menge der Quacksalber wird dann nicht länger bestehen können.

III.

Ankunft deutscher Auswanderer und Rekruten, und einer Anzahl wilder Ureinwohner vom Stamme der Botocudos aus dem Inneren Brasiliens.

Man hatte schon lange Schiffe mit Rekruten für das Fremden-Regiment erwartet; endlich langten nach einander mehrere an, mit ihnen viele Familien deutscher Auswanderer, welche mit voller Ueberzeugung, Brasilien wäre das irdische Paradies, den Boden dieses Landes betraten. Die Ersteren wurden sogleich nach den verschiedenen Kasernen gebracht, und wenn es wahr ist, daß ein Theil von ihnen aus den

Zuchthäusern von Meklenburg kam, so kann man wohl sagen, daß ihr Schicksal sich sehr verschlimmerte; denn sie erhielten hier unstreitig mehr Schläge und eine schlechtere Verpflegung, als dort, und die ihnen von den Negern ertheilte Benennung escravos brancos (weiße Sklaven) paßte vollkommen auf ihre Lage.

Die deutschen Auswanderer waren besonders für die Eingeborenen eine merkwürdige Erscheinung. Da sie die Ueberfahrt aus eigenen Mitteln bestritten, so konnte man ihnen den Besuch der Stadt nicht verbieten, und einzelne Abtheilungen glaubten wahrscheinlich, ihr neues Vaterland nicht feierlich genug betreten zu können; im ländlich deutschen Geschmacke zogen sie daher mit ihren Weibern und Kindern, ein paar Geiger an der Spitze, mit schlecht verhaltenen Ausbrüchen der Freude, durch die Strassen der amerikanischen Kaiserstadt, und gaben den erstaunten Brasilianern das Bild einer deutschen Bauernhochzeit. Die Kleidung, die Schwerfälligkeit in Haltung und Gang dieser guten Leute, ihr verblüftes Aussehen bei dem Anblicke so vieler neuen Gegenstände, besonders der halbnackten Neger, die sich hinzudrängten und sie nicht weniger verwundert betrachteten, bildeten einen höchst merkwürdigen Abstand gegen die moderne Kleidung der Einwohner, ihre schöne Haltung, den leichten Gang und ihr gleichgültiges Aussehen. Ich machte bei dieser Gelegenheit meine Betrachtungen, wie doch von dem frommen Sinne unserer Vorältern so gar wenig auf uns herüber gekommen ist, welche gewiß nicht unterlassen hätten, nach einer so weiten und gefahrvollen Reise der gütigen Vorsehung, die sie beschützte und glücklich an das ersehnte Ziel führte, mit gerührtem Herzen in einem der vielen christlichen Tempel zu danken. Aber die Auswanderer zerstreuten sich, um in den Kneipen der Stadt bei einer Flasche schlechten Branntweines die Mühseligkeiten und Gefahren der Reise zu vergessen.

Merkwürdiger, als die Ankunft unserer Landsleute vom Rheine, deren Klagen später bis über das Weltmeer zu meinen Lesern gedrungen seyn werden, war die eines Stammes der Engeregmous, von den Portugiesen Botocudos genannt. Sie gehörten nicht jenen wilden Botocudos an, welche sich in der Nähe des Rio Belmonte aufhalten, Menschenfresser seyn sollen, und gegen welche ein unerbittlicher Vertilgungskrieg geführt wird. Diese, hier noch nie gesehenen Wilden, wohnen in der Nähe des Rio Doce, in der Provinz Espirito Santo, zwar ganz nach ihrer Weise von Jagd und Fischfang lebend, aber im Frieden mit den benachbarten Pflanzern, welchen sie sich zuweilen näherten, um einige Bedürfnisse, die sie kennen gelernt hatten, gegen Produkte des Waldes einzutauschen. Man hatte sie wahrscheinlich mit List und sanfter Gewalt hieher gebracht, angeblich, um sie mit der Macht und den Reichthümern der weißen Menschen bekannt zu machen, und ihre Neigung zu einem wandernden Leben zu vermindern, mir jedoch wahrscheinlicher, um dem Kaiser und seiner Familie das Vergnügen zu verschaffen, diesen, wegen seiner Wildheit und entstellenden Kennzeichen berüchtigten Stamm der Ureinwohner Brasiliens kennen zu lernen.

Diese Botocudos waren in einem ausgeräumten Magazine des Arsenals auf der Schlangeninsel (Ilha das cobras) untergebracht worden, dort konnte sie Jedermann sehen; das Zuströmen der Neugierigen war daher außerordentlich, und ich ließ es nicht bei einem Besuche bewenden.

Es mochten einige vierzig Personen, Männer, Frauen und Kinder seyn; bekanntlich haben sie die Gewohnheit, die Unterlippe und beide Ohren zu durchlöchern und in diese Theile zuerst kleine Stücke eines leichten zirkelrunden Holzes zu bringen, welche, allmählig größer ausgewählt, diese ungewöhnlich ausdehnen; der Mund wird dadurch besonders ent-

ſtellt, und die Unterlippe bei Denjenigen, die auf dieſen, in ihren Augen herrlichen Schmuck, einige Mühe verwenden, über vier Zoll von den Zähnen entfernt; die Spitzen der Ohrläppchen berühren die Schultern. Von dieſem Holze, welches dem Spunde eines Faſſes ſehr ähnlich iſt, der im Portugieſiſchen botoque auch batoque heißt, erhielten ſie ihren Namen. Männer und Frauen waren durchgehends von ſchönem Wuchſe, Erſtere von kräftigem, ſehr regelmäßigem Körperbau; auch ihre Geſichtsbildung wäre, ohne die entſetzliche Entſtellung, angenehm, wie man an einigen acht- bis neunjährigen Knaben und Mädchen, die noch mit keinem Botoque verunſtaltet waren, bemerken konnte. Die Haut dieſer Kinder war braun, wie es die eines europäiſchen Südländers ſeyn würde, der ſeinen nackten Körper beſtändig der Glut der Sonne ausſezte. Die braunrothe Farbe der Aelteren war unbedingt eine Folge des Anſtriches mit rother, mit Mamon-Oel vermiſchter Tonerde, welcher ihnen, theils als Zierrath, theils als Schutzmittel gegen die Inſekten der Wälder dient, und der ſich allmählig innig mit der Haut vermiſcht. Bekanntlich dulden die meiſten Nationen der amerikaniſchen Wilden außer dem Haupthaare kein anderes an irgend einer Stelle ihres Körpers.

Als ich die Botocudos zuerſt ſah, hielten ſie eben ihr Mittagsmahl, welches aus getrocknetem Fleiſche, gekochten ſchwarzen Bohnen, Mandiok-Mehl und etwas Branntwein beſtand; ſie aßen haſtig und außerordentlich viel; als ſie geſättiget waren, gingen ſie an das Ufer, um Geſicht und Hände zu waſchen. Jezt erſt bemerkte ich, daß man ihnen ihren Lippen- und Ohrenſchmuck genommen hatte, wodurch ſie ein gräßlich-eckelhaftes Ausſehen erhielten; die Unterlippe, der die gewöhnliche Stütze fehlte, hing weit über das Kinn herab und entblößte die Zähne und das Zahnfleiſch gänzlich, ſo daß es den Anſchein hatte, als hätten ſie den Untertheil des

Gesichtes mit einem cirkelrund geschnittenen Stücke frischen Fleisches bedeckt, und die gewaltigen Ohren, an welchen der große Ring, welchen sonst der Botoque ausfüllte, besonders auffiel, schwebten bei jeder Bewegung hin und her, und legten sich manchmal über einen Theil ihres Gesichtes. Die, gleich den Männern, nur nothdürftig bedeckten Weiber waren besonders häßlich, und eine schon bejahrte Frau schien mir der Inbegriff von Allem, was die Erde Abschreckendes besitzen kann.

Einige Personen brachten ihnen verschiedenes Spielwerk, den Weibern Glasperlen u. s. w., aber zu unserem Erstaunen nahmen sie, was man ihnen gab, ohne das mindeste Zeichen der Freude oder der Erkenntlichkeit; es gelang einigen niederträchtigen Menschen, trotz dem strengen Verbothe, ein oder das andere ihrer Kinder auf die Seite zu bringen, die ihnen, als es bekannt wurde, wieder zugestellt werden mußten; aber sie äußerten bei ihrem Verluste, wie bei ihrem Wiederfinden weder Schmerz noch Freude.

Nachdem man diese wahrhaft wilden Menschen einige Zeit gefüttert und angestaunt hatte, wurden sie wieder nach ihren heimathlichen Wäldern gebracht; vorher beschenkte man die Frauen mit farbigen Tüchern, die Männer mit rothen Matrosen-Hemden, Hosen und dreieckigen Hüten; man war jedoch vergebens bemüht, sie zu bereden, die Beinkleider anzuziehen. Ich überlasse es dem Leser, sich ein Bild zu entwerfen, wie diese Leute in ihrer neuen Tracht aussahen.

IV.

Besuch des Ständehauses.

Um das Mißtrauen des brasilianischen Volkes gegen die politischen Absichten der Regierung zu heben, sahen der Kaiser und seine vertrautesten Rathgeber sich genöthiget, die Vertreter sämmtlicher Provinzen Brasiliens nach der Hauptstadt zu berufen, und ihnen den Entwurf zu einer Verfassung für das neue Kaiserreich zur Berathung vorzulegen. Diese Versammlung nahm den Titel Assemblea Constituinte e legislativa an, und wurde den 3ten Mai 1823 von dem Kaiser feierlich eröffnet.

Die Verhandlungen wurden öffentlich in einem zur kaiserlichen Residenz gehörigen Saale gehalten, der schön und zweckmäßig verziert war; das Volk hatte freien Zutritt auf den Gallerien, welche stets mit Wißbegierigen überfüllt waren.

Aber auch Derjenige fand hier volle Befriedigung, der keinen entschiedenen Antheil an den politischen Angelegenheiten des Landes nahm, und welchen Neugierde allein auf die Gallerie führte.

Die General-Versammlung der brasilianischen Abgeordneten bot einen höchst interessanten Anblick dar. Es ist schon bemerkt worden, daß die den Portugiesen angeborne Würde in allen ihren Bewegungen, und die Gabe, sich in einer Sprache, die schon vor dreihundert Jahren in ihrer vollen

Ausbildung stand, höchst beredet auszudrücken, auf ihre amerikanischen Abkömmlinge überging. Unter den drei und siebenzig Abgeordneten der neunzehn Provinzen des ungeheuren Reiches war daher nicht Einer, welcher der wichtigen Stelle, die er bekleidete, nicht vollkommen gewachsen schien. Das Volk, welches, wenn Intriguen und Umtriebe keinen Einfluß auf seine Gesinnungen ausüben können, allenthalben mit trefflichem Takte seine Vertreter zu wählen versteht, hatte größtentheils Männer hieher gesendet, welche in gänzlich unabhängigen Verhältnissen weder Gunstbezeugungen von der Regierung zu suchen hatten, noch den mächtigen Einfluß, welchen höhere Beamte durch ihre Untergeordneten in einem kleinen Lande ausüben, befürchten durften. Obwohl für die persönlichen Fähigkeiten des Kaisers sehr eingenommen und ihm aufrichtig ergeben, betrachten sie ihn doch als den Mann der Volkswahl, und hielten den gegenwärtigen Augenblick für den allein günstigen, dem Volke seine heiligsten Rechte zu sichern, der Willkühr Schranken zu setzen und die Gesetze über den Thron zu erheben, ohne dadurch den Fürsten, der ihn zierte, zu einem Schattenbilde zu erniedrigen. Der junge feurige Kaiser hatte nämlich in der jüngsten Zeit, nicht immer von patriotischen Rathgebern geleitet, eine äußerst willkührliche Strenge gegen freidenkende Bürger gezeigt und die Neigung nur wenig verborgen, sich ohne die mindeste Einschränkung des ganzen Vorrechts der höchsten Macht zu bedienen.

Dagegen anzukämpfen, war der entschiedene Vorsatz der General-Versammlung. Es ist nicht abzuleugnen, daß einige Abgeordnete, besonders aus den nördlichen, den amerikanischen Freistaaten zunächst gelegenen Provinzen, ehrgeizige Absichten und selbstsüchtige Plane unter dem Deckmantel des Liberalismus verbargen; die Mehrzahl war jedoch gut gesinnt, und das Wohl des Vaterlandes lag ihnen aufrichtig am Herzen.

Der Kaiser und seine Minister rüsteten sich zum kräftigen Widerstande; es ergiengen wiederholte Ermahnungen an die Generalversammlung, den Freiheitsschwindel des Volkes nicht zu nähren. Eine bedeutende Militärmacht wurde in der Nähe der kaiserlichen Quinta versammelt, beständig von dem Kaiser in den Waffen geübt, und um die Truppen bei guter Stimmung zu erhalten, der Sold der Offiziere und Gemeinen erhöht. Aber die Abgeordneten wankten nicht einen Augenblick; anstatt sich mit Rangstreitigkeiten und erbärmlichen Kleinigkeiten zu beschäftigen, arbeiteten sie eifrig und mit glühendem Feuer an den Grundzügen der Landesverfassung; und wahrscheinlich im festen Vertrauen auf eine thätige Mitwirkung des Volkes und der Ergebenheit eines bedeutenden Theiles der Truppen, wurde in einer lebhaften Sitzung (am 29. Juli) mit überwiegender Stimmen-Mehrheit entschieden, daß die Beschlüsse der General-Versammlung selbst dann in volle Kraft treten sollten, wenn auch der Kaiser ihnen seine Zustimmung verweigern würde. Die Spannung zwischen Volk und Regierung nahm von diesem Augenblicke zu, und es schien sich eine Catastrophe zu bereiten, deren Ausgang wir später erzählen werden.

V.

San Christovão. — Die kaiserliche Familie. — Hofleben.

Eine halbe Stunde westlich von der Hauptstadt, und gleichsam mit dieser zusammenhängend, befindet sich das Kirchspiel S. Christovão. Vor dreißig Jahren stand hier

noch undurchdringlicher Wald, jezt erheben sich auf derselben Stelle schöne Wohnungen, unter ihnen ist das kaiserliche Lustschloß Boa Vista (a imperial Quinta de Boavista) die Bedeutendste. Vor der Ankunft des Königs von Portugal hatte ein wohlhabender Kaufmann auf einer Anhöhe, etwas entfernt von der Strasse nach Minas und S. Paulo ein Haus gebaut, nicht ahndend, den Grund zu der Residenz der Beherrscher von Brasilien zu legen. Es wurde ihm die Ehre, einige Zeit nach der Landung des portugiesischen Hofes, von dem damaligen Prinz-Regenten Don Juan, besucht zu werden. Die Sitte gebot demselben bei des Prinzen Entfernung die Schlüssel des Hauses zu überreichen; der Prinz, der nebst seiner Familie fast ohne Wohnung war, nahm sie an, und entschädigte seinen Unterthan auf eine seiner würdige Weise. Seitdem wurde die bescheidene Wohnung eines Bürgers wiederholt erweitert; ein rundes und mehrere viereckige Gebäude mit den Aelteren in Verbindung gebracht, das Ganze gelb angestrichen, und leider das Muster einer geschmacklosen Bauart aufgestellt. Das Innere des Schlosses unterscheidet sich eben so wenig von der Wohnung eines gewöhnlichen Privathauses, die Zimmer und Säle sind schlecht eingetheilt, die Gänge dunkel und enge, und die Treppen schmal und unbequem. Die Zimmer der Kaiserin hatten sogar die Aussicht auf die Stallungen.

Ordnung und Reinlichkeit wurden allenthalben vermißt, und die Spuren einer afrikanischen Wirthschaft waren nur zu bemerkbar. Betritt man jedoch die Kolonaden, oder Varandas, welche durch Glasfenster geschlossen werden können, so weilt das Auge auf einer der schönsten Gegenden der Erde, und genießt eine unaussprechlich schöne Aussicht.

Der Kaiser bewohnt jezt die Quinta fast ausschließlich mit seiner Familie, und kömmt nur an den Cour- und

Galla-Tagen nach seinem Pallaste in der Stadt. Für die Umgebung von Boa Vista ist bisher noch nicht das Mindeste geschehen, die zu Gartenanlagen bestimmten Plätze sind mit Angela-Gras bepflanzt, womit der kaiserliche Marstall versehen wird, und mit üppig und wild aufgeschossenen Hecken umgeben. Dicht am Schlosse steht ein Tellegraphe, der mit den übrigen der Umgegend correspondirt.

Don Pedro I., Kaiser von Brasilien, vermählt seit dem 13. Mai 1817, mit der Erzherzogin von Oesterreich: Maria Leopoldina, ist Vater von fünf Kindern.

Dona Maria da Gloria, geboren den 4. April 1819.

D. Januaria, geboren den 11. März 1821.

D. Paula Mariana, geboren den 17. Febr. 1823.

D. Franziska Karolina, geboren den 2. August 1824.

D. Pedro de Alcantara, Kronprinz, geboren den 2. Dezember 1825.

Die Kaiserin, geboren den 22. Januar 1798, und in demselben Alter, wie ihr erhabener Gemahl, sieht ihrem kaiserlichen Vater sehr ähnlich; das Klima Brasiliens hat einigen Einfluß auf ihre Gesichtsfarbe und Gestalt ausgeübt, so zwar, daß die Kaiserin keinen Anspruch auf Schönheit machen kann. Dagegen werden diejenigen, welche gleich mir so glücklich waren, Ihrer Majestät zu nahen, nie ermüden, die ungemein gnädige, ja herzliche Weise zu rühmen, mit welcher sie empfangen wurden.

Das Benehmen der Kaiserin in ihrem Pallaste, oder wenn Sie öffentlich erschien, war dasselbe, welches die wackeren Bewohner der österreichischen Hauptstadt mit begeisterter Liebe an die Familie ihres Beherrschers fesselt, und welches

so ganz im Einklange mit der Gutmüthigkeit des Deutschen steht; die Brasilianer an die Etiquette des portugiesischen Hofes gewöhnt, wußten es nicht zu würdigen.

Die Entschlossenheit der Kaiserin wurde schon in Wien sehr gerühmt, und in der That gehörte kein gewöhnlicher Muth dazu, Eltern und Vaterland zu verlassen, und eine lange und gefahrvolle Reise nach einem Lande zu unternehmen, welches damals noch zu denen in Europa fast unbekannten gehörte. Gattin eines feurigen, rastlos thätigen Prinzen, der sich später der schwierigen und gefahrvollen Aufgabe unterzog, unter revolutionären Stürmen der Beherrscher eines unermeßlichen und neu geschaffenen Reiches zu werden, theilte die Kaiserin, im ganzen Sinne des Wortes, seine Anstrengungen und Entbehrungen. Man sah sie ganze Tage an des Kaisers Seite zu Pferde, mit bewunderungswürdiger Ausdauer dem Klima und dem Ungestümme der Witterung trotzen, und selbst auf Reisen, welche den abgehärtetsten Europäer ermüdet hätten, wich sie nicht einen Augenblick von ihrem Gatten.

Die Kaiserin beschenkte ihren Gemahl mit gesunden, schönen Kindern, welche in ihrer erhabenen Mutter, unstreitig die gebildetste und unterrichtetste Frau ihres Reiches, eine höchst liebevolle Pflegerin besaßen, und später eine treffliche Erzieherin gefunden haben würden.

Man rühmt ganz besonders die Langmuth und Geduld dieser Fürstin; Tugenden, welche einige einem phlegmatischen Temperamente, andere philosophischen Ansichten zuschreiben, und findet Dieselbe darum besonders geeignet, die Gattin eines Fürsten zu seyn, der es nicht an Gelegenheit fehlen läßt, diese Tugenden häufig auszuüben. Es ist die Meinung einiger Personen, daß die Kaiserin stets zu wenig be-

mühe war, sich einigen Einfluß an einem Hofe zu sichern, an dem es, trotz seiner Neuheit, nicht an Intriguen fehlt, wodurch sie manchmal in eine passive Lage versezt wurde, welche sich mit ihrer fürstlichen Würde und ihrer erhabenen Abkunft nicht vertrug.

Von den kaiserlichen Kindern verspricht das älteste, Dona Maria, sehr schön zu werden, sie trägt die Züge ihres kaiserlichen Vaters, und hat die blauen Augen und blonden Haare ihrer erhabenen Mutter; die geistigen Anlagen dieser vielversprechenden Prinzessin sollen mit den glänzenden Eigenschaften ihres Körpers übereinstimmen.

Nicht minder lieblich sind die übrigen; sie wurden sämmtlich von deutschen Ammen, meistens Frauen der Kolonisten von Neu-Freiburg gestillt; — möchten sie mit der gesunden, kräftigen Nahrung, die sie erhielten, auch Wohlwollen für ein Volk eingesogen haben, welches vielleicht einst einen nicht unbeträchtlichen Theil der Bevölkerung Brasiliens ausmachen dürfte.

Unter den politischen Ereignissen, an welchen unser Jahrhundert so überreich ist, hat vielleicht früher keines die Aufmerksamkeit der Welt so sehr auf sich gezogen, als die Begebenheiten Südamerikas, eines unermeßlichen Continents, in dessen ausschließlichen Besitz sich bisher zwei europäische Mächte getheilt hatten, die Quelle ihres Reichthumes und ihrer Macht, welche nun für sie unwiderbringlich versiegt ist. Wie durch einen Beschluß des Schicksales sahen wir die Fahne der Freiheit von dem größten Theile der Bewohner Amerikas aufgepflanzt, nur Brasilien zog es vor, unter der Aegide einer monarchisch-repräsentativen Verfassung zu bleiben. Die Wahl des Volkes erhob einen Prinzen aus dem alten Hause, welches Jahrhunderte über Bra-

silien geherrscht hatte, auf den neu geschaffenen Thron und Don Pedro von Braganza wurde Kaiser von Brasilien.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die persönlichen Eigenschaften dieses jungen Fürsten einen großen Einfluß auf den Entschluß des Volkes übten, von welchem ein Theil geneigt war, dem Beispiele der spanischen Kolonien zu folgen und Brasilien zu einer Republik zu erheben.

Der größte Theil meiner Leser kennt D. Pedro aus den Beschreibungen der öffentlichen Blätter, welche genöthiget, den Berichten ihrer Correspondenten zu vertrauen, bald in die lärmende Trompete eines übertriebenen Lobes stoßend, bald strengen Tadel äußernd, das Publikum eher irre machten, als es zu einem richtigen Urtheil über den Charakter und die Fähigkeiten des Kaisers leiteten, der mit allem Rechte die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Die, wenn auch schwache Stimme eines Privatmannes, der mehrere Jahre in Brasilien, und öfters in der Nähe des Hofes zubrachte, dürfte darum als Beitrag zur näheren Kenntniß eines Fürsten gehört werden, welchem, wenn ihm an dem günstigen Urtheile seiner Zeitgenossen und der Nachwelt liegt, ein ehrenvoller Platz in den Büchern der Weltgeschichte nicht entgehen kann.

Don Pedro, Prinz von Brasilien, geboren den 12. Oktober 1798, kam im Jahre 1808 mit seinen königlichen Eltern und Geschwisterten nach Brasilien. Seine, wie seines Bruders D. Miguels, Erziehung wurde im höchsten Grade vernachlässiget, welches um so mehr zu bedauern ist, da beide Prinzen, aber besonders D. Pedro, ausgezeichnete geistige Fähigkeiten verriethen. Sich selbst und einem Führer überlassen, der mehr ihr Buffone als ihr Aufseher war, wendete sich ihre Neigung anfangs ausschließlich körperlichen

Uebungen zu, welche übrigens dem äußerst lebhaften Gemüthe und der Wißbegierde des Kronprinzen nur kurze Zeit genügten.

Während keine weidende Heerde in der Umgebung von Rio de Janeiro vor den Angriffen D. Miguels sicher war, widmete sich D. Pedro mit besonderer Vorliebe der Musik; Herr Neukomm, Meister der königlichen portugiesischen Kapelle, des großen Haydens bester Schüler, wurde sein Lehrer und hatte alle Ursache, sich der Fortschritte seines fürstlichen Zöglinges zu erfreuen, von welchem einige Kompositionen die Spuren keines gewöhnlichen Talentes tragen.

Der Kronprinz benützte endlich die Anwesenheit einiger portugiesischer Generale, welche unter Wellington gegen die Franzosen gefochten hatten, und betrieb das Studium der Kriegskunst mit großem Eifer.

Im Jahre 1817 vermählte sich D. Pedro mit einer Tochter des mächtigen Hauses Habsburg; er erhielt dadurch Ansprüche auf die Theilnahme an der Regierung, aber die Intriguen der Minister hielten ihn davon entfernt; doch nahte der Augenblick, der ihm Gelegenheit verschaffen sollte, glänzende Beweise seiner Thatkraft zu geben.

Die Revolution von Oporto (1820) wirkte ansteckend auf die portugiesischen Truppen in Brasilien. Sie proklamirten 1821 die Konstitution des Mutterlandes zuerst in Bahia, und einige Tage später in der Hauptstadt.

Der König und seine Familie beschlossen zitternd, die Konstitution zu bewilligen, und der Kronprinz übernahm es, die versammelten Truppen davon in Kenntniß zu setzen; allein und zu Pferde erschien er unter ihnen, und holte sodann

den König von Christoval ab, um die Konstitution zu beschwören. Vier Wochen später verließ Don Juan Brasilien, nachdem er seinen Sohn zum Prinz-Regenten von Brasilien ernannt hatte.

Don Pedro befand sich in einer der schwierigsten Lagen; er hatte zugleich gegen die Anmaßung der Truppen, die Uneinigkeit der Minister, und gegen die verschiedenen Partheien im Volke anzukämpfen. Der öffentliche Kredit war ganz gesunken, weil der König und eine große Menge reicher Portugiesen, die mit ihm zurückkehrten, fast alles baare Geld eingeschifft hatten, die Provinzen keines schickten, und die öffentlichen Kassen vollkommen leer waren. Aber bald mehrte sich noch das drückende Verhältniß des Regenten, als die Cortes in Lissabon die Absicht nicht mehr länger verhehlten, Brasilien unter den alten Druck des Kolonial-Systems zu bringen, und den Prinzen nach Portugal zurückriefen. Die Gährung im Volke war auf das höchste gestiegen; Pernambuko hatte bereits die portugiesischen Truppen verjagt, und in Bahia ist ein ähnlicher Versuch gewagt worden, der jedoch mißlang; die Parthei der Republikanischgesinnten in der Hauptstadt verbarg ihre Absichten nicht länger, und man schien nur auf die Abreise des Prinz-Regenten zu warten, um die Fahne der Unabhängigkeit aufzupflanzen.

Der Prinz konnte sich daher unmöglich verhehlen, daß es allein im Stande sey, Portugal seine amerikanischen Besitzungen zu erhalten; aber auch nicht, daß ihm ein schwerer, zweifelhafter Kampf bevorstehe, wenn er bliebe; wer kann es ihm verdenken, wenn er einen Augenblick schwankte?

Die gut gesinnten Bewohner der südlichen Provinzen, und die Feinde der Anarchie vereinigten sich indessen, den Prinz-Regenten zu bewegen, in Brasilien zu bleiben; er gab

ihren Vorstellungen nach, und erndtete den ersten Lohn seines männlichen Entschlusses durch den allgemeinen Jubel, durch die an Anbetung gränzende Liebe des Volkes.

Die Lage, in welcher sich der Prinz von diesem Augenblicke angefangen befand, erforderte Klugheit, rasches und kräftiges Handeln, und den ganzen Aufwand moralischer und physischer Kraft, dessen ein Mensch fähig ist.

Don Pedro de Alcantara vereinigte in seiner Person Eigenschaften, wie sie Demjenigen fast unbedingt nöthig sind, der in der wichtigen Epoche, die damals für Brasilien begann, entscheidend auftreten wollte.

Männlich schön gebildet, in der Blüthe des menschlichen Alters, gab ihm die Natur einen äußerst kräftigen Körper und eine unverwüstliche Gesundheit; seit seinem zwölften Jahre in Brasilien, beständig im Freien, lernte er schon frühe die Beschwerden eines tropischen Climas ertragen; gleichgültig gegen die Freuden der Tafel, höchst mäßig, gewöhnt an die Nahrung und Lebensweise des Landes, unterzog er sich allen Arten von Entbehrungen spielend; ein geübter Reiter, konnte der Prinz ganze Tage zu Pferde zubringen, ohne zu ermüden, und die Gluth der Sonne ertragen, ohne zu ermatten.

Don Pedro besizt endlich jenen Reichthum an gesundem Verstande, der manchmal eine sorgfältig wissenschaftliche Erziehung ersezt, eine schnelle Fassungsgabe und einen festen, durchaus furchtlosen Charakter; die beste Stütze dieser Eigenschaften in seiner damaligen Lage war aber sein Name und seine legitime Abstammung von einem alten Fürstenhause, dem die Bewohner Brasiliens seit Jahrhunderten unbedingt gehorcht hatten. Ohne diesen Nimbus der angebornen fürst-

lichen Würde, dem die Kabinete aus politischem Interesse und die nicht republikanischen Bewohner aller Länder aus angeerbter Gewohnheit huldigen, wäre übrigens Don Pedro vielleicht mit eben so geringem Erfolge auf der politischen Weltbühne aufgetreten, als manche Männer von den seltensten Talenten, welche es wagten, die Hand nach einer Krone auszustrecken, auf welche ihnen ihre Abkunft keine Ansprüche gab.

Der scheinbare Ungehorsam des Prinzen gegen die Beschlüsse der Cortes von Lissabon bewaffnete sogleich die portugiesische Parthei gegen ihn, deren Truppen in Rio de Janeiro Miene machten, denselben mit Gewalt von Brasilien zu entfernen.

Der Prinz blieb nicht auf halbem Wege stehen; indem er den Bewohnern der nördlichen Provinzen Brasiliens Befehl ertheilte, die portugiesischen Truppen mit Gewalt zu vertreiben, sezte er sich selbst an die Spitze der brasilianischen Milizen und drängte die feindliche Garnison so lange, bis sie kapitulirte, sich einschiffte und nach Portugal zurückkehrte. Don Pedro gab bei dieser Gelegenheit Beweise eines an Kühnheit gränzenden Muthes und brachte der Parthei, welcher er sich anschloß, ein großes Opfer; er verlor seinen damals noch einzigen Sohn Don Juan Pedro, welcher auf dem Schooße seiner nach Sta. Cruz flüchtenden Mutter starb. — Bald darauf erschien eine portugiesische Eskadre, welche der bisherigen Garnison Verstärkung zuführen sollte; Don Pedro brachte es dahin, daß sie unverrichteter Dinge wieder absegelte. Dann eilte er, nur von ein paar vertrauten Offizieren begleitet, nach der Provinz Minas, stellte sich an die Spitze einer Abtheilung eilig versammelter Freiwilligen, führte sie nach der Hauptstadt Villa-Ricca, zerstreute die portugiesische Parthei, welche sich seinen Befehlen widersezte, und traf

wieder in Rio de Janeiro ein, als man ihn noch kaum in Villa-Rica angekommen glaubte.

Die Erschöpfung der Kassen und die außerordentlichen Mißbräuche, welche bei der Staats-Verwaltung eingerissen waren, bewogen den Prinz-Regenten zuerst in seinem Hause, dem Sitze seiner grenzenlosen Verschwendung, bedeutende Veränderungen vorzunehmen; dann wendete er seine Aufmerksamkeit den verschiedenen Zweigen der öffentlichen Verwaltung zu.

Die Verhandlungen des Prinzen mit den Cortes in Lissabon bewiesen deutlich, daß er weit entfernt war, das natürliche Band zerreissen zu wollen, welches ihn an Portugal knüpfte; er begehrte allein die Beibehaltung einer Central-Regierung in Brasilien und gleiche Privilegien mit dem Mutterlande. Aber die Verblendung der Cortes arbeitete seinen Bemühungen auf alle Weise entgegen, die brasilianischen Abgeordneten kehrten, auf das höchste gegen ihre despotischen Entschlüsse erbittert, in ihr Vaterland zurück, das Volk theilte ihren gerechten Unwillen, und da die Drohungen der Cortes selbst den Prinzen nicht verschonten, so blieb ihm nichts mehr übrig, als dem stürmischen Verlangen des Volkes nachzugeben und die Unabhängigkeit Brasiliens öffentlich zu erklären.

Die Mehrzahl der Provinzen bot ihm die Krone des Kaiserreiches an, und am 1sten December 1822 setzte er dieselbe sich und seiner Gemahlin auf das Haupt. Die erste Handlung des Kaisers war, sich seine Würde zu sichern. Er organisirte die Armee, legte den Grund zu einer Flotte und gab Befehl, ein Fremden-Corps zu seiner eigenen Sicherheit zu errichten. Größtentheils von Portugiesen umgeben, welche den Haß der Brasilianer in vollem Maße erwiederten und den

jungen Fürsten, vielleicht absichtlich, zu ungeeigneten Maßregeln und dem Mißbrauche seiner Gewalt verleiteten, zeigte derselbe eine ungewöhnliche Strenge gegen diejenigen, die es nur entfernt wagten, sein Verfahren zu mißbilligen. Die Freiheit der Presse wurde unterdrückt, die Logen der Freimaurer, nachdem der Kaiser die Würde eines Großmeisters angenommen hatte, plötzlich geschlossen, einige ihrer Mitglieder mit willkührlicher Strenge verfolgt, und weit entfernt, das System einer liberalen constitutionellen Regierung zu befolgen, schien der Kaiser mit absoluter Gewalt über Brasilien herrschen zu wollen.

Das Volk, welches sich in seinen zum Theil überspannten Erwartungen getäuscht sah, und aufgereizt durch die Agenten einer republikanischen Parthei, verbarg nicht länger seine Unzufriedenheit, selbst die Truppen schienen sich demselben anschließen zu wollen.

In dieser kritischen Lage blieb dem Kaiser nichts übrig, als einige seiner verhaßten Rathgeber von seiner Person zu entfernen, einen vom Volke geliebten Mann an die Spitze des Ministeriums zu stellen, eine gesetzgebende Versammlung aus allen Provinzen des Reiches zusammen zu berufen und die Grundlagen einer Constitution ihrer Prüfung und Entscheidung zu unterwerfen.

Wir werden im Laufe dieser Erzählung Gelegenheit haben, über die weitere Handlungsweise des Kaisers zu berichten, und wollen uns jezt nur noch mit seinem Privat-Charakter beschäftigen.

Wenn man die ausgezeichnete Erziehung, welche heut zu Tage europäische Fürstensöhne erhalten, mit der vergleicht, welche Don Pedro zu Theil wurde, und seine Leistungen be-

trachtet, seitdem er selbstständig ist, so kann man nicht umhin, diesen jungen Fürsten zu bewundern, der, was er ist, allein sich selbst verdankt, und welcher unter anderen Verhältnissen einer der größten Männer geworden wäre, die jemals einen Thron zierten.

In seinen häuslichen Verhältnissen bemüht sich der Kaiser, so viel als möglich alles von sich zu entfernen, was ihn an die Bürde seines hohen Ranges erinnert, und gefällt sich, mit der Ruhe eines Privatmannes zu leben. Als der Verfasser im Jahre 1824 nach dem kaiserlichen Lustschloße Boavista ging, um Sr. Majestät der Kaiserin seine Ehrfurcht zu bezeugen, wozu jedem Fremden der gerade Weg offen stand, wurde er durch einen Aufseher der vor dem Schlosse arbeitenden Neger nach einem Eingange gewiesen, der zu einer schmalen Treppe, und von da nach den Gemächern der Kaiserin führte. Im Hinaufsteigen kam ihm ein Mann entgegen, der einen großen Strohhut, eine weiße Jacke, derlei Pantallon und Holzpoffel (Tamangas) trug, auf dem Arme aber ein liebliches Kind hatte, welches mit seinen kleinen Händchen in des Mannes starkem Backenbarte wühlte, der unter dem Kinne zusammen ging, und welcher sogleich den Verfasser etwas barsch und in portugiesischer Sprache fragte, was er hier wolle; — es war der Kaiser mit der Prinzessin D. Paula Marianna. Auf die in portugiesischer Mundart gegebene Antwort erwiederten Se. Majestät sehr gnädig, daß die Kaiserin jezt nicht zu sprechen wäre, und geruhten, sich mit der größten Herablassung nach dem Vaterlande und den Verhältnissen des Verfassers zu erkundigen; nachdem Se. Majestät demselben die Hand zum Kusse gereicht, hatten Sie die Gnade, ihn ein andermal hieher zu bestellen.

Etwas sorgfältiger, aber mit geringer Abänderung gekleidet, kann man den Kaiser jeden Morgen bald nach

Sonnenaufgang in der Umgegend seines Schlosses, oder zu Pferde sehen, häufig eines seiner Kinder, die er außerordentlich liebt, an der Hand, oder auf dem Arme.

Wenn derselbe keine Uebungen mit den Truppen vornimmt, arbeitet er mit seinen Ministern. Bei Tische wird derselbe und seine erhabene Gemahlin mit der größten Etiquette stets knieend bedient, genießt wenig und verweilt nur kurze Zeit.

Aeußerst lebhaft und unermüdet thätig sieht man den Kaiser bald darauf wieder zu Pferde entweder sich in vollem Staate nach der Residenz begeben, oder im einfachen bürgerlichen Kleide, bald in dem Arsenal der Marine, bald vor öffentlichen Bauten die Arbeiter ermuntern.

Es wurde schon bemerkt, daß der Kaiser nach der Abreise seines königlichen Vaters die größte Sparsamkeit in seinem Haushalte einführte; von der Nothwendigkeit dieser Maßregel durchdrungen, verschmähte er nicht, alle Rechnungen selbst durchzusehen, und man erzählt, daß er entdeckten Betrug seiner Hausoffiziere und jener Handwerker, welche für das kaiserliche Haus Lieferungen zu machen haben, nach der Weise seines großen Namensverwandten zu ahnden pflege.

Die Betheiligten, welche bei der unerhörten Verschwendung, die an dem kaiserlichen Hofe herrschte, sich allerdings sehr wohl befanden; der Troß müßiger Diener, welche dort gefüttert und nun abgedankt wurden, erhoben natürlich ein entsetzliches Geschrei, vergötterten den vorigen Beherrscher, und klagten den gegenwärtigen eines unwürdigen Geizes an, und das Volk, vergessend, aus welchem Beutel die übermäßige Freigebigkeit mancher Fürsten schöpfet, stimmte treulich in die Jeremiade ein. Es wäre sehr zu wünschen, der

Kaiser möchte den Finanzen, dem Hauptnerv des Staates, dieselbe Aufmerksamkeit wie seinem Hause zuwenden, und mit der ihn auszeichnenden Kraft gegen die in allen Zweigen der Staatsverwaltung herrschende Bestechlichkeit und Verkäuflichkeit einschreiten; aber leider scheint dieses empörende System unersättlicher Staatsdiener sich unter seinen Augen des besten Gedeihens zu erfreuen.

Die Gegner des Kaisers machen ihm den Vorwurf, daß er an verdienstlose Personen, welche sich sein Wohlwollen zu erwerben wußten, hohe und wichtige Staatsämter ertheile; übrigens bemerkt man, daß seine Günstlinge, mit welchen er so oft wechselt, wie mit den Schönen, welche ihn zu fesseln wußten, bisher noch keinen Einfluß auf seine Handlungsweise erhielten.

Man sagt, der Kaiser leihe selbst der übertriebensten Schmeichelei ein williges Ohr; wenn man ihn nun auch von dieser menschlichen Schwäche nicht frei sprechen kann, so ist aber auch die Behauptung nicht zu gewagt, daß wohl nur wenige Menschen unter ähnlichen Verhältnissen demselben Fehler entgangen wären. Seine bittersten Tadler in Brasilien haben so gut, wie Diejenigen, welche ihm abgöttische Verehrung bewiesen, seinen Geschmack an Schmeicheleien genährt; unter den Fremden haben besonders die Franzosen, der kaiserliche Hofbuchdrucker Plancher an ihrer Spitze, dem Kaiser ohne Maaß gehuldiget, und fast jedes Schiff, das aus Frankreich kam, brachte Kupferstiche, welche denselben bald als einen adonisirten Halbgott, bald als den Größten der Sterblichen darstellten.

Wenn einem jungen Fürsten fast von der Wiege angefangen wie einem Gotte gehuldiget wurde, wenn man ihm täglich wiederholte, wie unendlich er über alle Menschen

erhaben sey, die nicht gleich ihm aus fürstlichem Geblüte entsprossen wären, so muß er es zulezt wohl glauben und seine Untergebenen mit geringerer Achtung behandeln, als er, — über die Würde und die Rechte der Menschen belehrt, — ihnen zollen würde.

Man hat den Kaiser beschuldiget, großen Hang zu gewaltthätigen Handlungen, kurz zum Despotismus zu haben; darin ist man aber eben so weit gegangen, als daß man ihn über Marc-Aurel und Peter den Ersten sezte. Don Pedro hat viele Beweise eines fühlenden, sehr edeln Herzens gegeben, und seine Umgebung trägt große Schuld an mancher übereilten Handlung; aber es dürfte eine Zeit kommen, wo der talentvolle Fürst nach dem Umgange unterrichteter und würdiger Männer Verlangen tragen wird. Er könnte sie unter den Eingebornen seines Reiches finden, welche einige portugiesische Witzlinge cabra gente und maccacos (farbige Leute und Affen) nennen.

Man rügt endlich des Kaisers Leidenschaft für das schöne Geschlecht und eine gewiße Barschheit mit seiner nächsten Umgebung, welche sich von der den Portugiesen und Brasilianern eigenen Courtoisie etwas entferne. Was den ersten Punkt betrifft, muß man in Brasilien gewesen seyn und die Leichtigkeit der Grundsätze des weiblichen Geschlechts daselbst kennen, und man wird einen jungen, feurigen Fürsten weniger streng beurtheilen.

Sollte Don Pedro, der Erbe so vieler ritterlicher Tugenden seiner großen Ahnen, sich auch wirklich nicht in der vollkommenen Ausübung jener Courtoisie gefallen, welche die vergangenen Jahrhunderte besonders charakterisirte, so liegt wohl ein Theil der Schuld an des Fürsten höchst versäumter Erziehung; Personen, welche den Kaiser genauer kennen, ver-

sichern jedoch, daß er mit Denjenigen, die er zu achten genöthiget ist, sehr artig umzugehen verstehe.

Das Hofleben in Brasilien ist sehr verschieden von dem Europäischen. Der Reichskalender kündiget die Tage von großer oder kleiner Galla an; an den Ersteren erscheinen der Adel, die Geistlichkeit und sämmtliche Staatsdiener höheren Ranges in der Halle der kaiserlichen Residenz in ihrem vollen Costüme. Die Versammlung könnte nicht glänzender seyn; die Kleider reich und geschmackvoll gestickt, Sterne, Bänder und Orden in Unzahl, und jeder Einzelne in seinem äußeren Benehmen ein vollendeter Hofmann. Sonderbar nimmt sich diese brillante Versammlung allerdings in der erwähnten Halle aus, welche, früher zur königlichen Münze gehörend, die Bestimmung hatte, Kisten und Ballen aller Art aufzunehmen; die Soldaten der kaiserlichen Leibwache gehen vor den Thoren auf und ab, oder durchkreuzen, die inneren Wachen des Pallastes ablösend, die hohe Versammlung; schmutzige Neger gehen mit Wasserfässern hin und her, und der Lärm der an dem benachbarten Brunnen des Vasconsellas Beschäftigten schallt durch den Pallast. Die Bewegungen der Wache verkünden endlich die Ankunft des hohen Herrscherpaares; während der Hofmarschall dasselbe an der Thüre empfängt, bilden die Anwesenden eine weite Gasse, lassen sich auf ein Knie nieder, und küssen dem Herrscherpaare die dargereichten Hände; auf der obersten Treppe angekommen, werden Ihre Majestäten von den Hofdamen, den Ministern und höchsten Würdeträgern empfangen, und durch zwei Reihen der Hartschiere gehend, bewegt sich der Zug nach dem Throusaale. Die übrigen Personen folgen langsam und erwarten im Vorsaale die Erlaubniß, sich dem Throne nahen zu dürfen. Nachdem die höchsten Hofchargen ihre Ehrfurcht bezeugt und sich nach einem benachbarten Saale entfernt haben, stellen sich die übrigen Hoffähigen, ohne Unterschied

des Ranges, in eine Reihe, nahen sich nach einander dem Throne, beugen ein Knie zur Erde, küssen die Hände Ihrer Majestäten, und entfernen sich mit drei tiefen Verbeugungen aus der entgegengesetzten Thüre.

Nach beendigter Ceremonie, begibt sich das Herrscherpaar wieder nach dem kaiserlichen Lustschlosse zurück.

An den Tagen von kleiner Galla gibt der Kaiser gewöhnlich dem Volke Audienz; die Ceremonien sind dieselben wie oben. Jeder reinlich gekleidete, freie Mann, hat in der ihm eigenthümlichen Kleidung freien Zutritt, trägt dem Kaiser sein Anliegen vor, und wird stets gnädig angehört. Es sieht sonderbar genug aus, unter den bebänderten und besternten Herren, Männer von allen Farben, in Jacken von farbigem Cattun, oder der, in den Provinzen üblichen Landestracht, zu sehen; der angebohrne Anstand des Volkes, fällt bei dieser Gelegenheit mehr auffallend in die Augen.

Hofbälle, Gastmahle, oder andere an europäischen Höfen übliche Feste, kennt man hier nicht; der Hof lebt zurückgezogen, gleich der Familie eines reichen Privatmannes; wäre übrigens die Residenz in der Stadt wohnlicher, so würde der Kaiser sich vielleicht zuweilen, zu traulicher Vereinigung, mit seinen Großen umgeben, welche dem kaiserlichen Hofe nachahmend, eben so zurückgezogen wie dieser, leben *).

*) Seit der zweiten Vermählung des Kaisers soll der Pallast in der Stadt eben so prächtig, als geschmackvoll eingerichtet worden seyn. Dieselbe Bemerkung gilt für die Zimmer der Kaiserin Donna Amalia in der kaiserlichen Quieta boa-Vista.

VI.

Die Negersklaven in Rio de Janeiro.

Beinahe der größte Theil der Bevölkerung von Rio de Janeiro besteht aus Negern und farbigen Sklaven; diese Menschenrace ist merkwürdig genug um die Theilnahme meiner Leser zu erregen. Eine Abhandlung über das Thema, mit welchem Rechte der weiße Mensch den Schwarzen seiner Freiheit beraubt und ihn gleich dem Hausthiere kauft, verkauft und aufzieht, wird man mir erlassen; man hat hinreichend darüber geschrieben, schöne Reden gehalten, und es ziemlich beim Alten gelassen.

Ich theile die Ansicht aller guten Menschen von ganzem Herzen, daß der Handel mit unseren afrikanischen Mitbrüdern ein Mackel ist, der die Völker, die sich damit abgeben, so lange brandmarken wird, bis sie ihn gänzlich aufgeben; wenn aber mein Gemälde von den Negern einigen überzärtlichen Seelen zu grell aufgetragen scheint, so muß ich nur bemerken, daß ich keinen Roman schreibe, aber mehrere Jahre unter Negern lebte, daß im Zustande gänzlicher Abhängigkeit der Mensch nicht besser wird.

Man hat, besonders in Deutschland, ganz eigene Begriffe von der Existenz eines Negersklaven, eine Folge der empörenden Beschreibungen, wie diese Menschen in den westindischen Besitzungen der Engländer und Holländer behandelt werden sollen. Ich kam zum Theile mit denselben Ansichten nach Brasilien, davon war ich aber überzeugt, daß der Anblick so vieler, durch harte Arbeit und den Druck der Sklaverei niedergebeugter Menschen höchst traurig seyn müsse.

Mein freudiges Erstaunen war daher sehr groß, als ich die Strassen der Hauptstadt mit vielen Tausend Negern angefüllt fand, welche sich dort so freudig und ungezwungen bewegten, als es in ihrer Heimath nur immer möglich gewesen wäre. Sie lärmten, sangen, tanzten, gebährdeten sich überhaupt wie Menschen, die ihres Daseyns herzlich froh sind. Abends steckten alle Victualien-Läden von beiden Geschlechtern voll: sie aßen, tranken, sangen und tanzten, ohne daß es Jemand einfiel, sie in ihrer unschuldigen Freude zu stören. Nach einem längeren Aufenthalte in der Stadt überzeugte ich mich endlich, daß es eine Menge Gesetze zu ihren Gunsten gibt, welche von den menschenfreundlichen Gesinnungen der Regierung zeugen, und daß sie im Ganzen genommen sehr gut behandelt werden.

Die Sklaven armer Leute sind allerdings zu bedauern, weil sie durch verdoppelte Anstrengungen ihre Herren ernähren müssen. Im Allgemeinen werden sie keineswegs mit Arbeit überbürdet; die vielen Feiertage im Jahre gehören und geben ihnen Gelegenheit zu mannichfaltigem Verdienste, welchen sie zu ihrem Vergnügen verwenden, oder wenn sie sparsam seyn wollen, zurücklegen können, um nach und nach die Summe zusammen zu bringen, welche erforderlich ist, um ihre Freiheit zu erkaufen.

Die Gesetze zu Gunsten der nicht freien Bevölkerung von Brasilien, verdienen bekannt zu werden:

Hält ein Weißer bei dem Herrn einer Sklavin um die Erlaubniß an, diese zu heirathen, so muß sie frei gesprochen werden.

Wird eine Negerin von ihrem Herrn Mutter, und sie

stellt sich, ihn belangend vor Gericht, so muß er ihr und dem Kinde die Freiheit geben.

Erzeugt ein Weißer mit einer Sklavin ein Kind, und will es frei machen, so muß es ihm um den festgesetzten Preis (12,600 Reis) überlassen werden, — doch nur dann, wenn er in den ersten sechs Wochen seine Ansprüche geltend macht.

Drei Tage nach ihrem Wochenbette ist jede Sklavin von aller Arbeit frei; bei der Leichtigkeit ihrer Geburten und ihrer starken Constitution, eine hinreichende Zeit.

Nach dem altrömischen Gesetze macht der Leib der Mutter Freie und Sklaven ganz unabhängig von der Farbe; es gibt daher Sklaven, welche in mehreren Generationen Weiße zu Vätern hatten, und welche ganz weiß sind.

Der Eigner eines Sklaven kann ihn zwar wegen begangener Vergehungen züchtigen, doch darf dieß, wie das Gesetz sagt, nicht bis auf das Blut geschehen. Begeht daher der Neger ein Verbrechen, welches strenge Strafe verdient, so muß er nach der Polizei des Ortes gebracht werden, welche ihn öffentlich und nach Maßgabe seines Vergehens züchtigen läßt; dafür wird eine gewisse Summe erlegt.

Wird der Sklave von seinem Herrn ohne Maaß mißhandelt, erhält er mangelhafte Nahrung, so kann er seinen Herrn vor jeder Ortsobrigkeit belangen, und bleibt die erhaltene Warnung erfolglos, so wird dieser ernstlich gestraft, oder ihm sogar sein Sklave genommen.

Kann der Neger, unzufrieden mit seinem Herrn, sich ei-

nen andern verschaffen, so ist ersterer gezwungen, ihn an den Kaufslustigen um den Ankaufspreis zu überlassen.

Strenge, und nach Umständen mit dem Verluste seiner Freiheit, wird jener bestraft, der seinen Neger tödtet.

Verheirathete Sklaven können nur vereint verkauft werden. Leider kann der Fühllose ihre Kinder, oder die Aeltern ohne die Kinder verkaufen.

Hat ein Sklave nach langer Dienstzeit so viel erspart, als die Summe seines Ankaufspreises ausmacht, so kann ihm gegen die Rückzahlung derselben an seinen Herrn die Freiheit nicht verweigert werden.

Ihre Freiheit erhält jede Mutter, die zehen Kinder aufzog.

Der frei gegebene Neger tritt endlich in alle Rechte eines freien Bürgers.

Daß der Neger nicht vollkommen auf den Schutz dieser Gesetze Anspruch machen kann, läßt sich denken, da der freie Mann ihn oft genug erkaufen muß, und man in ihrer Aufrechthaltung in Brasilien besonders säumig ist; überdieß kann kein Sklave vor Gericht als Zeuge auftreten, wodurch allein, wenn er nicht den Beistand eines Freien findet, jede noch so gerechte Klage vergebens ist.

Wenn daher die brasilianischen Sklaven nicht so zertretene elende Geschöpfe wie in anderen Colonien sind, verdanken sie es allein der Gutmüthigkeit der Eingebornen, welche diejenigen, die ihre Sklaven hartherzig und fühllos behandeln, verachten, und sich der Unglücklichen oft auf das Thätigste annehmen.

Ich führe den freundlichen Leser nun nach dem Sklavenmarkte, um ihm Gelegenheit zu geben, den Neger in seinem Naturzustande zu beobachten; später werden wir über die Fortschritte seiner moralischen und physischen Ausbildung, soweit er derselben fähig ist, abhandeln.

Rio de Janeiro ist einer der Hauptmärkte Brasiliens für den Negerhandel; die südlichen Provinzen werden von hier aus, mit dieser, dem inländischen Ackerbau unentbehrlichen Waare versehen, und im Durchschnitte werden jährlich gegen 10,000 Schwarze, von beiden Geschlechtern aus Afrika, nach der Hauptstadt gebracht.

Dieser Handel erfordert bedeutende Capitalien; gehen aber nur wenige Neger auf der Reise und später durch Krankheiten verloren, so kann der Gewinn über zweihundert Procent angenommen werden. Sklavenhändler und Theilnehmer sind daher sämmtlich reiche Leute. Die Behandlung der Neger auf der Reise ist die Bestmöglichste. Die brasilianischen Schiffe besuchen die portugiesisch afrikanischen Besitzungen, Angola, Ambris, Molembo, Rio-Zaire, Cabinda, Benguella, Quillimane und Mozambique, tauschen so viel Neger ein, als die Schiffe mit Bequemlichkeit fassen können, und die ganze Schiffsmannschaft vom Capitän abwärts, ist nun bemüht, die Neger bei guter Gesundheit zu erhalten; denn jeder Einzelne von ihnen ist an der Ladung betheiligt. Die männlichen erwachsenen Neger, besonders wenn sie einer kriegerischen Nation angehörten, werden immer zu Zweien mit starken Ketten an einander gefesselt; eine nothwendige Vorsicht, um die mögliche Gefahr eines Aufstandes zu vermindern. Weiber und Kinder erhalten ihren bestimmten Platz im Schiffsraume, woselbst sie so lange bleiben, bis das Schiff auf der hohen See angekommen ist.

Jetzt wendet man alles mögliche an, sie dem Trübsinne und der Gefühllosigkeit zu entreißen, in welchen die Meisten dieser Unglücklichen versinken, da sie sich oft die entsetzlichsten Vorstellungen von ihrem künftigen Schicksale machen; Manche von Weib und Kind gerissen würden. Erlaubt es die Witterung, so bleibt immer eine Abtheilung der Neger auf dem Verdecke; Trommeln und Cimbalen werden herbeigebracht und verfehlen ihre Wirkung nicht; Einzelne erheben sich zum Tanze, Andere folgen, die Uebrigen widerstehen nicht länger, und bald tönen die Gesänge ihres Vaterlandes, über die weite Fläche des Meeres hin. Man erhält die Neger also in steter Beschäftigung, gibt ihnen so viel möglich die Nahrung, an die sie gewöhnt sind, räuchert den Schiffsraum täglich, trägt für die höchste Reinlichkeit Sorge, und schützt sie besonders gegen den schnellen Wechsel des Wetters. Strenge wird nur gegen die absichtlich Widerspenstigen geübt, aber besonders bei Nacht die Wachsamkeit verdoppelt, um sie in steter Furcht zu erhalten. Tritt stürmische Witterung ein, und hält sie einige Zeit an, so wird die Lage der armen Neger, die nun in einem engen, dicht verschlossenen Raum zusammengedrängt sind, höchst beschwerlich, die verdorbene Luft erzeugt Krankheiten und rafft Viele hinweg; ist aber die Reise kurz und günstig, steigt die Sterblichkeit selten über vier Procent; dennoch langen die armen Neger, besonders Kinder von 8 bis 9 Jahren, mager wie Skelette am Ziele der Reise an. Sklavenhändler und reiche Pflanzer begeben sich hierauf an die Schiffe, besehen die Ankömmlinge, feilschen um sie und bringen die Uebrigen nach dem Sklavenmarkte (Valongo).

Die Sklavenhändler haben in der **Rua Vallongo** und **Aljuba** schöne große Gebäude, die zur ebnen Erde eigens eingerichtet sind; die frische Seeluft hat allenthalben Zutritt, und der Boden der Höfe und Säle wird jeden Tag mehrere Male gewaschen. Die Neger selbst werden, ehe man sie zum

Verkaufe ausstellt, einer besonderen Behandlung unterworfen, vieljährige Erfahrung hat ihre Zweckmäßigkeit bestättigt.

Sie werden fast ohne Ausnahme von einer ihnen eigenen Krätze befallen, woran Ansteckung, der Genuß von Salzfleisch, oder die Seeluft, Schuld seyn mögen. Sie liegt wie Schuppen auf ihrem Körper, bedeckt ihn ganz, und gibt der Haut ein widerlich graues Aussehen; doch ist sie ihrer Gesundheit eher nützlich als schädlich, und benachtheilet ihren Verkauf keineswegs. Im Magazine angekommen, werden sie nun durch Neger von ihrer Nation gewaschen, gebadet, Kopfhaare und Bart geschoren ihnen allmählich bessere Nahrung, und eine gewisse Dressur gegeben, um sich den Kauflustigen vortheilhaft vorzustellen; auch manche Toilettenkünste werden angewendet, beiderlei Geschlechter zu verjüngen, zu verschönern, und körperliche Fehler dem ungeübten Auge geschickt zu verbergen. Dann werden sie nach ihren verschiedenen Stämmen und Geschlechtern in die geräumigen Säle des Hauses geführt, und diese dem Publikum geöffnet.

Der Anblick, der sich bei einem Besuche des Valongo darbietet, besonders nach der Ankunft eines großen Negertransportes, ist in seiner Art merkwürdig, und unterscheidet sich im Grunde durchaus nur darum von einem Pferdemarkte, daß man hier Geschöpfe mit menschlichem Aeußeren und dort Thiere verkauft, welche aber schon einige Zeit unter der Hand des geschickten Meisters befindlich, weit mehr Fähigkeiten zeigen, als die armen Afrikaner.

Den Thüren gegenüber reihen sich längs den Wänden des Saales niedere Bänke, dort sitzen die männlichen, vor ihnen auf dem Boden und nach Landessitte, mit dem Leibe auf den Fersen ruhend, die weiblichen Neger, vor die-

sen, die Kinder beider Geschlechter; der Kaufslustige kann durch diese simetrische Eintheilung alle Anwesenden übersehen.

Die Sklavenhändler aus Erfahrung wissend, welche Nationen in diesen Gegenden Brasiliens besonders beliebt sind, bemühen sich in Afrika wo möglich nur von diesen einzuhandeln, da sie nach ihrem Charakter und ihren geistigen Anlagen sich zu verschiedenen Verrichtungen besonders eignen. Sobald daher der eintretende Kaufslustige die Nation nennt, von welcher er Neger wünscht, wird ihm eine Anzahl derselben vorgeführt, und nun beginnt die Prüfung ihrer körperlichen Eigenschaften; um diese zu erleichtern sind die Neger nur mit einem über die Hüfte geschlagenen Tuche bekleidet. Bei dieser Prüfung wird so verfahren als feilschte man um ein Hausthier; die Käufer kennen eben so wenig was Zartgefühl, als die Neger, was Schamhaftigkeit ist; man läßt sie hin und her gehen, die Arme mit Anstrengung bewegen, um sich von dem freien Gebrauche ihrer Glieder und ihrer Muskelkraft zu überzeugen, und erst nach der sorgfältigsten Untersuchung beginnt der Handel, welcher nach Dobras *) geführt wird.

Seitdem das Aufhören einer ferneren Einfuhr von Sklaven auf das Jahr 1830 gesetzlich bekannt gemacht wurde, sind die Preise der Neger bedeutend gestiegen, so zwar, daß ein junger gesunder Neger nicht mehr unter 15 bis 16 Dobras, eine junge Negerin um 12, ein Knabe oder Mädchen um 9 Dobras zu haben sind. Während diesem Vorgange bezeugen die Neger die höchste Gleichgültigkeit, und folgen nach geschlossenem Handel, mit demselben Stumpfsinne ihrem

*) Die Dobra oder Dublone ist eine Goldmünze im Werthe von 12,800 Reis oder 37 fl. 7 kr. 3 pf.

neuen Herrn. Ihr Schicksal hängt gleich dem mancher Thiere von ihren körperlichen Vorzügen ab; sind sie schön und wohlgebaut, so werden sie von wohlhabenden Stadtbewohnern gekauft, und mit ihnen die Zahl ihrer Dienerschaft vermehrt oder ergänzt, sind sie häßlich oder unansehnlich von Gestalt, so werden sie von armen Leuten oder Bergwerksbesitzern und Pflanzern gekauft, um ihr ganzes Leben hindurch schwer zu arbeiten.

Bei reichlicher Nahrung und schonender Behandlung, erholen sich die Neger ungemein schnell, und der Fremde staunt mit Recht, Menschen, welche als Skelette den Valongo verließen, nach wenigen Wochen von Körperfülle strotzend, mit einer glänzend schwarzen, sammetartigen Haut, und lebhaften feurigen Augen, wieder zu erkennen. Im Umgange mit ihren schwarzen Brüdern, die schon längere Zeit Sklaven sind, überzeugen sie sich bald, daß ihr Loos keineswegs so unerträglich ist, als sie es sich einbildeten; der ihnen besonders eigene Frohsinn gewinnt die Oberhand, die Aehnlichkeit des Klimas, der Früchte und Lebensweise Brasiliens mit ihrem Vaterlande, macht endlich, daß sie hier bald eingewöhnen, und der Heimath nur mehr in ihren Liedern gedenken. Sie werden, wie schon früher erwähnt wurde, auf sehr verschiedene Weise zum Erwerbe angehalten, und von ihrer größeren oder niederen Thätigkeit, hängt mit geringer Ausnahme, die Verbesserung oder Verschlimmerung ihres Schicksales ab.

Dadurch, daß man sich der Neger ausschließlich bedient, Lasten aller Art fortzuschaffen, und alle erdenklichen Bedürfnisse der Einwohner in den Straßen der Stadt zum Verkaufe umher tragen zu lassen, sind diese beständig mit einer außerordentlichen Menge Neger angefüllt, so daß die Lebhaftigkeit derselben nicht einmal von der in den besuchtesten Theilen Londons übertroffen wird. Die Gewohnheit dieses

Volkes, manche Arbeit nach dem Takte einer vaterländischen Melodie zu verrichten, der Gebrauch, die feil habenden Waaren, mit ihrer äußerst starken Stimme auszurufen, und die tobenden Ausbrüche der Freude, welcher sie sich ohne Zwang überlassen, verursachen einen Lärm, der den Fremden, bis sich sein Ohr daran gewöhnt, völlig betäubt; er glaubt sich anfangs in die Residenzstadt eines afrikanischen Fürsten versezt; später nehmen jedoch die Neger die Aufmerksamkeit des Beobachters in verdienten Anspruch.

Es gibt in Rio de Janeiro Neger von allen jenen afrikanischen Nationen, welche mit den Portugiesen in gutem Vernehmen stehen; die Mehrzahl aber sind Angolas, Congos, Cabindas, Quillimanos, Benguellas, Mozambique's und Minas; seltner sind Capunda's, Rebolos, Anjicos, Gabaros, Cajenges, Mombassas, u. a. m.

Manche dieser Nationen unterscheiden sich durch ihre Gesichtsbildung von einander; die Mehrzahl aber durch Einschnitte oder eingebrannte Zeichen im Gesichte, die sie mehr oder minder entstellen; einzelne tragen diese Abzeichen auch auf dem Leibe, entweder als Urkunde ihres Volkstammes oder einer höheren Würde, die sie in ihrer Heimath bekleideten.

Man ist in der Hauptstadt der Meinung, daß man es dieser so verschiedenartigen Abstammung der Negersklaven, welche sich zum Theile gar nicht verstehen, oder schon in Afrika anfeindeten, allein verdankt, daß man von jenen Revolt-Versuchen verschont blieb, welche Bahia schon einige Mal (1814 und 16 zulezt) gefährlich wurden, weil die Mehrzahl der dortigen Sklaven der Nation Mina angehören, die an Bildung und Muth wesentliche Vorzüge vor den genannten Völkerstämmen hat.

Die Gesichtszüge der Neger sind im Allgemeinen nicht schön, das wollartige Haar, die breite platte Nase, der große dicklippige Mund, überhaupt die Gestalt des ganzen Kopfes, welcher das Mittel zwischen Mensch und Affe hält, mißfallen besonders dem Europäer, es gibt aber auch viele einzelne Individuen, deren Gesichtsbildung sehr angenehm, und einzelne Völkerstämme, die ungemein wohlgebildet sind; solche abschreckend häßliche Gestalten, wie ich in Europa sah, und mit welchen Personen von hohem Range gleichsam prunkten, würde man aber hier nicht in dem Hause eines nur etwas bemittelten Bürgers gedulden.

Die Farbe der Neger ist nicht gleich; es gibt Nationen, welche schwarz wie polirtes Ebenholz, andere die schwarzbraun sind; krank, wird ihr Körper auffallend hellfarbig. Einige Stämme zeichnen sich durch große, dunkle, feurige Augen aus, Andere haben kleinere von schillernder Farbe; Alle gesunde und sehr weiße Zähne, auf deren Reinhaltung sie große Sorgfalt verwenden; korallenrothe Lippen kann ich mich nicht erinnern gesehen zu haben.

Im Ganzen genommen sind die Neger von mittlerer Größe, ihr Körperbau ist regelmäßig, schlank, die Schultern breit, die Brust gewölbt und fleischig, Hände und Füße klein. Es gibt aber auch Männer von athletischem, vollendet schönem Wuchse; in Rio de Janeiro sieht man eine große Menge dieser kräftigen Gestalten, welche, da der Gebrauch von grossen Karren nicht üblich ist, zum Tragen und Fortschaffen der größten Lasten verwendet werden.

Alle Neger zeichnen sich durch eine schöne gerade Haltung und einen leichten, schwebenden Gang aus, und die Gewohnheit, die schwersten Lasten auf dem Kopfe zu tragen, macht sie zu vollkommenen Meistern ihres Körpers, und

stärkt besonders ihren Nacken. Einen Neger zu sehen, der mit einer Last von zwei Zentnern auf dem Kopfe, singend und leichten Schrittes, von einem oft zwei Stunden entfernten Landgute nach der Stadt kömmt, ist eine gewöhnliche Erscheinung.

Die Negerinnen sind fast alle von mittlerer Größe, meistens schön gewachsen, mit einiger Anlage dick zu werden, ihre Gesichtsbildung gränzt an Häßlichkeit. Diese Bemerkung gilt für die Negerinnen in Brasilien überhaupt; in Rio de Janeiro aber, woselbst es zum guten Ton gehört, von schönen Sklaven bedient zu werden, und wohlgebildete Negerinnen zum Verkaufe von Früchten, Blumen u. s. w. in den Strassen umher zu schicken, ist die Menge schöner Negerinnen sehr groß. Die Natur hat bei Vielen, was die Bildung ihres Körpers betrifft, das vollendete Modell einer Venus aufgestellt, wie sie immer nur der Meissel des größten Bildhauers schaffen konnte. Denkt man hiezu eine elegante, leichte und sehr gefällige Kleidung, unendliche Grazie in jeder Bewegung, so bliebe dem Auge und den Sinnen wohl nichts mehr zu wünschen übrig, wenn nicht bei jeder Bewegung der afrikanischen Schönheit ein paar schmutzige, auf mannichfaltige Weise entstellte Füße zum Vorschein kämen.

Ein altes Gesetz verbietet nämlich Sklaven und Sklavinnen den Gebrauch irgend einer Fußbekleidung; erst in neueren Zeiten erhielten der Adel und vornehme Staatsdiener Erlaubniß, auch die Füße ihrer schwarzen, nicht freien Dienerschaft zu bekleiden. Die von diesem Vorrechte ausgenommenen Sklaven sind daher genöthiget, bei jedem Wetter auf dem harten und rauhen Granitpflaster zu gehen, verletzen sich natürlich oft, bekommen eine dicke Haut, und beschädigen besonders häufig die Zehen, welche dadurch bei den Meisten widerlich verunstaltet werden.

Der Charakter und die geistigen Anlagen der afrikanischen Volksstämme, von welchen Individuen als Sklaven nach Brasilien kommen, sind sehr verschieden. Einige ertragen das Loos der Sklaverei willig und geduldig; es kommen selbst viele hieher, die in Loanda, der größten Niederlassung der Portugiesen auf der afrikanischen Küste, schon Sklaven waren. Andere, wie die vom Volksstamme der Angolas, Congas, Capindas u. a. m., lebten schon in der Heimath unter der Regierung höchst despotischer und grausamer Fürsten, und sind in Brasilien, wenn sie nur einiger Maßen menschlich behandelt werden, glücklicher als in ihrem Vaterlande. Manche, wie die Rebolas, Anjicos, Monjolas ꝛc. sind freiheitsliebend, stolz, hartnäckig und melancholisch, und müssen gut behandelt werden, wenn man sie nicht durch Selbstmord verlieren will. Die Mina-Neger sind von allen die Vorzüglichsten und stehen in ihrem Vaterlande auf einer höheren Stufe von Bildung; sie treiben Handel und Ackerbau, haben bereits einige Handwerker unter sich, und sind darum in Brasilien sehr gesucht und werden theuer bezahlt. Die in Brasilien geborenen Neger, zum Unterschiede der afrikanischen Creolen genannt, können als ein veredelter Zweig dieses Volkes angesehen werden; es ist merkwürdig, daß sie die dem afrikanischen Neger eigene widerliche Ausdünstung nicht mehr haben. In der Familie ihres Gebieters, gewöhnlich mit seinen Kindern auferzogen, sind die Creolen in mancher Hinsicht diesen an Bildung gleich, sprechen die Landessprache geläufig, haben ausgebildetere Begriffe, und können mit einem Worte unter die Zahl vernünftig denkender Wesen gerechnet werden; es kömmt daher ganz auf ihre Erziehung an, ob sie gute oder sehr verdorbene Menschen werden.

Die Neger von der Küste, oder die neuen Neger, wie man sie gewöhnlich heißt, kommen hier in einem vollkommen rohen Naturzustande an; sie stehen geistig und moralisch auf

einer ungemein niederen Stufe von Bildung, und manche Nationen und einzelne Individuen sind so beschränkten Verstandes, daß sie dem Thiere weit näher stehen, als dem Menschen; Andere besitzen natürliche Anlagen, und lohnen die Bemühungen, welche man auf ihre Erziehung verwendet, dadurch, daß sie sehr brauchbar zu den verschiedenen Verrichtungen werden, welchen man sie bestimmt. Leider nimmt man sich in der Hauptstadt nur in so ferne der Negersklaven an, als man den höchst möglichen Gewinn von ihrer Geschicklichkeit erwartet; es genügt, wenn sie ihren Taglohn verdienen, sonst können sie treiben, was sie wollen. Allenthalben böses Beispiel vor Augen, sind die Stadt-Neger daher größtentheils verdorbene, lasterhafte Menschen, welche Furcht und Feigheit allein von größeren Verbrechen abhält; von Natur aus dem Trunke, der Neigung zum Stehlen ergeben, und äußerst träge, fröhnen sie diesen Leidenschaften bei jeder Veranlassung, und sind selbst Ursache, wenn sie hart und oft scheinbar grausam behandelt werden. Da, wo man es der Mühe werth hält, sie nicht allein zu tauglichen, sondern auch zu sittlichen Menschen zu erziehen, entwickeln sie eine Menge guter Eigenschaften; sie sind zutmüthig und anhänglich, unter sich äußerst verträglich, und erweisen dem Alter die rührendste Achtung und Aufmerksamkeit. Alte Männer und Frauen werden stets Vater und Mutter genannt, und häufig laden sich die Jüngeren doppelte Arbeit auf, um diesen ihr Daseyn zu erleichtern; sie theilen mit ihnen, was sie besitzen, küssen ihnen die Hände, leiten, wenn sie ihnen begegnen, ihre wankenden Schritte, und erbitten ihren Segen.

Der immer gleiche Frohsinn dieses Volkes steht im mächtigen Contraste mit dem düsteren und melancholischen Charakter der Brasilianer; nur im Genusse des Augenblickes lebend, unbekümmert um die Zukunft, benützt der Neger jede Veranlassung zur Freude und verrichtet tanzend und singend

Jede ihrer Launen, jede Forderung muß, wenn es nur immer möglich ist, befriediget werden, oder sie drohen, es dem Kinde entgelten zu lassen; da man weiß, welcher Bosheit Manche fähig sind, einer strenge Behandlung sie aber nur noch mehr reizt, so gibt man nach, und die Mutter, anstatt ihre schönste Pflicht zu erfüllen, erniedrige sich lieber, von den Launen einer Sklavin abhängig zu werden, als ihr Kind selbst zu stillen.

Die Neger werden vor ihrer Einschiffung in Afrika getauft und in Brasilien zur Ausübung der Religion des Landes angehalten, an welcher sie großes Wohlgefallen finden, und deren äußere Ceremonien sie eifrig beobachten. Niemand nimmt lebhaftern Antheil an den lärmenden Kirchenfesten, als sie; auch sind sie sehr besorgt, daß ihre Kinder getauft und ihre Mitbrüder in geweihter Erde begraben werden. In der Hauptstadt sind sie der Kirche nossa Senhora do Rozario (Unsere Frau vom Rosenkranze) besonders zugethan, weil das Bild der Madonna, nach dem Muster mehrerer Europäischen, schwarz ist, und eine schwarze Heilige ihrer Eitelkeit besonders schmeichelt. Es ist übrigens nicht zu bezweifeln, daß der Einfluß der Religion, so unvollkommenen Unterricht sie auch darin erhalten, wohlthätig auf ihren Charakter wirkt, und ihre Anhänglichkeit an ihre Gebieter vermehrt.

Streng gläubige Brasilianer sehen sehr darauf, daß ihre Neger jeden Abend das Ave-Maria vor einem der Heiligenbilder an den Straßenecken laut und in lateinischer Sprache absingen; daß dieses mit der größten Gedankenlosigkeit geschieht, läßt sich denken; auch ermangelt man nicht, die Neger mit Amuleten reichlich zu behängen.

Manche Charakterzüge der Neger sind nicht ohne In-

teresse. Ihr Nationalstolz z. B. verbirgt sich bei keiner Gelegenheit und äußert sich oft auf die lächerlichste Weise; besonders gegen Fremde sind sie verschwenderisch im Lobe ihres Vaterlandes, erzählen gerne von ihren Thaten und lügen so handgreiflich, wie mancher Autor, der Länder beschreibt, die er nie bereiste. Sie sind sehr gesprächig, reden gerne in Gleichnissen, und mischen oft witzige und treffende Bemerkungen in ihren Vortrag, doch muß der Fremde lange mit ihnen umgehen, ehe er dazu kömmt, sie ganz zu verstehen; denn nicht allein, daß sie die portugiesische Sprache sehr schlecht sprechen und eine Menge Wörter aus ihrer Muttersprache einmischen, so sind überdieß die meisten afrikanischen Nationen unfähig, die vereinigten Buchstaben st und das r auszusprechen, an deren Stelle sie stets t und l setzen; so sagen sie statt esta bom — ta bom, und statt minha terra — minha tela, wodurch häufig die Wörter eine ganz andere Bedeutung erhalten.

Unter sich sind sie äußerst höflich und ahmen ihrem brasilianischen Gebieter in Haltung und Gebährden so viel als möglich nach; in ihrer Anrede nennen sie sich Senhor und Senhora, und vossa merced (Euer Gnaden). Ihre ehemaligen Oberhäupter sind, obwohl in der gleichen Lage mit ihnen, noch immer ein Gegenstand ihrer Verehrung, und wenn sie zufällig einem ihrer ehemaligen Fürsten begegnen, der mit ihnen das Loos der Sklaverei theilt, so ermangeln sie nicht, ihn zu beschenken und ihm dieselbe Achtung zu bezeugen, die er früher als ihr rechtmäßiger Gebieter genoß.

Die Creolinnen verstehen, sich recht geschmackvoll zu kleiden und zu schmücken; Einige behalten die vaterländische Sitte bei, sich an festlichen Tagen das Gesicht mit Erde zu bemalen; auch die Creolen sind stets reinlich und an Festtagen selbst sehr gut angezogen; die afrikanischen Neger aber

gehen, wenn es das Wetter erlaubt, meistens bis auf den Gürtel entblößt, und hängen jedes zerfezte und abgerissene Kleidungsstück über, dessen sie nur immer habhaft werden können; besonders gefallen ihnen bunte, schreiende Farben, und ein halbnackter Neger, der sein wolliges Haupt mit einem alten, dreieckigen Hute bedecken kann, dünkt sich ein König zu seyn.

Die Zeitungen sind immer voll Anzeigen entlaufener Neger, welche entweder aus Furcht vor der Strafe entflohen, oder, erst aus Afrika angekommen, in ihrer Einfalt nach der Heimath zurück zu kommen hoffen, indem sie die Sonne als Wegweiser nehmen. Dieser Versuch wird aber, mit geringer Ausnahme, durch freigelassene Neger vereitelt, welche, beständig in der Umgegend der Stadt und den benachbarten Waldungen streifend, jeden Flüchtling aufgreifen, binden und nach dem Hause seines Herrn bringen, woselbst sie nach Umständen eine ganze oder eine halbe Dobra zur Belohnung erhalten. Diese schwarzen Häscher, welche man capitães do matto (Wald-Capitäns) heißt, sind auf verschiedene Weise nützlich; aber es fehlt auch nicht an Beweisen, daß gerade sie die Neger zum Entlaufen verführen, und sie dann ihrem Herrn wieder zubringen; eine ganz bequeme Weise Geld zu verdienen.

Der Flüchtling wird das erste Mal nicht gestraft, im Wiederholungsfalle wird er nach dem Negergefängnisse gebracht, und erhält dort eine gewiße Anzahl Peitschenhiebe, oder es wird ihm ein starker Ring mit einem aufrecht stehenden Eisenstabe um den Hals geschmiedet, der in einen Hacken ausgeht, oder an dessen Spitze ein Glöckchen befestiget ist, zum Kennzeichen, und um ihn an fernerem Entlaufen zu hindern; wagt er es zum dritten Male, so verkauft ihn sein Herr um jeden Preis. Creolen und Negerinnen entlaufen nur, wenn sie durch Mißhandlung dazu gebracht werden.

Es ist ein schöner Gebrauch, daß ein seinem Herrn entlaufener Neger, der reuig zurückkehrt, zu jedem freien Manne gehen und seine Fürsprache bei seinem Herrn erbitten kann, worauf er gewöhnlich einen Brief (carta de Padrinho) mit erhält, in welchem gebeten wird, ihm zu verzeihen; es wäre eine außerordentliche Beleidigung, auf diese Fürbitte keine Rücksicht zu nehmen; war aber das Vergehen des Negers groß und scheint Strafe durchaus nothwendig, so muß dessen Beschützer davon in Kenntniß gesezt werden.

Die Neger sind von starker Leibesbeschaffenheit; sie befinden sich nie besser, als wenn die Hitze den höchsten Grad erreicht hat; Wärme ist ihnen überhaupt Bedürfniß, bei kalter, feuchter Witterung fühlen sie sich sogleich unwohl, und gegen Regen sind sie sehr empfindlich. Sie ertragen jede Entbehrung spielend, und sind in einem bewunderungswürdigen Grade ausdauernd. Man kann täglich Neger mit ihren Herren ankommen sehen, welche mehrere hundert Stunden auf der Reise zurücklegten. Während derselben hielten sie nicht allein gleichen Schritt mit dem Reitthiere, sondern eilten voraus, das Nachtlager oder den Mittagstisch zu bestellen, und trugen für die Thiere Sorge, die, weidend und Futter suchend, in manchen Gegenden sich oft Stunden weit von dem Nachtlager entfernen. Sind sie unwohl, so werden sie, wie alle Menschen, bei welchen der Körper die Leiden allein tragen muß, sehr kleinmüthig, und nehmen zu abergläubischen Mitteln ihre Zuflucht.

Man hat die Bemerkung gemacht, daß die Neger von der Küste nicht alt werden; die Gebrechen des Alters werden schon mit dem Beginnen des vierzigsten Jahres sichtbar, und selten, daß einer das fünfzigste Jahr erreicht; zu einem etwas höheren Alter gelangt das weibliche Geschlecht; Creolen erhalten sich länger. Diese kurze Lebensdauer scheint mir eine

große Wohlthat für den Neger zu seyn, der, sobald er nicht mehr arbeiten kann, als eine Last betrachtet wird. Einige Brasilianer geben wohl auch ihren alten Sklaven die Freiheit, oder schicken sie auf den Bettel umher, und Andere halten sie so schlecht, daß sie im eigentlichen Sinne des Wortes vor Elend umkommen; darum sehen die armen Geschöpfe den freundlichen Tod als den willkommenen Befreier von allen ihren Leiden an, und die Jüngeren hüten sich, einen Todten zu bedauern.

Die Neger sind für eine menschenfreundliche Behandlung sehr empfänglich und ihrem Gebieter so ergeben, als es ihnen möglich ist; Gerechtigkeit und Strenge sind aber unumgänglich nothwendig, um über diese rohen Kinder der Natur zu herrschen; übertriebene Güte und Nachsicht verderben sie, und da, wo sie sich selbst überlassen sind, wie in der Hauptstadt, kann es keine roheren, verdorbeneren Geschöpfe geben, als diese Sklaven. Die Peitsche muß hier oft und kräftig gehandhabt werden; was man daher auch über Entwürdigung des Menschen durch körperliche Züchtigungen sagen und schreihen mag, so werden sie doch nicht eher aufhören, als bis man den Menschen durch andere Mittel wirksam zur Erfüllung seiner oft sehr schweren Pflichten anzuhalten lernt. Die großen Römer prügelten die Soldaten ihrer unüberwindlichen Legionen mit einer Weinrebe; die philantropischen Engländer prügeln mit Ruthen, Stöcken und Stricken, die Russen mit dem Kantschu, die Deutschen mit dem Zweige der Haselnußstaude und die Brasilianer mit einer ledernen Peitsche; es geht auf dasselbe hinaus; weiße wie schwarze Menschen werden geprügelt; doch kann ich betheuern, daß ich während der Reihe von Jahren, die ich in dem Lande der Sklaverei zubrachte, keinen Fall erlebte, daß ein Neger wegen einem Flecken im Kleide fünfzig Hiebe erhalten hätte, oder weil er seinem Herrn entlief, von ein paar Hundert seiner Mitbrüder

so lange mit Ruthen gehauen worden wäre, bis sein Rücken auf das Schrecklichste zerfleischt war.

In unserem civilisirten Europa wird der freie Mensch grausamer behandelt, als der Negersklave in Brasilien, aber es ist eine Eigenheit der Menschen, ihre Blicke nach der Ferne zu richten und das zu übersehen, was in ihrer Nähe vorgeht.

In dieser Lage befand sich England, als es Brasilien dahin brachte, einen Traktat abzuschließen, gemäß welchem nach Beendigung des Jahres 1829 keine Neger aus Afrika mehr geholt werden dürfen.

Brasilien wird dadurch sehr benachtheiligt, weil es bei seiner, gegenwärtig geringen Bevölkerung, außerordentlichen Mangel an Menschen hat, welche fähig wären, sich in einem so heißen Klima, der beschwerlichen Arbeit des Bodens zu unterziehen, wozu sich besonders der Neger eignet. Die Sklaven-Einfuhr wird zwar nicht aufhören; denn Afrika ist nahe und der Gewinn so lohnend, daß gar Viele Freiheit und Leben daran wagen werden, das Verbot der Regierung zu umgehen; aber die Neger werden bald so sehr im Preise steigen, daß der, vieler Hände benöthigte Pflanzer, seine Felder nur mehr zur Hälfte wird bestellen können.

Was bezweckte nun England mit dieser unzeitigen Einmischung in die Angelegenheiten Brasiliens? Die Aufhebung des schändlichen Menschenhandels? Lob und Preis ihm, wenn dem also wäre; aber es ist jezt eine allgemein bekannte Wahrheit, daß der Negerhandel mit afrikanischen Sklaven nach den westindischen Besitzungen noch immer fortdauert, daß jährlich in den Häfen von Nantes und Marseille viele Schiffe ausgerüstet werden, um Neger in Afrika zu holen,

und sie nach den Colonien zu verkaufen, und daß gerade auf diesen Schiffen und dort die unglücklichen Afrikaner auf die empörendste Weise behandelt werden. England, welches sich um die Angelegenheiten aller Völker der Erde bekümmert, muß wohl auch um Ereignisse wissen, die unter seinen Augen vorgehen; aber Brasiliens zunehmender Flor und die Furcht, seine überseeischen Colonien möchten mit einem so fruchtbaren Lande nicht mehr concuriren können, *) erregte vielleicht Englands Theilnahme weit mehr, als das Schicksal der ganzen Menschheit; — jedoch fiat lucrum et pereat mundus, — England kann nicht mehr anders.

Immerhin trägt dieser Tractat dazu bei, daß man die Neger, besonders auf dem Lande, schonender und besser behandeln wird; könnte man ihnen dann noch das Schattenbild von Freiheit geben, mit dem sich der arme Taglöhner in Europa brüstet, so wären sie beneidenswerthe und im Vergleiche des armen Lastthieres, Bauer genannt, sehr glückliche Menschen.

---

*) Die Engländer wollen dieses allerdings nicht zugeben; es ist aber nicht unbekannt, daß in ihren Colonien ein junger, kräftiger Sklave nicht unter 300 Pfund Sterling gekauft werden kann; in den Städten kosten abgerichtete Neger beider Geschlechter 7 bis 800 Pf. Um diesen Preis konnte man in Brasilien noch 1827 acht der schönsten Neger kaufen; und in der Menge der Neger besteht in allen heißen Ländern der Wohlstand der Pflanzer.

VII.

Wanderungen in der Umgegend von Rio de Janeiro. — Bai von Bota-Fogo; — Lagoa do Freitas. — Botanischer Garten. — Wasserfall der Tejuca. — Besuch einiger Kaffeepflanzungen. — Spaziergang nach dem Corconado. —

Brasiliens Hauptstadt nahm noch vor 18 Jahren einen beschränkten Raum ein; das Campo d'Aclamaeão war ein großer Sumpf; Catumbi, Matta-Cavallos und Matta-Porcos, kleine Ortschaften, welche aus wenigen Häuschen bestanden, die mitten im Walde und an einem Fußpfade lagen, der nur von Maulthieren betreten werden konnte.

Jezt führen schöne, geradlinigte Straßen, in welchen die Stadt ausgeht, die Namen dieser Ortschaften. Die Hügel, auf welchen gegenwärtig ein Theil der Stadt erbaut ist, waren mit dichtem Walde bedeckt; und die Ebene und Anhöhen von S. Cristovão, woselbst der kaiserliche Palast und viele Wohnungen vornehmer Personen erbaut sind, glichen einer undurchdringlichen Wildniß, durch die ein schlechter Weg nach einer Brücke führte, die die wichtige Verbindung mit den Provinzen Minas und S. Paulo unterhielt.

Jezt erheben sich allenthalben schöne Landhäuser, von freundlichen Gärten umgeben; manche Berge sind bis zu ihrem Gipfel angebaut, die Riesenbäume des Urwaldes haben Anderen Platz gemacht, deren Früchte die Menschen laben, und da, wo sonst der listige Affe, sich mit den tollsten Sprüngen ergözte, haben jezt Natur und Kunst sich vereint

get, einen unbeschreiblichen Zauber, über die sonst so einsame Gegend zu verbreiten.

Daß es der Umgegend von Rio de Janeiro nicht an Mannichfaltigkeit fehlt, bedarf wohl keiner Betheuerung; man könnte viele Seiten mit ihrer Beschreibung füllen, doch genüge es, den einstigen Besucher dieser Hauptstadt auf einige der schönsten Parthien in ihrer Nähe aufmerksam zu machen.

Der besuchteste Spaziergang, eigentlich Spazierritt, ist der nach dem Wasserfalle der Tejuca. Der Weg dahin führt durch das westliche Ende der Stadt nach der Baira da Lapa; dieses ist eine, gegen das Meer hin gemauerte Terrasse, welche die Stadt mit den Landhäusern der Catote verbindet; zur rechten Seite steht eine Reihe kleiner Wohnungen, der Aufenthalt der ärmeren Volksklasse, weil der Flugsand, welcher die Strasse bedeckt, von dem leisesten Winde bewegt, die Zimmer mit Staub anfüllt. Wäre diese Strasse gepflastert, so dürften hier die Palläste der Reichen stehen; denn von keiner Seite der Stadt genießt man eine so unbeschreiblich schöne Aussicht, als gerade von diesem Punkte. Am Ende der Terrasse fangen die prächtigen Wohnungen und Gärten des Adels an: links führt ein gepflasterter Weg nach der Kapelle da gloria und den kurz erbauten geschmackvollen Landhäusern, und etwas rechts kömmt man über die Brücke der Cotote, nach der Bai von Bota-Fogo, welche gegen Osten mit der großen Hafenbai in Verbindung steht.

Bota-Fogo ist der Name eines kleinen Ortes, der im Halbkreise, längs dem flachen Strande der Bai erbaut ist; die kleinen, selten ein Stockwerk hohen Wohnungen, stehen dicht neben einander und haben sämmtlich einen kleinen Hofraum, der wieder nach einem mit Fruchtbäumen beschatteten

Garten führt. Auf den günstigsten Stellen erbauten reiche Engländer, Portugiesen und Eingeborne, prächtige Landhäuser in dem Geschmacke ihrer Heimath; mit besonderem Wohlgefallen weilt jedoch das Auge auf der Quinta des Herrn Moreira, welche im mauriſchen Styl aufgeführt, der Gegend zur Zierde dient, und deren Bauart gewiß dem Klima des Landes besonders angeeignet ist. Diese Gebäude sind mit prächtigen Gärten umgeben, in welchen man die seltensten Bäume und Pflanzen mehrerer Welttheile antrifft, und die als Beweis dienen können, wie erkenntlich die Natur für die geringste Nachhülfe ist, da der Boden eigentlich nur aus aufgeschwemmtem Sande besteht, und erst am Fuße der hohen Berge, welche die Bai umgeben, etwas besser wird.

In dieser Bai lieben die reichen Einwohner vorzugsweise zu baden; sie verlassen gleich nach Sonnenaufgang ihre eigene, oder für diese Zeit gemiethete Wohnung, mit einem Badmantel und Tamangas bekleidet; ein schwarzer Diener folgt ihnen und empfängt am Wasser angekommen die leichte Hülle, indeß die Badelustigen auf dem weichen reinen Grunde vorwärts schreiten, bis die Wellen, von der beginnenden Fluth, sanft gegen das Ufer gedrängt, und dieses abwechselnd verlassend, Brust und Schultern bedecken und wieder entblößen; dann kehren sie zurück, die Diener werfen eilig die Mäntel über, und indem sich ihre Gebieter langsam nach Hause begeben, verdünstet die Feuchtigkeit, welche das Salzwasser auf dem Körper zurückließ. Auch Frauenzimmer verfügen sich mit ihren Dienerinnen an den Strand, um Seebäder zu gebrauchen, und baden an derselben Stelle, wo sich die Männer befinden, ohne daß dieses unanständig gefunden würde.

Am westlichen Ende der Bai, von Bota-Fogo theilt sich die Straße in verschiedene Zweige; indem wir dem, der gerade nach Süden führt, folgen, befindet sich zur Linken eine

überraschende Aussicht auf einen kleinen Theil der Hafeneinfahrt, den Zuckerhut, und das Fort S. Jago; dann nähert man sich den Wällen des Forts Praia-vermelha, läßt sie links liegen, und gelangt an den Fuß des Telegraphen-Berges, einer Gebirgskette, welche also genannt wird, weil auf ihrem höchsten Punkte ein Telegraph errichtet ist. Die Strasse führt nun aufwärts zu einem befestigten Passe; kömmt man über diesen hinaus, so öffnet sich eine herrliche Aussicht auf das Meer, die dem Festlande nahe liegenden Inseln, über den größten Theil der prächtigen Bai, und die im Norden liegenden hohen Gebirge.

Wohl verdient die Kapelle unserer lieben Frau von Punto da cabana Erwähnung, welche auf der Spitze eines benachtbarten Felsens erbaut ist, der sich über hundert Fuß und beinahe senkrecht aus dem Wasser erhebt; dieses einfache Gebäude, welches die Frömmigkeit auf einer Stelle erhob, welche ohne ihm sehr kahl aussehen würde, verschönert die Gegend ungemein, die würdig zu beschreiben, eine schwere Aufgabe ist.

Die Strasse führt nun abwärts nach dem Ufer des Lagoa de Freitas; dieser schöne Landsee ist ungefähr eine Stunde breit, sehr tief und außerordentlich klar; an einigen Stellen ist sein Bett felsig und reich an Austern und anderen Schaalthieren; nicht minder ergiebig würde die Ausbeute an Süßwasser-Fischen seyn, wenn nicht zuweilen heftige Winde das Meer über den natürlichen Damm des Sees, eine breite und hohe Sandbank, hereintrieben; bei niederem Wasserstande kann man über diese Sandbank, die dreihundert Schritte lang ist, ungefährdet gehen.

Nach einer Stunde Weges gelangt man zu der Kapelle S. João Baptista, neben welcher sich der botanische Garten

befindet. Diese Analogie entspricht nun zwar ihrem Namen keineswegs; aber in einem Lande, in welchem die Wissenschaften noch in der Wiege schlummern, ist selbst jeder Versuch, etwas für sie zu thun, schon sehr lobenswerth.

Einstweilen ist ein ziemlich beträchtlicher Platz zum Theil mit einer Mauer und undurchdringlichen Hecke umgeben, und in Quadrate abgetheilt; die sich durchkreuzenden breiten Wege sind mit Bäumen besezt, welche, theils afrikanischer, theils asiatischer Abstammung, sich des besten Gedeihens erfreuen, und das Auge durch die Schönheit ihrer Gestalt, die Pracht ihrer Blüthen, oder den Reichthum ihrer mannichfaltigen Früchte entzücken. In einigen Quadraten sind Gewürzbaumschulen angelegt, in Anderen wird besonders für die Vermehrung des eben so schönen, als äußerst nützlichen Brodfrucht-Baumes gesorgt; mehrere große Quadrate sind endlich mit einheimischen und exotischen Treppenpflanzen und mit dem chinesischen Theestrauche angefüllt; Lezterer wird besonders mit der größten Sorgfalt, und von Männern, welche aus China berufen wurden, besorgt. Es mögen wohl über 20,000 Stück dieser merkwürdig gewordenen Pflanze in vollem Ertrage seyn.

Als Vorstand über den botanischen Garten ist der Padre Leandro de S. Sacramento, Professor der Botanik, gesetzt; dieser gelehrte und würdige Ordensgeistliche verdient seiner unermüdeten Thätigkeit wegen von den Brasilianern hoch verehrt zu werden; leider sind ihm die Hände gebunden, um die schöne Anstalt, deren Schöpfer er genannt werden kann, empor zu bringen. Es fehlt an Geld und an Menschen; die Theepflanzung wirft noch keinen ergiebigen Ertrag ab, und von den schönen Plänen des ehrwürdigen Mannes dürften wohl nur Wenige ausgeführt werden. Als ich den botanischen Garten besuchte, waren alle Gänge mit

abgefallenen Früchten, abgebrochenen Aesten, und Unkraut bedeckt, wodurch er das Ansehen gänzlicher Verwahrlosung erhielt; die geringe Zahl der arbeitenden Neger wurde kaum bemerkt, und die Theepflanzung allein war in einem vortrefflichen Zustande. Leider hatte ich unterlassen, mich mit einem Empfehlungs-Briefe an den Padre Leándro zu versehen, erhielt daher nur einen Neger zur Begleitung, der allen Gewächsen, deren Benennung ich zu wissen wünschte, Namen gab, welche einen Botaniker zur Verzweiflung gebracht hätten. Einige Chinesen waren eben beschäftigt, nach der Weise ihrer Heimath, Ableger von den bereits hochstämmigen Brodfruchtbäumen zu nehmen; sie umgaben einen jungen Zweig des Baumes, an seiner stärksten Stelle, nach allen Seiten einen halben Schuh dick mit Erde, umwickelten diese mit einem Stücke groben Zeuges, oder einer Bast-Matte, und hielten sie beständig feucht. Nach sechs Wochen kann man bei der ausgezeichneten Vegetation gewiß seyn, daß der Zweig Wurzeln getrieben hat, dann wird er unter der angebrachten Erde abgeschnitten, mit ihr verpflanzt und erhält eine Stütze, damit ihn der Wind nicht bewegen kann; dieses Verfahren mißlingt, wie mich die höchst einsichtigen Chinesen versicherten, nur selten. Als einen Beweis der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens, wurden mir Bäume gezeigt, (Mimosa Lebbeck), von welchen der Saamen aus Isle de France gebracht wurde, und die vier Jahre nach der Aussaat bereits über 30 Fuß in der Höhe und über 10 Zoll im Durchmesser hatten.

Von dem botanischen Garten führt die Straße durch einen Hohlweg nach einem hochgelegenen Passe; sobald man diesen verläßt, eröffnet sich eine Aussicht, welche dem Geologen hinreichende Veranlassung geben würde, sich zu überzeugen, daß die in Europa aufgestellten Theorien über die Veränderung der Erdoberfläche durch verschiedenartige Re-

volutionen wenigstens auf Brasilien nicht immer angewendet werden können.

Der Blick weilt mit Bewunderung auf den Inseln und Felsspitzen, die aus dem Meere hervorragen, überhaupt auf der sonderbaren Gestaltung der Küste. Jene der Berge, die sie einfassen und der Wuth der Meereswellen, welche sich seit Jahrhunderten an den Felsenmassen brechen, trozten, zeichnen sich durch auffallende Bildung aus, und man kann sie nicht sehen, ohne sie mit bekannten Gegenständen zu vergleichen; Gefühle, welche die Eingebornen theilten, indem sie den Bergen auf der Westseite der Hauptstadt Benennungen gaben, die ihrem Aeußeren treffend angepaßt sind.

Von dem erwähnten Passe zieht sich die Strasse beständig abwärts bis an den Fuß des Gavia, dann folgt man, sich links wendend, einem Pfade, der früher gepflastert war, und jezt bedeutend erweitert, durch Wald und Gebüsch beständig aufwärts und einige Mal dicht an den Rand des Felsens führt, gegen welchen der Ocean, in einer Tiefe von ein paar hundert Fuß anbrauset und den Schaum seiner mächtigen Wellen bis zu einer erstaunlichen Höhe hinauf sprizt. Gießbäche stürzen sich von dem Gipfel des Berges herab, und eilen über die Strasse dem Meere zu; es ist eine wilde aber herrliche Gegend, und wer sonst furchtlos ist, wird sie mit Vergnügen und Bewunderung der geheimnißvollen Größe der Naturwerke betreten.

Nach einer Stunde Weges, kömmt man an einen See, der seine Benennung von dem Bezirke Tejuca (Lehm, Schlam), in welchem er liegt, erhält; auch dieser See, welcher eine halbe Stunde im Umfange haben kann, ist gleich den meisten Landseen an der Küste durch eine von den Meeres-Wellen aufgeworfene Sandbank gebildet. Obwohl die Um-

gegend noch nicht bewohnt ist, so wird sie doch von nun an freundlicher, und bald darauf nähert man sich einer geräumigen, zum Theile mit Kaffebäumen bepflanzten Ebene, an deren Ende sich der berühmte Wasserfall der Tejuca befindet.

Ein Bergstrom stürzt hier mit reissender Gewalt über einen Felsen von beträchtlicher Höhe herab, und indem er bald senkrecht auffällt, dann wieder über einen glatten Abhang nach der Tiefe eilt, bildet er mehrere Cascaden, und nimmt, ehe er das untere Flußbett erreicht, mancherlei Gestalten an. Der Felsen ist durch das, besonders nach einem heftigen Regen mit außerordentlichem Getöse herabstürzende Wasser, an vielen Stellen ausgehöhlt, und ladet den Lustwandelnden zu einem köstlichen Bade in einem Felsenbecken ein, welches an seinem Fuße stets mit dem klarsten Wasser angefüllt ist.

Diese herrliche Cascade, zu welcher übrigens mehrere Wege von der Stadt aus führen, wird häufig besucht und gehört zu den Lieblingsplätzen des Kaisers. Unter dem Felsen des Wasserfalles befindet sich eine geräumige und merkwürdige Vertiefung, welche zur Zeit, als diese Gegend noch mit Wald und Gebüsch bedeckt war, nur durch Zufall entdeckt werden konnte; wirklich diente dieses Felsendach einigen Einwohnern von Rio de Janeiro zum Zufluchtsorte, als die Franzosen im Jahre 1711 die Stadt überfielen; man sieht noch Ueberreste eines Altares, auf welchem der Gottesdienst gefeiert wurde.

Will man auf einem anderen Wege nach der Stadt zurückkehren, so kann man einem minder gebahnten folgen, der nach dem S. Andreasthale und einigen Getreidmühlen führet, welche die Hauptstadt mit etwas Weizenmehl versorgen. Die Mühlen werden von einem kleinen Gebirgsbache getrie-

den, welcher in Rinnen nach der Stadt geleitet, einen der öffentlichen Brunnen mit Wasser versieht. Sie sind mangelhaft angelegt und eingerichtet, überhaupt wenig beschäftigt, da jezt von Rio-Grande und Monte-Vidro kein Getreide zum Mahlen mehr hieher gebracht wird, und auch von Europa nicht oft Getreidsendungen kommen, welche bei einer zufällig langen und stürmischen Reise dem Verderben sehr ausgesezt sind.

Als ich mir vornahm, den Wasserfall der Tejuca zu besuchen, beabsichtigte ich zugleich, zwei Kaffee-Pflanzungen zu besehen, deren zweckmäßige Anlage in der Stadt sehr gerühmt wurde, und welche von diesem nicht sehr entfernt waren. Nach kurzem Ritte in der gebirgigen Gegend langte ich in der Pflanzung des verstorbenen Doktors Lessènes an, überreichte dessen Tochter, der Gattin des russischen Vice-Consuls Herrn Kilchen, die mir von diesem gütigst ertheilten Empfehlungsbriefe, und wurde auf das gastfreieste aufgenommen. Der Vater dieser liebenswürdigen Dame, früher Gutsbesitzer auf St. Domingo, wurde durch die Neger-Revolution vertrieben, kam nach Brasilien, ließ sich in der Tejuca nieder, legte eine Kaffeepflanzung auf westindische Weise an, und kann als der Stifter einer Schule für die Cultur des Kaffeebaumes und der Behandlung seiner Früchte nach der Aerndte angesehen werden. Die Brasilianer behandelten nämlich dieses edle Gewächs bisher wenig besser, als irgend eine Pflanze des Urwaldes; sie ließen den Kaffeebaum wild aufschießen, schüttelten die reife Frucht ab, ließen sie auf dem Boden liegen, bis ihre fleischigte Hülle in Fäulniß übergegangen und getrocknet war, dann sammelten sie dieselbe und ließen sie in Mörsern stoßen, bis die eigentliche Kaffeebohne von der Hülse befreit war, und brachten sie zu Markte; ein verdorbenes Produkt, welches wenig gesucht und niedrig bezahlt wurde.

Herr Lessênes legte sogleich eine Baumschule an, ließ den zur Kaffeepflanzung bestimmten Platz, wozu er die inneren Abhänge eines Thales wählte, von Wald befreien, und verpflanzte, als die Bäumchen in der Schule groß genug waren, diese dahin, und zwar damit der Boden früher beschattet und die Aerndte erleichtert werde, in Reihen um en quinconce (in geschobenem Vierecke) bis ihre Zahl auf 100,000 Stücke anwuchs. Sobald die Bäumchen die Höhe von 6 Fuß erreichten, ließ Herr Lessênes sie am Gipfel kappen, damit sie ihre Aeste mehr in die Breite ausdehnten und die Früchte leichter gepflückt werden konnten; die Aerndte wurde mit Sorgfalt, und da der Kaffee nicht mit einem Male reif wird, zu verschiedenen Zeiten vorgenommen; um die Kirschen zu trocknen, bereitete man eigene, der Sonne vollkommen ausgesezte Plätze von geschlagener Erde, (Terreiros) woselbst der reife Kaffee ausgebreitet wurde, dann kam er in hölzerne Mörser und wurde so lange gestoßen, bis die Bohnen von ihrer Hülse befreit waren, die Spreu wurde durch Siebe entfernt, die Bohnen wieder ausgesucht, in Säcke, welche 5 Arrobas (160 Pf.) hielten, nach ihrer Qualität gepackt und in den Handel gebracht. Die Preise, welche Doktor Lessênes für seinen Kaffee erhielt, waren so auffallend verschieden von denen, welche den brasilianischen Pflanzern angeboten wurden, daß diese, dadurch aufmerksam gemacht, zum Theile Herrn Lessênes Verfahren nachahmten. Dadurch erhielt der brasilianische Kaffee einen besseren Ruf auf den europäischen Märkten, und obwohl er noch immer, was seine Qualität betrifft, hinter dem westindischen Kaffee zurückbleibt, so wurden doch 1826 allein in Rio de Janeiro bereits 32,641,948 Pfund ausgeführt.

Ein Beweis, welchen Nutzen einzelne, wirklich erfahrne Landwirthe einem Lande durch gelungene praktische Beispiele

bringen können, und daß die Regierung mehrere in das Land ziehen und auf alle Weise begünstigen sollte.

Als ich auf der Lessênes'schen Pflanzung ankam, waren so eben die Neger mit der Aerndte beschäftiget; ihre Ergiebigkeit hängt, wie überall, von der Witterung, aber auch von dem Alter der Kaffeebäume ab, welche im guten Boden, wenn sie vier Jahre alt sind, ein halbes Pfund, mit sechs bis sieben Jahren aber im Durchschnitte 2 bis 3 Pfund Kaffee vom Stücke geben. Obwohl man nun von 100,000 Bäumen, welche im vollen Ertrage stehen, eine große Aerndte zu erwarten berechtigt ist, so erfordert die Pflege einer so bedeutenden Pflanzung auch wieder sehr viele Menschenhände, und 60 Neger waren hier in beständiger Thätigkeit; ein lebendes Inventar, zu dessen Ankauf, Kleidung und Unterhalt bedeutende Summen nöthig sind; überdieß hängt die Erhaltung der Neger oft von Kleinigkeiten ab, und ein unbedeutender Zufall kann sie in Menge hinwegraffen.

Die Dame des Hauses war so gütig, mich mit der Familie des Herrn Doktors Mook, ihres Nachbarn, bekannt zu machen, dessen Pflanzung an die Lessênes'sche gränzte; auch dort wurde mir der freundschaftlichste Empfang. Die Gebäude, welche Herr Mook aufführen ließ, müssen namhafte Summen gekostet haben; sie waren sämmtlich, besonders die Kaffeemühle, das Trockenhaus und das Magazin sehr zweckmäßig angelegt. In der Mühle, die man hier zu Lande Engenho nennt, wurde der getrockuete Kaffee, gleich den Oelfrüchten am Rheine, gequetscht, nur mit dem Unterschiede, daß man statt der dort erforderlichen Steine hier diesen ähnliche hölzerne Scheiben angebracht hatte, welche den Kaffee pressen, ohne die Bohnen zu beschädigen, und die trockene Hülse und das die Bohne umgebende Häutchen ablösen; eine Windmühle sondert endlich alle Spreu ab.

Außerhalb der Mühle war eine Vorrichtung angebracht, die noch fleischige Hülse von den Bohnen abzustreifen, wodurch sie allerdings leichter zu trocknen sind.

Die Mook'sche Kaffeepflanzung hatte eine schönere Lage, einen größeren Umfang, und nach der frischen Farbe der Bäume zu urtheilen, einen besseren Boden, als die Lessênes'sche, aber es schien mir, daß Herr Mook noch nicht halb so viel Kaffee gepflanzt hatte, als sein Nachbar; überhaupt, daß der Leztere, ehe er kostspielige Gebäude aufführte, sich erst eine bedeutende Aerndte sichern wollte; war man dieser gewiß, so fanden sich die Summen von selbst, um zu bauen und auf industriöse Einrichtungen zu denken; auch hier zeigte sich also der Triumph des erfahrenen Landwirthes über den Theoretiker; Herrn Lessênes Erben konnten muthmaßlich eine Aerndte von 2000 Zentner, Herr Mook aber nur 250 Zentner Kaffee erwarten; ein Ertrag, welcher kaum hinreichte, die Interessen des zu früh angelegten Betriebs-Capitals zu decken, welches füglich, bevor man es auf noch wenig benüzte Gebäude verwendete, der Vergrößerung der Kaffee-Pflanzung und der Vermehrung der Neger hätte zugewendet werden sollen.

Ein großer Theil des Landstriches, welchen man Tejuca heißt, ist Eigenthum einer Familie; Abkömmlinge der ersten Eroberer des Landes, welche der portugiesische Hof zum Lohne ihrer Dienste mit diesen Ländereien belehnte. Die Fruchtbarkeit des Bodens, das besonders dem Kaffeebaue günstige Klima, reizten viele Europäer, sich hier niederzulassen. Sie erhielten von dem Grundherrn nach Verhältniß ihrer Mittel Ländereien, als ewiges verkauf- und vererbbares Erlehen (a foarado) auf Art und Weise der im deutschen Grund-Vertrage üblichen Freiheitsgerechtigkeit, wofür sie alljährig eine gewiße Summe als Grundsteuer bezahlen. Viele dieser

Ansiedler sind Franzosen, Männer von ausgezeichnetem Herkommen und großer Thätigkeit, und es ist nicht zu bezweifeln, daß man in dieser Gegend zuerst ein Muster europäischer Cultur und Industrie finden wird; eine lehrreiche Schule für brasilianische Landwirthe und europäische Einwanderer.

Einer der schönsten Spaziergänge, von Rio de Janeiro aus, führt auf den Gipfel des Corcovado, an den Bögen der Wasserleitung vorbei, nach dem schön gelegenen Kloster Sta. Thereza bis zu dem Mauerwerke, welches über einen Theil der Wasserleitung gewölbt ist; die Aussicht von dieser nicht unbeträchtlichen Höhe über die Stadt und die Bai ist berühmt. Weiter aufwärts steigend verändert sich die Gegend gänzlich, man sieht nur Urwald und große Felsmassen, bis sich wieder die Aussicht auf ein Thal am Fuße des Corcovado öffnet, welches von einem Bache durchströmt; wird eine seltene Erscheinung in der Nähe der Hauptstadt. Dieses Thal ist sehr bewohnt, und, wie es scheint, meistens von Wäscherinnen; der Bach wimmelt von waschenden und lärmenden Negerinnen, und jedes grüne Plätzchen ist mit blendend weißer Wäsche bedeckt; von dem erwähnten Standpunkte aus besehen, ein gar freundlicher Anblick. Kömmt man weiter aufwärts, so kann man sich an dem klaren und trefflichen Wasser einer Quelle erfrischen, welche von dem Gebirge herabstürzt und in Rinnen, welche in den Felsen gehauen sind, nach dem Becken der Wasserleitung geführt wird. Bald darauf wird die Gegend wilder, jede Spur von Cultur verschwindet und der Berg selbst gewinnt das Aussehen, als ob es unmöglich wäre, auf dessen Gipfel zu gelangen, welcher sich an einigen Stellen fast senkrecht über die ihn umgebenden Urwälder erhebt. Der einsichtsvollen Anordnung des Kaisers verdankt man es, daß jezt ein vortrefflicher, selbst zum Reiten geeigneter Weg bis zur Spitze des Corcovado führt; und ein dort aufgerichteter offener Schuppen gewährt den Spa-

ziergängern gegen ein plötzliches Ungewitter ein vollkommenes Obdach. Nach einer Viertelstunde Weges lichtet sich der Wald, und man kömmt zu einem kleinen Gebäude, welches dem Kaiser gehört, und auch Besuchenden geöffnet wird; gleich darauf erreicht man den Gipfel des Corcovado, 2200 Fuß über der Meeresfläche erhaben, von welchem eine neue, äußerst frische Quelle dem Bassin der Wasserleitung zueilet.

Auf dem kleinen Platteau des Berges steht ein Telegraphe, zu dem man jedoch nur über eine Brücke kommen kann, welche über eine tiefe Kluft (Corego), die den Gipfel des Berges gleichsam zu spalten scheint, geführt ist. Es ist die Meinung viel gereister Männer, daß man von diesem Standpunkte eine Aussicht genießet, welche wenige ihres Gleichen auf dem Erdenrunde hat, und daß die kühnsten Erwartungen des Kenners von Naturschönheiten hier übertroffen werden. Die Landschaft, welche man von dieser beträchtlichen Höhe aus übersieht, ist aber auch unaussprechlich reich und mannichfaltig; Urwälder mit ihrer vielfarbigen Blüthenpracht, eine Menge der lieblichsten Landseen, die große Bai mit ihren schönen Ufern, reizenden Buchten und Inseln, die Hafenbai mit den sie beschützenden Festungen, mit zahllosen Schiffen und hin- und hersegelnden Fahrzeugen bedeckt, die Hauptstadt über Thal und Hügel ausgebreitet, im Hintergrunde eine hohe, merkwürdig gestaltete Gebirgskette, zur Seite der gewaltige, unermeßliche Ocean, und über all dieß Herrliche, die Pracht eines tropischen Himmels! — was könnte das unersättlichste Auge noch begehren?

In dem Gebäude des Telegraphen, dessen Mechanismus und Leistungen äußerst einfach sind, befanden sich einige Invaliden; sie haben die Obliegenheit die Schiffe anzuzeigen, welche sich der Küste nähern, und bei feierlichen Gelegenheiten die kaiserliche Flagge aufzuziehen. Während ich mich

rücksichtslos dem Entzücken überließ, in welches mich die unbeschreiblich schöne Aussicht versezte, beklagten sich die alten abgelebten Soldaten über die Beschwerden ihrer gegenwärtigen Garnison; besonders während der Dauer der kalten Jahreszeit, gegen welche sie keine Schutzmittel hatten, und wenn der Sturm über das Meer brauset, mag es hier oben allerdings kein angenehmer Aufenthalt seyn.

Wendet man sich nach Rio zurückkehrend links, ehe man zu dem Kloster S. Theresa kömmt, so kömmt man in ein romantisches Thal, und zuerst an eine Chaccara (Landsitz), früher Eigenthum des Grafen Hogendorp, eines der Adjudanten Napoleons, der hier mit Armuth und Sorgen kämpfend lebte. Einstens wurde er vermißt, und erst nach mehreren Tagen in einer Felsengrotte auf seiner Besitzung gefunden, woselbst ihn wahrscheinlich voreilige Abkühlung getödtet hatte; sein Körper war zum Theile von Würmern und wilden Thieren aufgezehrt.

VIII.

Die Bai von Rio de Janeiro.

Die Bai von Rio de Janeiro verdiente die ausführlichste Beschreibung; der Plan und Raum dieses Werkes erlauben aber nicht länger bei ihr zu verweilen, als nöthig ist, um den geneigten Leser um sie herum zu führen und ihn mit einigen ihrer wichtigsten Landungsplätze bekannt zu machen.

Es wurde schon früher bemerkt, daß die westliche Seite der Bai mit dem Zuckerhute an der Hafeneinfahrt anfängt;

ihr felsigtes steiles Ufer wird, wenn man die kleinen Forts Lage und Villagagnon passirt hat zuerst am Sacco da Gloria bewohnt, und bald darauf nähert man sich dem südlichen Ende der Stadt, deren Uferstellen bereits von mir beschrieben wurden.

Der Leser wird nun gebeten, mir nach der ihm bekannten Praia (Bai) de Dom Manuel zu folgen, woselbst wir uns auf einer Callua, einem scharfsegelnden Fahrzeuge mit zwei lateinischen Segeln, einschiffen. Wir steuern durch den Kanal der Ilha das Cobras und dem Arsenale, lassen die Ilha dos enchados, auf welcher sich das brittische Hospital befindet und das Pulvermagazin rechts liegen, wenden uns westlich nach der schönen Bai von S. Cristovão und landen an Ponte caju, einer hohen Erdzunge, welche diese Bai von der von Maricaná trennt. Auf dem höchsten Punkte derselben befindet sich eine kaiserliche Chaccera, von welcher nichts gerühmt werden kann, als die gesunde Lage und die reizende Aussicht; wollte man einiges auf die Verschönerung des kleinen Landhauses und des geräumigen Gartens, welchen eine Mauer umgibt, verwenden, so könnte Ponte caju in einen Aufenthalt verwandelt werden, der nichts zu wünschen übrig ließe.

Die Bai von Maricaná, welche wir weiter reisend, links liegen lassen, hat ihren indianischen Namen von einem Flusse, der sich an ihrem äußersten Ende in sie ergießt. Sie wird, indem das Meer dort täglich eine große Menge Sand absezt, sich zulezt anfüllen; die Ufer sind bereits mit Mangle-Bäumen bedeckt, die nur im sumpfigen Boden fortkommen. Etwas nördlicher bleiben nun die Inseln Pinheiro und dos Frades liegen; auf Lezterer befindet sich ein Kloster, welches man fast von allen Theilen des Hafens sehen kann. Immer längs der Küste steuernd, nähern wir uns dem öst-

lichen Ende der Ilha do Governador, und landen unweit S. Bento. Diese Insel, die größte in der Bai, hat ohngefähr 4 Stunden im Umfange und ist Eigenthum des Kaisers; ihr Boden ist sandig, an den Uferstellen zum Theile sumpfig und größtentheils mit Gesträuch und Wald bedeckt. Als der König von Portugal in Brasilien ankam, gefiel ihm bei einem Besuche der Insel der Aufenthalt daselbst so wohl, daß die Benediktiner ihm ein artiges Wohnhaus, welches sie kurz vorher gebaut und S. Bento genannt hatten, zum Geschenke machten; um demselben weiteres Vergnügen zu machen, wurden einige Rehe aus Minas hieher gebracht und die Insel zu einem königlichen Jagdgehege erhoben. Die herrliche Aussicht von S. Bento auf einen großen Theil der Bai, auf die Stadt, den Landungsort der Schiffe und die Mündung des Hafens, erhebt dieses einfache Gebäude zu dem würdigen Aufenthalte eines Fürsten; es enthält zwölf Zimmer und einige Säle, welche alle in einander laufen, aber nur dürftig eingerichtet sind.

In der Nähe der Ilha do Governador ist die See tief; nähert man sich jedoch dem Festlande, so muß man der Gegend sehr kundig seyn, um die seichten Stellen zu vermeiden, über welche höchstens ein leichter Kahn kommen könnte. Das Ufer des Festlandes ist hier häufig flach und sumpfig, doch erheben sich im Hintergrunde beträchtliche Anhöhen; auf einer derselben ist die Kapelle da nossa Senhora da Penha erbaut; eine Zierde der Gegend, und jährlich einmal von einer großen Volksmenge besucht. Eine Stunde unterhalb ergießt sich der Isará, ein breiter, an seiner Mündung sehr seichter Fluß in die Bai. Wir landen nun an der Insel Saqueté, dem gewöhnlichen Ruhepunkte der Barkenführer auf ihrer Reise nach der Stadt; die auf dem gemauerten Kai erbaute Venda liefert uns einige Lebensmittel, unsere Ruderer erhalten den Auftrag sie zuzube-

reiten, wir genießen das vereinigte Mittag- und Abendmahl und kehren auf die Fallua zurück, welche wir so weit als möglich aus dem Bereiche der Insekten bringen lassen, und begeben uns, von dem leicht schaukelnden Fahrzeuge sanft gewiegt, zur nächtlichen Ruhe.

Den folgenden Tag kommen wir an den Mündungen des Maritè, Serapui, Iguazú und der Spitze Tupiacangá der Ilha do Governador vorbei, und fahren nun an der Mündung des Inhomerim vorüber, eines der ansehnlichsten Flüsse, die sich in die Bai ergießen. Das Fahrwasser ist hier, der Sandbänke wegen, durch besondere Zeichen angemerkt, wir halten uns daher weiter südlich und kommen nun in eine schöne Gegend; die See wird tiefer, die Aussicht belebter, die Ufer mehr bewohnt und die Küste erhebt sich allmählig zu bedeutenden Gebirgen; einige Ortschaften liegen theils auf den Anhöhen zerstreut, oder in der Nähe der Kapellen da nossa Senhora da Guia und dos Remedios, welche sich in der Ferne äußerst gut ausnehmen.

Kömmt man der Mündung des Flusses da Guia gegenüber, so zeigt sich eine Art Vorgebirge, Ponte Corva genannt, auf welches man zusteuert und sich nun der Mündung des Surui nähert, der mit großer Eile in die Bai strömet. Die Einfahrt in den Fluß ist etwas beschwerlich, an manchen Stellen seicht oder durch das sumpfige Ufer eingeengt; kömmt man aber stromaufwärts, so zeigt sich eine gute Landungsstelle für die Barken, mittelst welchen die Bewohner der Umgegend die Produkte des Bodens nach der Hauptstadt schicken, und von daher sich mit ihren Bedürfnissen versehen. Von den Einwohnern von Surui wird ein lebhafter Handel mit Baum- und Feldfrüchten, besonders Mandioc-Mehl, Brennholz und dem Rohr der Tacuara getrieben. Von der Kirche St. Nicolaus genießt man eine

der schönsten Aussichten in Brasilien, und alles zeigt an, daß diese herrliche Gegend in einem halben Jahrhundert sehr bevölkert und trefflich angebaut seyn wird.

Nachdem wir in einer der Vendas, unfern der Orts-Kirche, ächt brasilianisch bewirthet wurden, verlassen wir den Surui, lassen die Mündung des fisch- und muschelreichen Iriri links liegen, und uns nun östlich wendend, übersehen wir eine sehr schöne Küste; dann längs dem Morro de Piedade steuernd, erreichen wir einen sicheren und bequemen Hafen, an welchem das freundliche Kirchspiel dieses Namens erbaut ist; die eintretende Dunkelheit gestattet gerade noch, uns zu überzeugen, daß dieser Landstrich gut bevölkert und angebaut ist.

Den kommenden Tag langen wir frühe an der Mündung des Magé, eines breiten, aber nur bei hohem Wasser schiffbaren Flusses an; die flache, sumpfige, mit Mangle-Bäumen und Schwertlilien bedeckte Küste, bildet, sich einwärts wölbend, eine geräumige Bucht; stromaufwärts fahrend kommt man aber, sobald der Boden des Ufers fest zu werden beginnt, und ohngefähr eine Stunde von der Mündung des Stromes entfernt, an dem Städtchen Magé an; dem ansehnlichsten Ort in der Nähe von Rio de Janeiro und davon 10 Stunden gelegen. Magé hat einige regelmäßige Strassen, mehrere gut gebaute Häuser und eine schöne Kirche, treibt bedeutenden Handel und wird von thätigen Menschen bewohnt. Man hat schon vor zwölf Jahren angefangen, in der Umgegend die schwarze Gattung der Ipecacuanha zu bauen, und der Versuch ist nicht mißlungen.

Wenn man die Mündung des Magé verläßt, um die Reise längs der Küste der großen Bai südlich fortzusetzen, so muß man sich beständig über eine Stunde von ihr entfernt

halten, da das Waſſer in ihrer Nähe allenthalben ſehr ſeicht iſt; nur da, wo es Kanäle durch den Uferſand grub, kann man ſich dem Lande in gröſseren Fahrzeugen nähern. Dieſelben Hinderniſſe zeigen ſich, wenn man an die Mündung des Iguapezu kömmt, vor welcher eine große von mehreren Kanälen durchſchnittene Sandbank liegt; allein auf dieſen und nur bei hohem Waſſerſtande kann man in den Fluß gelangen, welcher dadurch jene Bedeutung verliert, worauf er durch ſeine Größe und Tiefe, die alle Flüſſe, welche ſich in die Bai von Rio de Janeiro ergießen, übertreffen, Anſpruch machen könnte. Der Handel, welchen die Bewohner dieſer Gegend treiben, iſt darum unbedeutend und beſteht vorzüglich nur in der Verſendung von Bauholz und Brettern, welche mit Stricken an einander befeſtiget in der Geſtalt von Flößen (Balsas) bis zur Mündung des Fluſſes geſchwemmt, hier auseinander genommen, und in der Art wieder zuſammengeſezt werden, daß in die Mitte der Baumſtämme große Canoas kommen, über welche Querbalken und an dieſe das Treibholz befeſtiget wird; alſo hergerichtet, wird der Floß nach der Hauptſtadt gebracht.

Der Iguapezu nimmt drei von Oſt- und Nordoſt kommende Flüſſe, den Caſarebú, den Piráſenungá und den Macacú auf; an beiden Lezteren liegen die Villas gleichen Namens; bedeutende, volkreiche Orte, in einer ſehr fruchtbaren Gegend.

Da es nicht im Zwecke unſerer Reiſe liegt, in das Innere des Landes zu dringen, ſo ſegeln wir an der Mündung des Iguapezu vorbei, längs der ſumpfigen Küſte fort, dringen in die Mündung des Guarendiba ein, und länden an deſſen linkem Ufer vor S. Gonzales, einem kleinen Fiſcherorte. Hätten wir Muße, ſo würden wir nach dem entgegengeſezten Ufer überſetzen und das kleine indianiſche

Dorf S. João da Tapacorá besuchen, woselbst die Tupi-Sprache, welche von den Ureinwohnern dieses Theiles von Brasilien gesprochen wurde, wenn auch sehr mit der portugiesischen Mundart vermischt, noch immer üblich ist.

Wir essen treffliche Fische, und verlassen dann den Guarendiba und die Küste der großen Bai um auf der Insel Paquetá ein Nachtlager zu suchen; gerade auf Morro grandé zusteuernd, kommen wir auch wirklich vor Sonnen-Untergang vor Paquetá an, landen ostwärts in einer von freundlichen Wohnungen umgebenen Bai, und finden in einer gut eingerichteten Venda ein bequemes Nachtlager.

Die Insel Paquetá wird für die reizendst gelegene in der Bai von Rio de Janeiro gehalten, und Ausländer, welche sie besuchen, sprechen mit Entzücken von ihrer höchst pitoresken Lage. Sie ist in der Mitte flach und schmal und an ihren Enden breit und hoch; östlich und westlich befinden sich geräumige Buchten, doch ist die Westliche nur bei ruhigem Wetter sicher. Um dieselben her, wie überhaupt auf der ganzen Insel, sind viele freundliche Wohnungen gebaut, Gärten angelegt, und mehrere tragen Spuren, daß sie früher von angesehenen und reichen Personen bewohnt wurden. Der Boden ist zwar sandig, aber dennoch sehr fruchtbar und Baum- und Feldfrüchte gedeihen vortrefflich. Einer der bedeutendsten Erwerbszweige der Einwohner ist das Einsammeln der See-Muscheln, welche sie auf eine eigenthümliche Weise in Kalk verwandeln. Anstatt sich eines Ofens zum Brennen zu bedienen, legen sie im Freien eine Lage Holz kreisförmig auf die Erde, auf diese eine Lage Muscheln, und wechseln so ab, bis der Haufen die Form eines abgestumpften Kegels annimmt, worauf sie ihn anzünden. Die starke Mischung der Holzasche mit dem ohnehin wenig kräftigen Muschelkalke, verschlechtert diesen wesentlich; aber in Ermangelung eines

Bessern wird selbst dieses verdorbene Produkt theuer bezahlt.

Der merkwürdigste Punkt der Insel ist unstreitig das nördliche Ende derselben; große Massen ganz nackter, ungeheurer Felsen erheben sich einzeln zerstreut und in Gruppen von auffallender Gestalt, und als hätten Menschenhände sie aufgethürmt, aus dem Wasser. Seit Jahrhunderten versuchten die Elemente ihre zerstörende Kraft an ihnen; einige sind abgerundet, andere höchst merkwürdig trichterförmig oder horizontal durchlöchert, und manche nähern sich ihrer völligen Zerstörung; nur mühsam kann man sich von diesem Bilde der schaffenden und zerstörenden Natur losreißen.

Wir setzen den kommenden Tag, sobald die ersten Strahlen der Sonne die Spitzen der östlichen Gebirge vergolden, unsere Reise fort; wer jemals um diese Zeit die herrliche Bai beschiffte, wird mir beistimmen, daß der Genuß eines solchen Morgens durch nichts mehr übertroffen werden kann.

Noch scheint die Natur zu schlummern; über die Bai ist feierliche Stille verbreitet; die Wellen des Binnenwassers, einem großen Landsee ähnlich, brechen sich mit leisem Gemurmel an dem Gestade der Inseln, und am wolkenlosen Horizonte verkündet der matte Schimmer der scheidenden Sterne den werdenden Tag. Endlich erhebt sich die Sonne, von den Geschützen der Hafenforts und der Kriegsschiffe begrüßt; die Führer der Fahrzeuge, welche die Nacht über auf verschiedenen Stellen vor Anker lagen, stoßen in das Schiffshorn, dessen lang gezogene Töne über die Bai hin bis zum fernen Ufergebirge dringen; gleich darauf kräuselt ein frischer Landwind die Wellen, zahllose Fahrzeuge ziehen ihr gewaltiges Segel auf, der Wind schwellt sie, und indem sie alle einem Ziele zusteuern, kommen sie sich gegenseitig

näher und bringen Leben und Regsamkeit in eine Gegend, die noch vor Augenblicken ganz verlassen schien.

Dem Reiseplan gemäß sollten wir eigentlich die Fahrt längs der östlichen Küste der Bai fortsetzen, da sie aber, von der Mündung des Guarendiba angefangen, während einer bedeutenden Strecke Weges immer gleichförmig und wenig bewohnt ist, so steuern wir gerade auf eine Inselgruppe los, über welche das hohe Vorgebirg Ponte d'arrea hervorragt; auf der Hinfahrt kommen wir an vielen Inseln von verschiedenartiger Gestalt und Größe vorbei. Alle bestehen aus Granitfelsen, welche entweder, sehr hoch über das Wasser hervorragend, allmählig mit Erde bedeckt wurden und mit jener üppigen Vegetation prangen, welche dem brasilianischen Klima besonders eigen ist, oder sie bestehen aus ganz nackten, theils abgerundeten, oder auf eine unbegreifliche und höchst sonderbare Weise durch- und übereinander liegender Felsenmassen. Die Inseln, welchen wir uns jezt nähern, scheinen einen Theil der Küste des Festlandes auszumachen, mit welchem sie vielleicht vor nicht sehr langer Zeit zusammenhingen; sie erheben sich hoch über den Spiegel des Wassers, sind mit Fleiß angebaut, oder tragen Spuren einer früheren sorgfältigen Cultur; auf einigen befinden sich geschmackvolle Wohnungen, aber alle gewähren einen entzückenden Anblick. Die beiden größten Inseln da Velha und Mungangué trennt ein schmaler, aber tiefer Canal, welchen wir durchschiffen, um auf die nahe liegende südliche Küste der großen Bai zu steuern, deren flaches Ufer aus festem weißen Sande besteht; etwas weiter landeinwärts erheben sich steile und hohe Gebirge, mit Wäldern und dem schönsten Grün bedeckt, welches dem Auge allenthalben einen angenehmen Ruhepunkt darbietet.

Der erste bemerkenswerthe Ort an diesem Theile der Küste liegt auf der steilen und vorspringenden Spitze eines

Berges, in der Bai von Santa Anna, es iſt das indianiſche Dorf Santo Lorenzo, deſſen Bevölkerung, Abkömmlinge der Ureinwohner, die Sitten und Sprache der Eroberer angenommen haben. Es ſind gutmüthige, ſanfte, aber träge Menſchen, welche ſich mit Fiſchfang und der Verfertigung von irdenem Kochgeſchirre nähren, das ſie nach der Stadt bringen. Sie verfahren bei dieſer Arbeit ganz wie ihre Vorfahren, und geben dem Geſchirre die gehörige Geſtalt bloß mit ihren Händen; ihre Frauen brennen es mit vieler Geſchicklichkeit, ſo daß es ohne Glaſur ſehr gut im Feuer aushält. Noch immer handhaben ſie Bogen und Pfeil mit großer Sicherheit, und ihre Kinder bedienen ſich anſtatt der Pfeile, kleiner Thonkugeln, womit ſie Vögel auf eine große Entfernung tödten. Santo Lorenzo iſt in der Geſchichte Braſiliens wegen der Vertheidigung eines indianiſchen Häuptlings berühmt, der nur mit einer Kanone verſehen, welche er mit Steinen lud, die Mannſchaft eines bewaffneten franzöſiſchen Fahrzeuges, welche (im Jahre 1568) das Dorf angriff, mit bedeutendem Verluſte zurücktrieb.

Die Bai von Santa Anna iſt von beſchränktem Umfange, ihre Ufer ſind ſeicht und von ihrer früheren Verbindung mit Praia grande, von welchem Orte ſie durch eine breite Landenge getrennt wird, iſt jezt keine Spur mehr vorhanden. Dorthin ſezen wir nun unſere Reiſe fort, den erſt gekommenen Weg wieder betretend, doch halten wir uns nahe an das ſüdliche Ufer und gelangen bei Armazem (Magazin) in das Binnenwaſſer der großen Bai von Rio de Janeiro. Dieſe Gebäude wurden von einer Geſellſchaft Wallfiſchfänger aufgeführt, als der Rieſe des Meeres den Hafen von Rio noch beſuchte, oder an der Küſte gefangen wurde; die Anſtalten, den Thran auszulaſſen, waren vortrefflich. Hinter den Vorrathshäuſern führt der Fußweg über eine ſteile Anhöhe nach Praia grande; die Ausſicht auf ihrem höch-

sten Punkte über die Bai und die gegenüberliegende Hauptstadt ist vorzüglich schön.

Sobald wir die Spitze von Armazem umsegeln, befinden wir uns in der großen Bai, welche der Hauptstadt gerade gegenüber liegt; an ihrem flachen sandigen Ufer ist das Städtchen Praia grande erbaut, und trägt durch seine zierlichen, blendend weißen Häuser wesentlich bei, den Reiz der Gegend zu erhöhen. Praia grande, welches gegen 1,200 Einwohner zählt, vergrößert sich mit jedem Jahre; durch seine Verbindung mit allen östlichen Theilen der Provinz Rio de Janeiro führt es einen lebhaften Handel nach der Hauptstadt; überdieß besuchen die Bewohner derselben Praia grande mit besonderer Vorliebe, und man kann sagen, daß keine Stunde vergeht, welche nicht Besuchende hin und zurück brächte. Eine große Menge Falluas sind in immerwährender Thätigkeit zwischen beiden Ufern, welche hier ein und eine halbe Stunde von einander entfernt seyn mögen, die lebhafteste Verbindung zu erhalten; besonders an Sonn- und Feiertagen wimmelt Praia grande von munteren Städtern, welche in den Vendas und Wirthshäusern des Städtchens gewöhnlich den Verdienst der vergangenen Woche zurücklassen. Fast in der Mitte dieser Bai vernimmt man ein höchst merkwürdiges Echo, und wer so glücklich ist, sich in dem Augenblicke auf dieser Stelle zu befinden, in welchem ein eben ankommendes Kriegsschiff die Stadt salutirt, der wird zugestehen, nichts ähnliches gehört zu haben.

Wir eilen nun nach dem Saceo de St. Francisco Xavier, welchen eine Landzunge von Praia grande trennet, und woselbst das freundliche Oertchen St. Domingos erbaut ist; hier endet die bewohnte Seite der großen Bai mit dem kleinen Fort St. Joao und unsere Reise um dieselbe.

Wir wenden uns nun westlich, und langen, von einem frischen Seewinde begünstigt, indem wir auf das entgegengesezte Ufer zusteuern, wieder in der Praia de Dom Manuel an, von wo wir ausgesegelt waren.

Wollte man übrigens die Bai von Rio de Janeiro mit Muße umschiffen, so dürfte ein Zeitraum von acht Tagen dazu erforderlich seyn; es könnte schwerlich einen größeren Genuß geben, als diese kleine Reise, wenn sich einige muntere Freunde zusammengesellten, welche, empfänglich für die Schönheiten der Natur, diesen zu Liebe muthig genug wären, etwas Hitze zu ertragen und einen kleinen Kampf mit den Insekten zu bestehen, welche sich nun einmal allenthalben einfinden, wo der Mensch sich aufhält.

Siebentes Buch.

Wir wenden uns nun westlich, und langen, von einem frischen Seewinde begünstigt, indem wir auf das entgegengesezte Ufer zusteuern, wieder in der Praia de Dom Manuel an, von wo wir ausgesegelt waren.

Wollte man übrigens die Bai von Rio de Janeiro mit Muße umschiffen, so dürfte ein Zeitraum von acht Tagen dazu erforderlich seyn; es könnte schwerlich einen größeren Genuß geben, als diese kleine Reise, wenn sich einige muntere Freunde zusammengesellten, welche, empfänglich für die Schönheiten der Natur, diesen zu Liebe muthig genug wären, etwas Hitze zu ertragen und einen kleinen Kampf mit den Insekten zu bestehen, welche sich nun einmal allenthalben einfinden, wo der Mensch sich aufhält.

Siebentes Buch.

Reise in die Provinz Minas-Geraes.

I.

Verhaltungsregeln für den in Brasilien Reisenden. — Einschiffung nach Porto d'Estrella. — Handels-Caravanen. — Verfahren bei dem Packen und der Pflege der Lastthiere während der Reise. — Ankunft in Mandiocca. — Besuch einer Zuckerpflanzung. — Häusliche Einrichtung und Lebensweise eines brasilianischen Pflanzers. — Abreise von Mandiocca. — Die Serra da Estrella. — Brasilianische Landstrassen. — Das Landgut des Padre Correa. — Reiseroute nach Villa-Ricca. — Landgüter der Geistlichen. — Pampulha. — Engenho de Cebola. — Ankunft bei dem Rio Paraiba. — Zusammentreffen mit einem brasilianischen Eremiten. — Der Rio Paraibuna. — Wacht- und Zollhaus daselbst.

Es ist noch nicht lange her, daß man, um in Brasilien zu reisen, und um nicht jede, dem gebildeten Menschen unent-

behrliche Bequemlichkeit zu vermiſſen, ſich mit einem läſtigen Gepäcke und mit einem Vorrathe von Lebensmitteln verſehen mußte. Das hat ſich ſeitdem etwas geändert, der Luxus des Europäers bahnte ſich einen Weg ſelbſt durch die Wildniſſe Braſiliens, und der Reiſende wird jezt, wenn er auch die Annehmlichkeiten ſeines Vaterlandes vermiſſen ſollte, faſt allenthalben, wo die Bewohner unter ſich in Verbindung ſtehen, ein Obdach und die landesübliche Nahrung vorräthig finden; dem Weichlinge, oder dem Sklaven eines verzärtelten Gaumens, dürfte dieſes allerdings nicht genügen.

Nichts deſto weniger ſind zu einer Reiſe in das Innere des Landes ſchon darum einige Vorbereitungen nöthig, weil man keine andere Gelegenheit zum Weiterkommen hat, als ſich eines Pferdes oder Maulthieres zu bedienen; denn in einem Wagen zu reiſen iſt durchaus unmöglich. Es ſcheint mir daher nicht überflüßig dem Leſer, auch wenn er die Abſicht nicht haben ſollte, Braſilien zu beſuchen, einige Verhaltungsregeln mitzutheilen, wie man in dieſem Lande am Beſten fortkömmt.

Reiche Landeigenthümer oder Perſonen von Rang, reiſen mit einem großen Gefolge, vielen Laſtthieren, Tragſänften für die Frauenzimmer, mit Aufſehern und Treibern; ſie führen einen ganzen Haushalt mit ſich; Betten, Kochgeräthe, kurz was zu ihrer Bequemlichkeit erforderlich iſt; ſie reiſen daher äußerſt langſam und auf eine ſehr koſtſpielige Weiſe. Andere beladen nur einen ſtarken Eſel mit ihrem Gepäcke und laſſen ihn durch einen Neger nachtreiben; dadurch werden ſie aber gewißer Maßen von der Geſchicklichkeit und der fleißigen Aufſicht des Treibers abhängig, weil im Gegentheile das Laſtthier bald unbrauchbar wird. Eine dritte Art zu reiſen iſt endlich, daß man ſich einer Caravane anſchließt, ſein Gepäcke dem Aufſeher derſelben übergibt, ihn überhaupt

während der ganzen Reise für sich sorgen läßt; ist dieses ein ordentlicher, gesitteter Mann, so befindet sich der Reisende vortrefflich, und man kann dann jedem Europäer empfehlen, sich dieser Gelegenheit zu bedienen, welche ihn, wenn sie auch keine schnell befördernde ist, sehr vieler Beschwerden und Unannehmlichkeiten überhebt.

Jeder reisende Ausländer muß sich übrigens mit einem gültigen Passe, von dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ausgestellt, versehen; ohne denselben wird er an den Zollhäusern der verschiedenen Provinzen zurückgewiesen.

Fremde von Rang, oder Gelehrte, welche an die Regierung empfohlen sind, erhalten eine Portaria oder königlichen Befehl, welcher es allen Behörden wie den Bewohnern des Landes zur Pflicht macht, dem Vorzeiger gegen baare Bezahlung nach der Taxe, Thiere, Lebensmittel und Obdach zu reichen, oder ihm dazu zu verhelfen. In wenig bewohnten Ländern ist eine solche Portaria höchst nützlich und oft das einzige Mittel die Reise fortsetzen zu können, da die Brasilianer den Ausländer nicht achten und ihm im Allgemeinen abgeneigt sind. In bevölkerten Gegenden wird sich jeder Fremde von Bildung schämen, Thiere und Lebensmittel zu erpressen, wenn er sich diese auf eine anständige, wenn auch etwas kostspieligere Art verschaffen kann.

Wer in Brasilien reisen will, muß ein fester und unerschrockener Reiter seyn, sonst setzt er sich oft großer Gefahr aus, oder macht sich bei den Einwohnern lächerlich, welche sämmtlich treffliche Reiter sind. Wenn man nicht Gelegenheit hat ein sicheres und starkes Pferd zu kaufen, wird man besser thun sich mit einem gut abgerichteten Maulthier zu versehen; diese Thiere sind ausdauernd, ungemein sicher, aber

nicht immer ohne Tücke; Stuten reitet man nicht, weil ihr Aeußeres häßlich ist, sonst sind sie ausdauernd und zahm.

Es gibt Personen, die nicht reisen können, ohne eine Menge und oft sehr überflüssiges Gepäcke mit sich zu führen; in Brasilien dürfte dieses zu einer außerordentlichen Last werden. Der Reisende sollte dort nur ein paar leicht aufzuladende Koffer, einige Kleider, Wäsche, Wachslichter, geriebenen Kaffee, Thee und einige Arznei-Mittel enthaltend, mitnehmen.

Statt einer Matratze oder einem Feldbette (cama de Vento), welche nicht leicht fortzubringen und vor Regen zu schützen sind, empfehle ich eine netzartige Hangmatte (Rede), welche äußerst leicht fortgebracht und allenthalben aufgehängt werden kann. Ohne diese einfache und bequeme Lagerstätte kommt man oft in den Fall, auf einer, auf der Erde ausgebreiteten, Ochsenhaut schlafen zu müssen, und erhält manchmal an giftigen, eine warme Stelle suchenden Schlangen, Schlafgesellen, welche sich zwar ruhig wegschleichen, wenn man sie nicht stört, bei der mindesten zufälligen Berührung aber sogleich beissen.

Die Europäer haben zum Theile die Gewohnheit, in den aus der Heimath mitgebrachten Kleidern zu reisen, die sich keineswegs dazu eignen; die Landestracht ist viel zweckmäßiger und gesunder. Ein grauer Filzhut mit großem Rande schützt fast den ganzen Körper vor den verticalen Sonnenstrahlen und gegen Regen; eine Hose und Jacke von Tuch verwahren ihn gegen plötzliche Erkältung, der man in einem heißen und schnell wechselnden Klima, bei der verstärkten Ausdünstung des Körpers beständig ausgesetzt ist. Stiefel von weichem ungefärbtem Hirschleder, welche über das Knie hinauf reichen, bedecken den Fuß gegen Schmutz

und Insekten; und ein großer Wollenmantel, welcher die kalten Nächten der Gebirgländen sehr willkommen, vollendet den Anzug des brasilianischen Landbewohners. Auch sein Sattel, so altväterisch er immer aussieht, ist bequemer als der Englische, auf welchem man sich bei Ueberstrigung hoher Gebirge oft nicht zu halten vermag. Dem Reisenden empfiehlt man ferners, sich mit Alforges, sogenannten Reittaschen, zu versehen, welche theils einen Riemen verbunden, auf dem Rücken des Pferdes und zu beiden Seiten herabhängend, hinter dem Sattel befestiget werden. Ein Trinkgefäß, an einem langen Riemen hängend, wird gute Dienste leisten, um von dem Reitthiere herab Wasser zu schöpfen, und ein paar gute Pistolen, an der gewöhnlichen Stelle des Sattels befestiget, sind immerhin nicht überflüssig, bei weiteren Reisen aber durchaus nothwendig.

Ich beginne nun die Erzählung meiner Reise nach Minas Geraes, einer der merkwürdigsten, bevölkertsten und cultivirtesten Provinzen des großen Kaiserreiches. Ob die Art, wie ich erzähle, des geehrten Lesers Beifall erhalten, ob sie ihn unterhalten wird, muß ich erwarten. Ich halte es nicht für zweckmäßig mein Tagebuch wörtlich abzuschreiben, denn mir gab zu oft hatte ich gar keine Gelegenheit anderes einzutragen, als die alltäglichsten Vorgebenheiten: Ankunft, Befriedigung des Magens, Abreise; mit diesen ewigen Wiederhohlungen sollte man, wie mir scheint, den Leser verschonen. Abenteuer erlebt man heut zu Tage nicht mehr auf lebhafte besuchten Straßen, und meine Phantasie, oder vielmehr meine Wahrheitsliebe, wollte sich nicht herleihen, welche zu erdichten.

Von der gewöhnlichen Weise vieler Reisebeschreibungen abgehend, habe ich endlich die Bemerkungen über die Bewohner und den Land- und Bergbau dieser Provinz, zum

Schlusse meiner Reise beigefügt, in der Meinung, durch diese Zusammenstellung deutlicher und faßlicher, als durch beständige Unterbrechungen zu werden.

Wer große Unterhaltung erwartet, dürfte getäuscht werden; wenn man nicht Naturforscher ist, kann man von einer weiten Reise in Brasilien nur wenig erzählen; verdorbene Fußwege, undurchdringliche Wälder, maldersehbare, nackte Weiden, weit von einander entfernte, in Bauart und Cultur fast immer gleiche Landgüter, wechseln mit einander ab, und ermüden zuletzt den Reisenden; nicht besser geht es ihm mit den Einwohnern, welche, ohne wissenschaftliche Bildung, und von beschränkten Begriffen, in ihre Unterhaltung keinen Wechsel zu bringen wissen. Sobald der Reiz der Neuheit verschwindet, tritt lange Weile an seine Stelle, und nicht selten bemächtiget sich des Europäers, wenn er längere Zeit in Brasilien lebt, eine Art Heimweh, die zuletzt in Lethargie und gänzliche Gleichgiltigkeit ausartet.

Die Einförmigkeit des Landes, trotz den außerordentlichen Naturschönheiten, ist aber so groß, daß derjenige, welcher sich auf 20 bis 30 Stunden von den Seeküste entfernt, sich einen Begriff von ganz Brasilien machen kann; wer je mals daselbst reiste, wird gewiß diese Ansicht theilen.

Ein Anderes ist es, wenn man die Absicht hat, sich in Brasilien und auf dem Lande häuslich nieder zu lassen; alle Gegenstände erwecken dann größere Theilnahme, und ich wenigstens fühlte nie lange Weile; möchte es mir gelingen, sie auch von meinen Lesern entfernt zu halten.

Von der Hauptstadt Brasiliens führen zwei Wege nach Minas, einer zu Lande, der andere zu Wasser; der letztere wird allgemein vorgezogen.

Man schiffe sich zu diesem Behufe auf Barken ein, welche in der Bai der Mineiros liegen, und diese gegen Mittag, wenn der Seewind eintritt, verlassen. Dieses schwerfällige Fahrzeug ist zur Hälfte mit einem dicken Schilfdache bedeckt, und mit einem Segel versehen, dessen übermäßige Größe es in Gefahr bringt, bei heftigem Winde umzuschlagen, und nur dem Schutze der Gebirge, welche die Bai umgeben, verdankt man es, daß nicht täglich Unglück geschieht; um so mehr, da die Leitung der Barke an drei unwissende Neger übergeben ist. Die Reisenden suchen auf den aufgehäuften Waaren, über welche man getrocknete Ochsenhäute breitet, Platz zu finden, und obgleich diese Reise zu den Annehmlichkeiten in der großen Bai von Rio gehört, so ist man doch herzlich froh, die schmutzige Barke sobald als möglich zu verlassen. Mit günstigem Winde kommt man nach neun Stunden vor der Mündung des Jahumerim an, der hier so breit und tief ist, daß ihn selbst Schiffe von hundert Tonnen befahren können; aber bald nachher zeigt sich angeschwemmtes und mit Mangelbäumen bedecktes Land, zwischen welchem sich der Fluß im trägsten Laufe und unzähligen Krümmungen windet. Ungeziefer aller Art wirft sich blutgierig auf die Reisenden, die sich wahrhaft glücklich preisen, noch vor eintretender Nacht Porto d'Estrella zu erreichen; ist dieß nicht möglich, so wird auf dem Flusse übernachtet; ein Losungszeichen für Mosquitos, Stomexes, Tempranerores, und wie die verschiedenen Arten von Stechfliegen alle heißen mögen, die nun in dichten Schwärmen und sich gleichsam ablösend über Menschen und Thiere herfallen, und sie nur dann verlassen, wenn sie sich mit ihrem Blute vollkommen gesättiget haben. Alle Versuche, ihre Angriffe abzuwehren sind vergebens, und die Bemühungen sie mit Rauch und Umherschlagen zu vertreiben, haben keinen anderen Erfolg, als daß man in Schweiß versetzt und beinahe erstickt wird. Wenn dann der Mond seinen sanftlichen Schimmer

über diese höchst romantische Gegend verbreitet, und der Landwind die Luft angenehm abkühlet, so hat man keinen anderen Wunsch, als das mächtige Gestirn des Tages recht bald aufgehen zu sehen, vor welchem diese Quälgeister allein entfliehen.

In Porto d'Estrella, dem ersten Orte an dem rechten Ufer des Inhumerim, werden die Waaren ausgeladen, die für Minas und das Innere Brasiliens bestimmt sind, und die Landesprodukte, von daher kommend, nach der Stadt eingeschifft; dadurch werden viele Menschen beschäftigt und viel Geld in Umlauf gesetzt; die Einwohner nähren sich daher gut, und der Ort vergrößert sich mit jedem Jahre. Wer jetzt daselbst ankömmt, wird von der allgemein herrschenden Regsamkeit und Lebhaftigkeit überrascht; sie ist eine natürliche Folge der landesüblichen Art, alle Handelsgegenstände von einem Orte zu dem anderen zu bringen.

Die Regierung hat nämlich bisher weder Zeit noch Mittel gefunden, ihre Aufmerksamkeit der Anlage von Landstrassen zuzuwenden; die Wege sind daher ausserordentlich schlecht; Fuhrwerk kann durchaus nicht gebraucht werden, und nur dem höchst nützlichen Lastthiere, dem Maulesel, würde die Verbindung zwischen dem Inlande und der Küste unmöglich seyn; der Stärke, Ausdauer und Genügsamkeit dieses Thieres verdanken es also die Bewohner der entferntesten Provinzen allein, ihre Produkte absetzen und sich mit Bedürfnissen, welche sie nicht erzeugen, versehen zu können. Täglich kommen zahlreiche Caravanen, schwer beladene Esel aus dem Innern Brasiliens, manchmal aus der für Brasilien ungeheuren Entfernung von 200 Stunden, und im steten Kampfe mit Hindernissen, von welchen der Europäer keinen Begriff hat, setzen ihre Ladung in Porto d'Estrella ab, und kehren mit anderen Gegenständen in ihre Heimath zu-

wird. Natürlich wird eine große Ordnung und Aufmerksamkeit erfordert, damit die Thiere während einer so bedeutenden Reise nicht erschöpft und die Waaren nicht verdorben werden; die bestehenden Einrichtungen sind auch wirklich bewunderungswürdig und verdienen eine ausführliche Beschreibung.

Es macht den Erwerbszweig vieler Menschen im Innern Brasiliens aus, eine beträchtliche Anzahl Maulesel zu halten, gegen Bezahlung der Fracht die Produkte des Pflanzers an die Küste zu bringen, und von dort die Güter des Kaufmanns zurück zu nehmen. Sobald daher ein Pflanzer seine Vorräthe versenden will, nimmt Jener seine Thiere von der Weide und rüstet sie zur Reise; übersteigt ihre Zahl sieben, so nimmt sie den Namen Tropa an und erhält einen eigenen Aufseher (Tropeiro); dieser ist für die Ladung verantwortlich, sieht darauf, daß die Thiere sorgfältig gepackt werden, bestimmt das jedesmalige Nachtquartier, beschlagt und pflegt die allenfalls gedrückten oder beschädigten, sorgt für ihren Unterhalt, wie für den seiner Untergebenen, und bestreitet alle Auslagen während der Reise. Meistens besteht eine Tropa aus fünfzig Lastthieren, welche in Sektionen (Lotes) von sieben Thieren abgetheilt werden, und gewöhnlich eine Pferd-Stute mit sich führen, welcher die Esel bereitwillig folgen, und von der sie sich auf der Weide weniger weit entfernen, als wenn sie allein sind. Jede Lota erhält einen Treiber (Tocador), dem sorgfältige Bepackung und Pflege der Thiere obliegt; er geht während der Reise hinter seiner Abtheilung nach, und gibt Acht, daß keines zurück bleibt, oder etwas von der Ladung verliert; der berittene Tropeiro schließt die Caravane.

Auf dem Landgute des Pflanzers angekommen, woselbst die zu versendenden Produkte, bereits in ledernen Säcken, oder in wohlverwahrten Ballen oder Fäßchen gepackt, bereit liegen,

wird die erste Lota vorgenommen und mit dem Laden angefangen. Dieß erfordert viele Uebung, und eine genaue Kenntniß der Stärke der Thiere. Ein guter Maulesel trägt auf einer lange dauernden Reise sechs Arrobas (d. Ar. 32 Pf.) ein Vorzüglicher 8; auf einer kürzeren rechnet man auf jedes Thier 250 Pfund. Ueberladung reibt es auf und macht es so eigensinnig, daß es durch kein Gewaltmittel weiter zu bringen ist; nachlässig geladen, das heißt ungleich vertheilte Ladung, verursacht augenblickliche Verwundung. Der Packsattel (Cangalha) ist ganz besonders gestaltet; er besteht aus zwei Stücken des härtesten, an beiden Enden sanft gekrümmten Holzes, welche in einem gleich laufenden Abstande von 2 Schuh so auf ein dickes, mit Leder überzogenes Strohkissen befestiget werden, daß der gekrümmte Theil aufwärts gerichtet über den Rücken des Lastthieres zu liegen kömmt; ein breites Gurt von ungegerbtem Leder schließt Kissen und Sattel an den Leib, und ein Brust- und Hinterriemen verhindern, daß die Cangalha weder vor- noch rückwärts gleiten kann. An die vorstehenden Hörner des Sattels wird nun die Ladung mit Riemen, welche durchgehends die Stelle von Stricken versehen, im möglichsten Gleichgewichte gehangen, und kleinere Gegenstände zwischen die Ballen gelegt; dann wird die ganze Ladung mit einer großen ungegerbten Ochsenhaut bedeckt und wieder mit einer Gurte festgeschnallt. Sind sämmtliche Thiere der Lota also bepackt, so wird das Nachtquartier bestimmt und der Treiber setzt seine Abtheilung in Bewegung. Gewöhnlich wird das stärkste Thier, mit Glocken behangen oder sonst geschmückt, daran gewöhnt, voraus zugehen; es führt einen seinen Eigenschaften entsprechenden Namen (Diamant oder gran Turco ꝛc.). An dieses richtet sich der Ruf des Führers, der augenblicklich Gehorsam findet; die übrigen Thiere folgen, und zwar so lange sie nicht ermüdet sind, eines in die Fußstapfen des Anderen tretend; unter Wegs werden sie durch rufen und

sachtes pfeiffen ihres Treibers, dessen Stimme sie genau kennen, in Ordnung gehalten. Sind die Wege schlecht, so werden täglich vier Legoas, bei gutem, trockenen Wetter sechs zurückgelegt; unter Wegs wird nirgends angehalten. An Ort und Stelle angekommen, werden die Thiere an Stangen gebunden, welche der Führer in den Boden, vor dem Rancho (offener Schoppen) stößt, dann behende abgeladen und die Gurte des Sattels etwas gelüftet; während sie sich abkühlen, eilt der Treiber, die ihm anvertraute Ladung unter dem Dache des Schopprens zu ordnen und aufzuschichten; dann nimmt er seiner Tota die Sättel ab und bindet sie los. Die Thiere benutzen ihre Freiheit sogleich, um sich zu wälzen, wahrscheinlich ein unwiderstehliches Bedürfniß für sie, das sie oft während der Reise anwandelt, so zwar, daß man sie abpacken muß, um sie nur wieder weiter zu bringen; sie zerstreuen sich nun, bleiben aber stets in der Nähe des Rancho. Indeß versammelt sich die ganze Tropa; die Thiere werden nun wieder zusammengetrieben, jedem ein Sack mit einer gewissen Menge Mais um den Kopf gehängt, und, während sie freßen, nachgesehen, ob sie kein Eisen verloren u. s. w.; dann führt jeder Treiber seine Abtheilung in eine entferntere Gegend, wo gute Weide ist, und woselbst sie ohne weitere Aufsicht die Nacht hindurch bleiben. Von da zurückgekehrt, theilen sich die Treiber in verschiedene Arbeiten; der Tropeiro läßt die Ladung der ganzen Tropa unter den Rancho bringen und sie in einen doppelten gleichlaufenden Wall aufschichten; die eine Seite wird dann mit den Tragsätteln geschlossen; kleine Päcke, welche leicht verloren gehen, oder entwendet werden könnten, kommen in die Mitte; dort nimmt auch der Tropeiro seinen Platz ein, und während die Treiber Brennholz herbei bringen, das Abendessen bereiten, und zwischen dem erwähnten Walle die Lagerstätte (ausgebreitete Ochsenhäute) bereiten, besser er diejenigen Cangalhas aus, welche die

Thiere drücken, klopft Eisen und Nägel zurecht, weil Erstere immer kalt aufgeschlagen werden, und sieht nach der Ladung. Mit dieser unaufhörlichen Beschäftigung kommt der Abend heran, gesunder Appetit würzt die einfache Kost, und auf die Beschwerden des Tages behagt dem müden Körper jede Schlafstelle.

Mit Sonnenaufgang eilen die Treiber nach der Weide, bringen oft mit großer Mühe die allenthalben zerstreuten Thiere zusammen, welche wie Abends ihren Mais erhalten, und während dem gepackt, beschlagen, und zur Fortsetzung der Reise ausgerüstet werden.

In dieser Ordnung legen alle Tropas, die aus dem Innern Brasiliens kommen, die Reise bis Porto d'Estrella zurück, dort liefern sie gegen Bescheinigung ihre Ladung ab, und erhalten Rückfracht, mit welcher sie nach kurzer Rast nach der Heimath aufbrechen; man rechnet, daß jährlich also 60,000 Mauleſel nach Porto d'Estrella kommen.

Die gewöhnliche Fracht von hier bis Villa Rica beträgt für jede Arroba 1,200 Reis, von dort zurück wegen geringerer Ausfuhr 800 Reis. Sind die Wege besonders schlecht, Krankheiten unter den Lastthieren, und fällt die Mais-Aernte ungünstig aus, so wird natürlich der Frachtpreis bedeutend erhöht.

Die Besitzer großer Landgüter halten zuweilen ihre eigene Tropa; sie, wie Diejenigen, die von ihrer Vermiethung leben, erleiden sehr großen Schaden, wenn ihre Thiere von einer Krankheit befallen werden, welche man hier Pest heißt, ein in Brasilien allgemeiner Ausdruck für alle schnell tödtenden Krankheiten. Gewöhnlich zeigt sich diese an den Pferden und Eseln im Herbste, und wenn sie von der kälteren Region

der Gebirge in das tropische Klima von Rio de Janeiro kommen. Allen Anzeigen nach ist die sogenannte Pest eine verwahrloste Druse, die mit Rotz endet; die Brasilianer wenden Mittel an, welche das Uebel sichtbar verschlimmern; sie lassen den Kranken zur Ader und treiben sie auf die oft sehr nasse Weide; erreicht die Krankheit dann ein höheres Stadium, so brennen sie den Thieren mit einem glühenden Eisen einige Kreuze in die Haut, damit der Demonio aus dem Körper vertrieben wird, und überlassen sie ihrem Schicksale. Manchmal krepirt ein Drittheil der Tropa; ein schwer zu ersetzender Verlust, da viele Zeit erfordert wird, bis man die im Naturzustande äußerst wilden Maulesel zu Lastthieren abrichtet.

Um mit einiger Bequemlichkeit in Brasilien zu reisen, sind ziemlich kostspielige Anstalten erforderlich, wer sich aber einer Tropa anschließt, wird mit 1,200 Reis täglich auskommen; auf lange Weile muß man sich dann freilich gefaßt machen, besonders wenn die Tropa durch plötzlich einfallendes Regenwetter an der Fortsetzung der Reise gehindert wird. Der Freund der Natur und der Liebhaber der Jagd, obwohl diese kärglich und in hiesigen Waldungen sehr beschwerlich ist, findet jedoch einige Zerstreuung. Gastfreundschaft ist natürlich auf einer so stark besuchten Straße, wie die von Villa-Ricca, selten geworden; doch sichern Empfehlungsbriefe an die Besitzer großer Landgüter (Fazendas) eine freundliche Aufnahme. Man reist jezt auf dieser Straße mit derselben Sicherheit, wie in Europa; auch von der zudringlichen Neugierde des Volkes wird man nur wenig mehr belästiget; denn die Zeit ist lange vorbei, in welcher der Fremde gleich einem seltenen Thiere angestaunt wurde. Die Begriffe der Brasilianer von Europa und seinen verschiedenartigen Bewohnern sind zwar noch sehr beschränkt und höchst seltsam, seitdem aber so vielerlei Nationen mit ihnen verkehren und ihr Land

besuchen, fangen sie an, einzusehen, daß es außer Portugiesen und Engländern noch andere gebildete Nationen auf der Erde gibt; der frühere Glaube ist ohnehin nur eine Folge der Großsprecherei mancher Reisenden der genannten Völker, und auch jezt noch möchten uns einige Engländer, welche mit dem ihnen eigenen Nationaldünkel hieher kommen, in ihren häufig gehaltlosen Reiseberichten glauben machen, ihre Nation werde vorzugsweise in Brasilien vergöttert.

Daß der Reisende wohl daran thut, sich nach den Gebräuchen des Landes, in dem er sich eben aufhält, zu richten, versteht sich von selbst; der Besuch der Kirche an Feiertagen befreundet ihn mit den Bewohnern und kann ja dem Christen, wenn auch dem anders denkenden, kein Opfer kosten; auch die Annahme der sehr bequemen Landestracht während der Dauer der Reise, und die Beobachtung der hier üblichen Höflichkeitsregeln, wird ihn den Brasilianern näher bringen, deren Spott über den Anzug und das Benehmen mancher Fremden oft nicht unverdient ist. Konnte ich mich doch manchmal selbst des Lachens nicht enthalten, wenn ich einen reisenden Engländer sah, der, triefend von Schweiß, in einem dicken Halstuche und engen schwarzen Frack eingepreßt war, und keiner anderen Bewegung fähig schien, als gleich einem Automaten mit dem Kopfe zu nicken.

Es ist jezt eine neue Straße von Porto d'Estrella bis an den Fuß der Gebirgskette (Serra da Estrella) angelegt, und die Alte wird nur bei sehr trockenem Wetter von den Maulthiertreibern besucht; auf beiden Straßen kommt man jedoch zu den Fazendas Cordoeira und Mandioca. *) Leztere ist Eigenthum des bekannten Reisenden Herr von

*) Beide Besitzungen wurden seitdem von der brasilianischen Regierung gekauft, um daselbst Pulvermühlen anzulegen.

Langsdorff, der als Generalconsul des Kaisers von Rußland, Brasilien seit 15 Jahren bewohnt. Gewöhnlich bleiben die Tropas hier über Nacht, und europäische Reisende sprechen die bekannte Gastfreundschaft des Gutsbesitzers an; ich ahmte ihnen bei meinem ersten Besuche nach, und wurde auf das Freundlichste aufgenommen.

Herr von Langsdorff hat die Mandioca, eine Besitzung, welche eine portugiesische Quadratlegoa im Inhalte hat, käuflich an sich gebracht; sie ist eine Sismaria, d. h. ein, mittels Lehnbrief ertheiltes Land, wie dieser denn auch Carta sismaria genannt wird. Aehnliche Lehenbriefe sollte eigentlich jeder Gutsbesitzer in Brasilien haben; aber die Meisten waren äußerst saumselig in ihrem Erwerbe, und die Regierung unterließ, sie zur Lösung der nöthigen Documente anzuhalten. Sehr viele Besitzungen der Landbewohner sind daher im ächten Sinne des Wortes usurpirt, und es gibt welche, die 20 bis 40 Quadratlegoas Land als ihr rechtmäßiges Eigenthum ansprechen, ohne gültige Papiere zu besitzen, welche sie darin bestätigten. Darin liegt wohl hauptsächlich die Ursache der geringen Bevölkerung dieses Landtheiles, und wenn diese einstens zunehmen, oder die Regierung genöthigt seyn wird, Abgaben von den Unterthanen zu erheben, dürfte es zwischen beiden Theilen zu unangenehmen Reibungen kommen.

Herr von Langsdorff beabsichtigte, seine Cazenda nach rationellen Grundsätzen zu bewirthschaften, und der Cultur des Bodens die größtmöglichste Ausdehnung zu geben. Zu diesem Zwecke holte er persönlich eine beträchtliche Anzahl deutscher Kolonisten aus Europa herüber und gab ihnen Land und Vorschüsse, bis sie selbst ärndten konnten, wofür sie Handleistungen und Natural-Abgaben reichen sollten; aber die Kolonie zerstreute sich, ehe es zu

dem Anbaue des Landes kam, und lieferte einen neuen Beweis, daß Unternehmungen dieser Art dem Privatmanne nie gelingen, ihm aber unsäglichen Verdruß und vergebliche und große Ausgaben verursachen werden.

Die erwähnte Absicht und die außerordentliche Thätigkeit des Herrn von Langsdorff verdienen vollkommene Anerkennung, und es kann nur bedauert werden, daß einem Manne von so entschiedenem Willen, im Gebiethe der Landwirthschaft dem Lande als Muster vorzuleuchten, und im Besitze nicht unbedeutender Geldmittel, die Kenntnisse und Erfahrungen des Landwirthes, und besonders die Gabe fehlten, einen geeigneten wohl überlegten Wirthschafts-Plan zu entwerfen und mit Festigkeit und Consequenz auszuführen.

Herr von Langsdorff hatte den Grund zu einer großen Kaffeepflanzung und zu einem gewaltigen Pallaste gelegt, mehrere Gebäude aufgeführt, eine Kaffee- und Mandioc-Mühle, einen großen Rancho und eine Ziegelbrennerei erbaut; aber keine dieser Unternehmungen entsprach der Erwartung, sie kosteten große Summen, und zeigten sich weder nützlich noch einträglich. Ohne der ergiebigen Quelle, aus welcher Herr von Langsdorff schöpfte, wäre daher sein Ruin unvermeidlich gewesen, und er würde das Schicksal vieler bemittelter Europäer getheilt haben, welche mit großen Erwartungen nach Brasilien kamen und zu spät zur Ueberzeugung gelangten, daß der Wille ein Landwirth zu seyn, nicht hinreicht.

Herr von Langsdorff stand an der Spitze einer von der kaiserlichen russischen Regierung besoldeten Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, um Brasilien zu bereisen und die Wissenschaften durch die Resultate ihrer Forschungen im Gebiete der Naturgeschichte zu bereichern.

Später selbst Mitbewohner der Mandiocca, werde ich Gelegenheit haben, auf die Mitglieder dieser Gesellschaft zurück zu kommen.

Da ich den Wunsch äußerte, eine Zuckerpflanzung zu sehen, empfahl mich mein gütiger Wirth an seinen Nachbar, Herrn Siqueira, einen reichen Mann, in dem Rufe eines sehr verständigen Pflanzers. Als ich vor dessen Haus ankam, wurde mir angezeigt, daß Herr Siqueira ausgeritten wäre, aber jeden Augenblick in Gesellschaft des Geistlichen, der heute die Messe im Hause lese, zurückkehren würde; dann wurde ich ersucht, einstweilen in der Varanda (so wird der offene, gedeckte Vorplatz des Hauses genannt) auszuruhen; diese Muße benüzte ich, mich in der Gegend umzusehen.

Die Wohnung des Herrn Siqueira war ein allein stehendes Gebäude, aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, mit Kalkmörtel angeworfen und sorgfältig geweißt, das Dach mit Hohlziegeln gedeckt; eine schmale gemauerte Stiege führte nach der Varanda, und von hier mehrere große Flügelthüren nach den Zimmern und Sälen des Hauses. Diese waren sämmtlich gebrettert, durch Zwischenwände getrennt und über Alle erhob sich das gemeinsame Dach, welches man von sämmtlichen Zimmern aus sehen konnte; die Wände waren mit etwas grellen Farben angestrichen, die Meubles einfach, durchgehends von Chacaranda, dem schönsten und härtesten Holze der brasilianischen Wälder.

Dem Wohnhause gegenüber, befand sich die Zuckermühle und die dazu gehörigen Gebäude, alle gemauert; in der Umgebung dieser und des Hauses, standen die elenden Hütten der Neger, Gruppen von verschiedenartigen Fruchtbäumen und ein mit Stroh gedeckter offener Schoppen zu verschiedenartigem Gebrauche. Um sämmtliche Gebäude her, war der

Boden uneben, vom Regen ausgespühlt, Stellenweise morastig und mit zerquetschtem Zuckerrohr und altem Kehricht bedeckt.

Ein Trupp Reiter, welcher sich dem Hause näherte, unterbrach meine Betrachtungen; ich sah einen Neger auf denselben zueilen, worauf einer der Herren sich von der Gesellschaft trennte, und bald darauf vor dem Hause abstieg; es war Herr Siqueira. Er hatte auch nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit dem Bilde, welches man uns, wahrscheinlich mit etwas zu grellen Farben, von den westindischen Pflanzern entworfen hat. Groß und kräftig gebaut, mit starken sonnenverbrannten Gesichtszügen, war er in die Landestracht gekleidet; er trug einen sehr großen grauen Filzhut, eine Jacke von gestreiftem Baumwollenzeuge, eine weiße Weste, um den Hals ein kleines seidenes Tuch geknüpft, Hosen von weißem Parchent und hohe Stiefeln von weichem, braunem Leder, die unter dem Knie fest angeschnallt waren. Ein paar gewaltige silberne Sporen prangten an diesen, als der einzige Gegenstand von Werth, an der einfachen und zweckmäßigen Kleidung des brasilianischen Pflanzers.

Nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen wurde ich eingeladen, der Messe in der Hauskapelle beizuwohnen; dieß war ein Zimmer mit einer Bretterwand abgetheilt, und in dessen Mitte der Altar aufgerichtet; die Zuhörer knieten oder saßen auf dem Boden, und Herr Siqueira selbst bediente den Priester. Als die Wandlung anfing, näherte er sich einem kleinen Tische, kniete nieder, zog ein Kästchen an sich, drückte an einer Feder und sogleich begann es zu spielen; wir bekamen das bekannte, Tyrolerlied, vive henry quatre, und andere Melodien zu hören, und während sie herunter gorgelt wurden, verwendete der Gutsbesitzer kein Auge von mir, vermuthlich um sich an meinem Erstaunen zu weiden.

Ich ermangelte auch nicht, ihm nach der Messe meine Verwunderung zu bezeugen, wie er zu einem so höchst seltenen Kunstwerke gekommen sey, hörte die ganze Geschichte des Kaufes, bei welcher ihn ein umherziehender Franzose nicht wenig betrogen hatte, geduldig an, und gewann seine ganze Zuneigung

Herr Siqueira führte mich nun nach der Zuckermühle (Engenho), welche in voller Thätigkeit war; das Mühlrad, welches abwechselnd durch Ochsen und Esel getrieben wurde, sezte drei, neben einander stehende, mit polirten Eisenplatten überzogene Walzen in Bewegung, ein Neger brachte das Zuckerrohr zuerst zwischen die mittlere und rechte Seitenwalze, ein gegenüber Stehender ergriff es bei dem Durchgehen, bog es zusammen und steckte es zwischen die mittlere und linke Seitenwalze; dann wurde es als völlig ausgepreßt weggeworfen; der Saft des Rohres strömte in einen nahe stehenden Trog, und von hier aus in einen großen Bottich, von welchen man ihn nach einer anderen Abtheilung des Hauses, in die daselbst befindlichen Kessel zum Sieden leiten konnte. Sobald sich der Saft hinreichend erhizt zeigt, wird er in Abdämpfungs-Gefäße gebracht, wiederholt gekocht und geläutert, dann kömmt er in die dritte Abtheilung des Hauses, in besondere Gefäße zum Trocknen. Nach 8 Tagen ist alle Feuchtigkeit verflüchtet, oder in der Gestalt als Syrop abgeflossen. Die gepulverte Masse, jezt Zucker (assucar) genannt, wird nach ihrer Güte abgesondert, getrocknet, in Kisten, welche 40 bis 42 Arrobas enthalten, fest eingestampft, und kömmt unter dem Namen Mascavo nach Europa, dort erhält der Rohzucker die lezte Reinigung, wird gebleicht und in feste Massen vereiniget. In Brasilien wird der Zucker nur pulverartig zu Speisen und Getränken verwendet, da die Hize des Klimas, wie man sagt, die gleich-

ſam ſteinharte Vereinigung der Anfangs kleinen Zuckertheilchen, nicht geſtatten ſoll.

In der vierten Abtheilung des Gebäudes befand ſich die Brandwein-Brennerei, und wurde Rum oder Zuckerohr-Branntwein (Agua-ardente da canna) verfertigt. Herr Siqueira rühmte die Kultur des Zuckerrohrs als die einträglichſte landwirthſchaftliche Unternehmung; — doch hielt er ein Betriebs-Capital von 30,000 Cruſados *) kaum für zureichend, um ſich derſelben mit bedeutendem Erfolge zu unterziehen.

Indeſſen war die Mittagsſtunde herbei gekommen; Herr Siqueira hat mich, ſein Mahl zu theilen, zu welchem ſich der Geiſtliche, ein paar Nachbarn, zwei Söhne des Hauſes und die Donna Maria einfanden, mit welcher mein freundlicher Wirth in einer philoſophiſchen Verbindung lebte, eine ganz gewöhnliche Erſcheinung in Braſilien, an welcher Niemand Aergerniß nimmt. Das Mittageſſen war ächt braſilianiſch; eine Henne mit Reis, getrocknetes Salzfleiſch, geſalzener Speck mit ſchwarzen Bohnen und das Mark der Palmita wurden nach einander reichlich aufgetragen; den Schluß machte ein großer Tatú (Gürtelthier) mit einer Sauce verſehen, der es nicht an grünem Pfeffer und Tomatas (Paradiesäpfel) fehlte; zum Nachtiſche wurden eine Menge Früchte und Confituren aufgetragen, welche mir ganz unbekannt waren. Donna Maria, der ich zur Seite ſaß, weidete ſich an meinem frohen Erſtaunen, und machte mich auf einige Doces (Eingemachtes) aufmerkſam, welche ſie ſelbſt verfertigt hatte, und die ich, ohne Schmeicheleі vortrefflich nennen konnte; ſie bemerkte endlich, da ich ſie von der Abſicht, Minas zu beſuchen, unterrichtete, daß ich nun bald

*) Ein Cruſado in Silber = 1 fl. 17 3/8 kr.

zu Meisterinnen in der Kunst, Früchte einzumachen, kommen würde. Bei Tische wurde wenig, aber vortrefflicher Portwein getrunken; die Unterhaltung war lebhaft, aber mir nicht angenehm; man sprach über die Langsdorffische Kolonie und die Unordnungen, die damals auf der Mandioca vorgingen. — Wenn der Fremde in manchen Ländern nicht beliebt ist, muß man häufig seiner schlechten Aufführung die Schuld geben.

Nach der landesüblichen Siesta besuchten wir die Zuckerpflanzung; ein Theil der Neger ärndtete das Zuckerrohr, ein Anderer war beschäftigt jungen Wald zu schlagen, an dessen Stelle Zuckerrohr kommen sollte. — es herrschte allenthalben Ordnung, und wäre mein Wirth mit der trefflichen Einrichtung der westindischen Zuckermühlen, überhaupt mit der Art bekannt gewesen, wie man dort den Feldbau treibt, so würde er auf seinem Eigenthume ganz andere Einrichtungen getroffen haben.

Herr Siqueira war ein sehr unternehmender Mann, er besaß Häuser und Vendas in der Hauptstadt, und kaum fing man an, den neuen Straße vom Porto d'Estrella zu arbeiten an, so war er schon bedacht auf einer günstigen Stelle eine Loga, Venda und einen Rancho zu erbauen, obwohl er bereits im Besitze einer der besten Stationen auf dieser Straße war. Dieses ist einer der beliebtesten Industrie-Zweige aller Gutsbesitzer, welche Anwohner einer besuchten Straße sind; sie erbauen, nachdem es ihre Vermögens-Umstände erlauben, einen größeren oder kleineren, nach allen Seiten offenen Schoppen, an diesen ein kleines Wohnhaus für die Gäste und den Venheiro, und eine besondere Bude (Loja) mit einem Waarenlager, welches sich nach den Bedürfnißen der Einwohner richtet, und woselbst nicht unter 200 Procent verkauft wird.

sam steinharte Vereinigung der Anfangs kleinen Zuckertheilchen, nicht gestatten soll.

In der vierten Abtheilung des Gebäudes befand sich die Brandwein-Brennerei, und wurde Rum oder Zuckerohr-Branntwein (Agua-ardente da canna) verfertigt. Herr Siqueira rühmte die Kultur des Zuckerrohrs als die einträglichste landwirthschaftliche Unternehmung; — doch hielt er ein Betriebs-Capital von 30,000 Cruſados *), kaum für zureichend, um ſich derſelben mit bedeutendem Erfolge zu unterziehen.

Indeſſen war die Mittagsſtunde herbei gekommen; Herr Siqueira bat mich, ſein Mahl zu theilen, zu welchem ſich der Geiſtliche, ein paar Nachbarn, zwei Söhne des Hauſes und die Donna Maria einfanden, mit welcher mein freundlicher Wirth in einer philoſophiſchen Verbindung lebte, eine ganz gewöhnliche Erſcheinung in Braſilien, an welcher Niemand Aergerniß nimmt. Das Mittageſſen war ächt braſilianiſch; eine Henne mit Reis, getrocknetes Salzfleiſch, geſalzener Speck mit ſchwarzen Bohnen und das Mark der Palmita wurden nach einander reichlich aufgetragen; den Schluß machte ein großer Tatú (Gürtelthier) mit einer Sauce verſehen, der es nicht an grünem Pfeffer und Tomatas (Paradiesäpfel) fehlte; zum Nachtiſche wurden eine Menge Früchte und Confituren aufgetragen, welche mir ganz unbekannt waren. Donna Maria, der ich zur Seite ſaß, weidete ſich an meinem frohen Erſtaunen, und machte mich auf einige Doces (Eingemachtes) aufmerkſam, welche ſie ſelbſt verfertigt hatte, und die ich ohne Schmeicheleі vortrefflich nennen konnte; ſie bemerkte endlich, da ich ſie von der Abſicht, Minas zu beſuchen, unterrichtete, daß ich nun bald

*) Ein Cruſado in Silber = 1 fl. 17 3/8 kr.

zu Meisterinnen in der Kunst, Früchte einzumachen, kommen würde. Bei Tische wurde wenig, aber vortrefflicher Portwein getrunken; die Unterhaltung war lebhaft, aber mir nicht angenehm; man sprach über die Langsdorffische Kolonie und die Unordnungen, die damals auf der Mandioca vorgingen. — Wenn der Fremde in manchen Ländern nicht beliebt ist, muß man häufig seiner schlechten Aufführung die Schuld geben.

Nach der landesüblichen Siesta besuchten wir die Zuckerpflanzung; ein Theil der Neger ärndtete das Zuckerrohr, ein Anderer war beschäftigt jungen Wald zu schlagen, an dessen Stelle Zuckerrohr kommen sollte. — es herrschte allenthalben Ordnung, und wäre mein Wirth mit der trefflichen Einrichtung der westindischen Zuckermühlen, überhaupt mit der Art bekannt gewesen, wie man dort den Feldbau treibt, so würde er auf seinem Eigenthume ganz andere Einrichtungen getroffen haben.

Herr Siqueira war ein sehr unternehmender Mann, er besaß Häuser und Vendas in der Hauptstadt, und kaum fing man an, der neuen Straße von Porto d'Estrella zu arbeiten an, so war er schon bedacht, auf einer günstigen Stelle eine Loga, Venda und einen Rancho zu erbauen, obwohl er bereits im Besitze einer der besten Stationen auf dieser Straße war. Dieses ist einer der beliebtesten Industrie-Zweige aller Gutsbesitzer, welche Anwohner einer besuchten Straße sind; sie erbauen, nachdem es ihre Vermögens-Umstände erlauben, einen größeren oder kleineren, nach allen Seiten offenen Schoppen, an diesen ein kleines Wohnhaus für die Gäste und den Venteiro, und eine besondere Bude (Loja) mit einem Waarenlager, welches sich nach den Bedürfnißen der Einwohner richtet, und woselbst nicht unter 200 Procent verkauft wird.

Diese Unternehmung gewährt aber nur dann große Vortheile, wenn sie mit einer guten und ausgebreiteten Weide (Pasto) in Verbindung steht; dieser ziehen alle Caravanen nach, und der Eigner derselben kann mit Zuversicht alljährig auf den Besuch mehrerer tausend Maulesel rechnen. Bisher wurde für jedes Thier, welches eine Nacht auf der Weide zubrachte, 2 Vintem bezahlt, mehr, wenn diese geschlossen ist (Pasto serrado), d. h. mit Zäunen oder Hecken umgeben, und auf ähnliche Art abgetheilt. Ueberdieß kaufen die Tropas, welche aus dem Inneren kommen, besonders Jene, die von der Küste zurückkehren, da wo sie übernachten, ihren Bedarf an Milho (Mais), nehmen ihren Unterhalt aus der Venda, und geben auch der Loja namhafte Summen zu verdienen. Es gibt Ranchos, und Stationen an der Strasse von Minas geraes, welche alljährig um einen Conto de Reis *) verpachtet werden, und zuverlässig das Doppelte eintragen.

Herr Siqueira führte mich aus der Zuckerpflanzung nach einer Anderen, woselbst Mandiocca, und in eine Dritte, wo Meis und Bohnen gepflanzt wurden. Die Aerndte war theils für den Unterhalt seiner Sklaven bestimmt, theils wurde sie an die Ranchos, die er in der Nähe besaß verkauft und abgegeben. — Da ich beabsichte, in einem besonderen Kapitel den geehrten Leser, in der größtmöglichsten Kürze, mit dem brasilianischen Ackerbau bekannt zu machen, so wird daselbst von obigen Früchten weitere Erwähnung geschehen.

Es war spät als ich nach dem gastlichen Hause des Herrn Siqueira zurückkehrte, schwere Gewitterwolken hatten

*) Ein Conto oder eine Million Reis = 2807 fl. 12 kr.

sich im Westen gesammelt und drohten in kurzer Zeit loszubrechen, ich eilte daher dankbar Abschied zu nehmen, um die Mandiocca noch undurchnäßt zu erreichen; es wurde mir aber nicht gestattet. Wir brachten nun noch ein paar Stunden in der Zuckermühle zu, dann wurde das Abendessen aus einem Gerichte Fische und einigen Früchten bestehend aufgetragen. Nach Tische sezten wir uns in der kühlen Varanda nieder, und etwas später kamen die Negersklaven, welche zur Aufwartung im Hause bestimmt waren, und sangen das Ave Maria, dann näherten sie sich einzeln ihrem Gebieter, baten, indem sie sich niederbeugten und die Hand ausstreckten um seinen Segen (a Benção) und entfernten sich bis auf einige Negerinnen. Als ich den Wunsch äußerte, Schlafen zu gehen, führte mich Herr Siqueira selbst nach dem mir bestimmten Zimmer, eine Negerin brachte in einem ausgehöhlten Gefäße von Holz (Gamella) warmes Wasser und wusch mir die Füße, worauf ich allein gelassen wurde. Mein Bett bestand nach Landessitte aus einer sehr dicken Matte von weichem Schilfe, welche auf einem Sopha lag, und über die man ein sehr weißes Tuch von brasilianischem Baumwollenzeuge gebreitet hatte; ein ähnliches diente mir als Zudecke, das Kopfkissen war mit der Hülse des Milho ausgefüllt. Dieses Lager ist kühl, weich, und entfernt alles Ungeziefer; die Mosquitos, die mich summend umschwärmten, fanden mein Blut schon etwas brasilianisch schmeckend, und belästigten mich nur wenig; die nahen Gebirge wirkten fühlbar auf das Klima, und im Vergleiche der Nächte in der Stadt, war es hier kühl und sehr angenehm.

Am Morgen weckten mich die Stimmen der Hausneger, welche das Morgengebeth sangen; etwas später wurde Kaffee mit guter Milch und Roscas zum Frühstücke aufgetragen; diese Roscas, eine Art Zwieback aus Weizenmehl, sind noch allenthalben ein Luxusartikel, wie denn überhaupt das dem

Europäer unentbehrliche Brod von vielen Bewohnern dieser Gegend, obwohl sie Nachbarn der Hauptstadt sind, noch gar nicht gekannt ist.

Dann schied ich von dem gastlichen Pflanzer mit dankbarem Herzen, und kehrte nach der Mandiocca zurück, vor welcher der Juhumerim fließt, über den hier keine Brücke führt. Diese schien mir, auch als ich ihn Tags vorher passirte, sehr überflüßig; da es aber in der Nacht heftig geregnet hatte, so war der Strom so angeschwollen, daß das Wasser den Sattel meines Pferdes erreichte; manchmal ist es sogar gefährlich, durch den Fluß zu setzen, und schwer beladene Tropas müssen diess- oder jenseits so lange warten, bis sich das Wasser etwas verlaufen hat; dieses ist der Fall mit den meisten reißenden Gebirgsflüssen Brasiliens.

Die Tropa, bei welcher sich mein Gepäcke befand, hatte auf der Mandiocca übernachtet, und war, als ich vor dem Hause des Herrn von Laugsdorff hielt, so eben zur Abreise bereit; überzeugt, sie leicht einzuholen, wollte ich mir das Vergnügen nicht versagen, noch ein paar Stunden im Kreise der liebenswürdigen Männer zuzubringen, welche hier versammelt waren. Dann setzte ich, von ihren freundlichen Wünschen begleitet, die Reise nach Minas fort, und betrat dicht vor dem Hause des Gutsbesitzers die ganz gepflasterte Strasse, welche über die Serra d'Estrella führt.

Die Brasilianer sind auf dieses Kunstwerk sehr stolz, und wer unterrichtet ist, mit welchen Gefahren der hohe Gebirgsrücken von Estrella früher überstiegen werden mußte, der kann die damals portugiesische Regierung, welche diese Strasse anlegen ließ, nur dankbar preisen. Sie kostete große Summen, entspricht aber dem Hauptzwecke einer jeden Strasse, Bequemlichkeit und Beförderung einer leichten Verbindung.

mit dem Lande, keineswegs; denn nicht allein, daß das Pflaster aus breiten, stark gewölbten Steinen besteht, worauf selbst das sichere Maulthiere keinen festen Fuß fassen kann, so wird man sich überdieß niemals ohne Gefahr eines Wagens bedienen können, da die Straße an vielen Stellen äußerst steil ist, und sich nirgends Ruheplätze befinden. Bis zum Gipfel der Serra braucht man, ohne auszuruhen, zwei starke Stunden, dann hört die gepflasterte Straße plötzlich auf, obwohl das beste Material allenthalben in der Nähe ist, oder so im Wege liegt, daß es als Hinderniß angesehen werden muß; der nun beginnende Fußweg wird bei anhaltendem Regenwetter so schlecht, daß die armen Lastthiere oft im Kothe versinken. Es ist allgemein bekannt, daß die Fortsetzung dieser höchst nützlichen Straße von den benachbarten Gutsbesitzern durch Bestechung der Personen, welche darüber zu verfügen hatten, hintertrieben wurde.

Bei dieser Gelegenheit nehme ich Veranlassung, von den Straßen in Brasilien im Allgemeinen zu reden; wie sie zu diesen Namen kommen, ist mir ohnehin unbekannt, da es nur Maulthierpfade sind, und die Spur eines Wagengleises zu den höchst seltenen Erscheinungen gehört. Die Wege im Lande sind durchgehends so schlecht, daß jede Beschreibung, und wenn selbst Uebertreibung die Feder führte, doch nur ein schwaches Bild von ihnen geben wird. Die Bestandtheile des Bodens, häufig strenger, zäher Thon, sind von der Art, daß ihn selbst die Sonne Brasiliens da, wo er von Wald beschattet wird, nie ganz zu trocknen im Stande ist; bei Regenwetter sättiget er sich dann ganz mit Wasser, wird von hin- und herreisenden Tropas gleich dem Zieglerthon verarbeitet und getreten, und bei beßerem Wetter so zähe, daß die Lastthiere kaum mehr ihre Füße nachziehen können. Zulezt verwandelt sich der Weg, da sie gewöhnt sind, immer hinter einander zu gehen, in eine fortgesezte Reihe

tiefer Löcher, in welche sie nun einen Fuß nach dem andern setzen müssen. Manchmal führt der Weg über Stellen, welche auf einer Seite ein Berg, auf der anderen ein Abgrund einenget; begegnen sich nun mehrere, von entgegengesezter Seite kommende Tropas, so reicht der Fehltritt eines erschöpften und von einem anderen gedrängten Thieres hin, um mit der Ladung oder seinem Reiter in den Abgrund zu stürzen. Häufig bleibt ein Theil der Tropa im Kothe stecken, muß manchen Tag zwei bis drei Mal auf- und abgeladen werden, und ist manchmal nicht vermögend, die Entfernung von einer Station zur andern, wenn sie über vier Stunden beträgt, in einem Tage zurück zu legen. Daher diese unbeschreiblich beschwerlichen Reisen in Brasilien, welche oft Monate dauern, um 80 bis 100 Stunden Weges zurück zu legen; daher diese Vertheuerung aller Gegenstände, die aus dem Inneren des Landes kommen, oder dahin versendet werden. Jedermann seufzt und klagt über die schlechten Strassen, über den Mangel an Brücken, über reißende Gebirgsströme, aber Niemand denkt auf Abhülfe. Die Regierung entschuldigt sich mit leeren Kassen, und wenn sie auch einige Tausende auf Verbesserung der Strassen verwendet, so theilen sich die damit Beauftragten darein, und Erstere findet einen willkommenen Vorwand, hohe Zölle anzulegen. Die Gutsbesitzer, durch deren Land die Strasse geht, finden ihren Vortheil dabei, wenn diese ausgezeichnet schlecht ist, weil die Tropas dann nur langsam reisen, und, oft bei ihnen zusprechend, einen Theil ihrer Feldprodukte consumiren. Unternehmungen auf Actien, wie in Nordamerika, kennt man hier noch nicht, auch würde sie die Regierung kaum begünstigen, denn es ist Thatsache, daß einige Ausländer, die sich erboten, Kunststrassen anzulegen, wenn man ihnen gestatten wollte, einen mäßigen Zoll von den Reisenden zu erheben, mit dem Bescheide abgewiesen wurden, daß gute Strassen das Eindringen des Feindes auf brasilianischen Boden

zu sehr erleichtern würden. Da, wo aber unbedingt erträgliche Wege erfordert werden, zeigt es sich, daß die Eingebornen gar keine Begriffe haben, wie diese angelegt werden müssen. Sie zäunen einen Platz mit Graben ein, werfen die Erde aus denselben in die Mitte dieses Platzes, und benennen ihn nun Straße (Estrada); wurde diese nach einiger Zeit bodenlos, so werfen sie ohne Ordnung Prügel und abgehauene Bäume in den Koth, und kümmern sich nun nicht weiter um die Erhaltung des Weges, bis diese zum Theile faulen, oder die gänzliche Unmöglichkeit des Weiterkommens eintritt; auf solchen Straßen geschieht viel Unglück. Uebrigens wird für die Verbesserung derselben sobald noch nichts geschehen, obwohl man recht gut weiß, daß Handel und Ackerbau wegen der so sehr gehinderten Verbindung mit den Küstenländern danieder liegen. Es reisten sehr hohe Personen auf diesen furchtbaren Straßen, und, statt Diejenigen, welchen man bedeutende Summen zu ihrer Anlage anvertraut hatte, zur Verantwortung zu ziehen, ergötzten sie sich an der Angst ihres Gefolges, welches, theils schlechter beritten wie sie, theils weniger geschickt in der Leitung ihrer Thiere, im Kothe stecken blieb, oder mit ihnen stürzte.

Die Serra d'Estrella ist eine Fortsetzung der Serra dos Orgoas (Orgel-Gebirge), einer sehr hohen Gebirgskette, welche wieder mit der Serra do Mar, einem Gebirgszuge zusammenhängt, der sich von Norden nach Süden längs der Küste herab zieht. Ohne Geognost zu seyn, wird man doch diese Gebirgskette mit großer Theilnahme überschreiten, und jeder gebildete Reisende wird dem merkwürdigen Wechsel des Klimas, der veränderten Vegetation und manchen Naturerscheinungen seine ganze Aufmerksamkeit zuwenden.

Herrliche Wald- und Gebirgs-Aussichten entschädigen den Wanderer während der Ueberschreitung der Serra

d'Estrella reichlich für alle Beschwerden des Bergsteigens, und die Aussicht, ehe man die Fazenda von Jozé Dias erreicht, welche ohngefähr 2000 Fuß über der Meeresfläche liegt, hat wohl wenige ihres Gleichen auf dem Erdenrunde.

Wie auf einer ungeheuren Karte übersieht man die blendend weiße Strasse, welche sich in unzähligen Krümmungen nach dem Gipfel des Berges windet; das flache Land am Fuße der Serra d'Estrella scheint nur ein schmaler Streifen zu seyn, auf welchen sich die kleinen Ortschaften und einzelnen Pflanzungen sehr gut ausnehmen. Von der großen Bai, ihren zahlreichen Inseln und der sie umgebenden Küste entgeht dem suchenden Blicke nicht die kleinste Stelle, der Corcovado weiset auf die an seinem Fuße liegende Hauptstadt hin, der Zuckerhut auf die Einfahrt in den Hafen; aber dem forschenden Auge genügt dieses herrliche Panorama noch nicht, es dringt über die Bai hinaus, weilt erstaunt auf dem unermeßlichen Ocean, und ruht ermüdet am Cap Frio und der Spitze von Joatinga aus; Vorgebirge, welche ein Zwischenraum von 150 engl. Meilen trennt.

Den ersten Ruheplatz auf der Serra d'Estrella findet man bei Jozé Dias, der hier ein Gasthaus erbaute und mit mancherlei Bequemlichkeiten für Reisende einrichtete; es ist für diejenigen besonders gelegen, welche den Weg von Porto d'Estrella bis hieher in einem Tage zurücklegen wollen, um den kommenden bei Zeiten auf der Fazenda Correa einzutreffen. Eine Stunde vor Corgo Secco erreicht die Strasse ihren höchsten Punkt; nach verschiedenen Barometer-Messungen 2400 bis 2410 Fuß über der Meeresfläche; dann führt der Weg beständig abwärts. Die Gegend ist hier rauh und unbebaut, bei Tamarati beginnt aber eines der schönen, fruchtbaren Thäler, an welchen die Provinz Rio

de Janeiro so reich ist; der Rio (Fluß) Piabanha fließt in der Mitte des Thales, welches sich bis Samambaia bedeutend öffnet, und kurz darauf kömmt man über eine Brücke auf der Fazenda des Padre Correa an; man rechnet von Mandiocca bis hieher 4 Legoas. Der hochbejahrte Geistliche, dessen Namen dieses Landgut trägt, *) kann als das Beispiel eines geschickten und thätigen Landwirthes für die ganze Gegend angeführt werden. Da er bemerkte, daß das Zuckerrohr und der Kaffeebaum durch starke Reife (geados), welche sich gewöhnlich im Junius einstellen, sehr litten, und dem Erfrieren nahe waren, so legte er Pflanzungen von Pfirsich-, Feigen- und Quittenbäumen an, welche ausgezeichnet gediehen, und von welchen die ersten Sendungen in der Hauptstadt reißend abgingen. Auch die Weinrebe aus Portugal hatte der thätige Mann hieher verpflanzt; sie überzog ganze Strecken Landes mit ihren Ruthen und Blättern, und trug viele, aber sauere Früchte, wahrscheinlich eine Folge der mangelhaften Behandlung dieses Gewächses. Seitdem hat Padre Correa die erwähnten Pflanzungen sehr erweitert, und soll, wenn die Aerndte gut ausfällt, namhafte Summen aus ihrem Verkaufe gewinnen. Den Wunderbaum (Palma Cristi, portug. Mamona) cultivirt er im Großen, und preßt aus seinen Früchten das in der Medizin bekannte Rhicinus-Oel. Da die Mandiocca (Jatropha Manihot L), dieses wichtige Surogat des Brodes, hier oben nicht mehr gedeihet, so wird sie durch den Milho (Zea Mays L.) ersezt; dieses ist die beliebteste Nahrung in der ganzen Provinz Minas. Padre Correa baute zuweilen 40 Alqueiras Milho aus, und ärndtete in fruchtbaren Jahren 120 bis 150 fältigen Saamen; ich erfuhr aus seinem eigenen Munde,

*) Ist seitdem gestorben; die Fazenda besizt nun sein Bruder, der Padre Alberto.

daß er von einer Alqueira Reis, welche er in feuchtes, gutes Erdreich ausſäen ließ, 500 wieder bekam.

Auf dieſem großen Gute arbeiteten 50 Neger, die zufrieden ausſahen, und, allem Anſcheine nach, ſehr menſchenfreundlich behandelt wurden; vor der Wohnung des Geiſtlichen tummelten ſich eine Menge Kinder der Schwarzen umher, ein Beweis, daß er die geſetzliche Annäherung beider Geſchlechter begünſtigte; überhaupt herrſchte allenthalben muſterhafte Ordnung; die weitläufigen Gebäude waren im beſten Stande, und, gegen die Gewohnheit der Braſilianer, der große Platz vor denſelben aufgeräumt; die Mitte deſſelben zierte ein großer wilder Feigenbaum.

Von Correa aus machte ich bald ſtärkere, bald kleinere Tagreiſen; viele Stationen, welche mir nicht bemerkenswerth ſchienen, benannte ich daher gar nicht; da ich aber in dem vielleicht eiteln Wahne bin, daß meine Wanderungen einſtigen Reiſenden in Braſilien als Leitfaden dienen dürften, ſo füge ich hier die Reiſeroute bei, welche ich nach Villa Rica einſchlug; ich entnahm ſie aus dem Journal von Braſilien, verfaßt von unſerem, um dieſes Land hochverdienten Landsmann, dem Herrn W. E. von Eſchwege, Oberſt in portugieſiſchen Dienſten, und früher Direktor aller Goldberg- und Hüttenwerke in Braſilien. Der Weg, welchen er vorzeichnet, iſt zwar nicht der gerade nach der Hauptſtadt von Minas, welcher über St. João del Rei geht, er iſt jedoch reicher an Abwechslung; die alte Straſſe kann man ſodann auf dem Rückwege paſſiren. Dem Reiſenden dürfte es überdieß angenehm ſeyn, immer voraus mit dem Namen und der Entfernung des nächſten Ortes bekannt zu ſeyn, und dieſen immer richtig geſchrieben zu finden; eine Eigenſchaft, die oft den geprieſenſten engliſchen Reiſebeſchreibungen mangelt.

Namen und Entfernung der Oerter. *)

Namen.	Meilen	Namen.	Meilen
Von der Mündung des Inhumerim bis		Rocinha de Simão Pereira △	
Porto da Estrella O	1½	Simão Pereira △	
Inhumerim O	1¼	Mathias Barboza △	1
Paulo Moreira △	¾	Ribeirão Negra △	1
Fragozo △	1	Rocinha de Mideiros	
Cordeira e Mandioca △	½	Mideiros △△	
Corrego Seco △	1½	Marmello △	1
Tamarati △	1	Rancho △	
Samambaia △	¾	Juiz de Fora △	1
Padre correa △	¾	Alçaide Mór △	1
Olaria △	¾	Rocinha de Alcaide Mór △	
Magé △	¾	Entre Morros △	
Sumidouro △	1	Caxoeira △	
Ant. Luiz △	½	Ant. Morreira △	1
Almeida △	½	Queiroz △	1
Engenho do Secretario △	½	Rocinha de Queiroz △	
Fegundes △	½	Estiva △	
Pampulha O	¼	Rocinha de Estiva △	
Boa Vista △	¼	Azevedo △	
Rocinha △	¼	Rocinha d. Sobradinha △	
Engenho de Cebola △	¼	Sobradinha △	
Ribeirão △	¾	Rocinha de Chapeo d'Uvas △	
Manoel Jozé △	¾	Chapeo d'Uvas △	
Lucas △	1¾	Cavoes △	
Engenho do Governo △	¾	Luis Ferreira △	
Paraiba O	¾	Bom Retiro △	
Farinha △	2	Tejuco △	
Payol △	¾	Rocinha de Tejuco △	
Paraibuna O	¾	Pedro Alves	
Rocinha da Negra △	¾	João Gomes △	1
Tres irmaos △	½		
Vargem △	1		

*) Eine Legoa ist = $^{3}/_{4}$ Stunden.

Namen.	Leguas	Namen.	Leguas
Corrego △	¼	Joaõ Duarde △	¼
Caebça branca △	⅛	Boa Vista △	1
Pinho Velho △	½	Queluz ♁	½
Pinho novo △	¾	Faz. dos Marcies △	¾
Mantigueira △	¾	Bom Retiro △	¾
Engenho da Viuva △	1½	Redondo O	1
Batalha O	1¼	Congonhas do Gampo O	¾
Confisco △	½	St. Antonio △	¾
Borda do Campo △	1	Pires △	¾
Rancho novo △	½	Laranjal △	¾
Registo velho △	1¼	Vigia △	¾
Luiz Ferreira △	½	Chirurg. d'Allemaõ △	1½
Barbacena ♁	1	Capaõ △	1½
Saquinho △	1¾	Joze Correa △	¾
Gama △	2	Boa Vista △	¾
Grandahi △	1½	Tres Cruzes △	¾
Faz. da Pedra △	¾	Tripui △	¾
Taipas △	1	Villa Ricca ♁	¾
Engenho △	1		
Rocinha △	1	Summa	78
Paraopeba △	¾		

♁ Villas. (Städtchen.) O Arragaes. (Ortschaften.) △ Fazendas. (Landgüter.)

Bis Pampulha kömmt man an vielen Landgütern vorbei, die mehr oder minder gut cultivirt sind; die Meisten pflanzen viel Milho, Mamona, Mütten und Hülsenfrüchte, auf einigen wird bereits etwas Viehzucht getrieben. Mehrere dieser Fazendas haben Geistliche zu Eignern, welche keineswegs dem rühmlichen Beispiele ihres Amtsbruders in Cabreá folgen; sie treiben eine Art Wucherwirthschaft, erschöpfen den Boden, strengen ihre Neger übermäßig an, und nähren und kleiden sie schlecht. Dadurch wurden sie reich und angesehen, und fordern, daß ihnen Jedermann mit der größten Unterwürfigkeit begegne; sie zeigen sich nur

von ihren Klienten begleitet öffentlich, halten kleine Knaben, die sie Pagen betiteln, und leben zu Hause vollkommen unumschränkt, häufig Musterbilder kleiner Despoten. Jedermann sucht sie zu Freunden zu erhalten, da man viele Beweise hat, daß sie sich eines jeden Mittels bedienen, um sich an ihren Feinden zu rächen; sie sind darum weder geliebt noch geachtet, aber desto mehr gefürchtet; eine Auszeichnung, nach der in Brasilien im Allgemeinen jeder Wohlhabende strebt.

Pampulha ist die erste, aus mehreren Häusern bestehende Niederlassung seit Porto d'Estrella; sie liegt in einem äußerst lieblichen Thale, welches noch wenig angebaut ist, und fast alle Einwohner sind Vendeiros. Derjenige, bei dem ich, die Tropa erwartend, zusprach, that sich viel darauf zu Gute, mir eine Flasche englischen Porter vorsetzen zu können, womit ich die Anwesenden bewirthete, die ihn, obgleich er entsetzlich sauer war, doch mit scheinbarem Vergnügen tranken.

Ich war frühe angekommen, der Tag war ungemein heiß und nirgends Schatten zu finden, als unter dem Rancho oder in der Venda, ich beschloß also hier auszuruhen; aber zu meinem Unglücke war Pampulha gerade wenig besucht und die guten Einwohner hatten lange Weile; sie versammelten sich daher größtentheils in der Venda, und bestürmten mich mit Fragen, deren Einfalt mich bald zum Lachen reizte, bald in Erstaunen sezte, wie unwissend hier die Menschen noch waren; übrigens befanden sich ein paar Portugiesen unter ihnen, die sich auch nicht im Geringsten unterrichteter zeigten, als die armen Brasilianer, obwohl sie sich nicht wenig darauf einbildeten, Filhos do Reino *) zu

*) Die portugiesischen Auswanderer glauben sich durch diese Be-

seyn. Unter den verschiedenen Veränderungen, die sich seit ein paar Decenien in Brasilien zugetragen hatten, interessirte diese Leute besonders die naturforschende Gesellschaft von Gelehrten und Künstlern, welche das Landgut des Herrn von Langsdorff bewohnten. Sonst erhielt jeder Fremde, der den brasilianischen Boden betrat, einen Soldaten zur Begleitung; jezt sah man die Mitglieder der erwähnten Gesellschaft ungehindert Reisen im Lande machen, allenthalben Untersuchungen anstellen, Gegenden aufnehmen u. s. w. Herr von Langsdorff selbst war der geübteste Schmetterlingsjäger, und hatte mehrere Leute im Solde, welche Vögel schießen und Insekten für ihn sammeln mußten. Da die Einwohner den Zweck dieser Sammlungen nicht begriffen, so hielten sie diese für eine Liebhaberei, und nannten Herrn von Langsdorff mit brasilianischem Witze Administrator dos Passerinhos e bichos (Verwalter der Vögel und Insekten); noch weniger begriffen sie die Absicht des Botanikers, welcher von ihnen häufig, Pflanzen sammelnd, angetroffen wurde; ihn nannten sie darum homem de capim (Grasmann). Sehr ernsthaft fragten sie mich, ob es denn bei uns kein Gras gebe; ich hatte aber Mitleiden mit ihnen, und weit entfernt, mit verächtlichem Achselzucken oder mit Geringschätzung zu antworten, bemühte ich mich, sie von dem Nutzen wissenschaftlicher Forschungen zu überzeugen, und sie blieben gegen meine Beweisgründe nicht gleichgültig, wie denn überhaupt der Brasilianer ein leichtes Fassungsvermögen besizt.

Ich beabsichtigte den kommenden Tag bis Paraiba zu reisen, und verließ darum Pampulha so frühe als möglich; der Morgen war ungemein schön, am azurnen Himmelsgewölbe zeigte sich kein Wölkchen, und mein Gemüth befand

---

nennung „Söhne des Königreiches" vortheilhaft von den Brasilianern, ihren Abkömmlingen, auszuzeichnen.

sich in jener behaglich heiteren Stimmung, die sich gleichsam auf allen Gegenständen um uns her abspiegelt, und diese alsdann in dem günstigsten Lichte erscheinen läßt. Der Weg zog sich beinahe eine Legoa weit immer aufwärts zwischen einer an Abwechslung armen Gebirgsgegend hin; als ich aber den höchsten Punkt der Strasse erreichte, lag ein Thal vor mir, so ausgezeichnet schön, wie ich noch keines in Brasilien gesehen hatte; ich stieg daher von meinem Pferde ab und weidete mich eine geraume Zeit an der herrlichen Aussicht, dann erhob sich aber mein Geist anbetend zu dem Weltenschöpfer.

Ich habe in Europa Gegenden gesehen, welche ich für die schönsten hielt, aber wenn ich bedenke, was im Vergleiche mit ihnen die Natur für Brasilien that, scheinen sie mir in das Gewand der Dürftigkeit gekleidet, und wenn auch Kunst und Natur bei uns sich vereinigen, um mit den Gegenden der Tropenländer zu wetteifern, so werden sie diese doch nie übertreffen; wo die Palme fehlt, dieses Meisterwerk der Schöpfung, deren es in Brasilien über sechzig Arten gibt, kann eine Gegend nicht vollendet schön genannt werden.

In jenen Landstrichen Brasiliens, welche dem Equator nahe liegen, ist die Natur in der lebendigsten Thätigkeit, sie ruht nie, Bäume und Gewächse prangen mit ewigem Grün, und stehen entweder in Blüthe oder beugen sich unter der Last ihrer Früchte; sobald ein Blatt verwelkt, sproßt sogleich ein frisches wieder hervor, und der Ackerbautreibende lebt in beständigem Kampfe mit dem üppigen Boden, der ohne sein Einschreiten sich in wenigen Tagen mit mannichfaltigem Unkraute bedecken würde, so, daß keine andere Pflanze aufkommen könnte.

Einen besonders prächtigen Anblick gewähren aber jene

Waldungen, welche die zerstörende Art bisher noch verschonte; hier sieht man niemals das traurige Bild eines entlaubten Baumes, oder das Düstere und Abwechslungslose unserer Nadel- und Laubhölzer; die brasilianischen Waldbäume zeichnen sich im Gegentheile durch die mannichfaltigsten Farben der Blätter und die Pracht ihrer Blüthen und Blumen aus, womit ihre oft riesigen Kronen zu den verschiedensten Zeiten des Jahres bedeckt sind. Denselben großartigen Charakter tragen die Flüsse des Landes, wenn sie anhaltender Regen schwellte; mit unwiderstehlicher Gewalt bahnen sie sich einen Weg durch Thäler und Ebnen, bilden zahllose Wasserfälle und beleben die Gegend, welche sie durcheilen, mit dem donnerähnlichen Gebrause ihrer schäumenden Fluthen. Nicht minder schön und merkwürdig als diese paradiesischen Gegenden, sind die Geschöpfe, mit welchen die Vorsehung sie bevölkerte; Vögel mit prachtvollem Gefieder durchstreifen entweder in großen Zügen die Luft, oder wiegen sich, durch das Grün der Bäume schimmernd, auf ihren Zweigen; Schmetterlinge mit den buntesten Farben, deren Glanz das Auge blendet, flattern längs den Flüssen von Blume zu Blume, und auf den Pflanzen befinden sich in unendlicher Menge Insekten, deren glänzende Hüllen gleich Edelsteinen funkeln. Die Sonne strahlet endlich über diesen schönen Theil unserer Erde mit einem dem tropischen Himmelsstriche eigenen Glanze, und alle Gegenstände treten, so weit das Auge reicht, durch die ausgezeichnet reine Luft und den azurnen Himmel mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit hervor.

Das Thal, dessen ich oben erwähnte, war von diesem Bilde einer brasilianischen Landschaft, welches ich so schwach entwarf, nur darin unterschieden, daß anstatt des Flusses in seiner Mitte ein herrlicher See lag; man hatte da, wo er abfließt, eine Zuckermühle erbaut, nach welcher dieser Ort Engenho de cebola genannt wurde. Als ich mich mit dem

See in gleicher Höhe befand, sah ich im Hintergrunde des Gutes eine große Strecke Land mit Zuckerrohr angepflanzt; ich bemerkte ferner, daß jene Gewächse, die, seit ich Correa verlassen hatte, nur kümmerlich fortkamen, sich hier des beßten Gedeihens erfreuten, und fand so großes Gefallen an der Lage dieser Fazenda, daß ich mich fast versucht fühlte, den Besitzer um ein Stück Land zu bitten und mich hier häuslich nieder zu lassen.

Um Mittag kam ich an dem Flusse Paraiba an, welcher hier ohngefähr 200 Schritte breit ist. Er fließt durch ein sehr schönes Thal zwischen steilen, felsigen Ufern; zahlreiche Felsen unterbrechen seinen Lauf und weiter oberhalb liegen ein paar kleine Inseln in seiner Mitte. Nach anhaltendem Regen schwillt er außerordentlich an, tritt über sein hohes und steiles Ufer heraus, reißt mit unwiderstehlicher Gewalt alles mit sich fort, was seinen Lauf unterbricht, und fällt 30 Legoas von hier entfernt in das Meer.

Man hat noch keinen Versuch gemacht, den Fluß ganz zu beschiffen; theils fürchtet man sich vor den wilden Völkerstämmen, welche sich in seiner Nähe aufhalten, theils findet man zu große Hindernisse an mehreren Wasserfällen, deren Beseitigung, wenigstens von hier aus bis an das Meer, keineswegs unmöglich und von großer Wichtigkeit wäre; ein weiteres Hinderniß an der Schiffbarmachung des Flusses steht ohnehin nicht im Wege, da Paraiba nach Barometer-Messungen 610 Fuß über dem Meere liegt, also bei 30 Legoas Entfernung von diesem — nur 20 Fuß Fall auf eine Legoa kommen.

Am Ufer wartete bereits eine kleine Tropa, um übergesezt zu werden; dieß geschieht mittels einer großen Fährte, in welcher 20 Lastthiere Platz haben; drei Neger im Dienste

der Regierung, leiteten und schoben sie, vom Ufer angefangen, mit Stangen fort, bis in die Mitte des Flusses, woselbst die Tiefe außerordentlich ist und gerudert werden muß. An dem Landungsplatze steht ein ziemlich großes, auf Pfeilern erbautes Haus; ein Soldat erwartete und führte mich in dasselbe zu dem Offiziere, der den Posten bei dem Registo (Wachthaus) hatte, und dem die Pässe der Reisenden zuerst vorgewiesen werden müßen; nachdem man mich hier höflich entlassen hatte, wurde ich nach dem Theile des Gebäudes gebracht, woselbst der Senhor Intendente wohnte; Seiner Gnaden waren aber nicht sichtbar, und wurden durch einen Escrivão (Schreiber) ersezt, welcher mit jener Anmaßung und erbärmlichen Wichtigkeit, die den größten Theil dieser unbedeutenden Menschen in allen Ländern charakterisirt, meine Papiere untersuchte, und mich mit anmaßenden Fragen belästigte, welche ich am liebsten mit meiner Chicote beantwortet hätte.

Paraiba ist ein Kirchspiel (Fregezia), zu welchem einige zerstreut liegende Hütten gehören, die ohne Zweifel von sehr trägen Menschen bewohnt werden; denn ich traf noch mit keinem Reisenden zusammen, der sich nicht beklagt hätte, hier gar nichts erhaltenzu können, so zwar, daß, ohne die Vorsicht des Tropeiros, nicht allein wir, sondern auch die armen Thiere ohne Nahrung geblieben wären. In der Nacht regnete es heftig, und obwohl die Tropa, welcher ich mich anschloß, sehr frühe aufbrach, so kamen wir doch erst gegen Mittag nach Farinha, einen unbedeutenden Ort, 2 Legoas von Paraiba, und kurz vor Sonnen-Untergang nach Payol, woselbst wir übernachteten, so sehr wir auch gewünscht hätten, Paraibuna, das zweite Registo auf der Straße nach Minas, denselben Tag noch zu erreichen.

Man kann die entsetzlich schlechten und unvernünftig an-

gelegten Wege in diesem Lande nicht besser schildern, als durch die Bemerkung, daß von Paraiba nach Paraibuna in gerader Richtung höchstens 4 Legoas wären, welche man, der gegenwärtigen Strasse folgend, bei sehr trockenem Wetter, nur in einer starken Tagreise zurückzulegen im Stande ist. Der Weg zog sich beständig in unzähligen Krümmungen Berg auf und Berg ab, einmal längst einem sehr engen und steilen Pfade hin, dem eine tiefe Schlucht eine geraume Zeit zur Seite blieb; ein Fehltritt des Reit- oder Lastthieres, reichte hin, in die Tiefe zu stürzen. An dieser gefährlichen Stelle begegnete uns ein Berittener, welchem ich sehr sorgfältig auswich, und in der Voraussetzung, daß er mit dem gräulichen Wege vertrauter seyn würde als ich, die Seite, die an dem Abgrunde vorbei führte, überließ. Zu meinem Erstaunen hielt der Reiter an einer sehr gefährlichen Stelle, während ich der Führung meines Pferdes meine ganze Aufmerksamkeit zuwendete; in demselben Augenblicke wurde mir ein kleiner Glaskasten mit einem Heiligenbilde vorgehalten, und eine näselnde Stimme forderte mich auf, es zu küssen. Ich hielt mein Pferd an, und erst jezt nahm ich mir Zeit, den Reisenden zu betrachten, dessen Aeußeres, wäre ich in einer minder besuchten Gegend auf ihn getroffen, mich zuverläßig veranlaßt hätte, nach meinen Pistolen zu langen. Es war ein großer magerer Mann, von dessen sonnenverbranntem oder schmuzigen Angesichte man nichts sehen konnte, als ein paar schwarze Augen; der Rest war mit seinen langen, ungekämmten Kopfhaaren und einem gewaltigen Barte bedeckt; er trug eine Mönchskutte, über diese ein Seitengewehr, an den bloßen Füßen Holztoffel (Tamangas) und ein paar verrostete Sporen; ein ungeheurer, grauer Filzhut vollendete endlich den merkwürdigen Anzug, welcher den Wanderer vollkommen eignete, in einer Räuberbande zu glänzen; ein paar Pistolen, welche aus den Sattelhalftern hervorsahen, thaten diesem Vergleiche keinen Abbruch. Ich begriff leicht, daß

es auf eine Bettelei abgesehen war, und reichte dem frommen Manne eine Gabe, die ihn sehr zu befriedigen schien, denn er grüßte höflich und setzte dann seinen Weg so gelassen längs dem Abgrunde fort, als befände er sich auf einer breiten Landstrasse.

Meine Neugierde war ziemlich rege geworden, wer wohl dieser Mann seyn möchte, und ich säumte nicht, bei der ersten Gelegenheit den Tropeiro darüber zu befragen, der mich unterrichtete, daß jener Reisende zur der Zunft der frommen Faulenzer gehöre, die früher Europa unter dem Namen Eremiten überschwemmten; er führte Waffen, weil es sich schon einige Mal zugetragen hatte, daß gottlose Menschen die frommen Männer beraubten, oder durch einen wohl angebrachten Schuß in die Ewigkeit beförderten. Zu einer anderen Klasse von Faulenzern gehören jene Leute, die das Land mit einer Fahne durchziehen, auf welcher der heilige Geist abgebildet ist, und den Einwohnern Almosen abnöthigen, um es in der nächsten Venda zu vertrinken.

Den folgenden Tag kamen wir zeitig vor dem Flusse Paraibuna an, der gewöhnlich nicht so breit als der Paraiba ist; durch Regen angeschwellt, trat er diesmal weit über sein gewöhnliches Ufer heraus; er ist reißend und wird weiter aufwärts durch Felsen eingeengt, zwischen welchen er mit außerordentlicher Heftigkeit durchbrach. Man kann unter dem Rancho bleiben, der sich auf dem dießseitigen Ufer befindet, wir eilten aber, uns der Fährte zu bedienen, welche gleich der am Paraiba der Regierung gehört *). Im Wachthause jenseits des Flusses wird der Paß der Reisenden untersucht, und dafür 2 Patacas entrichtet,

*) Gegenwärtig ist über den Paraibuna eine schöne Brücke erbaut, die der Verfasser nicht sah; sie ist gedeckt, dauerhaft, soll aber zu nieder seyn.

im Zollhause bezahlte man das Pflastergeld für die angefangene Strasse über die Serra d'Estrella, und das Färthengeld über beide Flüsse, im Ganzen für Reiter und Thiere 530 Reis, für jeden neuen Neger wird 5400 Reis bezahlt. Reisende, welche von Minas kommen, müßen sich einer strengen Untersuchung unterwerfen, ob sie keinen Goldstaub oder Diamanten bei sich führen. Die erwähnte Abgabe am Zolle fließt unmittelbar in die kaiserliche Schatzkammer; sie wirft jährlich eine beträchtliche Summe ab, und nach einer Liste vom Jahre 1818, welche mir zu Gesicht kam, betrug das Ueberfahrtsgeld über 28 Contos, und die Abgabe für eingeführte Sklaven 24 Contos de Reis.

Eine Merkwürdigkeit dieses Flußes ist, daß er Gold mit sich führt; viele Menschen nähren sich daher, indem sie den Flußsand waschen; dieß geschieht auf eine so unvollkommene Weise, daß ihre Mühe kaum belohnt wird, obwohl Jedermann überzeugt ist, daß der Fluß sehr goldreich ist. Auch hier leben die Leute in steter Furcht vor den Ureinwohnern, obwohl sie, nur mit der Jagd beschäftigt, sich in geringer Zahl und selten in der Nähe zeigen.

Der Paraibuna scheidet an dieser Stelle die Provinz Rio de Janeiro von der Provinz Minas-Geraes, einer der wichtigsten und bevölkertsten des großen Reiches Brasilien. Dem aufmerksamen Leser wird es nicht entgehen, daß, von jetzt angefangen, die Landschaft einen anderen Charakter annimmt; das Klima wird gemäßigt, der Boden erzeugt Producte, welche in der heißen Zone nicht fortkommen, obwohl diejenigen, welche ein heißes Klima lieben, hier gut gedeihen; auf grasreichen Ebenen weiden große Heerden Hornvieh, und der Mensch wühlt in den Eingeweiden der Erde nach Gold und Edelsteinen.

II.

Mathias Barboza. — Abgaben daselbst. — Bodenlose Wege. — Sturz mit dem Maulthiere. — Juiz de Fora. — Goldwäschereien am Paraibuna, und Verfahren der Arbeiter. — Zusammentreffen mit einem als vielfachen Mörder bekannten Manne. — Eine Klapperschlange theilt unser Nachtlager. — Wasserfall bei Caxoeira. — Termiten, und Beschreibung ihrer Nester. — Uebersteigung der hohen Serra de Mantigueirra. — Merkwürdige Veränderung des Charakters der Gegend. — Batalha. — Anfang des Tafellandes, oder der Campos. — Lager von Seifenstein. — Ueberraschende Aussicht auf dem Wege nach Rancho novo. — Verwundung der Lastthiere durch Fledermäuse. — Dressur der Reitpferde in den Campos. — Registo Velho. — Mißtrauen gegen Fremde und Ursache desselben. — Beispiel der Tyrannei des ehemaligen Colonial-Systems. — Barbacena. — Gastfreundliche Aufnahme daselbst. — Queluz. — Die Kirche von Matozinho. — Congenhos. — Capão. — Topas-Minen. — Ankunft und Einzug in Villa Ricca. — Beschreibung der Stadt. — Abreise.

Der erste bemerkenswerthe Ort in der Provinz Minas ist Mathias Barboza; dieses ist das dritte Registo und Zollhaus, woselbst alle eingeführten Waaren einen neuen

Zoll entrichten müßen. Die erhobenen Gelder gehören zur Einnahme der Provinz, und sollen jährlich über 100 Contos de Reis betragen; es müßen nämlich für jede Arroba Waare, es mögen Luxusartikel oder die nothwendigsten Bedürfnisse seyn, 1280 Reis, für jeden ganzen Sack Salz 750, und für jeden neuen Neger 7000 Reis bezahlt werden.

Wenn der Reisende sich nicht mit Creditbriefen für die größeren Städten der Provinz versah, welches übrigens bei dem starken Verkehr mit Rio de Janeiro sehr leicht und besonders zu empfehlen ist, so kann er an dem genannten Zollhause sein gemünztes Geld gegen das in der Provinz übliche Papiergeld vertauschen.

Da Gold fast in jedem Theile von Minas gefunden wird, so sieht man es in großer Menge, entweder als Stangen, welche gestempelt seyn müßen, wenn sie cirkuliren sollen, oder als Goldstaub, den die Goldwäscher entweder nach der kaiserlichen Schmelzhütte in Villa-Ricca, oder nach einem Registo bringen. An beiden Orten wird das Gold gewogen und den Aermeren eine Summa darauf vorgestreckt; der Goldstaub wird dann von den Behörden sorgfältig aufbewahrt, der muthmaßliche Werth in ein Buch eingetragen, und hat der Goldwäscher allmählig so viel eingeliefert, daß man glaubt, es könnte eine Stange betragen, so erhält er einen Schein über das Ganze, der nun gleich baarem Gelde cirkulirt, bis die Stange mit Anderen aus der Schmelzhütte zurückkömmt und von dem gegenwärtigen Eigner des Scheines in Empfang genommen wird.

Die Straße zieht sich nun abwechslungsweise längs dem Paraiba fort, und über hohe und steile Berge weg; wenn es nur einige Tage regnete, wird sie häufig bodenlos; dieses Mal trafen wir sie in demselben Zustande. Nachdem

die Tropa schon Tags vorher fünf Stunden gebraucht hatte, um über den Morro de Miderros zu kommen, erwarteten uns heute bei der Ueberſteigung des Morro (Berg) de Marmello dieſelben Mühſeligkeiten. Unferne der Fazenda dieſes Namens ſtürzte der Mauleſel, welchen ich, um mein abgemattetes Pferd zu ſchonen, gemiethet hatte, und ich flog über deſſen Kopf hinaus der Länge nach in den Koth, in welchen ich wenigſtens einen halben Fuß tief verſank und mich nur mühſam wieder aufrichtete, in dem Grade beſchmuzt, daß ich wenig beſſer ausſah, als die Kloacke, welche man hier zu Lande gefälligſt Landſtraſſe nennt; dann bemühte ich mich, obwohl vergebens, meinen Mauleſel auf ſeine Beine zu bringen. Einige Treiber gingen ganz gelaſſen an mir vorüber und lachten, oder riefen mir ihr beliebtes tenha paciencia homem (habt Geduld Mann) zu; nur Einer, mitleidiger als die Uebrigen, verſezte meinem Eſel einen Schlag, von dem ich glaubte, er würde ihm alle Rippen brechen; aber das gute Geſchöpf verläugnete ſeine Natur nicht; unempfindlich gegen mein Zureden und meine mitleidigen Bemühungen, ihm aufzuhelfen, fühlte es kaum die kräftige Zuſprache des erwähnten Eſelskenners, als es ſich mit Leichtigkeit aufraffte, mich aufſitzen ließ, und obwohl der Weg ſich verſchlimmerte, keinen falſchen Tritt mehr that; es ſind mir übrigens auf meinem Lebenswege gar oft Menſchen vorgekommen, welche eine große Aehnlichkeit mit dem Charakter meines Eſels hatten.

Ich ritt in keiner ſehr guten Laune weiter, und ärgerte mich beſonders, daß ich mich einige Mal zwiſchen Granitfelſen durcharbeiten mußte, welche, geſprengt und verkleinert, das köſtlichſte Straſſenmaterial geliefert hätten. Später kam ich auf eine Stelle, woſelbſt die unbedeutendſte Abweichung des Thieres von dem ſchlüpfrigen Fußpfade ſeinen und des Reiters oder Gepäckes unvermeidlichen Verluſt zur

Folge haben muß, denn links und dicht am Wege strömt der Paraibuna in sehr beträchtlicher Tiefe mit reißender Schnelligkeit, und das arme Thier, welches an dieser Stelle von einem anderen schwer belasteten und Stärkeren auf die Seite gedrängt wird, findet rettungslos in der Tiefe einen schmerzlichen Tod. Ich hatte das Vergnügen, noch 3 Stunden auf der Strasse zu bleiben, ehe ich bei einer menschlichen Wohnung ankam; die Sonnenstrahlen verwandelten indeß den zähen Leim, mit dem meine Kleider überzogen waren, in eine harte Kruste, so daß ich so ziemlich, wie aus der Hand eines geschickten Hafners hervorgegangen, aussah, und einen merkwürdigen Einzug in Juiz de Fora, einer einst sehr großen Fazenda, hielt.

Nachdem mich die vielen Reisenden, die sich dort versammelt, düchtig ausgelacht hatten, worein ich geduldig einstimmte, fanden sich doch ein paar mitleidige Seelen, die mich zum nahen Flusse begleiteten, und behülflich waren, meine Kleider und Weitzeug zu reinigen; aber selten kömmt ein Unglück allein; die Zahl der Tropas hatte sich zufällig an diesem Orte so sehr gehäuft, daß an ein Obdach nicht mehr zu denken war, und die Caravane, der ich mich seither angeschlossen hatte, mußte gleich den Anderen ihre Ladung unter freiem Himmel niederlegen. Eiligst wurden daher Koffer, Salzsäcke und Tragsättel auf einander geschichtet, Abtheilungen gemacht, und diese mit Häuten bedeckt, um vor dem heftigen Morgenthau geschützt zu seyn. Während diesen Anstalten führte mich Wißbegierde wiederholt an den Fluß, woselbst ich bei meinem ersten Verweilen mehrere Leute mit Sammeln des Goldstaubes beschäftiget gesehen hatte. Der Paraibuna fließt hier ruhig und ziemlich seicht über einen sandigen Grund, von welchem die Goldwäscher so viel als möglich herauf holen und Haufen von 3 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite bilden, welche sie in großen hölzernen Schüsseln

(Gamellas), mit Waſſer ſo lange ſchlemmen, bis das im Sande befindliche Gold ſich zu Boden ſezt, worauf der höchſt verdünnte Sand abgegoſſen wird. Andere bringen den Flußſand in ein aus einem Baumſtamme gearbeitetes Fahrzeug, welches in der Mitte eine keſſelartige Vertiefung und an der Seite eine Oeffnung hat, welche mit einem Pfock verſchloſſen werden kann; der Arbeiter füllt dieſen Kahn zur Hälfte mit Sand, ſchöpft ihn dann voll Waſſer, und rührt beide ſo lange umher, bis alles Metall, das in dem Sande enthalten ſeyn kann, als der ſchwerere Theil ſich zu Boden und in die erwähnte Vertiefung ſezt, worauf man Sand und Waſſer durch die Oeffnung ablaufen läßt, und den Kahn neuerdings füllet. Das ganze Verfahren zeigt von der Unwiſſenheit der Leute, welche wahrſcheinlich glauben, daß das Gold ſich im Bette des Fluſſes befinde, während es mit dem Strome herabgefährt wird, und eigentlich auf dem feſtigten Grunde geſucht werden ſollte. Wenn man den Angaben der Goldwäſcher glauben darf, ſo kann ein fleißiger Arbeiter in einer Woche einen Goldwerth von 6 Mil Reis verdienen; allerdings ein Beweis, daß der Fluß ſehr reich an dieſem Metalle ſeyn muß, welches offenbar größtentheils verloren geht. Das, welches ich ſah, war theils Staub, theils feinblättrig, mit einzelnen Körnern vermiſcht. Dem Fremden wird ſogleich Gold zum Verkaufe angeboten, da aber der Verrath allenthalben lauert, dieſer Handel ſtrenge verboten iſt, die Einwohner auch ſchlau genug ſind, den Goldſtaub mit gefeiltem Meſſing u. ſ. w. zu miſchen, ſo wäre es ſehr gewagt, ſich mit ihnen einzulaſſen.

Als ich zu dem Rancho zurückkehrte und an der Venda vorbei gehen wollte, trat einer der Reiſenden heraus, und erſuchte mich mit größter Höflichkeit, das einfache Mittagsmahl der Geſellſchaft zu theilen; nachdem dieſe ſich bei meinem Eintritte erhoben hatte, ſagte der erwähnte Reiſende:

„Senhor! wir würden es nicht gestatten haben, Eure Gast-
zu bitten, da heute Fasttag ist, Euren wir nicht bei Eurem
Tropeiro ersehen, daß sie sich zu unserer Religion bekennen.“
Es wurde Reis und Gebackenes nach portugiesischer Art sehr
schmackhaft zubereitet aufgetragen; dann kamen Früchte
und Confituren. Die Unterhaltung war nicht ohne Interesse
für mich, und ich erstaunte, zu hören, mit welcher Frei-
müthigkeit die Anwesenden sich über ihre Religions-
Ansichten äußerten, und obwohl diese sehr beschränkt waren,
so überzeugte ich mich doch nunmehr, daß der Geistliche
nern nun guten Willen nicht fehle, den auffallenden Fortschritte
in allen Fächern zu machen.

Ehe wir den Tisch verließen, trat ein Mann, der ein
Jäger zu seyn schien, in Begleitung eines größten die Gesell-
schaft, stellte seine lange Flinte bei Seite und begehrte eine
Erfrischung. Seine Gegenwart machte auf mich Anwesende
einen sichtbaren, keineswegs günstigen Eindruck, und einem
Augenblick darauf war die Rede über unter dem kühlen
chen Dache meiner Tropa angekommen, erzählte mir der
Tropeiro, daß dieser Mann, des vierfachen Mordes über-
wiesen, der Widersacher eines Geistlichen wäre, der auf
dessen Grund und Boden wohne, und von ihm nachdrücklich
in Schutz genommen würde; der Erzähler betheuerte, daß
dieser gefährliche Mensch, des Geheimniß besitzen, das Los-
gehen eines jeden Schußgewehres zu verhindern, daß man
unlängst eine Abtheilung Militär unter einem Offizier
schickt habe, ihn aufzuheben, daß dieser aber in seiner Woh-
nung ausgeruht, von ihm bedient, seine Erfrischung zu sich
genommen, sich sehr höflich entfernt, und zu Hause angelangt
kommen, ihrem Chef berichtet hätten, der Verbrecher sey
nirgends zu finden gewesen.

Diese Erzählung mag als ein Beispiel brasilianischer

Justiz auf dem Lande gelten, deren Sicherheit zu gefährden zu entschlossene Männer vollkommen hinreichten. Ein Glück für die brasilianischen Landbewohner, daß sich besonders zu einem unrechtmäßigen Unternehmen eine so beträchtliche Zahl Menschen nicht leicht vereiniget, und daß der Verrath allenthalben lauert, wo ein Dritter mit im Spiele ist. Beraubungen sind daher selten, Mord aus Rachsucht oder Eifersucht häufiger; der erwähnte Mörder war übrigens ein Werkzeug in fremder Hand, die Absolution folgte der That, und es ist wahrscheinlich, daß der Mann mit seinen verworrenen Begriffen von Recht und Unrecht sich jeden Abend so ruhig und heiter niederlegte, als der redlichste Bürger Brasiliens.

Da ich mein gewöhnliches Schlafnetz nicht aufhängen konnte, so wurde mir auf meiner Ochsenhaut ein Platz neben dem Tropeiro bereitet; als dem kommenden Tag mit dem Packen der Lastthiere angefangen und die Häute weggenommen wurden, entdeckten die Neger eine Klapperschlange, welche, eine warme Lagerstätte suchend, die Nacht über unsere sehr gefährliche Gesellschaft gewesen war; sie wurde bald dem allgemeinen Angriffe zu Theil, ich schnitt ihr Kopf und Schwanz ab, und trocknete sie zum Andenken an die überstandene Gefahr.

Wir machten heute außerordentliche Anstrengungen, um Antonio Moreira zu erreichen, eine etwas über 4 Leguas von Inig de Faro entfernte Fazenda; der Weg war unbeschreiblich schlecht und führte über mehrere steile Berge. Unserm Tropeiro, dem heutigen Orte unsers Nachtquartiers, stürzt sich ein Bergstrom von beträchtlicher Höhe in ein Thal; gegenwärtig kann man ihn nur theilweise sehen, weil ihn Gebüsche und Palmen verdecken, bewährt sich jedoch einst diese Gegend, so dürfte dieser schöne Wasserfall berühmt werden.

Die Vegetation schien von jezt angefangen durch ein kälteres Klima etwas unterdrückt zu werden, die Ueppigkeit im Wuchse der Bäume und mancher Pflanzen ließ nach; dafür wurden aber die Weiden besser; große Strecken Landes waren mit Farrenkraut bedeckt, hin und da zeigten sich kleine Viehheerden, die Wohnungen der Gutsbesitzer verriethen grösseren Wohlstand, die Bevölkerung schien sich aber zu vermindern. Besonders auffallend sind dem europäischen Reisenden die zahlreichen Erdhaufen, welche in dieser Gegend angetroffen werden. Sie haben von Ferne das Ansehen kleiner, von Menschenhänden aufgeworfener Hügel; manche sind 10 bis 12 Fuß hoch. Ihre emsigen Bewohner heißt man in Minas Cupins, und bezeichnet damit jene Gattung, den Ameisen ähnliche Thierchen, welche unter dem Namen Termiten bekannt sind. Es gibt deren zwei Arten; die Eine hält sich in den Häusern auf, und wird der Gegenstand, in der sie sich ansiedelt. Das ganze Naturreich weiset kein Geschöpf auf, welches so schnelle und furchtbare Zerstörungen anrichtet, als die unscheinbaren Termiten. Nichts widersteht der furchtbaren Thätigkeit ihrer kleinen, aber stahlharten Zangen; in einer einzigen Nacht durchbeißen sie eine Bretterwand von drei Zoll Dicke, fast jedes, dem Eisen widerstehenden Holz, und obgleich sie in Brasilien keine so außerordentlichen Verheerungen anrichten, wie in Afrika und den beiden Indien, so läßt ihr Aufenthalt daselbst doch sehr nachtheilige Spuren zurück. Ich sah in den Gebäuden der kaiserlichen Manufactur Real de Panneiro, wesselbst sich die Cupins einnisteten, große Ballen der schönsten Baumwollen-Zeuge ganz durchlöchert und völlig unbrauchbar, und selbst den Metall- und Glaswaaren hatte ihre Gegenwart Spuren aufgedrückt, die nicht mehr vertilgt werden konnten; wahrscheinlich eine Folge der ihnen eigenthümlichen Säure, die sie allenthalben zurücklassen. Da sie das Licht nicht ertragen können, so überziehen sie das Gebälke der menschlichen Woh-

nungen mit äußerst künstlichen Gängen von Thon, unter welchen sie ihre zerstörende Arbeit fortsetzen, so daß diese in kurzer Zeit ganz morsch werden, und ich habe an Stellen in den Urwäldern, woselbst sie sich aufhielten, Bäume angetroffen, die äußerlich gesund aussahen, sobald sie jedoch die Axt berührte, sogleich zusammen stürzten. Ihre Gefräßigkeit erstreckt sich aber nicht allein auf das Pflanzenreich; todte und lebende Körper werden von ihnen angefallen, und richtet sich einer ihrer Züge nach einer menschlichen Wohnung, so bleibt kein anderes Mittel, als sie mit der höchsten Eile zu verlassen. Obwohl nun der Schaden, welchen diese Art der Termiten verursacht, oft sehr beträchtlich ist, so sind sie dennoch den Ländern der heißen Zone gerade durch den ihnen angebornen Zerstörungstrieb von dem größten Nutzen. Indem sie nämlich alle abgestorbenen Körper, besonders des Pflanzenreiches, mit unbegreiflicher Schnelligkeit zernagen, räumen sie beständig alle todten, zur Fäulniß bestimmten Gegenstände auf, welche, hätten sie sich selbst überlassen liegen, nicht allein die sie ersetzenden neuen Pflanzen unterdrücken, sondern den Keime derselben ihre Fäulniß mittheilen würden. Die Behauptung ist daher nicht übertrieben, daß das zahllose Geschlecht der Termiten als der Erhalter der heißen Ländern eigenen Vegetation angesehen werden kann, und daß die überreiche Pracht der dortigen Wälder mitunter das Werk ihrer unaufhörlichen Zerstörung aller Gegenstände ist, welche die ungeheure Vegetation des Bodens ohne sie unterdrücken würde. Die Termiten arbeiten viele Jahre lang, ehe ihre gewaltige Wohnung beendiget ist; es scheint, daß sie sich Familien- oder vielmehr Generationenweise anbauen, und dieß immer über einander; ist die Wohnung fertig, überziehen sie dieselbe mit einer Art Kitt, wodurch eine so feste Rinde entsteht, daß selbst der heftigste Regen nicht durchdringen kann. In dem Bau befinden sich sehr rein gehaltene Gänge, welche nach dem Hauptraume

führen; dieser ist mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit, gleich dem Inneren eines Bienenstockes, mit horizontal liegenden Zellen angefüllt, um die junge Brut aufzunehmen. Gleich unter der Decke oder dem natürlichen Dache des ganzen Haufens befinden sich unzählige Gänge, welche alle mit dem Haupteingange in Verbindung stehen, der stets am Boden, und so verborgen, als möglich, angelegt ist. Die gefährlichsten Feinde der Feld-Cupims sind: der Ameisenbär, das Gürtelthier, und eine Gattung kleiner, schwarzer Ameisen, die sie aufzehren. Das verlassene Nest benützen Eulen, Schlangen und Eidechsen zu ihrem Aufenthalte, und da, wo sie in der Nähe menschlicher Wohnungen angetroffen werden, bedient man sich ihrer als Backöfen, wozu sie sich vorzüglich eignen.

Immer aufwärts steigend, näherte sich endlich die Tropa den höchsten Punkten der Serra de Mantigueirra; es wurde auf der Fazenda do Engenho übernachtet; das Wetter war heiter, aber der Morgen und Abend so kühl, wie bei uns im September; uns, die wir aus einem heißen Klima kamen, fiel diese Temperatur sehr beschwerlich, und überraschte uns doppelt, da wir Rio de Janeiro im Januar, also in der heißen Jahreszeit, verlassen hatten; allerdings liegt der höchste Punkt dieses Gebirges 3160 Fuß über dem Meere, und zu beiden Seiten der Strasse erheben sich Berge, die wohl noch um 5 bis 600 Fuß höher seyn mögen.

Sobald man den beschwerlichen Uebergang der Serra de Mantigueirra glücklich bewerkstelligte, verändert die Gegend ihren Charakter so vollkommen, daß der Fremdling in dem Augenblicke geneigt ist, sich in einen anderen Welttheil versezt zu glauben. Während jenseits des Gebirges dichte Wälder und romantische, oder enge, sumpfige Thäler jede Fernsicht hemmen, und den Reisenden meistentheils auf eine

lendt, schmale Strasse beschränken, erblickt er jenseits der Serra, so weit das Auge reichen kann, offene Gegenden, endlose Grasfluren und kahle Berghöhen. Der Wald verliert sich allmählig und macht niederem Gesträuche Platz, bis sich auch von diesem nichts mehr zeigt und endlich der Charakter einer tropischen Landschaft ganz verschwindet. Diese ungeheuren Landstriche sind die berühmten Campos, eine in Brasilien für alle gebirgigen oder ebenen Gegenden übliche Benennung, sobald sie nicht mit Waldungen bewachsen sind; enthalten sie aber niederes Gesträuch, so heißen sie Campos serrados.

Die Bewohner dieser Gegend treiben größtentheils Viehzucht, aber ihre Besitzungen sind so ausgedehnt, daß man hier viele Stunden reisen kann, ohne ein lebendes Wesen zu sehen. Mehrere treiben Feldbau, und Versuche, europäisches Getreide zu säen, sind größtentheils gelungen. Der Pferdezucht, obwohl man sie noch im Kleinen treibt, wird viele Aufmerksamkeit zugewendet, und ein gut abgerichtetes Pferd aus den Campos wird in der Hauptstadt stets gesucht und theuer bezahlt; daran ist jedoch weder die Schönheit oder Flüchtigkeit dieser Thiere, sondern ganz allein ihre Dressur Schuld.

Der eigentliche Anfang des Tafellandes, oder der Campos von Brasilien, beginnt an dem ärmlichen Oertchen Batalha; bei Confisco stand sehr sehr schönes Korn, erst vor kurzer Zeit gepflanzt, und bei der Fazenda Borda do Campo befindet sich ein merkwürdiges Lager von Seifenstein, aus welchem in dem Orte selbst auf der gewöhnlichen Drehbank Gefäße verfertigt und ziemlich weit versendet werden. Bisher verwendete man sie nur als Kochtöpfe, da sie die größte Hitze ertragen, und den Speisen einen angenehmen Geschmack mittheilen sollen. Hier stieß sich sehr

leicht eine Fabrik anlegen könnten, auf schöne Formen der Koch- oder Trinkgeschirre Rücksicht nehmend, an Absatz nicht fehlen könnte. Bis Rancho novo ist die Gegend sehr schön; besonders bemerkenswerth die Aussicht von dem Gipfel eines Hügels, welcher bereits 3370 Fuß über der Meeresfläche erhaben liegt. Eine äußerst reine und kräftige Luft scheint auf dieser beträchtlichen Höhe alle Nerven zu beleben, und der entzückte Blick schweift über einen fast unbegränzten Horizont. Im Norden zeigen sich in nebelgrauer Ferne die hohen Gebirge von Villa-Ricca, westlich eine Bergkette oberhalb St. Joao del Rei, im Süden dämmern die Orgelgebirge, und ostwärts die sonderbar gestalteten Bergspitzen der Serra de Mantigueira. So großartig dieser Anblick aber auch immer seyn mag, so wurden meine Gefühle doch wehmüthig gestimmt, wenn ich bedachte, wie öde und unbewohnt dieser ungeheure Landstrich noch war, und noch sehr lange bleiben wird, während in Deutschland bereits Tausende wegen Mangels an Land mit Armuth kämpfen, oder nach den unwirthbaren Steppen fremder Länder auswandern, und hier auf dem fruchtbarsten Boden, in dem schönsten Lande der Welt, wäre so viel Raum für sie.

Wir übernachteten im Rancho novo; als wir den kommenden Tag früh aufbrechen wollten, fehlten zwei Maulesel, die erst gegen Mittag sehr erschöpft und blutend herbeigebracht wurden. Sie hatten an mehreren Stellen des Körpers Wunden, als wäre ein großes Schrot durch die Haut gedrungen, besonders da, wo sich die stärkeren Adern befinden; eine Folge des Bisses der Fledermäuse (morcegos, vampirs), welche sich auf alle Arten weidender Thiere nächtlicher Weile setzen, eine Oeffnung in die Haut beißen, und nicht eher weiter fliegen, bis sie sich voll Blut saugten, welches noch lange nachher zu fließen fortfährt. *) Mehrere

*) Auch schlafende Menschen werden von diesen Vampiren, deren

solcher Aderlässen machen das stärkste Thier völlig unbrauchbar; es wurde also beschlossen, den Verwundeten Ruhe zu gönnen, für heute nicht weiter, als bis Regisfs velho zu reisen, dafür aber in Barbacena keinen Rasttag zu machen. Mir war dieß ganz erwünscht; ich hatte nämlich erfahren, daß der Eigner des Ranchos von Rancho novo ein in Minas berühmter Bereiter wäre, und v. Eschwege erwähnt in seinem Journale von Brasilien schon des Vaters, der vor einigen Jahren starb, und in dessen Fußstapfen einer seiner Söhne trat. Wirklich hatte dieser zwölf schöne Pferde in einem Stalle stehen, die größtentheils für einige Herren der kaiserlichen Ehrengarde abgerichtet werden sollten. Der Gutsbesitzer bestieg bald nach meiner Ankunft eines dieser Pferde; da er aber mit demselben keine weitere Uebung, als die des sogenannten spanischen Schrittes vornahm, so bekam ich durchaus keinen Begriff von der hiesigen Schule; aus des Mannes mündlichen Mittheilungen entnahm ich jedoch Nachstehendes über die Unterrichts-Methode der Pferde in Minas.

Zu Reitpferden werden durchgehends nur Hengste genommen, welche weder so feurig, noch ausdauernd, wie die des nördlichen Europas sind. Stuten, obwohl sie sich durch Gutartigkeit und größere Ausdauer auszeichnen, will, ihrer unansehnlichen und häßlichen Gestalt wegen, Niemand reiten. Die Hauptforderung an ein gut zugerittenes Pferd ist, daß es den Kopf und die Vorderfüße hoch hebe, und rascher, als im gewöhnlichen Schritte, niedersetze. Je höher daher das Pferd die Beine wirft, desto mehr Werth hat es, und einige bringt man dahin, daß sie dem Reiter, der hier sehr lang gebügelt sizt, mit dem Eisen unter die Bügel schlagen.

---

es verschiedene Gattungen gibt, angefallen, ohne daß sie ihre Gegenwart bemerken.

Als Bemühungen des Bereiters gehen also dahin, ihnen diese Eigenschaften beizubringen; die Zügel werden beständig stark gezogen, um die Vorderfüße erhalten sie Hufeisen von außerordentlicher Schwere, um die Fesseln werden hölzerne Schellen geschnallt; ein Nebenhergehender schlägt die Pferde während dem Reiten vor die Schienbeine, und Manche lassen ihnen den Huf während der Dauer des Unterrichtes ungewöhnlich groß wachsen. Dadurch gelingt es den Bereitern allerdings, das Vordertheil zu erheben und den Kopf gut zu stellen, dagegen wird das Hintertheil gänzlich verdorben, um so mehr, da man mit der erwähnten Dressur sogleich bei jungen, noch ganz rohen Pferden anfängt, die, zu unbehülflich, die Last, welche auf ihr Hintertheil geworfen wird, geschickt zu tragen, zuerst die Hinterbeine aus einander spreitzen und nach einigem Gebrauche das ganz geschwächte Hintertheil, im ächten Sinne des Wortes, nachschleppen.

In Regisko Velho, woselbst ich bald nach der Tropa ankam, legte ein unternehmender Geistlicher eine kleine Tuch- und Baumwollenfabrik an; erfreut über die Industrie des Mannes, erbat ich die Erlaubniß, die Webestühle besehen zu dürfen, wurde jedoch nicht besonders höflich abgewiesen. Als ich mich bei dem Abendessen in der Venda über die Unfreundlichkeit des Gutsbesitzers beklagte, erhielt ich von einem Reisenden folgenden Aufschluß. „Man wird sie mein Herr, sagte er mir, für einen Engländer gehalten haben, und es ist nicht zu leugnen, daß wir Brasilianer gerechte Ursache haben, diese Nation als die größten Gegner unserer vaterländischen Industrie anzusehen. Wir waren früher durch die Kolonial-Gesetze und die Monopolisten Portugals auf eine unerhörte Weise gedrückt; als aber der König zu uns flüchtete, erwarteten wir mehr begünstiget zu werden, und wirklich wurden einige der drückendsten Monopole aufgehoben. Die Engländer hatten sich jedoch des Königs so vollkommen

bemächtiget, daß ihnen größere Vortheile gestattet wurden, als selbst den Portugiesen; sie kannten die Wege, alle Versuche unsere Landesprodukte selbst zu verarbeiten, zu vereitela, ahmten die geringe Zahl brasilianischer Fabrikate nach, und verkauften sie, wenn auch zu ihrem Nachtheile, so äußerst wohlfeil, daß wir unmöglich mit ihnen concurriren konnten. Auf diese Weise kamen wir ganz in ihre Gewalt, und, trotz unserer Unabhängigkeit, vertauschten wir nur die Gebiether; früher drückten uns die portugiesischen Monopolisten, jetzt lastet Englands Handels-Despatismus schwer auf uns. Darum sind wir gegen Reisende von dieser Nation etwas mißtrauisch, und befürchten, sie kämen nur zu uns, um die Fortschritte unserer Industrie auszukundschaften. Um ihnen, mein Herr, jedoch einen Beweis zu geben, mit welcher despotischen Willkühr Brasilien von dem Mutterlande behandelt wurde, erlauben Sie mir, fuhr der Erzähler fort, unter den vielfältigen Ereignissen, nur Eines mitzutheilen, welches sich hier in der Nähe zutrug. Vor ungefähr 40 Jahren errichtete ein wohlhabender und thätiger Gutsbesitzer, nahe bei Igreja nova, jetzt Barbacena, eine Fabrik, welche inländische Schaf- und Baumwolle zu Zeugen verarbeitete, die so großen Beifall fanden, daß sie sich allmählig in ganz Brasilien verbreiteten; der Unternehmer machte gute Geschäfte, und gab überdieß einer sehr beträchtlichen Anzahl Menschen Verdienst und Nahrung. Als die Monopolisten Portugals davon in Kenntniß gesetzt wurden, wußten sie die Eifersucht der Regierung zu erregen; der Unternehmer der Fabrik wurde nach Lissabon berufen, wegen Uebertretung der Kolonialgesetze zur Verantwortung gezogen, und über 15 Jahre zurückgehalten, ehe er eine entscheidende Antwort und die Erlaubniß erhielt, in seine Heimath zurück zu kehren. Während der arme Mann in Portugal große Summen ausgab, kam seine Fabrik in Brasilien allmählig in Verfall, und stellte endlich ihre Arbeiten ein; eine Menge Menschen wurden brodlos und

jeden unternehmenden Mann von ähnlichen Versuchen abgeschreckt.

Der Tropeiro beschloß den kommenden Tag bis Alberto Dias zu reisen, da ich jedoch Barbacena zu sehen wünschte, einen Empfehlungsbrief daselbst abzugeben hatte, und, offenherzig gestanden, nicht abgeneigt war, meinem Körper einige Ruhe zu gönnen, so nahm ich etwas Wäsche in mein Mantelsäckchen, verließ Registo Velho nach Sonnenaufgang, kam bald darauf in der Villa de Barbacena an, suchte die Person auf, an welche ich empfohlen war, und wurde mit ächt patriarchalischer Gastfreundschaft aufgenommen. Nachdem ich einige Erfrischungen zu mir genommen und mich umgekleidet hatte, säumte mein freundlicher Wirth nicht, mich in dem Städchen umherzuführen.

Obwohl die Erscheinung eines Fremden aufgehört hat, etwas außerordentliches für die Landbewohner Brasiliens zu seyn, so erregt sie in diesen Gegenden dennoch viele Neugierde; als ich daher mit meinem Führer in den Strassen erschien, fehlte es nicht an Einladungen und Complimenten, welche ich natürlich annehmen und erwiedern mußte, und worüber so viele Reisende klagen. Ich brachte damit kein großes Opfer; wer nur ausnahmsweise höflich ist, kann vielleicht über Zwang klagen, wenn es dauernd seyn muß; aber dem Manne von Erziehung, er mag was immer für einer Nation angehören, ist diese empfehlungswerthe Eigenschaft zur zweiten Natur geworden. Mir hat ihre Ausübung viele Freunde in Brasilien gemacht, und wenn meine Geduld durch anmaßende und unwissende Menschen, die es allenthalben gibt, manchmal auf eine harte Probe gestellt wurde, so habe ich dafür auch viele wackere und verständige Männer kennen lernen, die meine Wißbegierde über ihr Land und seine Bewohner stets auf das Bereitwilligste befriedigten.

Am Abende erhielt mein Wirth zahlreichen Besuch von den Einwohnern; die Unterhaltung wurde lebhaft, und statt ihnen von der Macht und der Cultur Deutschlands zu erzählen, und auf die Brasilians mit mitleidigem Lächeln herab zu sehen, sang ich einige ihrer allerliebsten Modinhas (Volkslieder) mit Begleitung der Viola, und handhabte meine Klarinette so munter, daß alt und jung sich zu dem beliebten Fado aufstellte und mit ganzer Seele dem lebhaften Tanze huldigte. Ich wurde mit Danksagungen überhäuft, in alle Familien gebeten, und als ich meine Abreise auf den kommenden Mittag verkündete, äußerten Alle das ungekünstelteste und herzlichste Bedauern.

Barbacena, früher Arrayal da Igreja nova genannt, wurde 1791 zur Villa erhoben, und erhielt den Namen des Stifters, Visconda da Barbacena, damals Statthalter von Minas. Das Städtchen liegt recht angenehm an dem südlichen Abhange einer bedeutenden Anhöhe, hat zwei gepflasterte, geradlinigte Straßen, die sich im rechten Winkel durchschneiden, enthält 400 Häuser und ohngefähr 1200 Einwohner. Außer der Pfarrkirche da N. Sha. da Piedade hat die Villa noch andere gut erhaltene Kapellen; die Regierungsgebäude und jene einiger wohlhabenden Einwohner sind ziemlich geschmackvoll aufgeführt und ein Stockwerk hoch, die Uebrigen sind im gewöhnlichen brasilianischen Geschmacke zu ebener Erde erbaut, aber alle weiß angestrichen, wodurch der Ort ein freundliches Ansehen erhält. Barbacena hat gleich allen brasilianischen Städtchen einen Senat, der in Gerichts- und Polizeisachen in erster Instanz urtheilt, und bei welchem ein Juiz ordinario vorsizt. Die Einwohner sind meistens farbige Leute, größtentheils arm und träge; doch wurde ihr Verdienst besonders durch das Aufhören der erwähnten Fabrik verkürzt, und seit St. Joao den Handel einiger nördlichen Provinzen an sich zog, welchen

Barbacena früher ausschließlich besaß, sehr vermindert. Die Gegend um Barbacena ist nicht fruchtbar und besonders sind die kalten scharfen Winde, welche auf dieser Höhe (Barbacena liegt 3580 Fuß über dem Meere) den ohnehin mageren steinigten Boden noch mehr austrocknen, dem Wachsthume der Pflanzen nicht günstig; man übersieht von hier aus Meilenweit ein hügliches, ödes Land, nur mit Gras bedeckt; welches, wenn es in den kalten oder trocknen Jahreszeit verdorrt, der Gegend ein äußerst düsteres Ansehen gibt.

Als ich den kommenden Tag nach dem Mittagessen von meinem gütigen Wirthe und dessen Familie Abschied nahm, überreichte er mir mehrere Briefe an angesehene Bewohner der Hauptstadt, die man ihm für mich zugeschickt hatte, und welche, wie er versicherte, mich auf diese Empfehlungen hin, wie einen alten Freund ihres Hauses aufnehmen würden. Als ich endlich durch das Städtchen ritt, begleitete mich manch freundlicher Gruß und manches Wort aus schönem Munde.

Von Barbacena führen zwey Wege nach Villa Rica, einer über St. João del Rei, der Andere, welchen mein Tropeiro einschlug, über Entre Rios. Ich war nicht wenig erstaunt, nach einem tüchtigen Ritte ihn eine halbe Legoa hinter Alberto Dias mit der Tropa anzutreffen, aber eines seiner besten Thiere war Tags vorher kreuzlahm (derreado) geworden, eine Krankheit, die in einer übermäßigen Erhitzung und zugleich einer zu großen Anstrengung des Kreuzes besteht, und von welcher, wenn der Kranke auch hergestellt wird, immer eine bedeutende Schwäche zurückbleibt. Der Tropeiro erzählte mir, daß er den ganzen Morgen mit der Behandlung des armen Thieres zugebracht, ihm Brandwein auf dem Rücken angezündet und heißen

Speck übergelegt habe, obwohl alles vergebens; er hatte es also bei einem Bekannten gelassen, und ihn ersucht, es zu pflegen, aber darauf durfte er nicht rechnen, denn die Brasilianer haben den Fehler von den Portugiesen geerbt, kein Mitleid mit den Thieren zu haben, die ihnen doch so nützlich sind. Ziemlich spät kamen wir in Sacquinho an.

Zwei Tage darauf erreichten wir das Städtchen Queluz, 13 Legoas von Villa Rica; es liegt auf einem Bergrücken und mag etwas über hundert Häuser zählen. Seit der Goldbergbau, der früher mit Erfolg in der Nachbarschaft getrieben wurde, sich nicht mehr ergiebig zeigt, und die Zahl der Bergleute sich um mehr als die Hälfte verminderte, ist dieser Ort sehr verarmt, und trägt die auffallenden Spuren seines Verfalles an sich. Hoffentlich werden mit der Zeit die Bewohner des Goldbezirkes vom dem Vorurtheile zurückkommen, daß die Cultur des Bodens nur da sich lohne, wo er mit Urwald bedeckt ist; bisher kennen sie ihn wegen Holzmangel fast gar nicht an, obwohl sie das Beispiel einiger Pflanzer vor Augen haben, welche vorziehen, ihre Ländereien zu cultiviren und sich eines größeren Wohlstandes erfreuen, als die Mehrzahl der Bergwerksbesitzer.

Als der Tropeiro in Sangoanha do Campo zu Hause war, so verließen wir hier die Hauptstraße und zogen durch diesen Ort zu. In Rio do Peixe, einem großen, armseligen Dorfe, im Schatten einer außerordentlichen Menge von Bananenbäumen erbaut, begegneten uns acht Männer, welche, wie die Galeerensklaven in Rio de Janeiro, mit Ringen und Ketten am Halse an einander geschlossen waren; es fiel mir auf, daß ein einziger nur mit einem Säbel bewaffneter Mann sie begleitete. Als sie an uns heran kamen, wurden sie von dem Tropeiro auf das freundschaftlichste begrüßt, und zu meinem Erstaunen sah ich, daß die armen Leute gesucht hatten,

sich dem Militär-Dienste zu entziehen, daß man ihrer habhaft geworden sey, und sie nun nach Rio de Janeiro geliefert würden; ich war von der Art, wie man in dem konstitutionellen Brasilien die Armee rekrutirte, eben nicht sonderlich erbaut.

Nach einer Stunde Weges langten wir bei der Kirche da Nossa Senhora do Mattozinho an, welche auf einer Anhöhe oder Congonhas erbaut ist. Alle Reisende verweilen hier, um dem hoch verehrten und wunderthätigen Muttergottesbilde ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Selbst nicht katholische Reisende, die gewöhnlich den bittersten Tadel über jedes Gott geweihte Gebäude ausströmen, welches nicht einem ausgeräumten Zimmer ähnlich ist, erfreut der Anblick dieses freundlichen Tempels, dessen innere Ausschmückung wirklich Jeden überraschen muß, der während der Dauer der Reise nirgends Spuren eines höhern Aufschwunges von Kunst und Geschmack entdecken konnte. Breite Treppen führen auf das Plateau vor der Kirche zu ihrem Haupteingange, welchen die Statuen der zwölf Apostel in Lebensgröße zieren, die sämmtlich aus Speckstein, und zwar von einem Manne gearbeitet sind, dem beide Hände fehlen; wenn auch keine Meisterstücke, trägt die Arbeit dieses merkwürdigen Künstlers, der sich ganz aus sich selbst bildete, doch die Anzeigen eines ausgezeichneten Talentes. Die Kirche ist recht gut ausgemalen, und sämmtliche Altäre aus schön polirten brasilianischem Marmor aufgeführt; der Hochaltar ist wirklich prächtig, ungemein reich und doch nicht überladen; die Jungfrau, aus weißem Marmor sehr fleißig gearbeitet, steht in einem Glasschranke in der Mitte des Altars. In der Sakristei befindet sich ein sehr gelungenes Bild des Pabstes Pius VI.

Der Gedanke, das sogenannte Wunderhaus abgesondert von der Kirche zu erbauen, scheint mir sehr glücklich, dieses

besteht in einem Saale, in welchen die Gläubigen eine große Menge Votivtäfelchen, Wachsopfer u. s. w. abscheuliche Sudeleien und Machwerke aufhängen. Hier werden zugleich einige Statuen von Holz aufbewahrt, die man bei besonders festlichen Gelegenheiten umherzutragen pflegt. Ein Garten, mit heiligen Spielereien angefüllt, liegt hinter der Kirche und scheint allmählig einzugehen. Von dieser etwas entfernt, fangen die Wohnungen der Einwohner an, und erstrecken sich bis zu dem Ufer des Maranhão, welcher Congonhas von Matto dentro trennt, und über welchen eine hölzerne Brücke führt. Neger und Farbige waren mit Goldwaschen beschäftiget, wovon der Fluß sehr reich ist.

Der Gastfreundschaft des Capitain Mór der Gegend empfohlen, sprach ich in dessen Hause an, woselbst es gerade etwas toll her ging. Dieser Herr, Besitzer eines goldhaltigen Landes, hatte bereits eine beträchtliche Anzahl Jahre mit vielen Negern den Boden durchwühlt und so wenig Ausbeute erhalten, daß bei den bedeutenden Ausgaben, die ihm seine sogenannten bergmännischen Arbeiten verursachten, Dürftigkeit, die treue Gefährtin so vieler Gold- und Schatzgräber, sich bereits einzustellen anfing, und er schon entschlossen war, die Arbeiten aufzugeben. Da führte das launige Glück die planlos grabenden Neger auf ein sogenanntes Goldnest, in welchem sie eine so große Menge dieses edeln Metalles antrafen, daß der Besitzer plötzlich zum reichsten Manne der ganzen Gegend wurde. Die erste Handlung des neuen Erbes war, eine Menge Hände, in der Hauptstadt zu vergolden; dafür erhielt er Titel und Orden, dann öffnete er sein Haus den Freunden und den Müßiggängern, von welchen es nicht mehr leer wurde. Es war nach den Vermögens-Umständen der Familie erbaut und eingerichtet; natürlich mußte es jetzt vergrößert und des Besitzers würdig meublirt werden; der portugiesisch-hispanische Geschmack verleug-

nete sich auch bei dieser Gelegenheit nicht. In allen Zimmern prangten die Farben des Regenbogens, in Manchen bestand der Fußboden aus geschlagener Erde, aber schwerfällige Luster aus Frankreich hingen von der Decke herab, und französische Uhren und englisches Porcelän waren ohne alle Simetrie in denselben vertheilt. An der großen, zahlreich besezten Tafel aß man, wie in der Hütte des Armen, aber die großen silbernen Schüsseln enthielten doppelt so viel Nahrung, als die Gäste verzehren konnten. Eine äußerst zahlreiche schwarze Dienerschaft umringte die Gäste, mehrere mit galonirten Jacken und mit Hosen bekleidet, welche so zerrissen waren, daß sie den Unterleib nur zur Nothdurft bedeckten; überall herrschte Unordnung; Verschwendung und Kargheit reichten sich die Hand, und die Mehrzahl der Gäste ermangelte nicht, nachdem sie den Herrn Capitão Mór in Weihrauch fast erstickt und sich den Bauch gehörig gefüllt hatten, zu prophezeihen, daß, wenn seine Goldgruben nicht unerschöpflich wären, ihm von seinen Reichthümern bald nichts mehr bleiben dürfte, als seine Orden und Titel.

Congonhas, woselbst früher sehr viel Gold gefunden wurde, zeigt jezt nur mehr Spuren eines ehemaligen Wohlstandes; die Oberfläche des Bodens rund um den Ort ist aufgewühlt und erschöpft, man sieht nichts, als Gräben und Löcher, welche, zugeworfen und zum Ackerbau verwendet, die Einwohner besser und sicherer ernähren würden, als der Goldbergbau, der auf die Art, wie er hier getrieben wird, die größte Aehnlichkeit mit einer Lotterie hat. Obwohl Kröpfe (Papas) in dem Distrikte von Villa Ricca nicht ungewöhnlich sind, so sah ich doch erst heute die ersten Personen, die mit diesem lästigen Uebel behaftet waren; der Tropeiro versicherte auf mein Befragen, daß es bei ihnen Ortschaften und Gegenden gebe, woselbst die Mehrzahl der Einwohner, ohne Unterschied der Stände, und selbst das

Vieh Krdpfe hätten; er gab, wie überall, dem Waſſer die Schuld.

Plötzlich eingefallenes Regenwetter hatte die ohnehin ſchlechte Straſſe ſo ſehr verdorben, daß die Tropa von hier aus zwei Tage nach Capão do Cane brauchte. Dieſer Ort iſt berühmt, wegen der ſchönen Topaſe, die hier in den Bergwerken gefunden werden; durch die Gefälligkeit des Vendeiros wurde ich in ein ſolches geführt. Es ſah wie ein Steinbruch aus, und die ſogenannten bergmänniſchen Arbeiten der Neger waren durchaus von dem Verfahren gewöhnlicher Steinbrecher (cabuqueiros) in Braſilien nicht verſchieden; ſie machten mit ſchweren Brechſtangen und Hauen Oeffnungen in den Berg, ſchafften die Erde und das Geſtein heraus, welch erſtere, da ſie Gold enthält, gewaſchen wurde, zerbröckelten und unterſuchten das Geſtein, welches, einem Neſte gleich, mit Walkererde feſt umgeben war, und worin ſich die Topaſe, häufig auch Bergkriſtalle, vorfinden; Erſtere ſind gewöhnlich gelb, manche ſpielen in's Röthliche; Alle, die ich ſah, hatten einen friſchen Bruch, und ſchienen ſo eben erſt von dem Muttergeſteine herabgeſchlagen zu ſeyn.

Da der Handel mit Topaſen, Schmaragden und Amethyſten nicht verboten iſt, ſo wurden mir eine Menge dieſer Edelſteine um ſehr billige Preiſe zum Kaufe angeboten; da ich aber gar kein Kenner derſelben bin, und unterrichtet war, daß man viele Fremde mit in Flußbetten gefundenen Spathſtücken, welche mit den erwähnten Steinen eine täuſchende Aehnlichkeit haben ſollen, anführe, ſo hielt ich es nicht für nöthig, die Zahl der Betrogenen zu vermehren. In dieſen Gruben werden auch Steine von einem äußerſt zarten Grün gefunden, welche man hier Aqua marim heißt. Die Berge bei Capão enthalten endlich einen äußerſt reichen Eiſenglimmerſchiefer.

Als wir von Capão aufbrachen, erhielten die Treiben die Weisung, in Tripuí mit ihren Lotas zu warten; den Begleitern der Caravane zeigte der Tropeiro aber feierlich an, daß Villa Ricca nur mehr drei Legoas von hier entfernt wäre, und die Witterung es gestatte, uns in Tripuí umzukleiden und in der Hauptstadt von Minas-Geraes unseren Einzug zu halten. Berücksichtiget man die vielen Beschwerden, die großen Entbehrungen, welchen man sich auf brasilianischen Reisen unterziehen muß, so ist die Ankunft am Ziele derselben allerdings ein Augenblick, den man zu feiern geneigt ist, denn um in Brasilien eine Strecke Weges von 100 Stunden zurück zu legen, bedarf man dieselbe Zeit, als wollte man den größten Theil des civilisirten Europas durchreisen. Villa Ricca ist 64 bis 78 Legoas von Rio de Janeiro entfernt, wozu ich 20 Tage brauchte, da ich mich an die Tropa hielt, bei der sich mein Gepäcke befand; aber selbst der trefflich beritteue Eingeborne wird, wenn ihn anders das Wetter begünstiget, nicht weniger als 12 Tage auf der Reise zubringen.

Wir kamen an den Fazendas José Correa, Boa Vista und Tres Cruzes vorbei über eine Menge Berge, welche bei Regenwetter kaum zu passiren sind, da die Strasse aus zähem, wasserhaltendem Thone besteht, und für ihre Unterhaltung gar nichts geschieht; dießmal war der Boden hart, wie Ziegelsteine. In Tripuí stiegen wir vor der Venda ab, und sahen uns in dem kleinen Orte etwas um; er liegt in einem Thale, welches ein kleiner, aber reißender Fluß bewässert, und besteht aus mehreren freundlichen Häuschen, deren Bewohner sich besonders mit der Cultur von Küchenkräutern und Gemüsen für die nahe Stadt abzugeben scheinen. Unsere Tropa hatte sich indessen versammelt, und wurde noch durch eine Andere, welche von St. João del Rei kam, vergrößert, so daß über 100 Lastthiere zusammen

kamen; mehrere Mineiros schlossen sich an uns an, und nun wurden mit geschäftiger Eile Kisten und Koffer abgeladen, die besten Kleider herausgenommen, Sattel und Zeug unserer Pferde hergerichtet; die schwarzen Treiber erschienen festlich gepuzt, und selbst Diamant, das stolze Haupt der vierfüßigen Schaar, wurde mit Bändern und Glocken behangen. Als wir sämmtlich reisefertig waren, wurde die Art des Einzuges in Villa Ricca berathen; die brasilianische Höflichkeit zeigte sich bei dieser Gelegenheit in ihrem ganzen Umfange; keiner der Reisenden wollte vorausreiten, und wir saßen bereits eine halbe Viertelstunde zu Pferde, die Hüte in der Hand, uns complimentirend und protestirend, bis der Tropeiro uns dringend ersuchte, zu einem Entschluße zu kommen; endlich wurde mir als Fremden und dreien anderen Herren der Vorrang gelassen; wir sezten uns mit großer Gravität in Bewegung und erreichten bald darauf den höchsten Punkt der Strasse, woselbst mich der Anblick von Villa Ricca recht angenehm überraschte. Anfangs sieht man nur einige Kirchen und größere Gebäude, die auf Anhöhen erbaut sind, kömmt man aber näher, so übersieht man auch die übrigen Häuser, welche tiefer liegen. Das Bewußtseyn, die Goldniederlagen zu überblicken, welche früher ganz Europa mit einer außerordentlichen Menge dieses kostbaren Metalles versahen, gibt der Umgegend von Villa Ricca, so kahl und unfruchtbar sie sich auch darstellt, eine ganz eigene Wichtigkeit, und man kann nicht umhin, den aufgewühlten und angeschwemmten Boden mit dem stillen Wunsche zu betrachten, sich von seinem reichen, von den Einwohnern so ungeschickt benüzten Inhalte etwas aneignen zu dürfen.

Unser Einzug in die Stadt erregte, als eine gewöhnliche Erscheinung, kein so großes Aufsehen, als ich mir eingebildet hatte; der Tropeiro brachte mich nach einer Estalagem

(Gasthaus), sezte mein Gepäcke ab und erhielt seine Gebühr. Anfangs gab man mir eine Art Stall, von dem Aufwärter Sala genannt; als der Wirth aber die Adressen meiner Empfehlungsbriefe sah, erhielt ich sogleich eine bessere Wohnung, und wurde von ihm selbst zu den Personen geführt, an welche ich empfohlen war, und welche mich mit einer Herzlichkeit aufnahmen, die mir bisher in Brasilien noch nicht vorgekommen war. Ich lehnte die Einladung, bei ihnen zu wohnen, dankbar ab, versprach aber, meine freien Augenblicke alle in dem Kreise ihrer liebenswürdigen Familien zuzubringen. Da der verdienstvolle Präsident von Minas unpäßlich war, so machte ich dem Ouvidor, der obersten Gerichtsperson nach demselben, meine Aufwartung, und dann sah ich mich in Villa Ricca ein Bischen um.

Die kaiserliche Stadt Ouro Preto, gewöhnlich Villa Ricca (die reiche Stadt) genannt, liegt in einer bergigten, von Waldung gänzlich entblößten Gegend; unstreitig konnte der an Gold äußerst reichhaltige Boden allein Veranlassung zur Gründung einer Stadt in einem der kahlsten und unfreundlichsten Landstriche Brasiliens geben. Sie ist, wo die Ungleichheit des Bodens es erlaubte, regelmäßig angelegt, die Strassen sind geradlinigt, und die Hauptstrasse, welche über eine Viertelstunde lang ist, nimmt sich sehr gut aus. Die Stadt zählt über 2000 Häuser, worin 8700 Menschen wohnen; von diesen sind kaum der zehnte Theil Weiße, oder Personen von ungemischtem europäischem Blute; die Uebrigen sind Mulatten, Cabras und Schwarze. Die vorzüglichsten Gebäude, ganz von Stein, sind der Pallast des ehemaligen Statthalters, der auf einer Anhöhe erbaut ist, und die Stadt beherrscht; vor demselben befindet sich ein freier Platz, mit einer Brustwehr umgeben, und mit einigen kleinen Feldstücken, auf Lavetten ruhend, versehen; in geringer Entfernung von dem Pallaste stehen das Stadthaus, das

Theater und das Gefängniß, sämmtlich Gebäude von großartigem und zugleich gefälligem Ansehen, welche jeder europäischen Stadt zur Zierde gereichen würden. Ein sehr großes Gebäude befindet sich in der sogenannten unteren Stadt, es enthält die Schatzkammer, die Münze und das Zollhaus. Die Kirchen, deren es zehn gibt, sind nicht groß, aber gut gebaut und sehr reich verziert, eine derselben macht auf den besuchenden Fremdling einen überraschenden Eindruck, sie hat nämlich keine Fenster, und wird durch die Lampen erhellt, die beständig vor den Altären brennen. Die Frömmigkeit der früher reichen Einwohner hat diese Kirche prächtig ausgestattet, und an hohen Festtagen prangt der Hochaltar mit unzähligen Wachslichtern, der Glanz der Juwelen und Goldzierathen blendet das Auge, die herrschende Nacht erhöht diesen Eindruck, und ich erinnere mich nicht, den katholischen Gottesdienst irgendwo feierlicher gesehen zu haben, als hier.

Das Theater war während meinem Aufenthalte geschlossen; es ist klein, aber nicht ohne Geschmack eingerichtet und verziert.

Die Wohnungen der reicheren Einwohner sind ein- auch zweystöckig, und gut gebaut, die der Aermeren, d. h. vier Fünftheile aller Häuser von Villa Rica, bestehen aus Lehmwänden, doch sind sie blendend weiß übertüncht, ein Beweis, daß Kalk in der Nähe ist.

Eine ausgezeichnete Erwähnung verdienen die öffentlichen Brunnen, vierzehn an der Zahl, alle mit laufendem frischem Wasser, und mehrere sehr schön verziert.

Reissende Bergströme mit steilen zerrissenen Ufern durchkreuzen die Stadt, über diese führen mehrere gut gebaute

Brücken. Die Flüße führen viel Gold mit sich und sind daher immer mit Menschen aus der ärmeren Volksklasse besezt, welche es waschen. Man sezt übrigens seinen Fuß allenthalben auf Gold, und wenn heftiger Regen, Sand und Erde von den Anhöhen herab auf das schöne Straſſenpflaster schwemmte, so kann man gewiß seyn, darunter Goldtheilchen zu finden; nichts desto weniger ist hier der Siz der Armuth, und wenn keine Veränderung im Bergbaue vorgehet und die Trägheit der Einwohner nicht nachläßt, so dürfte Villa Ricca in einigen Decenien ganz zu Grunde gerichtet werden.

Meine gütigen Freunde waren eifrig bemüht, mir Unterhaltung zu verschaffen; sie führten mich nach der kaiserlichen Schatzkammer, woselbst sich auch die Schmelzhütte für das Gold befand, welches die Bergwerksbesitzer und Goldwäscher einliefern müßen. Hier wird, wie ich bemerkte, mit einem ungeheueren Aufwande von Queckſilber das Gold von seiner Beimischung geschieden, in vierkantige Stangen von einer Palma Länge geschmolzen, und das kaiserliche Wappen, der Name des Schmelzortes, die Probe des Goldes und das Gewicht der Stange auf diese eingeprägt. Jezt wird allein in Rio de Janeiro Geld gemünzt, die Goldstangen müßen daher in die kaiserliche Münze daselbst gebracht werden, woselbst man sie in Stücke von 6400 und 4000 Reis verwandelt.

Es wurden mir Proben von dem gewöhnlichen Golde gezeigt, welches, wenn es gemünzt werden soll, gesetzlich 22 Quilates oder Caras Feinheit haben muß, und von welchem die Mark gegenwärtig einen Werth von 96,000 Reis hat. *) Auch sah ich schwarzen Goldstaub und angeblich

*) 274 fl. 32 kr. — Vergleicht man den Werth des Goldes in

giftiges Gold; Platina, welches man früher ouro branco (weißes Gold) nannte, wird viel gefunden, doch scheint man dessen Werth noch nicht gehörig zu würdigen.

Die Beamten beklagten sich über die mit jedem Jahre abnehmende Ausbeute der Goldbergwerke und Wäschereien, von welchen der Regierung der fünfte Theil zukömmt, und die gegenwärtig kaum mehr 15 Arrobas erhält, während ihr Antheil in früherer Zeit jährlich über 100 Arr. betrug. Die Zahl der Beamten war groß, ihr Gehalt klein, aber ihr Aufwand nichts desto weniger sehr bedeutend.

Auf der Mauth bekam ich keinen großen Begriff von dem Handel von Villa Ricca, obwohl eine Menge Herren mit trägen, schläfrigen Mienen in den verschiedenen Arbeits-Zimmern unbeschäftigt umhersaßen. Die Stadt treibt Handel nach Goyaz und Cuyaba; am lebhaftesten mit Rio de Janeiro.

Die Geselligkeit schien mir in Villa-Ricca etwas größer zu seyn, als dieß gewöhnlich in Brasilien der Fall ist; ich wurde zu mehreren Abendgesellschaften gebeten, die Aehnlichkeit mit den Tertullas der Spanier haben. Es wurde gesungen, getanzt, und bis spät in die Nacht gelärmt. Auch hier war der Faddo der Lieblingstanz, und beide Geschlechter überließen sich ihrer natürlichen Lebhaftigkeit so un-

---

gegenwärtigem Augenblicke mit dem, vergangener Jahrhunderte, (1557 galt unter dem König D. João III. die Mark Gold 30,000 Reis) so wird man ihn sehr groß finden, und dennoch wird ihn die brasilianische Regierung noch erhöhen müßen, wenn nicht alles Gold aus dem Lande wandeln soll, da man beständig das gemünzte Gold zu 6 und 8 Procent, und die Goldbarren um das Doppelte sucht.

geschenkt, daß ich wohl einsah, daß hier den guten Sitten der Einwohner keine Lobrede gehalten werden dürfe. Später hatte ich Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß, mit Ausnahme einiger Familien, ein großer Theil der Einwohner von Villa Ricca aus ausschweifenden lasterhaften Menschen und Taugenichtsen besteht. Ich äußerte oft meine Verwunderung über die kleine Bevölkerung einer so großen Stadt, und besonders, daß diese in einem Zeitraume von 20 Jahren kaum merkbar zugenommen habe; aber meine Freunde betheuerten, daß man dieses gar nicht wünsche, im Gegentheile herzlich froh wäre, wenn man die Mehrzahl der Einwohner, Mulatten und freie Neger, ganz aus der Stadt entfernen könnte, und wirklich hat man hier eine ganz eigene Weise, das Ueberhandnehmen der Taugenichtse und bettelnden Faullenzer zu hintertreiben. Man verbreitet nämlich das Gerücht, ein im Lande umherstreifender Jäger oder Abentheurer hätte in einer entfernten Gegend ein äußerst reiches Goldlager gefunden. Dieses ist hinreichend, eine Menge arbeitsscheue Menschen zu veranlassen, das neue Eldorado aufzusuchen, die oft Monate lang vergebens umherirren, und zulezt genöthigt werden, sich irgendwo anzubauen. Auf diese Weise entstanden eine Menge Ortschaften in dem Inneren Brasiliens, und Villa Ricca verdankt gleich diesen ihr Entstehen einigen Abentheurern aus der Provinz S. Paulo, die lüstern, goldreiche Länder zu entdecken, bis hieher vordrangen.

Es war hinreichend, den Wunsch zu äußern, einige Goldbergwerke besuchen zu können, um mehrere Einladungen von Eigenthümern derselben zu erhalten, welche ich dankbar und augenblicklich annahm, da ich Mariana, die nördlichste Stadt der Provinz Minas, und wenn ich es dahin bringen konnte, eine ihr nahe liegende Niederlassung der Ureinwohner Brasiliens besuchen wollte; ich nahm daher das gütige Anerbiethen derjeniger Personen vorzugsweise an, deren Landgüter

nicht zu ferne von der Strasse nach Mariana lagen, und verließ Villa Ricca nach einem Anfenthalte von 4 Tagen neu gestärkt, und dießmal von einem Neger meines gefälligen Wirthes begleitet, der mich nach einem Ritte von 2 Legoas nach der Lavra seines Gebiethers brachte.

Achtes Buch.

nicht zu ferne von der Strasse nach Mariana lagen, und verließ Villa Ricca nach einem Anfenthalte von 4 Tagen neu gestärkt, und dießmal von einem Neger meines gefälligen Wirthes begleitet, der mich nach einem Ritte von 2 Legoas nach der Lavra seines Gebiethers brachte.

Achtes Buch.

I.

Beſuch einiger Goldbergwerke. — Ankunft in Mariana. — Beſchreibung der Stadt. — Reiſe nach einem Preſidio der wilden Ureinwohner. — Ueberſteigung der Serra do Itacolomi. — Beſuch von Mainarde, Teixeiro und St. Anna dos Ferros. — Der Wald der Puris. — Sta. Ritta. — Die Serra de St. Geraldo. — Ankunft in St. Joa˜o Baptiſta. — Gaſtfreundliche Aufnahme des Ortsgeiſtlichen. — Geſchichte unſeres Führers nach den Anſiedlungen der Wilden. — Feſtlichkeiten derſelben nach einer glücklichen Jagd. — Erzählungen des Führers von den verſchiedenen Volksſtämmen der Wilden in der Provinz Minas, ihren Sitten, Gebräuchen, und den Bemühungen der Portugieſen, ſie zu civiliſiren. — Religiöſes Feſt in St. Joa˜o Baptiſta. — Abreiſe von da. — Ankunft in Villa-Rica.

Da es meine Abſicht iſt, über den Land- und Bergbau der Provinz in einem beſondern Kapitel abzuhandeln, ſo bemerke ich nur, daß meine Wißbegierde ſchon am erſten Tage meines

Aufenthaltes auf der Besitzung meines Freundes vollkommen befriediget wurde. Er galt für einen Bergmann von Ruf (hum mineiro famoso), obwohl seine ganze Geschicklichkeit in dem Glücke bestand, immer viel Gold aufzufinden; doch muß ich erwähnen, daß er einer der Wenigen war, welche sich nicht begnügten, den Boden allein aufzuwühlen, sondern ihn auch mit nützlichen Früchten und Gewächsen anzubauen. Es wurde viel Milho, Bohnen und Kürbisse gepflanzt; an das Wohnhaus gränzte ein großer Garten mit Fruchtbäumen und sehr schönem europäischem Gemüse, und ein kleines Stück Land, mit Weitzen, Gerste und Haber bepflanzt, welche, mit Ausnahme des Letzteren, vollkommen zu gedeihen versprachen.

Die Neger schienen zufrieden, waren fast alle verheirathet und hatten viele Kinder. Im Hause war viele Ordnung; die Frau und Töchter des Gutsbesitzers nahmen sich mit großer Thätigkeit des Hauswesens an, bereiteten vortreffliche Confituren, räucherten Schinken, spannen und webten die selbst erzeugte Wolle, und erinnerten mich zuerst wieder an die Tugenden unserer deutschen Hausfrauen.

Die Dame des Hauses war aus der Provinz S. Paulo, und obwohl Mutter erwachsener Kinder, konnte sie noch immer Anspruch auf Schönheit machen, und rechtfertigte den Ruf der Pauliſtinnen vollkommen, die schönsten Frauen Brasiliens zu seyn; die beiden Töchter waren ganz ihr Ebenbild.

So wohl ich mir im Kreise dieser liebenswürdigen Familie gefiel, woselbst noch patriarchalische Sitten und Einfalt herrschten, so konnte ich doch nur kurze Zeit bei ihr verweilen; ich besuchte noch mehrere Gutsbesitzer, sämmtlich Mineiros oder Bergleute, sah allenthalben dieselbe barbarische Weise, das edelste aller Metalle zu gewinnen, und überzeugte mich,

daß, trotz des Reichthums Mancher, sie doch nach den Begriffen, die sich ein Europäer von einem behaglichen Leben macht, ein freudenleeres, eintöniges Daseyn führen. Nicht weniger einförmig ist die Unterhaltung der Mineiros; sie wissen von nichts, als ihrem Bergbau zu sprechen, und ich war herzlich froh, als ich mich wieder auf der großen Landstrasse befand und vor einem Gasthause in Mariana abstieg.

Wenige Städte Brasiliens gewähren einen so anmuthigen freundlichen Anblick, als dieser Ort, welcher in einem schönen, geräumigen, ganz von kahlen Bergen umgebenen Thale liegt; der Ribeiro do Carmo, mit dem sich hier mehrere Bäche vereinigen, bildete es ohne Zweifel gemeinschaftlich mit den Gewässern, welche sich von den hohen, goldhaltigen Bergen herabstürzten, so daß der Boden des Thales aus einer Menge Schichten aufgeschwemmter Erde besteht, und die Stadt, in der vollen Bedeutung des Wortes, auf den reichsten Goldlagern erbaut ist.

Sie scheint beinahe viereckig zu seyn, und besteht aus regelmäßig gebauten, gut gepflasterten Strassen, welche nach einem geräumigem Platze führen. Die Häuser sind alle weiß angestrichen und sehen darum reinlich aus; unter ihnen zeichnet sich die Kathedrale, die Wohnung des Bischofs von Minas-Geraes, das Seminarium zur Erziehung junger Geistlichen und das Regierungsgebäude, in welchem der Juiz de Fora seine Sitzungen hält, ganz besonders aus. Die Stadt mag etwas über 550 Feuerstellen, von 4800 Seelen bewohnt, enthalten. Das Klima von Mariana ist, da es um 1300 Fuß niederer als Villa Ricca liegt, und besonders, da es ganz von Bergen eingeschlossen wird, nur wenig von dem von Rio de Janeiro unterschieden, und nur in der sogenannten Periode des Winters merkt man einen auffallenden Unterschied.

Die Gärten, welche zwischen den Häusern der Stadt liegen, prangen mit den schönsten Gewächsen der Tropenländer, und der Reichthum an Wasser befördert ihr Gedeihen; beide tragen unstreitig viel dazu bei, die Hitze, welche während der hohen Sommerszeit in diesem Thale außerordentlich drückend ist, zu mildern.

Mariana sollte eigentlich das Ziel meiner Reise seyn, ich wußte aber, daß die Niederlassungen einiger Stämme der Ureinwohner nur wenige Tagreisen von hier entfernt waren, und es zog mich so mächtig zu diesen Kindern der Freiheit und Natur hin, daß ich meinem Reiseplan untreu wurde, und mir vornahm, auf gut Glück mich ihnen ganz allein zu nähern. Ich hatte schon in Villa Ricca und gegen meine Freunde auf dem Lande den lebhaftesten Wunsch geäußert, die Wilden in den Urwäldern besuchen zu können, aber alle riethen mir, dieses Vorhaben aufzugeben, schilderten sie als hinterlistige, mordlustige Menschen, und äußerten allgemein die Hoffnung, man würde mit der Zeit gegen die wilden Völkerstämme, welche Minas-Geraes noch bewohnten, denselben Zerstörungskrieg führen, wie gegen die menschenfressenden Botocudos am Rio Doce.

Auch in Mariana konnte man nicht begreifen, daß Wißbegierde oder Neugierde allein mich veranlassen sollten, eine in den Augen der Brasilianer so nutzlose Reise zu unternehmen. Ich ließ mich aber nicht irre machen, und ein glücklicher Zufall gab mir denselben Tag, als ich in Mariana angekommen war, einen willkommenen Reisegefährten.

Im Begriffe, das Mittagsmahl einzunehmen, saß ich eben in dem Gastzimmer des Wirthshauses, als ein junger Mann hereintrat, welcher europäische Kleidung trug; er setzte sich, forderte Wein, betrachtete mich eine Weile, und redete

mich endlich in französischer Sprache an. Wir wurden schnell bekannt, und ich erfuhr, daß Senhor Lucio Soares Teixeiro, mit noch ein paar Namen, die ich vergaß, Doktor der Medizin war, fünf Jahre in Paris studirt, daselbst promovirt hatte, und sich jezt in seiner Vaterstadt als ausübender Arzt aufhalte. Nachdem ich die Erzählung seiner Schicksale angehört hatte, theilte auch ich ihm meine Absicht mit, die Indianer zu besuchen, und zu meinem Erstaunen erbot er sich, mich zu begleiten. Wir trafen sogleich Anstalten zur Abreise; ich ließ mein Pferd zurück und miethete ein Maulthier, packte mein Mantelsäckchen voll Spielereien, den Wilden zum Geschenke bestimmt, und meine Alforges voll Lebensmittel, woran ich auf der vorhabenden Reise großen Mangel vermuthete, und widmete selbst dem Zustande meiner Pistolen einige Aufmerksamkeit. Den kommenden Tag säumte ich nicht, den Herrn Doktor in seiner Wohnung abzuholen, frühstückte bei seinen Aeltern, welche, die Reise ungerne sehend, ihn mit einem schützenden Skapulir beschenkten, worüber der aufgeklärte Brasilianer erröthete, und bald darauf hatten wir Mariana im Rücken.

Das Wetter war sehr günstig, und wir hatten alle Ursache, uns darüber zu freuen, denn hinter Mariana führte der Weg über die steile Serra do Itacolumi, auf einer nur mehr theilweise gepflasterten und sehr verfallenen Bergstrasse.

Als wir auf dem höchsten Punkte derselben angekommen waren, ließen wir unsere Thiere ruhen, und hofften, uns an einer prächtigen Aussicht zu erfreuen, welche nach unserer Meinung unbegränzt seyn mußte, da wir uns wahrscheinlich höher als Villa Ricca befanden, aber die herrlichen Aussichten, welche die Küstenländer darbieten, scheinen sich im Innern Brasiliens nicht wiederholen zu wollen. Wir übersahen

bis zu einer faſt gränzenloſen Ferne zahlloſe Berge und Hügel, tief eingeſchnittene Thäler und den gewaltigen Itacolumi, den höchſten der Berge *), welche dieſem Theile des Continents Form und Dauer geben. Der kahle Rücken dieſer Hügel und Berge, das nackte Land, welches unfruchtbar ſchien, gab dem Ganzen das Anſehen, als wäre es vor nicht gar langer Zeit durch eine große Revolution emporgehoben, gebildet worden, und fange erſt jezt an, ſich zu ſetzen und eine beſtimmte Geſtalt anzunehmen. Auf dem Gebirgsrücken, den wir nun erſtiegen hatten, zeigten ſich zuerſt wieder Spuren einer kräftigen Vegetation, und als wir tiefer kamen, umgab uns undurchdringlicher Urwald, der Aufenthalt der Calhombolas **), von welchen man in Mariana viel gefabelt hatte; ich wußte aber was von ſolchen Gerüchten zu halten war, und hielt es für hinreichend, mit größerer Aufmerkſamkeit und Vorſicht, als gewöhnlich, weiter zu reiſen; ein Entſchluß, welcher den Muth meines etwas furchtſamen Begleiters ſtärkte.

Die einzige Wohnung auf einem Wege von vier Stunden war ein armſeliges Wirthshaus, von drei bis vier Hütten umgeben; wir eilten an ihnen vorüber dem Rio Mai-

*) Der Itacolumi erhebt ſich auf der rechten Seite der Straße von Villa Ricca nach Mariana, nach von Eſchwege, der ihn beſtieg, 5700 Fuß über die Meeresfläche.

**) Die Calhambolas oder Waldneger ſind Sklaven, welche ihren Gebietern entliefen und ſich einer im Walde verborgenen Bande ſolcher Flüchtlinge anſchließen. Sie haben ihre eigenen Anführer (Capitães) und Geſetze, pflanzen einige Lebensmittel, leben aber größtentheils von Beraubung entfernter Pflanzungen. Sie wagen ſich manchmal an Reiſende, ſind aber äußerſt feig, und entfliehen bei dem geringſten Widerſtand. Ihr Zufluchtsort wird Quilombo genannt, daher ihre Benennung.

wurde zu, über welchen eine gute Brücke führte, und langten bald darauf auf der Fazenda dieses Namens an, woselbst eine gut gebaute Venda uns einlud, kurze Zeit auszuruhen. Der Besitzer dieses Landgutes ist der Crösus der Gegend, ein Geistlicher, dem Goldbergwerke gehören, welcher seinen Reichthum jedoch dem Ackerbaue verdanken dürfte, der hier, wie es scheint, im Großen und mit Erfolg getrieben wird; außerdem erbaute dieser unternehmende Mann an verschiedenen Orten kleine Kapellen, bei welchen er Branntwein-Schenken anlegte, welche ihm sehr viel eintragen. Wir waren anfangs nur Willens, unsern Thieren Futter geben zu lassen, aber der geschäftige Vendeiro gab keine Ruhe, bis wir uns entschloßen, hier Mittag zu machen; zu unserm großen Erstaunen wurde uns ein reinliches, schmackhaft zubereitetes Essen vorgesezt, und obwohl die Rechnung ungefähr so war, als hätten wir bei einem der berühmtesten Restaurateurs in Paris gegessen, so gaben wir doch gerne, was gefordert wurde, und ritten neu gestärkt weiter. Die Gegend wurde nun etwas belebter; wir kamen an sorgfältig angebauten Landgütern vorbei, welche in dem schönen Thale am Rio Mainarde liegen; sie sind meistens Eigenthum von Geistlichen, welche Berg- und Ackerbau gemeinschaftlich treiben und sämmtlich reich sind.

Die Sonne hatte ihren Lauf beinahe vollendet, als wir auf der Fazenda Teixeiro ankamen; die Eigenthümer derselben waren nahe Verwandte meines Begleiters, und hatten ihn seit seiner Abreise von Brasilien nicht mehr gesehen; der Empfang war daher etwas lärmender, als dieses bei den förmlichen Brasilianern gewöhnlich der Fall ist. Es wurde alles aufgeboten, uns gefällig zu seyn, und ich kann wohl sagen, daß ich mich in dem Kreise der wackern Menschen, welche dieser zahlreichen Familie angehörten, recht behaglich fühlte. Niemand verschmähte daselbst, bei der Arbeit be-

unserm großen Bedauern, daß er sich nicht zu Hause befand. In dieser Verlegenheit wendeten wir uns dem Hause des Orts-Geistlichen zu, woselbst unsere Bitte um Gastfreundschaft anfangs nicht günstig aufgenommen wurde; als aber mein Reisegefährte seinen wohlbekannten Familien-Namen durch die verschlossene Thüre rief, öffnete diese sich sogleich, und der Herr des Hauses erschien selbst, um uns zu dem Eintritte unter sein Dach einzuladen. Ein paar Indier bemächtigten sich unserer Reitthiere, brachten sie unter einen offenen Schoppen und wir selbst bekomplimentirten uns eine Weile mit unserm gefälligen Wirthe, dessen schwere Zunge, glänzendes Antlitz und unsichere Haltung seines wohlgenährten Körpers uns auf den Gedanken brachte, daß der Apostel der Wüste es für nöthig erachtet habe, sich zu dem schweren Geschäfte der Heiden-Bekehrung durch eine ungewöhnliche Dosis geistigen Getränkes zu stärken. Sr. Hochwürden ermangelten auch nicht, uns sogleich von der erwähnten Herzstärkung vorzusetzen, und da wir dieselbe für ein Fabrikat aus der Hefe des Zuckerrohr-Saftes, die Caxaça, erkannten, ein Getränke, welches dem europäischen Gaumen wie abgestandenes Scheidewasser schmeckt, so waren wir so frei, unsere mit trefflichem Jamaika-Rum gefüllten Flaschen hervorzubringen, und unsern gütigen Wirth einzuladen, ihn zu versuchen. Er fand unbegränzten Beifall, beraubte uns jedoch für diesen Abend der angenehmen Unterhaltung des frommen Missionairs, welcher für gut fand, sich noch, bevor das Abendessen aufgetragen wurde, auf sein Zimmer zurückzuziehen.

Den kommenden Tag hatten wir natürlich nichts Eiligeres zu thun, als uns in dem Präsidio umzusehen. Außer der Wohnung des Direktors und der des Geistlichen, waren alle übrigen schlechte, mit Stroh bedeckte Hütten; die Einwohner, theils Soldaten, theils Indier, sahen kränklicht und

unzufrieden aus; die Leztern waren gekleidet, wie die brasilianischen Landbewohner, und wir wollten schon in Klagen über unsere getäuschten Erwartungen und die vergebliche Reise ausbrechen, als sich uns ein alter, freundlicher Soldat näherte, und sich freiwillig anbot, uns nach einer andern Aldea oder Dorf der Indianer zu führen, da in João Baptista die meisten Bewohner an der Ruhr krank darnieder lagen. Das Anerbieten wurde natürlich mit Vergnügen angenommen; wir eilten in unsere Wohnung, einige Lebensmittel und Geschenke, welche wir den Indianern bestimmten, zu holen, und folgten unserm Führer, welchen eine Erquickung aus unsern Reiseflaschen in die gesprächigste Laune versezte. Wir hatten zur nächsten Aldea der Coroados drei viertel Stunden zu gehen, diese Zeit benüzte unser Führer, uns die Geschichte seines Lebens zu erzählen, mit welcher man füglich einige Seiten anfüllen könnte, ohne den Leser zu ermüden. Es genüge jedoch, zu bemerken, daß der alte Kriegsmann vor zwanzig Jahren eines Subordinations-Vergehens wegen nach einem Präsidio versezt wurde, welches man in den Urwäldern zwischen dem Rio Doce und dem Rio Jequetinhonha errichtet hatte, um gegen den kriegerischen und gefürchteten Stamm der Botocudos zu kämpfen. Zwölf Jahre hatte er auf diesem und entfernteren Gränz-Posten in beständigem Kriege mit den Indianern zugebracht, viele Wunden erhalten und wurde endlich als untauglich, zu dem Garnisons-Dienste in Villa-Ricca berufen. Einige Jahre später drangen die Klagen der Coropos und Coroados-Indier am Rio Xipoto, welche sich schon vor zwanzig Jahren der Regierung unterworfen hatten, zu den Ohren des gerechten und menschlichen Gouverneurs von Minas. Er wählte unter den Offizieren der Garnison den Capitän Marlier, und sandte ihn nach dem Distrikte der Indier, um die Gerechtigkeit ihrer Klagen zu prüfen. Als dieser rechtliche und einsichtsvolle Offizier von seiner Sendung zurückkam, erstattete er einen ausführ-

lichen Bericht über die empörenden Bedrückungen, welche sich die über die Indier gesezten Direktoren und die unter ihnen lebenden Portugiesen gegen dieselben erlaubten; zugleich überreichte er einen sehr einsichtsvollen Bericht über den Zustand dieser verfolgten Menschen, welcher von dem Gouverneur so günstig aufgenommen wurde, daß er die Direktoren augenblicklich absezte, Herrn Marlier zum General-Direktor der Indier ernannte, und ihm alle möglichen Vollmachten gab, für ihr Bestes zu sorgen. Als dieser nach seiner neuen Bestimmung abreiste, erbat er sich unsern Führer, dessen Erfahrungen, wie man mit den Wilden umgehen müße, ihm nicht unbekannt waren, zum Gehülfen, und nun lebte dieser bereits seit acht Jahren unter den Coroatos, Coropos und Puris, und kannte natürlich die Sitten und Gebräuche dieser Völker vollkommen.

Was ich später von diesem erzählen werde, ist eine Wiederholung dessen, was der alte, gesprächige Soldat uns berichtete, und ich denke, daß die Mehrzahl der Reisebeschreiber aus einer ähnlichen Quelle geschöpft haben werden, da sie bei der kurzen Dauer ihres Aufenthaltes unter den Wilden unmöglich das, was sie uns erzählten, selbst beobachten konnten.

Nachdem wir uns auf einem sehr schmalen Pfade ziemlich unbehülflich fortgebracht hatten, erreichten wir die früher erwähnte Aldea. Diese ganze Niederlassung bestand aus zwei Hütten, welche nach einer Seite offen, und, gleich den Wohnungen der armen Brasilianer, mit Stroh bedeckt waren; um diese her waren etwas Mais und Patatas gepflanzt. Eine Frau, nur mit einer Schürze bedeckt, saß am Eingange der Hütte und säugte ihr Kind; der Mann, mit einer kurzen Hose bekleidet, lag in einem Häng-Netze, schaukelte sich und schnizte Pfeile. Sie schienen bei unserm Anblicke auch nicht

im Geringsten überrascht, und erwiederten unsern Gruß so einsilbig, als möglich. Beide sprachen etwas portugiesisch; unser Führer zog aber vor, in ihrer Sprache mit ihnen zu reden, erhielt eine kurze, trockne Antwort, und forderte uns dann auf, ihm zu folgen; er hatte nämlich erfahren, daß in der nächsten Aldea eine beträchtliche Anzahl Indianer versammelt wäre, um ihre Jagdbeute zu verzehren und die bei dieser Gelegenheit üblichen Feste zu feiern. Nach einer Viertelstunde hörten wir das verwirrte Getöse schreiender Kinder und bellender Hunde, und bald darauf befanden wir uns in der Mitte einer Gruppe von einigen zwanzig Personen beiderlei Geschlechts. Die glückliche Jagd schien einigen Einfluß auf ihre Laune zu haben; denn unser Führer wurde einstimmig mit dem Rufe „Viva Senhor Antonio“ begrüßt; er richtete dann einige Worte in ihrer Sprache an sie, wahrscheinlich unsern Besuch ankündigend, worauf sämmtliche Männer in ihre Hangmatten sprangen, woselbst sie, ohne ein Wort zu sprechen, Tabak rauchten. Sie verstanden alle portugiesisch, waren aber so wortkarg, daß wir uns sogleich zu einer Gruppe von Weibern wandten, deren Beschäftigung unsere Aufmerksamkeit in vollen Anspruch nahm. Sie standen in der Mitte einer geräumigen Wohnung und umringten mehrere Gefässe von gebrannter Erde, welche in dem Boden befestiget waren. Einige derselben waren mit Mais (türkischem Weitzen) gefüllt, welcher ganz weich gekocht war. In diese langten die Weiber mit den Händen, brachten eine Portion nach dem Munde, kauten ihn klein, spie'n ihn wieder in die Hand und tunkten damit in einen nebenstehenden Topf, der halb mit warmem Wasser gefüllt war, um den daran hängenden Speichel und das Kleingekaute abzuspülen, worauf sie von Neuem zu kauen anfingen, bis aller Mais auf diese Weise reichlich mit Speichel gesättiget und verkleinert war; hierauf wurde das Ganze durch ein Sieb in einen anderen Topf gelassen, das, was zurückblieb, noch

einmal durchgekaut, wiederholt durchgeseihet, der Topf ganz mit warmem Wasser gefüllt und zugedeckt. Diese Brühe bleibt nun den Tag hindurch stehen, bis sie in saure Gährung übergeht und geistig wird; dann ist das Getränke vollendet, welches alle brasilianischen Wilden leidenschaftlich lieben und wovon sie so lange trinken, bis sie sich berauschen.

Zwei große Gefäße, mit diesem Getränke gefüllt, waren wahrscheinlich schon Tags vorher verfertigt worden, und wurden nun auf einen freien Platz vor der Hütte gestellt; sogleich sprangen die Männer aus ihren Netzen; einer, welcher das Haupt mit einer Federkrone geschmückt hatte, und der Anführer des Festes zu seyn schien, stellte Männer und Weiber um die Töpfe her, andere versahen sich mit Klappern und der hohlen Frucht eines kleinen Kürbisses, die wahrscheinlich mit Steinchen gefüllt war, und nun erwarteten Alle das Zeichen zum Tanze. Vorerst trat aber der Anführer mit einer hohlen Kürbißschale an einen der Töpfe, schöpfte den auf dem Getränke schwimmenden Schaum sorgfältig ab und leerte seine Schale mit sichtbarem Behagen; hierauf wurde uns von diesem indianischen Nektar angeboten, und dann trank jeder der Anwesenden, wie ihn die Reihe traf. Nachdem sich alle erquickt hatten, begann der Tanz. Er bestand in kurzen und phlegmatischen Bewegungen der Füße und Hände nach dem Takte eines äußerst monotonen Liedes, wozu die erwähnten Instrumente bewegt wurden. Nach einer Viertelstunde wurde wiederholt getrunken; dann warfen sich die Männer in ihre Netze, die Weiber machten ein großes Feuer auf, holten das erlegte Wild herbei, nahmen die Eingeweide heraus, um welche sich ihre Kinder balgten, sengten auf eine äußerst nachläßige Weise die Haare ab und steckten das Wild an hölzerne Spieße, die sie um das Feuer her in die Erde befestigten und von Zeit zu Zeit umwendeten; als es halb gebraten war, wurden die Anstalten

zum Mahle getroffen. Männer und Weiber kauerten sich um das Feuer her, indem sie sich auf die in ganz Brasilien übliche Weise auf ihre Ferſen ſetzten, jeder ergriff ein Stück des gebratenen Wildes, und zerrieß und verſchlang es mit solcher Gier, als hätte er sehr lange Zeit gehungert; dazwiſchen wurde dem Topfe fleißig zugesprochen und dann wieder mit derſelben Gier gegeſſen, ohne daß nur ein Wort über ihre Lippen gekommen wäre. Hierauf begann der Tanz von Neuem.

Unſer Führer verſicherte uns, daß dieſes Feſt nicht eher ende, bis die ganze Jagdbeute, ſie möge ſo groß ſeyn, als ſie wolle, und der Vorrath des erwähnten Getränkes, welches ſie Wern heißen, aufgezehrt wäre. Die berauſchende Wirkung bleibt nicht aus, ihr Blut erhizt ſich und ſie überlaſſen ſich ſodann den größten Unordnungen, welche von den traurigſten Folgen ſeyn würden, wenn die Weiber nicht ſo vorſichtig wären, an dieſem Tage die Waffen ihrer Männer zu verſtecken.

Während die Coroatos ihren Hunger ſtillten, beſahen wir die innere Einrichtung ihrer Wohnungen. In jeder derſelben waren ſo viele Hangmatten, als Bewohner; dieſe verfertigen ſie mit vieler Kunſt aus den Faſern der Kokospalme, oder aus gedrehten Baumwollenfäden, und färben ſie manchmal mit Indigo. In der Mitte der Hütte ſtehen größere und kleinere Kochtöpfe mit der Spize in den Boden eingegraben; in der Ecke Bogen und Pfeile, auf deren Verfertigung ſie viele Sorgfalt verwenden; an den Pfeilern der Wohnung ſind das Kriegshorn und einige Körbe aufgehangen, welche mit vieler Geſchicklichkeit aus Palmblättern geflochten ſind, und worin ſie gewöhnlich ihre beſſeren Kleidungsſtücke aufbewahren. Wenn ſie in dem Beſize von eiſernen Werkzeugen ſind, auf welche ſie den größten Werth legen, ſo

hängen sie diese immer, rein und scharf schneidend erhalten, dicht neben ihrer Lagerstätte auf.

Ehe wir uns von den Indianern entfernten, wollten wir ihnen mit einigen Geschenken Freude machen; wir vertheilten daher an die Männer Messer, an die Weiber und Kinder Glasperlen und Bänder, welche sie aber ohne irgend ein Zeichen von Dank oder Freude annahmen; jedoch erregte ein kleines Brennglas, welches ich bei mir hatte, und womit ich meine Zigarre anzündete, ihre Aufmerksamkeit; sie schienen nicht abgeneigt, es für eine Zauberei zu halten, und der Anführer nahm es mir ohne Umstände aus der Hand, betastete und betrachtete es nach allen Seiten, bis es mir zu lang, ihn mit seiner Wirkung etwas bekannt zu machen. Als er nach vielen Versuchen das Brennglas so zu halten wußte, daß der Sonnenstrahl darin aufgefangen und auf einen Gegenstand geleitet, diesen allmählig entzündete, äußerte er Freude und Verwunderung, rief seine Freunde herbei und erklärte ihnen mit wichtiger Miene die ihm unbegreifliche Wirkung dieses Geräthes, worauf ihm die meisten den Arm oder den nackten Leib hinhielten, und sich sämmtlich brennen ließen. Sobald einer die Wirkung der Sonnenstrahlen spürte, machte er einen Sprung auf die Seite und drückte durch seine Gebährden Furcht und Verwunderung aus. Auch die Weiber kamen herbei, und ließen sich in ihre kurzen Unterröckchen Löcher brennen. Als ich das Brennglas zurückforderte, sprang der Anführer in seine Wohnung und erschien sogleich wieder mit Bogen, Pfeilen und seiner Hängmatte, um mir diese als Tausch anzubieten; ich überließ ihm für die Letztere mein Brennglas, und bin überzeugt, daß er es für einen Klumpen Gold nicht mehr vertauschen würde. Dann überließen wir die Indianer ihrem Feste und schickten uns an, nach João Baptista zurückzukehren, da unser Führer betheuerte, daß, wenn wir sämmtliche Niederlassungen

der Coroados, deren hundert und fünfzig seyn sollen, besuchen wollten, wir allenthalben dasselbe Bild ihres uncivilisirten, noch gänzlich verwilderten Zustandes erhalten würden.

Die Erzählung des ergrauten Bewohners der Urwälder von den verschiedenen Volksstämmen der Ureinwohner Brasiliens, unter welchen er so viele Jahre gelebt hatte, waren uns daher eben so lehrreich, als wenn wir wenige Augenblicke unter ihnen zugebracht hätten. Wir hatten das Mittel, seine Zunge zu üben, an der Seite, und wendeten es so an, daß ihre Geläufigkeit nicht durch zu häufigen Gebrauch gelähmt wurde.

Was ich daher von den wilden Volksstämmen, die gegenwärtig noch die Provinz Minas bewohnen, erzähle, ist nur eine Wiederholung des Berichtes des Senhor Antonio, und stimmt, wenn auch weniger ausführlich, mit den Berichten der meisten Reisenden in Brasilien überein.

Unter den wilden Nationen, welche den Brasilianern in der Provinz Minas-Geraes bekannt sind, zeichnen sich nur mehr zwey durch ihre Anzahl und ihre kriegerischen Eigenschaften aus; dieses sind die Puris und die Botocudos. Die Uebrigen, als die Paraibas, welche links den Ufern des Rio-Paraiba wohnen, die Coroados, ihre Nachbarn, die Coroatos, welche sich am Rio-Pomba aufhalten, dann weiter nach Norden die Parachos, Macanis, Penhames und die Menhans sind kleine Völkerstämme, welche größtentheils bestimmte Gegenden bewohnen, sich der Regierung unterworfen haben, und indem diese sich ihrer indischen Vasalen häufig bedient, um die feindlich gesinnten Stämme der Indier zu bekriegen, sind sie durch Krankheiten und den immerwährenden Krieg so zusammen geschmolzen, daß die meisten dieser einst mächtigen Nationen jetzt nur mehr aus

einigen hundert Köpfen bestehen. Auch die Puris fangen jezt an, des ewigen Krieges und der Verfolgung müde zu werden, und wenn die Regierung Männer unter sie schickt, welche die vortrefflichen Eigenschaften des würdigen Capitäns Marlier besitzen, so werden auch diese sich allmählig unterwerfen, wozu bereits der Anfang gemacht wurde. Die Botocudos scheinen allein noch ihre Unabhängigkeit behaupten zu wollen, wenigstens waren die militärischen Unternehmungen, welche mit großen Kosten gegen sie ausgerüstet wurden, bisher von geringem Erfolge, und dienten nur dazu, sie noch mehr gegen ihre Feinde zu erbittern.

Nach der Angabe der Portugiesen soll diese Nation, welche zwischen dem Rio-Doce und dem Rio-Jequetinhonha wohnt, über zwölf tausend Köpfe zählen. Obwohl sie das allgemeine Abzeichen, nämlich ein rundes Holz, dem Spunde eines Fasses ähnlich, in der Unterlippe tragen, welches auf portugiesisch Botaque heißt, so sondern sie sich doch in mehrere Volksstämme ab, die von den Reisenden verschiedenartig benannt werden, und von welchen viele zur Annäherung und zum Frieden mit den weißen Einwohnern geneigt, und keine Menschenfresser sind. Der Hauptstamm ist jedoch dieser unmenschlichen Sitte ergeben, und zeichnet sich durch Grausamkeit und unversöhnlichen Haß gegen seine Unterdrücker aus. Die Botocudos zerstörten alle Pflanzungen, welche die Portugiesen in der Nähe des Landstriches, den sie als ihr Eigenthum ansprechen, anlegen wollten, und tödteten schonungslos, wer ihnen in den Wäldern oder auf ihren Streifzügen begegnete. Die Regierung beschloß daher, diese hartnäckigen Feinde zu unterwerfen, errichtete sechs Divisionen Soldaten, jede von hundert Mann, befahl, sie anzugreifen und mit der Verfolgung nicht eher nachzulassen, als bis sich diese Barbaren unter das sanfte Joch der Gesetze schmiegen würden. Die Botocudos hatten jedoch an ihren

igenen Landsleuten zu traurige Beispiele, um nicht einzu-
ehen, daß es besser sey, als freie Männer in ihren Wäldern
u leben, als unter dem sanften Joche der Gesetze die Skla-
en ihrer Unterdrücker zu werden. Der Kampf gegen sie
auert bereits zwei und zwanzig Jahre, kostet der Regierung
,200,000 Cruzados, und noch ist es ihr nicht gelungen, die
Botocudos auch nur eine Quadrat-Meile zurück zu drängen;
as äußerst fruchtbare Land in ihrer Nähe kann noch immer
icht mit Sicherheit bewohnt werden, und jeder Versuch, sie
urch sanfte Mittel zu Freunden zu gewinnen, wird an der
rinnerung der unerhörten Grausamkeit scheitern, welche sich
ie portugiesische Soldateska gegen die Unglücklichen erlaubte;
rinnerungen, die in dem Gedächtnisse des rachgierigen Wil-
en ewig fortleben und ihn mit unauslöschlichem Haße gegen
ine Feinde erfüllen.

Man begnügte sich nicht, die unglücklichen Wilden
llenthalben, wo man sie antraf, nieder zu schießen, sondern
ediente sich der schändlichsten Mittel, sie in ihren Wohnun-
en zu überfallen und schonungslos zu ermorden. Sie wur-
en unter den Betheuerungen der Freundschaft angelockt, und,
ährend man ihnen zu essen gab, grausam ermordet; man
ieng Kleidungen von Blatter-Kranken in den Waldungen
uf, welche von den Indianern gefunden und angezogen
urden, und die ihnen das zerstörende Gift mittheilten,
n welchem Unzählige hinweggerafft wurden. Daß sie nach
lchen Handlungen Gleiches mit Gleichem vergelten, wird
iemand befremden, und es gibt vielleicht kein anderes
Mittel, die anwohnenden Pflanzer vor ihren Ueberfällen zu
chern, als die Militär-Abtheilungen von der Gränze ihres
ebietes zurück zu ziehen, alle Angriffe auf sie zu unter-
ssen und ihnen nur dann Widerstand zu leisten, wenn sie
beträchtlicher Anzahl aus ihren Wäldern hervor zu brechen
chen. Würde man diesem Systeme einige Jahre treu blei-

den, so wären die Botocudos vielleicht geneigter, Friedens-Vorschläge anzunehmen, und wenn man sie mit dem sanften Joche der Gesetze verschonte, ihre Nachbarn gleichfalls mit ihren räuberischen Besuchen zu verschonen.

Man hatte bisher fast gar keine Gelegenheit, sich mit ihren Sitten und Gebräuchen bekannt zu machen; man weiß nur, daß es wohlgebildete, kräftige Menschen sind, deren Gesichtsbildung, ohne des fürchterlichen Schmuckes, mit dem sie sich entstellen, angenehmer wäre, als die der meisten übrigen Völkerstämme. Sie sind alle von mittlerer Größe, untersezt, breitschultrig und von ungemeiner Körperkraft; ihre Kriegskunst besteht in der getreuen Nachahmung der Jagd; wie das Wild, so beschleichen sie ihre Feinde, und bedienen sich keiner anderen Waffe, als ihres sieben Fuß langen Bogens und ihrer fünf Fuß langen Pfeile, die sie rasch nach einander auf geringe Entfernung und mit der größten Sicherheit abschießen; sie haben Anführer, die sich mehr durch Klugheit in der Anordnung des Gefechtes, als durch Tapferkeit auszeichnen, und welche man nie dann Antheil nehmen sah. Nach einigen unzuverlässigen Angaben sollen sie von einem mächtigen Cazike beherrscht werden. Man bemerkte, daß sie das Fleisch der Neger dem der Weißen vorziehen; das Blut der Getödteten scheint ihnen besonders angenehm zu seyn; war die Anzahl der Erschlagenen so groß, daß sie nicht alle aufzehren konnten, so schneiden sie ihnen die Waden und das Inwendige der Hände aus, und nehmen dieses mit sich fort.

Mit den Sitten und Gebräuchen der übrigen indianischen Völkerstämme ist man besser bekannt. Sie sind sich im Allgemeinen ähnlich, und indem man hier über jene der Coroados- und Coropos-Indier berichtet, entwirft man

eine Schilderung, welche den früher genannten Volksstämmen mit geringer Abweichung angepaßt werden kann.

Diejenigen, welche allein von der Jagd leben, haben keine bestimmte Wohnung, sie errichten in wildreichen Gegenden Hütten, machen Feuer auf und legen sich während der Dauer der Nacht in die warme Asche; vermindert sich das Wild, so suchen sie eine andere Stelle auf. Volksstämme, welche sich mit den Brasilianern befreunden, leben in festen Wohnplätzen, richten Hütten auf, die an einer Seite offen sind, und pflanzen um sie herum etwas Mais, Caras (eine Art Kartoffel), Bohnen, Tabak und Pisang. Bei der ihnen angebornen Gefräßigkeit lassen sie diese selten reif werden; sind ihre Lebensmittel aufgezehrt, so gehen sie zu ihren Nachbarn und fordern ohne Umstände zu essen. Es ist wenig Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß sie jemals gute Landbauer werden, da sie über jede Beschreibung arbeitscheu und dem Kriege und der Jagd leidenschaftlich ergeben sind. Man könnte sie vielleicht mit der Zeit zu guten Hülfstruppen abrichten, da sie sich unter der Anführung der Weißen stets tapfer zeigen, jedes Ungemach spielend ertragen und sich in den undurchdringlichen Wäldern mit einer Gewandtheit fortbewegen, welche der civilisirte Mensch nie erreichen wird.

Unter sich herrscht eine vollkommene Gleichheit; was sie besitzen ist gemeinschaftlich. Bei Streitigkeiten gilt die Gewalt des Stärkeren; wenn viele Familien beisammen wohnen, gehorchen sie gewöhnlich dem Aeltesten; sie bauen dann ihre Hütten gemeinschaftlich, legen bei der Cultur ihres wenigen Feldes alle mit Hand an, ziehen gemeinschaftlich auf die Jagd und genießen gemeinschaftlich die Früchte ihrer Arbeit. Nur dann vereiniget sich ein ganzer Volksstamm, wenn sie von ihren Feinden angegriffen werden; die Töne eines Ochsen-

hornes, welches jede Familie besitzt, versammelt sie auf einer Stelle, und der Herzhafteste unter ihnen wird während der Dauer des Kampfes zu ihrem Anführer erwählt. Ihre Siegesfeste feiern sie durch Tanz, wobei sie sich mit dem früher erwähnten Getränke, aus Mais bereitet, berauschen. Bei dieser Gelegenheit geht gewöhnlich ein Arm oder anderes Glied ihrer erschlagenen Feinde im Kreise umher, an dem alle nach der Reihe saugen, oder den sie an einer Stelle befestigen und mit ihren Pfeilen nach ihm schießen. Bei solchen Gelegenheiten bemalen sie sich den Körper mit dem Milchsafte einer Pflanze, oder dem von verschiedenfarbigen Beeren.

Ihre Religionsbegriffe sind äußerst beschränkt, und von der Anbetung eines höheren Wesens scheinen sie gar nichts zu wissen; doch haben sie sogenannte Zauberer unter sich, welche Todte citiren, Krankheiten heilen, die günstigen Tage zur Jagd bestimmen, und die Gegenden und die geeignetste Zeit angeben, ihre Feinde anzugreifen. Ihre Heirathen sind ebenfalls weder mit religiösen, noch weltlichen Gebräuchen verknüpft; es herrscht unter ihnen Vielweiberei, und es ist nichts seltenes, daß ein Indier Vater und Schwager des Sohnes ist. Gleich den unvernünftigen Thieren gehorchen sie bloß den Naturtrieben, und man sieht Mädchen von acht Jahren, die schon mit Männern in vertrautem Umgange leben; dieß mag Ursache seyn, daß die Weiber nur wenige Kinder zur Welt bringen. Eheliche Treue findet unter ihnen nicht Statt; sie verlassen sich ohne Umstände, wie sie sich wählten; nichts desto weniger sind die Männer sehr eifersüchtig und rächen sich, wenn sie ihre Weiber auf der That ertappen, auf die grausamste Weise. Diesen liegt alle Arbeit ob; sie bereiten die Speisen, bearbeiten den Boden, folgen ihren Männern auf die Jagd, werden mit dem erlegten Wilde belastet, und von ihren Männern wenig besser, als Skla-

innen behandelt, und viele Padrugiesen stimmen in der Behauptung überein, daß, wenn die Weiber in die Wochen kommen, sich die Männer an ihrer Stelle in die Netze legen. Man bemerkt, daß sie im Allgemeinen nur so lange Liebe zu ihren Kindern zeigen, als diese gänzlich unbehülflich sind; haben sie so viele Kräfte erlangt, daß sie einen kleinen Bogen spannen können, so bekümmern sie sich beinahe gar nicht mehr um sie, und man hat Beispiele, daß sie ihre Kinder mit der größten Gleichgültigkeit an die brasilianischen Colonisten verhandelten; dieses gefühllose Betragen der Eltern ist aber wohl Hauptursache, daß ihre Kinder nicht die geringste Anhänglichkeit gegen sie äußern, und wenn sie erwachsen sind, sie mißhandeln, oder mit der größten Gefühllosigkeit sich von ihnen trennen.

Die Indianer sind, seitdem sie mit den Europäern im Umgange leben, mit Krankheiten bekannt geworden, von denen sie früher zuverläßig nichts wußten; unter diesen hat keine so große Verheerungen angerichtet, als die mondlichen Blattern. Es scheint, daß die Indianer höchst empfänglich gegen diese ansteckende Krankheit sind, und die Behauptung ist nicht übertrieben, daß mehrere Volksstämme ganz allein durch die Folgen des Blatter-Giftes zu ihrer jetzigen Unbedeutenheit herabsanken. Es gibt auch nichts, was die Wilden so sehr scheuen, als die Anzeichen dieser Krankheit, welche hinreichen, daß sie nicht allein ihren kranken Mitbruder verlassen, sondern selbst die Gegend meiden, welche ihnen mit Ansteckung droht. Sie haben gegen ihre Krankheiten sehr einfache Mittel, und unter diesen manche, die höchst nachtheilig und gefahrbringend auf sie einwirken müssen. So stürzten sich z. B. bei manchen Völkerstämmen die Fieber-Kranken in kaltes Wasser, und überleben diese indianische Heilmethode meistens nur kurze Zeit. Mit größerem Erfolge lassen sie zur Ader, und ritzen den Körper an mehrere Stellen auf, dem bei uns

üblichen Schröpfen nicht unähnlich. Den Aderlaß verrichten sie mit einem kleinen Bogen und Pfeil, welcher leztere eine sehr feine Spitze von scharfem Berg-Krystall hat. Bei Leibschmerzen bedienen sie sich des Speichels, womit sie den Leib beschmieren; mehrere Personen umringen dann den Kranken und spucken ihn an. In andern Fällen bedienen sie sich der Dampfbäder, um den Kranken in heftigen Schweiß zu versetzen; sie erhitzen zu diesem Zwecke einen großen Stein, halten Ersteren darüber und schütten nun so lange Wasser auf, bis dem Steine keine Dämpfe mehr entsteigen. Obwohl ihnen die heilenden Kräfte vieler Waldpflanzen nicht unbekannt sind, so gebrauchen sie doch keine innerlich; Wunden und äußere Verletzungen wissen sie sehr geschickt zu heilen. Sie zeigen bei Verwundung, überhaupt wenn sie krank sind, im Ertragen der heftigsten Leiden eine bewunderungswürdige Standhaftigkeit. Man vernimmt weder eine Klage noch einen Seufzer des Leidenden, und mit derselben Gleichgültigkeit sehen sie den Tod herankommen, und einen Gefährten für immer aus ihrer Mitte scheiden.

Bei den Begräbnissen herrscht einige Verschiedenheit unter den Volksstämmen; manche begraben die Todten in die Hütte, welche sie bisher bewohnten, und verlassen die Gegend auf immer; andere brechen ihnen Arme und Beine und bringen sie in ein irdenes Gefäß, welches sie gleichfalls in den Boden verscharren, manche errichten den Verstorbenen kleine Hütten, welche sie mit Federn ausschmücken, und diese Grabmahl alle Jahre erneuern. Der Aberglaube allein scheint diese gleichgültigen Menschen zu dieser ungewöhnlichen Aufmerksamkeit unter einander zu veranlassen, da sie fest glauben, daß der Unbeerdigte ihnen nach seinem Tode erscheinen, ihre Jagd stören, und sie bei allen Gelegenheiten necken wird.

Die Nationen der Ureinwohner, welche Minas-Geraes bewohnen, unterscheiden sich in ihrer Gestalt und Gesichtsbildung wenig von einander. Sie sind sämmtlich von mittlerer Größe, Schultern und Arme äußerst muskulös, hingegen die Beine gewöhnlich dünne; der Hintertheil ist bei beiden Geschlechtern auffallend klein, und von den Becken aus immer schmäler werdend. Die Weiber sind äußerst klein, und man erstaunt, daß sie vermögend sind, sich so großen Beschwerden zu unterziehen. Die Gesichtszüge dieser Nationen zeichnen sich durch ihre große Aehnlichkeit mit der mongolischen Raçe aus; die Augen sind ganz dieselben, wie die der Kalmüken und krimmischen Tartaren; der Kopf ist rund, die Backenknochen stehen vorwärts und die Nase ist etwas breit gedrückt; manche Volksstämme haben eine sanfte, gutmüthige Gesichtsbildung; andere tragen das Gepräge einer finstern Schwermuth, alle einer unerschütterlichen Ernsthaftigkeit. Erblickt man den brasilianischen Wilden zuerst, so ist man sehr geneigt, ihn für kupferroth zu halten; seine natürliche Hautfarbe ist aber die eines hellfarbigen Mulaten. Daß der nackte Mensch, der, vom Tage seiner Geburt angefangen, unausgesezt den Strahlen der Sonne ausgesezt ist, von dieser roth gebrannt wird, ist natürlich. Ueberdieß haben mehrere Nationen die Gewohnheit, sich theils zum Schmucke ihres Körpers, theils zum Schutze gegen den Stich der Insekten, von welchen die Wälder angefüllt sind, mit färbenden Thonerden und dem Safte verschiedener Pflanzen zu beschmieren, wodurch die äußere Hautfarbe zulezt eine Veränderung erleiden muß. Die Kopfhaare der Wilden sind sämmtlich dunkelschwarz, glänzend, sehr dicht und so hart und steif, daß sie immer vom Kopfe abstehen; einige lassen sie lange wachsen, andere verschneiden sie, gleich den Ordens-Geistlichen mancher Klöster. An den übrigen Theilen des Körpers haben sie nur wenige Haare; auch hierin weichen sie von einander ab, manche raufen sie alle aus, andere lassen

sie natürlich wachsen. Die Gewohnheit, wie die meisten Völkerstämme Nordamerika's und Afrika's, den Körper zu tatowieren, bemerkt man bei den erwähnten wilden Nationen nicht; nur die Weiber ziehen an einigen Stellen des Körpers gefärbte Fäden durch die Haut, doch bemalen sich alle mit verschiedenen Figuren, um sich bei ihren Festen zu schmücken. Dieses ist auch die einzige Spur von Luxus, welchen man bei ihnen wahrnimmt, und obwohl die Weiber eitel sind, so bemerkt man doch nicht, daß die Neigung zum Putze ihre Erfindungsgabe aufgeregt hätte. Es ist ein großer Beweis derselben, wenn man einigen begegnet, welche ihren Hals mit einer Schnur angereihter Affenzähne zieren. Bei einigen Stämmen unterbinden die Mädchen die Füße zwischen Knie und Waden, wodurch dieser Theil ungemein dünne bleibt, und der Waden dagegen stärker hervortritt; sobald sie aber heirathen, wird diese Binde gelöst.

Die Eroberer Brasiliens und einige talentvolle Männer, welche dieses Land damals besuchten, und sich längere Zeit unter den Ureinwohnern aufhielten, schilderten sie fast einstimmig als harmlose, gutmüthige und gefällige Menschen, welche nebst den Mängeln des im Naturzustande lebenden Geschöpfes auch wieder jene guten Eigenschaften besaßen, die unter den gebildeten Völkern immer seltener werden. Sie zeigten sich als treue Verbündete der europäischen Ankömmlinge, und wer die Geschichte der Missionen kennt, welche die Jesuiten an Paraguay gründeten, der wird mir beistimmen, daß diese Indianer unter die Klasse der gutmüthigsten Menschen gerechnet werden müßen. Heut zu Tage finden wir, mit geringer Ausnahme, den Charakter der brasilianischen Wilden auffallend umgeändert und durchaus dem Gemälde, welches wir von ihren Vorfahren besitzen, unähnlich. Wir nehmen fast bei allen eine wirklich bedauernswerthe Seelenstarrheit wahr; eine düstere, melancholische Seelenstim-

nung scheint sie ausschließlich zu beherrschen; sie zeigen gegen Alles, was sie sehen, eine an Stumpfsinn gränzende Gleichgültigkeit; sie bewundern nichts, sie äußern keinen Tadel, ahmen aber auch nichts nach, selbst wenn der Vortheil, der daraus für sie hervorgeht, ihnen unmöglich entgehen konnte. Man vermißt endlich bei den meisten Volksstämmen jede Spur des Daseyns edlerer Gefühle; sie sind weder anhänglich, noch für genossene Wohlthaten empfänglich, und nicht selten üben sie gegen diejenigen, die ihnen Gutes thaten, dieselbe Tücke aus, wie gegen ihre ärgsten Feinde.

Man kann diese traurige Veränderung ihres Charakters, diese Verläugnung aller bessern Gefühle allein dem empörenden Betragen der Portugiesen zuschreiben, welche diese unglücklichen Menschen, seitdem sie von Brasilien Besitz nahmen, unaufhörlich verfolgten und sich die schändlichsten Handlungen gegen sie erlaubten. Wie die Spanier die harmlosen Völker Peru's und Mexiko's gleich wilden Thieren behandelten und zulezt beinahe gänzlich aufrieben, so verfuhren auch die Portugiesen mit den rechtmäßigen Besitzern Brasiliens, obwohl die Fürsten, die über Portugal herrschten, zu verschiedenen Zeiten zu Gunsten der Indianer lobenswerthe Gesetze gaben. Wie diese beobachtet, wie ihnen gehorcht wurde, hat die Geschichte dieses Landes in ihrem richtenden Buche aufgezeichnet; ein Beweis, daß Gesetze ohne die Kraft oder den ernsten Willen, ihnen Achtung und Gehorsam zu verschaffen, keineswegs zur Wohlfahrt der Völker beitragen, und zu nichts weiterm dienen, als das Gewissen des Fürsten, der sie gab, zu beruhigen, und den Völkern den Vorwand zur gerechten Klage zu nehmen.

Von all' den sogenannten Bemühungen, die Indianer zu civilisiren, ist kein anderes Resultat bekannt, als daß einige sehr verminderte Volksstämme, der Verfolgung müde,

von ihren alten Wohnplätzen verdrängt, von andern Nationen nicht unter sich geduldet, sich gefallen ließen, auf jener Stelle ihre Hütten aufzuschlagen, welche ihnen von der Regierung angewiesen wurde. Wir haben den überzeugendsten Beweis an den Coroados- und Coropos-Indiern, welche seit 63 Jahren denselben Landstrich bewohnen, welchen ihnen die Regierung, als sie sich ihr unterwarfen, anwies. Man gab ihnen Direktoren und Geistliche; die einen sollten sie civilisiren, die andern sie mit der sanften Lehre des Christenthums bekannt machen. Die Absicht war unverkennbar gut, aber in der Wahl der Menschen war man entweder höchst gleichgültig, oder höchst unglücklich. Die Missionäre, die man ihnen sendete, waren rohe, sinnliche Menschen, und weit entfernt, für den schönen Beruf, diese verwahrlosten Menschen zu Christen umzuwandeln, Sinn zu haben, erfüllten sie ihre Obliegenheiten nur mit Widerwillen; statt die Sprache der Indier zu erlernen, oder ihnen die portugiesische zu lehren, begnügten sie sich, sie auf einen Platz zusammentreiben zu lassen, und sie zu taufen; sie wollten für jede geistliche Verrichtung bezahlt seyn, und die Indier, die wenig oder nichts zu geben hatten, zogen es zulezt vor, ungetauft zu bleiben und ihre Todten im Walde zu beerdigen. Die Direktoren, meistens der Abschaum schlechter Menschen, hielten jedes Mittel für erlaubt, die armen Indier zu übervortheilen; sie brauchten sie, wie ihre Sklaven, mißhandelten sie, und nahmen ihnen, was sie besaßen. Die Portugiesen endlich, die man unter sie verpflanzt hatte, um sie durch ihr Beispiel an europäische Sitten und Industrie zu gewöhnen, wendeten jedes Mittel an, sie zu unterdrücken, zu berauben und zu betrügen. Die natürliche Folge dieses Benehmens war, daß die Indier ihre Peiniger verabscheuten und hassen lernten, daß sie allen ihren Handlungen mißtrauten und selbst dann allen Gehorsam verweigerten, wenn man mit ihrem Wohle ernstlich beschäftiget war. Trotz aller Mühe hat man es

daher jezt nicht weiter mit ihnen gebracht, als daß sie ihre Nachbarn nicht mehr beunruhigen, daß sie sich taufen und beerdigen lassen und zur Kirche gehen, jedoch nur, wenn man ihnen dafür zu essen gibt.

Der würdige Capitän Marlier *) hat bereits viel beigetragen, die ihm untergebenen indianischen Volksstämme zu civilisiren; könnte dieser edle Mann ein ganzes Menschenalter unter ihnen leben, so würde er sein schönes Werk ruhmvoll beendigen, aber die Regierung und die Geistlichkeit müßte ihn ernstlich unterstützen, dann allein könnte es ihm gelingen, die außerordentlichen Hindernisse, welche sich ihm entgegen stellen, zu überwinden; endet jedoch dieser Ehrenmann seine schöne Laufbahn, so wird er nicht leicht einen Nachfolger finden, ihm ähnlich an Denkweise und Thätigkeit. Was er mühsam aufbaute, wird rasch einstürzen, und es gehört keine Gabe der Prophezeihung dazu, um mit Bestimmtheit vorherzusagen, daß man, ehe dieses Jahrhundert zu Ende geht, von manchem der Volksstämme, welche die Provinz Minas bewohnen, den fremden Wanderern, in einzelnen Familien, die Ueberbleibsel großer Volksstämme als eine Seltenheit zeigen wird.

Dieses ist allerdings keine vollständige Erzählung und Beschreibung der Sitten und Gebräuche der wilden Völkerstämme Brasiliens; man könnte mehrere Theile anfüllen, wollte man über die Eigenheiten aller Nationen, welche das ungeheure Gebiet Brasiliens bewohnen, abhandeln. Viele derselben sind noch gar nicht bekannt, oder wurden höchst zufällig von Personen besucht, die bei ihrer Zurückkunft die

*) Kapitän Marlier starb vor meiner Abreise von Brasilien, von allen rechtlichen Männern, die ihn kannten, tief betrauert, und selbst von den gefühllosen Indiern beweint.

unwahrscheinlichsten Berichte über sie abstatteten. Uebrigens gibt es Volksstämme, die auf einer etwas höhern Stufe von Bildung als die Nationen stehen, welche unser alter Führer besucht hatte. Es wäre darum sehr zu wünschen, daß es einem gelehrten Brasilianer gestattet würde, die handschriftlichen Berichte der Missionäre und unternehmender Portugiesen über die Ureinwohner Brasiliens, die unbenützt in den Archiven von Lissabon aufgehäuft sind, benützen zu dürfen. Nur dann wäre es möglich, glaubwürdige Nachrichten über eine Menschenklasse zu erhalten, von welcher man nach einem Jahrhundert kaum mehr den Namen wissen wird.

Wir kehrten auf einem andern Wege, als den wir gekommen waren, nach João Baptista zurück, nicht ganz zufrieden, eine so weite Reise gemacht zu haben, um einen Haufen Menschen zu sehen, die weder civilisirt, noch ganz wild, keine von den Eigenschaften besaßen, welche wir an den Naturmenschen in andern Ländern, z. B. in Nord-Amerika, bewundern. Wir beschloßen, bei dem Vikario des Präsidios angekommen, sogleich abzureisen, aber der gute Mann bat uns, noch eine Nacht unter seinem Dache zuzubringen; er versicherte, daß wir den Kommenden, als dem Festtage eines vornehmen Heiligen, gewiß einige angenehme Beobachtungen machen könnten, da sich an ihm die Indianer des ganzen Präsidios zu versammeln pflegten. Als wir dankbar zugesagt hatten, schickte unser gütiger Wirth nach unserm alten Führer, und trug ihm auf, allenthalben umherzuschicken, damit ja keines seiner Pfarrkinder bei dem morgigen Feste fehle; als er ihn zur Thüre hinaus begleitete, hörten wir noch eine Weile flüstern und vernahmen die Worte: „Milho“ (Mais) und „Caxaça“ (Brandwein) so oft, daß wir die Vermuthung nicht unterdrücken konnten, der gute Vikario finde es für nothwendig, seiner Einladung im Namen des

heiligen dieſe zwei Worte beizugeſellen, welche ihren Eindruck auf den Wilden nie verfehlen.

Den kommenden Tag verkündete der Ton der kleinen Glocke der Kirche von St. João Baptiſta, und der lang gezogene Ruf vieler Ochſenhörner das Beginnen des Feſtes. Wir ſaßen in der Varanda des Vikariats-Hauſes, und hatten volle Muſſe, die Coroatos und Coropos herbeikommen zu ſehen. Sie erſchienen dießmal ſämmtlich gekleidet, die Männer trugen Hoſen und Jacken von Wollenzeug, gingen gloßfüßig, und hatten verſchiedenfarbige Kappen und Strohhüte auf; keiner trug Waffen. Die Weiber hatten kattunene Röcke und Jacken an; um den Kopf trugen ſie ein buntfärbiges Tuch, nach Art der Portugieſinnen umgebunden; einige hatten Roſenkränze oder Glasperlen um den Hals hängen. Man ſah auch mehrere halb nackt ankommen, und die halb erwachſenen Knaben waren faſt alle gänzlich unbekleidet. Einige Indianer gingen gerade auf die Pfarr-Wohnung zu, ſie hatten Wachs, Honig, die Häute verſchiedener Thiere und Ypecacuanha bei ſich. Wir verſuchten ihnen einige Antworten abzugewinnen und lobten es, daß ſie ihren geiſtlichen Vater durch Geſchenke bedachten; ſie erwiederten aber nur wenige portugieſiſche Worte, gingen in das Haus, und kamen nach einiger Zeit mit verſchiedenen Gegenſtänden zurück, welche ſie zu ihrer Kleidung oder zur Führung ihres kleinen Haushaltes nothwendig haben mochten.

Der Platz vor der Kirche füllte ſich indeſſen mit Indianern; waren dieſe mir den Tag vorher in ihrem Naturzuſtande häßlich vorgekommen, ſo mißfielen ſie mir jezt in der halb-europäiſchen Kleidung noch mehr; ich ſah kein einziges, erträgliches Geſicht unter ihnen, und einige hatten Geſichtsbildungen, ganz denen ähnlich, welche man auf alten Ge-

wälden, Juden vorstellend, findet. *) Ein paar Raketten und das Krachen der Böller verkündeten endlich das Beginnen des Gottesdienstes; wir gingen alle nach der Kirche; während derselben betrugen sich die Indianer ruhig und anständig; sie beobachteten alle Ceremonien, hörten der etwas langweiligen Predigt des Vikars mit scheinbarer Aufmerksamkeit zu, und verließen nach Beendigung des Gottesdienstes die Kirche in derselben Ordnung, wie sie gekommen waren; dann richtete sich ihr Schritt ganz gerade nach der Wohnung des Vikars und ihres Direktors, vor welchen sie sich niedersezten und ohne Umstände zu essen begehrten. Als man ihnen die Abwesenheit des Leztern anzeigte, schienen sie äußerst unzufrieden, und begaben sich nun sämmtlich nach der Wohnung des Vikars. Ich dachte mir schon, der gute Missionär würde, wie ich dieß gar oft bei brasilianischen Geistlichen, welche von dürftigen Personen angesprochen wurden, bemerkt hatte, mit zornglühendem Angesicht vor seine Hausthüre treten, und das übliche „Deus vos ajuda“ rufen, aber unser gutmüthiger Wirth grüßte alle freundlich und gab Befehl, die hungrigen Wilden zu speisen; es wurden daher augenblicklich große Töpfe mit gekochtem Türk-Weizen, Kürbissen und Palmkohl herbeigebracht, und da man auch auf Capitän Marliers Wohnung ähnliche Nahrungsmittel zutrug, so schien es hinreichend, die hungrige Menge zu befriedigen. An sämmtlichen Gerichten befand sich weder Fett noch Salz, und ich erstaunte, daß die Indianer diese geschmacklose Speise essen konnten; sie wußten sich aber recht gut zu helfen; sie

*) Zeichnungen von den verschiedenen indianischen Völkerstämmen hat Herr Moritz Rugendas aus Augsburg in einem großen Werke geliefert, welche unmöglich getreuer seyn könnten, wie ich überhaupt den wißbegierigen Leser, welcher einige Anschauung von den Natur-Schönheiten Brasiliens zu erhalten wünscht, auf die vorzüglichen Leistungen dieses genialen Künstlers hinweise.

hatten nämlich eine Menge großer Würmer bei sich, welche sie in dem Marke eines großen Baumes finden. *) Diese verließen sie in einem kleinen irdenen Gefäße, welches sie über das Feuer hielten, und schmälzten dann die verschiedenen Gerichte damit. Sie aßen sämmtlich mit den Händen, mit großer Hast, ohne einen Blick von dem Topfe, um den sie herssaßen, zu wenden, und ohne ein Wort zu sprechen. Nachdem dieser vollkommen geleert war, erhoben sie sich und zingen dem nahen Bache zu, um sich Hände und Gesicht zu waschen; einige stopften ihre selbst verfertigten Pfeifen, wie mir schien, mit Allem, was ihnen vorkam, wenn es nur dürre war und rauchte, und nach einigen Augenblicken sah man sie in dem Dickicht des nahen Waldes verschwinden, ohne daß auch nur ein Einziger gedankt, oder den Vikario und die übrigen Aufseher begrüßt hätte.

Auch wir rüsteten uns zur Abreise, nachdem wir unserm gütigen Wirthe herzlich gedankt und unseren freundlichen Führer nach Kräften belohnt hatten. Unsere Thiere, ausgeruht und reichlich gefüttert, trugen uns rüstigen Schrittes weiter, und am zweiten Tage hielten wir wieder vor der Fazenda Teixeiro, woselbst mein Reisegefährte einige Tage zu bleiben beschloß. Da ich nach Hause trachtete, mußte ich mit großem Bedauern die gütige Einladung seiner Verwandten, einige Zeit bei ihnen zu verweilen, ablehnen, setzte daher den kommenden Tag meine Reise allein fort, und traf ohne irgend einen Unfall in Villa Ricca ein, woselbst ich von meinen Freunden mit unverstellter Herzlichkeit empfangen wurde. Man erwartete, ich würde einige Zeit in Villa Ricca

*) Der Barrigudo-Baum, der fast ganz aus Mark besteht, und in welches sich, so bald dieses, nachdem der Baum umgehauen wurde, in Fäulniß übergeht, eine Larve (Prionus cervicornis) einnistet.

zubringen; leider mußte ich auf dem Vorſatze, den folgenden Tag abzureiſen, beſtehen. Von der Abſicht unterrichtet, mein Gepäcke einem Tropeiro bis St. Joao del Rei mitzugeben und die Reiſe allein fortzuſetzen, beſchloſſen meine gütigen Freunde, mir nicht allein mehrere Empfehlungsbriefe an Gutsbeſitzer, deren Fazendas unfern der Straſſe lagen, mit zu geben, ſondern mich überdieß von einem treuen Neger begleiten zu laſſen. Jeder Verſuch von meiner Seite, die vielen Beweiſe ihres Wohlwollens abzulehnen, war vergebens; der mir beſtimmte Neger wurde mir vorgeſtellt, und erhielt in meiner Gegenwart den gemeſſenſten Auftrag, mich mit derſelben Anhänglichkeit und Aufmerkſamkeit zu bedienen, als wenn ich ſein eigner Herr wäre. Den Abend brachte ich noch ſehr vergnügt zu, und nachdem ich vor dem Schlafengehen meinem gütigen Wirthe, ſeiner Familie und den eingeladenen Freunden des Hauſes mit ungekünſtelter Rührung für die vielen Beweiſe ihrer Liebe gedankt hatte, erbat ich die Vergünſtigung, den kommenden Tag ohne weiteren Abſchied abreiſen zu dürfen, und begab mich dann zur Ruhe.

II.

Abreiſe von Villa-Ricca. — Sorgfalt meiner Bekannten. — Ein Gamelleiro. — Alto do Mor. — Ouro-Branco. — Queluz. — Begegnung eines Transportes Goldſtangen und Diamanten, von Milizſoldaten geleitet. — Palmeiros. — Viehzucht daſelbſt. — Beſchreibung einer Tigerjagd in den Certoes. — Lagoa Dourada. — Abergläubiſche Mittel, um verlorne Thiere wieder zu erhalten. — Der Rio dos Mortes. — Ankunft in St. Joao del Rei. — Beſchreibung der Stadt und des Goldbergwerkes in derſelben. — Beſuch des Vicars von Matazinha. — Verſuche mit der Cultur der Weinrebe, des Oelbaums und einiger Getreidarten. — Abreiſe von St. Joao. — Ankunft in Mandiocca und der Hauptſtadt.

Ich war mit Tages Anbruch auf, und bemerkte mit Bedauern, daß man Anſtalten traf, mich noch mit einem reichhaltigen Frühſtücke zu bewirthen; ich eilte daher augenblicklich in den gewöhnlichen Verſammlungsſaal, woſelbſt die ganze Familie bereits meiner wartete. Ehe das Frühſtück beendiget war, wurde ich auf den Hufſchlag mehrerer Pferde aufmerkſam, die mir vor dem Hauſe zu halten ſchienen; gleich darauf traten einige Herren ein, welche mir während meines Aufenthaltes in Villa-Ricca mannigfaltige Beweiſe ihrer Freundſchaft gegeben hatten, und erbaten ſich die Erlaubniß, mir das Geleite aus der Stadt geben zu dürfen. Ueberzeugt, daß der Verſuch, ſo viel Güte ablehnen zu wollen, vergebens wäre, und nicht unbekannt mit der gaſt-

lichen Sitte des Landes eilte ich, mein Pferd zu besteigen, fand auch das meines gütigen Wirthes gesattelt und hatte noch Zeit, mich zu überzeugen, welch' ein treuer Diener mir zur Begleitung bestimmt war; denn obwohl Sklave der Familie, nahmen doch alle Mitglieder derselben herzlichen Abschied von ihm, welcher, indem er nach herkömmlicher Weise vor seinen Gebietern kniend um ihren Segen bat, von Thränen erstickt sich vergebens bemühte, ihnen Lebewohl zu sagen. Das ungeduldige Stampfen der Pferde mahnte mich zur Abreise; wir schwenkten noch einmal die Hüte und hatten bald darauf die Thore von Villa Ricca im Rücken. Meine Freunde bestanden durchaus darauf, mich bis Tripuhi zu begleiten; dort nahm ich Abschied von ihnen. Von den fünf wackeren Männern sah ich nur einen wieder, ehe ich Brasilien verließ, und hatte das Vergnügen, ihm in der Hauptstadt zu begegnen, wohin er als Abgeordneter zur General-Versammlung der Deputirten des Reiches im Jahre 1826 von seiner Provinz gewählt wurde.

Ich ritt eine Weile stumm und in Gedanken vertieft auf der Strasse fort und gedachte erst nach geraumer Zeit, daß ich einen Begleiter hatte; als ich mich umblickte, bemerkte ich ihn dicht hinter meinem Pferde gehend und mit einem ziemlichen Bündel belastet. Ich richtete einige freundliche Worte an ihn und erkundigte mich unter Anderem, warum er sich auf der kurzen Reise so schwer belastet habe; aber mit der dem Neger ganz besonders eigenen Gebärde, welche Schlauheit und Verschwiegenheit zugleich ausdrückt, erwiederte er, es trage nur seine Wäsche und Kleidung. Ich hatte indeß volle Muße, meinen Begleiter zu betrachten; es war ein junger, wohlgebildeter Mann von zwanzig bis zwei und zwanzig Jahren, etwas über mittlere Größe, sehr schlank und ungemein kräftig und schön gebaut; er war schwarz wie Ebenholz, und obwohl seine afrikanischen

esichtszüge sich in nichts von denen seiner übrigen Landsleute. nterschieden, so war doch über dieselben ein solcher Reichthum von Heiterkeit und Gutmüthigkeit verbreitet, daß man ur mit Vergnügen auf das freundliche Gesicht des Negers inblicken konnte. Er war nach Landessitte nur mit einem emde und kurzen Hosen von weißem Baumwollenzeuge bekleidet, im Gürtel der Lezteren befand sich auf dem Rücken rade ein großes, spitziges Messer in einer ledernen Scheide; der Hand trug er einen schweren Knotenstock, an welchem ine Art krummgebogenes Messer, hier Foiça genannt, befestiget war, und womit man sich in den Waldungen einen Weg bahnt, oder dünne Aeste von den Bäumen haut, um odenlose Stellen auf der Straße auszufüllen. Auf diese Weise ausgerüstet, begegnete ich unzähligen Negern in der Provinz Minas, und ich weiß nur wenige Fälle, wo nicht eder, wenn er zur Arbeit ging, das erwähnte Messer bei ich getragen hätte. Es ist ihm bei seinen verschiedenartigen Arbeiten unbedingt nöthig; wird er z. B. fortgeschickt, Sipo u holen, um die Zäune auszubessern, die Früchte des Pisang abzunehmen, Mandiocca oder Zuckerrohr zu pflanzen, o muß er dieses Messer bei sich haben u. s. w.; allerdings ine furchtbare Waffe in der Hand des mißhandelten und oft ur Verzweiflung gebrachten Sklaven. In Brasilien sieht man edoch oft 50 bis 60 derselben, alle mit Messern versehen, bei welchen sich nur ein einziger Aufseher befindet, und doch zehört es zu den außerordentlichen Ereignissen, wenn sich einer von ihnen zur Wehre sezt; wohl der sicherste Beweis, daß sie größten Theils menschlich behandelt werden, während auf den englischen und holländischen Colonien es den Negern nicht einmal gestattet ist, den leichtesten Stock zu tragen, und dennoch empörten sie sich bei verschiedenen Gelegenheiten.

Nachdem ich drei starke Stunden zurück gelegt hatte, erreichten wir eine Stelle, von wo eine ungemein schöne

Gegend übersehen werden konnte; Jozé zog hier seinen Hut und bemerkte, daß es ein schicklicher Platz wäre, um auszuruhen; ich stieg ab, übergab ihm mein Pferd und warf mich unter den Schatten eines der schönsten und größten Bäume, die ich jemals sah. Jozé nahm dem Pferde den Zaum ab, befestigte es an einer Stelle, wo gute Weide war, und beeilte sich nun, indem er aus Freundlichkeit eine Reihe der schönsten weißen Zähne zeigte, seinen Bündel zu öffnen und mir einen Beweis zu geben, wie weit die liebreiche Sorgfalt meiner Freunde in Villa-Ricca ging. Sie hatten Jozé mit einer Menge eingemachter Früchte und sehr gutem Brandwein versehen, und ich gestehe, daß sie mir nicht unwillkommen waren. Der Baum, welcher wohl ein paar hundert müde Menschen mit seinem wohlthätigen Schatten erquickt hätte, war nach der Angabe des Negers ein Gameleiro; eine Benennung, welche man Wannen und kufenartigen Geschirren gibt, die zum Gold- und Kleiderwaschen gebraucht, und aus dem Holze dieses Baumes verfertiget werden. Der dünnste Theil des Stammes hatte noch zehn Fuß über dem Boden vierzehn Fuß im Umfange; unmittelbar über diesem Punkte erstreckten sich seine Zweige horizontal und wenigstens vierzig Fuß nach allen Richtungen, so daß die Krone des Baumes eine dicht belaubte Halbkugel von mehr als 200 Fuß im Umfange bildete. Besonders merkwürdig waren seine Wurzeln, welche, über 16 Schritte von dem Stamme entfernt, über die Oberfläche des Bodens hervorsahen, über den sich Eine ganz erhob, die wenigstens dritthalb Fuß im Umfange hatte.

Bald darauf verließen wir die Hauptstrasse, schlugen einen Nebenweg ein und kamen gegen Mittag auf einem Landgute an, woselbst mich mein flüchtiger Begleiter bereits angekündigt und mir eine freundliche Aufnahme bereitet hatte. Auch hier gab man sich mit Goldwäscherei ab; ich

eilte nach Tiſche wieder fort, und wurde, als wir durch ein enges, unfruchtbar ſcheinendes Thal kamen, von Jozé mit der Erzählung einer Menge von Räubereien und Mordthaten, welche an dieſer Stelle eine Bande ſchlechter Menſchen aus der Umgegend früher verübt hätten, unterhalten. Viele halb verwitterte Kreuze von Holz zeigten die Stelle an, woſelbſt einzelne Reiſende ihr Leben verloren hatten; doch war dieſe Gegend ſeit langer Zeit von ähnlichen Gräuelthaten verſchont geblieben. Unſere weitere Reiſe ging über trockene und öde Dünnen am Rande eines ſchmalen Fluſſes fort, bis wir die Fazenda Alto do Morro erreichten. Die Beſitzerin war Wittwe und die Schweſter eines meiner Freunde in Villa Ricca. Ich befand mich nun auf der Comarca von St. Joa'o del Rei. An dem kommenden Tage erreichten wir Ouro Branco, das Kirchſpiel dieſer Gegend; ein armſeliger Ort, der ungefähr aus 50 Häuſern beſtand; paſſirten eine gute Brücke und kamen an einem Gebirge vorbei, welches einer gewaltigen Eiſenmaſſe glich; dann führte der Weg über eine kahle Ebene, welche ein düſterer Wald begränzte, und bald darauf langten wir in dem Städtchen Queluz an. Dieſes zählt ungefähr 100 Häuſer, und iſt dem Leſer bereits aus meiner früheren Beſchreibung bekannt.

Den folgenden Tag betraten wir die große nördliche Straſſe, die durch Barbacena führt, kamen durch das Dörfchen Resquinha, und ſahen gleich darauf einen Trupp bewaffneter Reiter, in deren Mitte ſich einige beladene Maulthiere befanden. Als ich mich demſelben näherte, erkannte ich, daß es Soldaten von der berittenen Miliz von Villa Ricca waren. Ich grüßte den zuletzt Reitenden, einen Offizier, welcher, wie ich nun ſah, dieſe Eskorte, die aus 20 Mann beſtand, befehligte. Von ihm erfuhr ich, daß er den Auftrag habe, das kaiſerliche Fünfttheil in Gold, oder die Abgabe der Bergleute von ihrer jährlichen Ausbeute, und

eine Anzahl von Diamanten aus den kaiserlichen Minen von Serro do Frio nach der Hauptstadt Brasiliens zu bringen. Er hatte kurz vor mir Villa Ricca verlassen, und war so artig, mich einzuladen, in seiner Begleitung die Reise zurück zu legen. Da die Eskorte aber nur kleine Tagreisen machte, so mußte ich sein gefälliges Anerbieten ablehnen, und weil ich noch vor Abend eine Fazenda zu erreichen wünschte, welche wegen ihrer Viehzucht in der Umgegend berühmt war, so nahm ich von dem Offiziere Abschied und entfernte mich bald darauf von der Straße. Ich konnte nicht unterlassen, meine Betrachtungen anzustellen, wie viel man in einem der wenig bevölkerten Länder Europa's wagen würde, wenn man einen so reichen Schatz an Gold und Edelsteinen durch eine öde und menschenleere Gegend bringen wollte, wenn man nicht bedacht wäre, ihn besser gegen räuberische Anfälle zu beschützen, als dieß hier der Fall war. Eine Eskorte, wie diese, würde in den Gebirgen Spaniens oder Portugals, oder in den Defileen Calabriens gegen die Anfälle einer kleinen Zahl unerschrockener Männer nur geringen Widerstand leisten, und daß man diese gutmüthigen, schlecht berittenen und bewaffneten Milizsoldaten, von deren Herzhaftigkeit ich mir keinen großen Begriff mache, so ruhig und ungefährdet durch Hohlwege und Urwälder passiren läßt, woselbst die tapferste Cavallerie sich zu vertheidigen unfähig wäre, ist ein Beweis, daß es unter der großen Menge von Gesindel und Müssiggängern, von welchen das Land angefüllt ist, entweder keine entschlossenen Männer gibt, oder daß sie zu träge oder zu mißtrauisch sind, um sich in einiger Anzahl zu einem der Folgen wegen gewagten Unternehmen zu vereinigen. Bald darauf erreichten wir die Fazenda Palmeiros; die Aufnahme des Besitzers war höflich und freundlich, wie allenthalben, wo die Besitzungen von der Landstrasse entfernt sind. Bald nach unserer Ankunft hörten wir den Gutsbesitzer einigen Negern den Befehl ertheilen, die Heerde nach Hause zu

bringen; da ich um die Erlaubniß bat, hinaus reiten zu dürfen, um die Heerde im Freien zu sehen, befahl der Gutsbesitzer, sein eigenes Pferd vorzuführen, und gab seinem Sohne den Auftrag, mich zu begleiten. Wir ritten ungefähr eine halbe Stunde beständig über ebenes Land, auf welchem fettes, nahrhaftes Gras dicht, aber nicht sehr hoch stand; dann hörten wir den Ruf einiger Männer und sahen sogleich die Heerde, welche sich unter der Leitung der stärksten Stiere nach einem Punkte zusammenzog; drei berittene Schwarze, welche lange, an der Spitze mit Eisen beschlagene Varas oder Stangen führten, sprengten im Umkreise der Heerde umher und arbeiteteten sich so geschickt in die Hände, daß sie in kurzer Zeit das sämmtliche Vieh auf eine Stelle zusammen getrieben hatten; dann sezte sich ein Berittener an die Spitze, zwei andere blieben zurück, der Erstere stieß einen starken Ruf aus, und die Heerde folgte augenblicklich in großer Ordnung und Einigkeit dem Voranreitenden. Nach Angabe meines Begleiters betrug dieselbe 1200 Stücke; es wurden auch einige hundert Schafe und gegen zwanzig Pferde gehalten. Als ich meine Verwunderung äußerte, daß die Heerde auf einer so großen Besitzung, welche, wie man mir gesagt hatte, über acht Quadrat-Meilen groß wäre, nicht beträchtlicher sey, versicherte der junge Mann, daß die Menge Land durchaus für nicht mehr Vieh, als sie hielten, hinreiche. Gleich vielen Pflanzern und Gutsbesitzern, mit welchen ich mich in Brasilien unterhielt, klagte er über die überhand nehmende Bevölkerung, und ich überzeugte mich, daß noch eine geraume Zeit vergehen wird, ehe die Brasilianer eine vernünftige Eintheilung ihres Landes sich eigen machen werden. Neben dem Viehe herreitend, hatte ich Zeit, es genau zu betrachten; Kühe und Ochsen waren groß, wohlgenährt, aber nicht von besonders schönem Körperbau; die Stiere ließen sich beinahe gar nicht von den Ochsen unterscheiden. Ich erfuhr, daß es Grundsatz sey, stets zwei

Drittheile der Heerde aus Kühen bestehen zu lassen; alljährlich wurde ausgemustert, und das alte, unbrauchbare Vieh nebst einer gewissen Anzahl Ochsen nach der Hauptstadt getrieben. Mein Begleiter beklagte sich ferner, daß seitdem die Cultur des Landes allenthalben überhand nehme, und die Waldungen gelichtet würden, man die Aufsicht der Heerde verdoppeln müße, da oft keine Woche vergienge, daß man nicht Unzen (Jaguars, die Benennung für die kleinere Art der brasilianischen Tiger) in der Nähe spüre, oder daß wirkliche Angriffe von ihnen auf die einzelnen weidenden Thiere erfolgten; er versicherte, daß dieß um so unangenehmer wäre, weil die Vaqueiros, oder berittenen Hirten, in dieser Gegend im Kampfe mit den Tigern noch unerfahren seyen. Bei diesen Worten streifte der junge Mann seine Jacke von dem rechten Arme zurück, und zeigte mir eine tiefe und große Narbe; er hatte sie in einem gefährlichen Kampfe mit einem der größten Tiger in den Certoes erhalten, und die Wiederholung der Erzählung des jungen Mannes scheint mir hier nicht am unrechten Platze.

An der Gränze von Minas-Geraes beginnt ein ungeheurer Landstrich, welcher eben, nur mit Gras bedeckt, manchmal wieder mit Gebüsch überzogen, beinahe noch gänzlich unangebaut und so wenig bevölkert ist, daß man Tage lang reisen kann, ohne auch nur die Spur von einer menschlichen Wohnung zu entdecken. In der Landessprache werden diese Gegenden Certoes genannt, und dort allein findet man dieselben großen Heerden, welche in dem Pampas von Buenos-Ayres den Reichthum der Einwohner ausmachen. Die Familie meines Begleiters stammte daher, und sein Vater, ein jüngeres Mitglied derselben, hatte die einzige Tochter des Besitzers von Palmeiros geheirathet und nach ihrem Tode das Gut geerbt. Als ich mein achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte, erzählte der junge Mann, beschloß mein Vater,

mich zu seinen Verwandten zu schicken; ich bekam einen treuen Neger und ein gutes Pferd mit, und langte wohlbehalten und freudig empfangen bei dem Bruder meines Vaters an. Nachdem ich gehörig ausgerastet hatte, gesellten sich die zwei ältesten Söhne des Hauses zu mir, und erboten sich, mir ihres Vaters Heerde zu zeigen; ich wurde in ein Zimmer geführt, bekam Hosen, Brustfleck, Jacke und Hut, von Rehleder verfertigt, ein frisches, kräftiges Pferd und eine lange, mit einer Spitze versehene Barra in die Hand, und nun ging es über die Ebne weg, was die Pferde laufen konnten. Bei dieser Gelegenheit gaben meine Vettern eine Menge Beweise von ihrer Reitkunst, welche an Tollkühnheit gränzten; ich war oft nicht im Stande, ihnen zu folgen, und als wir dichtes Gebüsch erreichten, verlor ich sie gänzlich aus den Augen; kaum bemerkte dieß mein Pferd, als es den Kopf zwischen die Beine nahm, in einem wüthenden Galoppe mit mir in das Dickicht stürzte, und alle Hindernisse besiegend, mit mir fortrannte. Ich blieb mechanisch auf dem Pferde sitzen, anfangs bemüht, es aufzuhalten, oder es auf eine bessere Bahn zu leiten; aber jede Anstrengung war vergebens. In dem Gebüsche angekommen, fühlte ich nur den Widerstand, welchen Zweige und die Stacheln von Dornhecken, der reißenden Gewalt, mit welcher mein Pferd zwischen ihnen durchsezte, leisteten; ich war allein bedacht, mein Gesicht zu schützen, übrigens vollkommen überzeugt, meine Kleider und einen Theil meiner Haut bei diesem verwünschten Ritte zu verlieren. Ich besinne mich nicht mehr, wie lange das Rasen meines Pferdes dauerte, ich fühlte nur, daß es plötzlich stille hielt, und als ich die Hände vom Gesichte brachte, und ganz verwirrt um mich sah, erblickte ich meine beiden Vettern, welche sich vor Lachen die Seiten hielten. So roh sie übrigens waren, so bemerkten sie doch, daß meine Erschöpfung zu groß war, um mit Anstrengung weiter zu reiten; wir sezten daher den Weg langsam fort, bis wir

einen Theil der Heerde erreichten. Es befanden sich auf dieser Stelle 12,000 Stück Hornvieh auf einem Umkreise von einer halben Stunde weidend, großes, prächtiges Vieh, und der kleinste Theil von dem Eigenthume meines Oheims, der 40,000 Stücke des schönsten Hornviehes und 20 Quadrat-Legoas unbestrittenes Land besaß. Mehrere berittene Schwarze, eben so wie wir gekleidet, mit einer Varra bewaffnet und mit einem Laço, (Fangschlinge) versehen, hüteten die Heerde. Während dieser Zeit konnte ich nicht unterlassen, mich zu besehen und zu betasten, und zu meinem Erstaunen war ich nicht im Geringsten beschädigt, und sah nun die Zweckmäßigkeit der schweren, ledernen Kleidung vollkommen ein; dadurch kühn gemacht, forderte ich meine Vettern selbst zu einem rascheren Ritte auf, und wir legten eine beträchtliche Strecke Weges zurück, als wir plötzlich auf einen halbgewachsenen Ochsen stießen, welcher zerrissen und zum Theile aufgezehrt, an dem Rande eines Dickichts lag. Meine Vettern baten mich, zu warten, sprengten in das Gebüsch, und kamen bald darauf wieder zurück. Sie beklagten sich sehr über den Schaden, den sie durch die Raubgier eines großen Tigers leiden mußten, dem sie schon lange vergebens auf der Spur wären; sie versicherten mich jedoch, daß er ihnen nicht mehr lange entgehen könne, und daß sie zuversichtlich hofften, mir vor meiner Abreise noch das Vergnügen einer Tigerjagd zu verschaffen. Als wir vor der Wohnung ankamen, wurde ich einstimmig befragt, wo ich meine Varra gelassen hätte, und es blieb nichts übrig, als mein Abentheuer zu erzählen, und mich tüchtig auslachen zu lassen. Da ich übrigens seit meiner zartesten Jugend mich im Reiten geübt hatte, so reichten wenige Tage hin, und ich blieb hinter dem besten Reiter der Certões nicht mehr zurück, und brachte jedesmal meine Varra mit nach Hause. Die Lebensweise auf dem Gute meiner Verwandten war mir eben so auffallend; wir hatten beinahe keine andere Nahrung als Fleisch, und nur, wenn

mein Oheim, oder einer seiner Söhne von Bahia zurückkamen, wohin sie im Jahre zweimal, einige tausend Stück Hornvieh zum Verkaufe trieben, brachten sie Salz, Mandioc-Mehl, Wein und Brandwein mit sich; war der Vorrath aufgezehrt, so lebten sie wieder allein vom Fleische; die Vaqueiros erhielten nie etwas anderes. Eben so wenig sah mein Oheim jemals Leute bei sich, oder besuchte seine Nachbarn, und nur zwei bis dreimal im Jahre ritt er mit seiner Familie nach einem Kirchspiele, welches 30 Stunden von seiner Wohnung entfernt war.

Am achten Tage meines Aufenthaltes und im Augenblicke, als wir die gewöhnliche Mahlzeit einnehmen wollten, sprengte ein Sklave vor das Haus und kündigte uns an, daß so eben ein gewaltiger Tiger sich in der Nähe der Heerde gezeigt habe. Wir sprangen alle von dem Boden auf, und selbst mein alter Oheim warf sich auf eines der schnell gesattelten Pferde; die Söhne brachten sechs gekoppelte Hunde herbei, und nun ging es im raschesten Laufe der beschriebenen Stelle zu. Die Hunde wurden losgelassen, und wenige Augenblicke darauf hatten sie die Spur des Tigers aufgefunden. Einer der Söhne stürzte in's Dickicht, und das Geheul der Hunde verrieth, daß sie sich bereits im Kampfe mit dem Raubthiere befanden. Ihre Bemühung, den Tiger aus dem Dickicht zu bringen, schien jedoch vergebens; ungeduldig darüber eilten ihnen alle Anwesenden zu Hilfe, nur mein Oheim, ein erprobter Vaqueiro, und ich, blieben im Freien. Ein allgemeiner Schrei der Angreifenden erregte endlich unsere Aufmerksamkeit und fast in demselben Augenblicke theilte sich das Gebüsch, aus dem der Tiger wüthend, und von zwei muthigen Hunden hart bedrängt, hervorstürzte. Ein Schlag seiner gewaltigen Tatze, streckte einen derselben zu Boden, und ohne sich weiter zu besinnen, befand er sich mit einem einzigen Sprunge in unserer Mitte. Ich gestehe gerne, daß

ich für einen Augenblick alle Besinnung verlor; als ich je doch zu mir kam, erblickte ich meinen alten Oheim unter den mörderischen Klauen des Unthieres; der Neger war bereits vom Pferde gesprungen, und griff es mit seinem Messer an, und ich säumte nicht, seinem Beispiele zu folgen. Der Tiger, als wäre ihm meine Unbekanntschaft mit diesem Kampfe bekannt gewesen, ließ nun meinen Oheim los, und brachte mich augenblicklich unter sich, schon gab ich mich für verloren, als er von der Barra eines meiner herbeieilenden Vettern wohl getroffen niederstürzte, und von den übrigen augenblicklich getödtet wurde. Man zog mich betäubt unter ihm hervor, und jezt erst bemerkte ich, daß ich eine bedeutende Verletzung am Arme erhalten hatte, und ganz mit Blut bedeckt war; ich wurde nach Hause gebracht, man wendete einige Kräuter an, und stellte mich in kürzerer Zeit, als ich gehofft hatte, vollkommen her. Ich wollte übrigens diese mir merkwürdig gewordene Gegend nicht eher verlassen, bis ich mit der Art, den gefährlichsten Feind der Heerden aufzusuchen und anzugreifen bekannt war, und die Gelegenheit hiezu stellte sich bald ein. Als ich das Gut meines Oheims verließ, drangen mir meine Vettern die Haut des erlegten Tigers zum Andenken auf, ich kam glücklich in Palmeiras an, und habe seitdem manchen nützlichen und glücklichen Kampf mit unseren Unzen bestanden, welche, obwohl bedeutend kleiner, als die Tiger der Certões, nicht weniger schädlich und raubgierig, als jene sind. Der junge Mann schloß seine Erzählung, als wir mit der Heerde zugleich, an einem großen Platze ankamen, welchen ein starker Zaun palisadenartig umgab; hier hinein wurde die Heerde getrieben, an der Seite befand sich eine besondere Abtheilung, wohin die Kälberkühe auf den Ruf ihres Führers gingen. Mehrere Neger standen mit Gefäßen bereit, um sie zu melken, worauf die Milch nach dem Hause gebracht wurde. Die ganze Famile erquickte sich mit dieser mir selten gewor-

denen Labung; der Rest derselben kam in große Töpfe, erhielt einen Zusatz von Lab, aus dem Magen des Armadils (Gürtelthier) verfertiget, wurde in Töpfen verwandelt, hierauf in Formen gebracht, gepreßt und etwas eingesalzen. Nach der Art der Verfertigung konnte nur speerer, trockener Käse erzeugt werden; nichts desto weniger wurde er mit Vortheil nach der Hauptstadt verkauft, und warf nach der Angabe des Gutsbesitzers jährlich einen Ertrag von einem Conto de Reis ab.

Den kommenden Tag kamen wir an dem Orte Lagoa Dourada, welcher auf einem hohen Hügel erbaut ist, vorbei, durch eine ziemlich bergigte Gegend, auf welcher man nur wenige Spuren des Anbaues wahrnahm. Später betraten wir eine schöne Grasebene, auf welcher Rindvieh, Pferde und Schafe weideten, und blieben in einer Fazenda über Nacht, deren Namen ich mir nicht genau merkte. Die dabei befindliche Venda war kaum mit den nothdürftigsten Bedürfnissen versehen, und erst nach vielen Bemühungen meines treuen Negers Jozé, gelang es ihm, von der Familie des mürrischen Gutsbesitzers eine alte, magere Henne zu erhalten, für welche man so unverschämt war, eine Cruſade zu begehren. Die Vorräthe von Villa Ricca, mit welchen Jozé sehr gut Haus gehalten hatte, kamen mir bei dieser Gelegenheit trefflich zu statten. Zu meinem großen Mißvergnügen konnte mein treuer Begleiter den kommenden Tag mein Pferd auf der offenen Weide nicht finden; der Führer einer Tropa, welche gleichfalls hier übernachtet hatte, schien jedoch von meinen Klagen, oder vielmehr Versprechungen, gerührt zu seyn; nachdem er sich erkundiget, in welcher Gegend man Tags vorher mein Pferd gesehen hatte, schickte er sogleich die ihm untergebenen Treiber fort, zog aus einem Koffer das Bildniß des heil. Antonio hervor, und knüpfte es an eine der Säulen des offenen Schoppens, unter dem wir übernach-

tet hatten; da einige Zeit vergieng, ehe die Treiber zurück kamen, wurde der Knübel um den armen Heiligen noch fester angelegt, worauf mich der Tropeiro versicherte, daß mein Pferd nun unfehlbar gefunden werden müße, und wirklich brachten es die Treiber bald darauf herbei. Ich ermangelte nicht, dem dienstfertigen Heiligen einen Vintem, dem Tropeiro eine Pataca und den eigentlichen Findern eine reichliche Portion Brandwein zu geben, womit, wie ich glaube, alle Parteien zufrieden waren. Bald darauf kamen wir über eine Brücke, woselbst ich an einem alten Brasilianer aus St. Joa'o del Rei, einen höflichen und gesprächigen Reisegefährten erhielt. Als wir aus dem Walde herauskommend, wieder eine schöne, grasreiche Ebene betraten, hielt er an, und bath mich, diese Stelle etwas genauer zu betrachten. Nachdem ich offenherzig erklärt hatte, daß ich nichts besonders an ihr wahrnehmen könnte, erwiederte mein Begleiter: „und doch war es die Absicht des großen Ministers Pombal, hier die Hauptstadt der portugiesischen Colonie anzulegen.“ Ich überzeugte mich später, daß alle Bewohner von St. Joa'o diese Ansicht theilten, und zum Theile noch immer die Erwartung hegten, daß dieser Plan eines längst verstorbenen Mannes einst ausgeführt werden würde, und wirklich könnte man wenig schönere Stellen als diese, zur Erbauung einer großen Stadt ausfündig machen; schade, daß es allenthalben an Strassen, und was wohl nicht übersehen werden darf, an Bau- und Brennholz mangelt. Gegen Mittag erreichten wir die kaiserliche Brücke über den Rio dos Mortes, welche im guten Stande, und gedeckt ist, und bald darauf kamen wir in St. Joa'o del Rei an, woselbst mich mein Führer sogleich vor das Haus des Herrn Joa'o Baptista Machado brachte, von dessen zahlreicher Familie, ich nach Ueberreichung meiner Empfehlungsbriefe, mit zuvorkommender Höflichkeit aufgenommen wurde. Hier verabschiedete ich den braven Neger Jozé, und machte mir ein besonderes Vergnü-

ten daraus, diesen treuen Diener in einen Laden zu führen, woselbst ich ihm erlaubte, auf meine Rechnung eine Menge einer kleinen Bedürfnisse zu kaufen; ich bemerkte recht gut, daß bei der Auswahl seine Gedanken in Villa Ricca waren, und daß irgend eine afrikanische Schöne sich seines Herzens bemächtiget hatte. In dieser Voraussetzung fügte ich seinem Einkaufe noch einige Kleinigkeiten bei, worauf er mich höchst glücklich und zufrieden verließ.

Die gebildeten Söhne des Herrn Machado waren so gefällig, mich in der Stadt umherzuführen, welche, obwohl lange nicht so groß, wie Villa Ricca, dennoch diese Stadt in wenigen Jahren an Bedeutung übertreffen dürfte; sie ist nicht so regelmäßig wie Jene erbaut, aber der Handel, dessen sie sich so ziemlich bemeisterte, bringt viel Geld hieher und erregt im Lande eine ungewöhnliche Thätigkeit. Die Gold-Bergwerke in der Nähe der Stadt sind zwar nicht mehr so ergiebig wie früher; dennoch ist die Ausbeute beträchtlich. Das vorzüglichste Gebäude ist die Wohnung des ehemaligen Gouverneurs; an sie reihen sich die öffentlichen Gebäude und einige gut gebaute Häuser von Privatleuten, wodurch ein viereckichter Platz zum Theile eingefaßt wird; der Galgen, nach portugiesischer Sitte das Stadtzeichen, stand in der Mitte des Platzes. Das Gefängniß ist ein großes, festes Haus, welches wohl unentbehrlich seyn mag; denn es schien mir mit Verbrechern überfüllt. Größeres Lob verdient die Misericordia, das öffentliche Spital, welches gut fondirt und gewissenhaft verwaltet werden soll. Die Zahl der Kirchen beträgt dreizehn; unter ihnen ist die Hauptkirche ihrer innern Ausstattung wegen die schönste; sie enthält eine Menge Gemälde, wovon mehrere von einem hier gebornen Manne ausgeführt sind, der niemals Unterricht in der Malerei erhielt und nie ein anderes Gemälde sah, als wie diejenigen, welche ich in den Kirchen von St. Joao befinden. So mangelhaft

die Leistungen dieses Mannes auch immer seyn mögen, so ist doch nicht zu verkennen, daß er kein gewöhnliches Talent besitzt, und man kann nur bedauern, daß solche Männer keine weitere Unterstützung von der Regierung erhalten, um sich im Auslande zu Künstlern bilden zu können. Die kleinern Kirchen sind im eigentlichen Sinne des Wortes mit Gold bedeckt, welches übrigens geschmacklos und wenige Wirkung erregend, in dem innern Raume derselben vertheilt ist. St. Franzisko verspricht eine sehr schöne Kirche zu werden, wenn sie ganz vollendet ist; nach dem Muster der neuern Kirchen von Rio de Janeiro, erhält sie an den beiden Seiten ihrer Fronte zwei Thürme; ein Basrelief wird den Märtyrertod des heil. Franzisko vorstellen. Mit Bewunderung bemerkte ich, daß mehrere Kirchen große Glocken besaßen, deren Herbeibringung von der Küste, mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden seyn mußte, weil es ganz unmöglich ist, mit Wagen bis hieher zu kommen; aber die Brasilianer haben ihrer Religion zu Ehren Schwierigkeiten überwunden, die ihrem Unternehmungsgeiste große Ehre machen.

Minas Geraes ist so glücklich, keine Klöster zu besitzen; ihre Bewohner würden in einem Lande, woselbst es keine größere Schande gibt, als wenn der freie Mann selbst arbeitet, und woselbst Trägheit dem Menschen angeboren scheint, schwerlich eine Ausnahme machen, und zu nichts dienen, als Aberglauben zu verbreiten. Unter den zahlreichen Geistlichen, welche sich in der Stadt aufhalten, lernte ich zu meinem Vergnügen einige sehr gebildete Männer kennen, die ihrem Stande alle Ehre machen, und mir mit die schlechte Aufführung der meisten ihrer Amtsbrüder sehr bedauerten. Sie erfreuten sich der allgemeinen Verehrung, ein Beweis, daß die Menschen, wenn sie auch noch so verdorben sind, der Tugend und dem Verdienste unwillkührlich huldigen.

St. Joao wurde gleich den Städten von Minas von den umherziehenden Abentheurern gegründet, die nach Gold suchten, und wirklich liegt das Bergwerk, aus welchem große Schätze ausgebracht wurden, noch gegenwärtig dicht neben dem Pallaste des Gouverneurs. Eigentlich ist es nichts weiter, als eine tiefe, unregelmäßige Grube, welche ungefähr 30 Fuß im Durchmesser hat, und deren Seitenwände in den Sandstein senkrecht gehauen sind; man legte sie, so viel als möglich, im Mittelpunkte der Berge an, welche St. Joao theilweise umgeben, führte Kanäle in verschiedenen Richtungen nach den Gebirgen, so daß nun durch Natur und Kunst die Grube bei Regenwetter mit Wasser gefüllt wird, welches, von den Bergen kommend und mit Erdtheilchen geschwängert, diese in der Grube zurücklässt, deren Inhalt, wenn sie übervoll ist, austritt und sich in den benachbarten Fluß ergießt. In der trockenen Jahreszeit läßt man alsdann das in der Grube zurückgebliebene Wasser theils verdünsten, theils wird es mit Pumpen herausgebracht, der zurückbleibende schlammartige Satz herausgenommen und das darin enthaltene Metall durch Waschen erhalten. Nach Angabe der Einwohner scheint allein das Gebirge, welches unter dem Namen des Serro do Lenheiro bekannt ist, goldhaltig zu seyn; aber Niemand versucht es, durch regelmäßigen Bergbau sich dieses köstlichen Metalles zu versichern. Westlich von der Stadt kann man den ganzen Tag eine Menge Menschen aus der ärmeren Klasse an dem Ufer des Flusses finden, beschäftigt, den Sand zu waschen, oder die runden Quarzstücke zu sammeln, welche der Strom herabführt, um sie zu zerschlagen und zu waschen, weil man häufig Gold in ihnen enthalten findet. Die armen Geschöpfe vertändeln auf diese Weise ihr ganzes Leben, indem sie sich von dem einen Tage zu dem andern fortbringen, und die Reicheren scheinen eben so wenig Nutzen aus ihren sogenannten Bergwerken zu ziehen. Weit besser befinden sich

die benachbarten, ackerbautreibenden Gutsbesitzer, welche ihre sichere Aerndte jederzeit in der Stadt absetzen und auf eine gewisse Einnahme rechnen dürfen. Die Umgegend von St. Joa'o del Rei ist rauh und gebirgig; Hügel und zerrissene Felsengruppen, die mit dem üppigsten Grün prangen, und andere, welche von vulkanischem Feuer ausgetrocknet scheinen, öde Gegenden und sorgfältig angebaute Thäler wechseln mit einander ab und gewähren einen höchst sonderbaren Anblick. Da, wo dem Boden einige Sorgfalt zugewendet wird, beweist er sich höchst dankbar; dieß kann man in dem benachbarten Thale und auf den Anhöhen von St. Jozé wahrnehmen, woselbst viele Kaufleute Landhäuser und Gärten anlegten, und wohin sie sich nach verrichteten Geschäften gerne begeben. Man findet dort jede Art von Früchten und Pflanzen, welche Amerika und das südliche Europa hervorbringen, und die sich des ausgezeichnetsten Fortkommens erfreuen; ein Beweis, daß die Vegetation des Bodens sehr üppig ist, und die ärmere Klasse sich zuverlässig mit der Cultur des Landes besser nähren würde, als wenn sie drei Viertheile ihrer Lebenszeit an dem Flusse zubringt. In dem angränzenden Lande nähren sich viele Menschen mit der Verarbeitung der einheimischen Baumwolle zu gewöhnlichen Zeugen für die ärmere Volksklasse; der Handel in der Stadt beschäftiget gleichfalls viele Menschen, und ein Theil derselben befindet sich, im Dienste der Kaufleute, mit Lastthieren auf der Strasse. Man findet hier Magazine, welche mit Waaren aller Art reichlich versehen sind; unter ihnen zeichnet sich das meines gefälligen Wirthes, des Herrn Machado, ganz besonders aus; es war mit englischen Waaren angefüllt und man konnte eine wirklich sehr schöne Auswahl in nothwendigen, wie in Luxusgegenständen treffen. Dieser Herr erwarb sich durch Industrie und Thätigkeit ein großes Vermögen, und verwendete einiges davon auf sein Landgut und seinen Garten, der groß, aber keineswegs geschmackvoll angelegt

war; sein Reichthum an Blumen, Früchten und eßbaren Pflanzen war aber außerordentlich; man kann nur bedauern, daß diese ohne alle Ordnung durch einander gepflanzt sind. Die Betten und Terassen können bewässert werden, und allenthalben findet man kühle Stellen und Ruheplätze, welche freilich etwas sonderbar ausgestattet waren. Ich wurde sogleich dahin geführt, lobte, staunte und bewunderte ganz natürlich; da ich aber mitunter auch ganz bescheiden nach dem Nützlichen fragte, welches ich allenthalben vermißte, so war man so gefällig, mich nach dem kleinen Orte Matazinho zu führen, woselbst der Geistliche ein großes Stück Land noch vor wenigen Jahren mit Hilfe einiger Neger urbar gemacht, mit einer Mauer umgeben, und diese Stelle mit den nützlichsten Gewächsen bepflanzt hatte. In den verschiedenen Abtheilungen fand ich nützliche Kräuter, den Weinstock, der vortrefflich gedeiht, und welchem diese Gegend wegen ihrer hohen Lage besonders zuzusagen scheint, und europäische Getreidarten, als Weitzen, Gerste und Hafer, die außerordentlich hoch und üppig aufgewachsen waren, welche jedoch, nach der Aussage des Geistlichen, noch nie eine Aerndte gegeben hatten, da bei dem großen Triebe des Bodens und der Glut der Sonne die Aehren nicht zugleich reifen, und die reif gewordenen augenblicklich ausfallen. Der würdige Pfarrer beschäftigte sich gerade damit, den nützlichen Oelbaum zu pflanzen, und es ist zu hoffen, daß, wenn seine Nachbarn dem schönen Beispiele, welches er ihnen mit so vielem Erfolge gab, nachfolgen werden, sich mit der Zeit der Segen des Ackerbaues über diese Gegend verbreiten wird. Dieser thätige Mann hat auch der Weberei seine Aufmerksamkeit zugewendet und einige verbesserte Webstühle in seinem Orte angelegt, welche in voller Thätigkeit waren.

Als ich St. Joao del Rei verließ, erwiesen mir die Söhne des Hauses die Ehre, mir das Geleit zu geben; sie

forderten mich auf, den kleinen Umweg nicht zu scheuen, und nach der Kirche Bonfim zu reiten, welche auf dem Gipfel eines Hügels erbaut ist, und von wo aus man die Stadt und die Umgegend übersehen konnte; eine Mühe, die Jedem, der sich auf diese herrliche Stelle begibt, reichlich entschädigen wird. Ich nahm hier von den beiden liebenswürdigen jungen Männern herzlichen Abschied, und hatte seitdem das Vergnügen, sie in der Hauptstadt und auf meiner kleinen Besitzung wieder zu sehen; ich eilte nun, in möglichst kurzer Zeit nach der Ersteren zu kommen, übernachtete wiederholt bei meinem Freunde in Barbacena, und erreichte wohlbehalten die Fazenda des Herrn von Langsdorff, woselbst ich ein paar Tage von den Beschwerden der Rückreise ausruhte; ich erneuerte daselbst die Bekanntschaft mit dem gastfreien Gutsbesitzer, welcher mir den ehrenvollen Wunsch ausdrückte, daß ich mich in seiner Nähe häuslich niederlassen möchte. Briefe, welche ich vorfand, und deren nicht erfreulicher Inhalt fast alle meine Pläne vereitelte, bestimmten mich, die freundlichen Anträge des Herrn Gutsbesitzers nicht ganz von der Hand zu weisen; keinen minderen Einfluß übte die Umgebung dieses berühmten Naturforschers, welche aus eben so gebildeten, als liebenswürdigen Männern bestand. Ihre Namen sind Europa nicht fremd geblieben, welches bereits den gelehrten Botaniker Herrn Riedel, Herrn Meunetrier, gegenwärtig in Petersburg, und Herrn Moritz Rugendas aus Augsburg unter die Zahl der verdienten Gelehrten und Künstler rechnet.

Meine Angelegenheiten erlaubten mir kein längeres Verweilen auf der Mandiocca; ich beeilte mich daher, in Rio de Janeiro einzutreffen, und sie zu ordnen.

III.

Gewaltsame Auflösung der General-Versammlung der Deputirten von Brasilien.

Der geneigte Leser wird sich erinnern, daß die Verhandlungen der General-Versammlung dem Kaiser und seinen Ministern mißfielen. Sie beschäftigten sich offenbar damit, die souveraine Gewalt des Kaisers einzuschränken, und die Lezteren mit der Last der Verantwortlichkeit zu beladen. Oeffentliche Blätter und die freie Sprache der Deputirten, beunruhigende Gerüchte und mancherlei Umtriebe bearbeiteten das Volk, dessen Stimmung dem Kaiser keineswegs günstig war, und auf dessen thätige Unterstützung die Deputirten sich zu verlassen schienen. In dieser Voraussetzung weigerten sie sich, dem Verlangen des Kaisers, eine bedeutende Anzahl demagogischer Deputirten aus der General-Versammlung auszustossen, nachzukommen, und im Vertrauen auf ihre Stärke erließen sie sogar ein Dekret, welches die Entfernung der fremden Truppen bis auf zehn Stunden von der Hauptstadt befahl und die Sitzung für permanent erklärte. Wiederholte Botschaften des Kaisers begehrten endlich die freiwillige Auflösung der Versammlung und fanden dieselbe Widersetzlichkeit. Hierauf sezte der Kaiser sich an die Spitze eines Infanterie-Bataillons, dem zwei Kanonen folgten, zog, ohne nur im Geringsten von dem Volke gehindert zu werden, durch die Stadt, umringte das Ständehaus und übersendete dem Präsidenten der General-Versammlung den Befehl, die Deputirten auf der Stelle zu verabschieden.

In diesem gefährlichen Augenblicke behauptete die konstituirende Versammlung ihre ganze Würde. Als das Dekret

des Kaiſers derſelben mitgetheilt wurde, befahl der Präſident, es in die Regiſter einzutragen. Eine feierliche Proteſtation gegen dieſes willkührliche und geſetzwidrige Verfahren wurde abgeſtimmt und in die Protokolle der Verſammlung eingetragen, und dann erſt erklärte dieſe ſich für geſchloſſen. Als ſie den Saal verließ, wurden die Brüder Andrada und verſchiedene andere Deputirte verhaftet, und mehrere derſelben auf die roheſte Weiſe mißhandelt. Nach dieſem Siege ſteckten die Truppen Kaffeezweige auf ihre Kopfbedeckung und zogen triumphirend, den Kaiſer an ihrer Spitze, durch die Stadt nach dem Lager von St. Criſtovão; die daſelbſt wohnenden Portugieſen brachten dem abſoluten Kaiſer ein „Viva“, und die Stadt war drei Tage hinter einander beleuchtet. Die Gefahr ſchien für einen Augenblick von dem Haupte des Kaiſers entfernt; da man jedoch mit Recht befürchten mußte, daß die, ſich nach allen Theilen des Reiches zerſtreuenden Deputirten Unzufriedenheit unter dem Volke verbreiten und ihre Worte und Klagen einen nur zu fruchtbaren Boden finden möchten, ſo beeilte ſich der Kaiſer, eine neue Verſammlung der Abgeordneten einzuberufen, um dieſen eine modificirte Verfaſſung vorzulegen. Die große Entfernung der Provinzen von der Kaiſerſtadt und das Mißtrauen gegen die Regierung war jedoch Urſache, daß die Deputirten ſich nur in geringer Zahl einfanden. Man eröffnete daher in allen Städten des Reiches Regiſter, um über die Annahme der Conſtitution abzuſtimmen, worauf dieſe den 11ten December dem Senate der Kammer von Rio de Janeiro vorgelegt, von den Miniſtern und dem Staatsrathe unterzeichnet, und den 25ſten März 1824 von dem Kaiſer feierlich beſchworen wurde.

Neuntes Buch.

I.

Bemerkungen über die Provinz Minas-Geraes.

Die mannichfaltigen Unannehmlichkeiten, welche mich damals betrafen, und welche einen so entscheidenden Einfluß auf mein Schicksal hatten, sind weder so wichtig, noch so interessant, als daß der geneigte Leser durch die Mittheilung derselben belästiget werden dürfte. Ich gelangte dadurch zur Ueberzeugung, daß man den Versprechungen, besonders junger Männer, nur mit großer Vorsicht Glauben beimessen dürfe, und daß es eine Thorheit ist, sich bei großen Unternehmungen an Personen anzuschließen, deren Charakter man nicht genau kennt, und damit die Bestimmung seines Geschickes gleichsam in ihre Hände zu geben.

Noch immer ungewiß, wie sich dieses gestalten würde, beschloß ich, wenigstens die Stunden, welche ich unbeschäftigt zuzubringen genöthiget war, so nützlich, als möglich anzuwenden, und schrieb die nachstehende Bemerkung über Minas-Geraes nieder.

Ich bin jezt vollkommen überzeugt, dem geneigten Leser, durch die Beschreibung dieser Provinz, den größten Theil

Brasiliens geschildert zu haben, und bemerkte schon einmal, daß, wer sich nur wenige Tagreisen von der Seeküste in das Innere des Landes begab, sich einen Begriff von ganz Brasilien machen kann. Weder Kunstfleiß noch Geschmack, erregen die Aufmerksamkeit des Wanderers; weder Kunststraßen noch blühende Felder ergötzen sein Auge; er kann sich nur an der unbeschreiblich erhabenen Natur, an den herrlichsten Gegenden weiden; aber die Einförmigkeit derselben, der Wechsel mit unermeßlichen Wäldern und unübersehbaren Ebenen ermüden ihn zuletzt, und sobald der Reiz der Neuheit verschwindet, findet er nichts mehr, was ihm die Annehmlichkeiten, welche ihm der civilisirte Welttheil, den er verließ, so reichlich anbot, ersetzen könnte. Minas-Geraes ist unter allen Provinzen Brasiliens gegenwärtig die wichtigste, und für sich selbst bestehend, dürfte sie sich den größten und schönsten Königreichen Europas an die Seite stellen. Sie hat nach den neuesten Berechnungen einen Flächenraum von 11,000 Quadratmeilen, und enthält auf diesem gewaltigen Raume alles, was zu dem Reichthume und dem Glanze eines Landes erforderlich ist. Der fruchtbarste Boden verspricht dem Fleiße des Landmannes hundertfältigen Lohn. Die reitzenden Thäler eignen sich zu dem Anbaue aller Gewächse, welche ein warmes Clima erfordern, während auf jenen hochliegenden Gegenden, die man hier Campos nennt, die Feld- und Baum-Früchte Europas vollkommen gedeihen würden. Auf ihnen treibt der brasilianische Landmann Viehzucht aller Art, und sieht seine Heerden vermehren, ohne daß ihre Pflege und Aufsicht ihm beträchtliche Mühe und Ausgaben verursachen. Weiter gegen Norden ist der Boden mit Gold gesättiget, und wahrscheinlich an diesem Metalle unerschöpflich. Eisen-Minen, vielleicht von größerm Werthe für den Menschen, als jenes so eifrig begehrte Metall, liegen mitten unter den Gold-Minen, und sind so außerordentlich reichhaltig, daß sie den Bedürfnissen des bevölkertsten Welttheiles entsprechen wür-

den. Abwechselnd findet man in der Nähe dieser unterirdischen Reichthümer, Lager von Edelsteinen und auf einem Punkte, den köstlichen Diamant, an Flüssen und in besondern Lagern, aus welchen Portugal die größten und schönsten Edelsteine erhielt, um die Krone des mächtigsten Herrschers zu zieren. Minas-Geraes hat zwar die größten Berge in ganz Brasilien, da jedoch die höchsten dieser Erhabenheiten (der Itacolumi mit 5400 Fuß) noch keine tausend Toisen betragen, so kann die Kälte hier noch keine Gewalt ausüben, daher auch weder in Minas, noch in Brasilien jene Jahres-Zeit, die wir Winter nennen, bekannt ist, und man bemerkt seine Gegenwart nur dadurch, daß zuweilen Schlossen fallen, welche oft von außerordentlicher Größe sind. Man hat selbst Beispiele (im Jahre 1814), daß es in jenen Regionen, welche 1800 bis 2000 Fuß über dem Meere liegen, einige Tage hindurch, und zwar in den Monaten Junius und Julius, stark fror, wodurch alle Pflanzen, welche eigentlich einem heißen Lande angehörten, zu Grunde gingen; Schnee fiel noch niemals. Eben so wenig gibt es eine eigentliche Regen-Zeit, und nach vielfältigen Beobachtungen hat man in einem ganzen Jahre hindurch 130 Regentage bemerkt. Heftige Gewitter und Stürme, wie wir sie zu unserm Glücke in Europa nicht kennen, sind sowohl an den See-Küsten, als auch in dem Innern des Landes nichts Ungewöhnliches. Allenthalben ist die Luft gesund, das Clima sehr gemäßigt und nur in den Thälern wird man daran erinnert, daß man sich in der Nähe des Aequators befindet. Die Provinz besitzt im Norden den großen Rio St. Francisko; die übrigen Flüsse sind zwar äußerst zahlreich, und das ganze Land erfreut sich eines großen Reichthumes des besten Wassers, aber nur wenige unter diesen, können in ihrem gegenwärtigen Zustande, zur Schifffahrt benützt werden; da aber die meisten, mit mäßigem Falle, den wichtigen Strömen Rio Grande, St. Francisko, Rio Doce und dem Parana zueilen, so würde es

der Kunst möglich werden, viele Gegenden mit diesen wichtigen Strömen in Verbindung zu bringen. Gegenwärtig besitzt die Provinz, von welcher wir abhandeln, gar keine Verbindungen unter sich, und nur eine höchst schwierige, mit den nördlichen und westlichen Nachbarländern und der See-Küste. In diesem fühlbaren Mangel, welcher den Handel erschwert, und den wichtigen Ackerbau gänzlich unterdrückt, muß man die Ursache suchen, daß Minas nur ein Schatten von dem ist, was es seyn könnte, und daß es nicht eher zu einiger Wichtigkeit gelangen, und die Bevölkerung zunehmen wird, bis man von Seite der Regierung, oder von jener der Einwohner, auf Abhülfe des erwähnten Nachtheiles denken wird.

Die Provinz Minas-Geraes zählt nach den neuesten Berichten 450,000 Einwohner; es kommen daher auf eine Quadrat-Meile kaum 14 Menschen.

Der geneigte Leser erhält nachfolgend nur eine gedrängte Beschreibung des Acker- und Berg-Baues der Provinz. Größere Ausführlichkeit erlaubt der Raum und Plan dieses Werkes nicht. Sollte der eine oder der andere wißbegierig seyn, mit Ersterem genauer bekannt zu werden, so verweise ich ihn auf ein Werkchen,*) welches ich nach meiner Zurückkunft aus Brasilien, über diesen Gegenstand schrieb.

Die Cultur des Landes ist kürzlich diese. Man schlägt, in Gegenden wo Wald steht, diesen vom Monate April bis Anfang Juni, läßt ihn, nachdem man die Aeste von den Stämmen getrennt, bis Mitte August unberührt liegen, und

*) Brasiliens gegenwärtiger Zustand und Colonialsystem, besonders in Bezug auf Landbau und Handel, zunächst für Auswanderer. Hamburg 1828 bei Hoffmann und Campe.

enützt nun die Zeit bis zur Mitte des Septembers, um en Wald in Brand zu stecken. Von dem günstigen Wetter ährend der lezten Zeit hängt allein die Möglichkeit, den Boden zu bepflanzen, oder die Ergiebigkeit der künftigen lerndte, ab. Tritt während desselben Regen ein, so kann ntweder gar nicht, oder nur schlecht gebrannt, also entweder ar nicht gepflanzt, oder auf keine gute Aerndte gerechnet erden. Wird daher der günstige Moment von dem Land-Wirthe übersehen, so muß er dieses Jahr für verloren betrachten; tritt während der Pflanzung, welche vom Septemer bis Mitte Oktober statt finden muß, Dürre ein, so ist er Mißwachs gleichfalls entschieden. Günstiges Wetter und luge Benützung desselben entscheiden daher allein über das Gedeihen der Aerndten des brasilianischen Landmannes, dessen ganze Theorie des Ackerbaues, in dem Brennen des Bodens esteht. Da, wo dieses möglich ist, bestättiget sich der Erfolg dieses Systems vollkommen. Die Fruchtbarkeit des Bodens wird dadurch auf das Höchste befördert, das Unkraut bis in seine tiefsten Wurzeln zerstört, und durch die große Menge der zurückbleibenden Asche, dem Boden eine Menge des besten Düngers zugeführt. Von nicht minderer Wichtigkeit ist die Wirkung des Feuers auf den Stamm der Bäume und des kleinen Gesträuches, welche nun nicht mehr grünen, und neue Zweige und Blätter ansetzen können. Die Meinung des Landmannes, daß ohne Feuer keine Cultur möglich wäre, ist aber so fest bei ihm eingewurzelt, daß er jene Gegenden, welchen die Natur keine Waldungen schenkte, für unfähig zu aller Cultur hält, und sie unbebaut liegen läßt. Da, wo hohes Gras den Boden bedeckt, wie in den Campos, wird die sogenannte kalte Jahreszeit abgewartet, in welcher das Gras absteht und trocken wird, um es anzuzünden, kein übles Verfahren, wenn die Einwohner dabei mit einiger Ordnung zu Werke gingen, und dem Fortschreiten des Feuers Gränzen zu setzen wüßten. Da dieß unterlassen

wird, so verbreitet es sich, besonders wenn ein frischer Wind weht, manchmal über eine ungeheure Strecke Landes, ergreift Gebüsch und Wälder, und wird den Wohnungen der Menschen, und den weidenden Heerden gefährlich. Dieses Brennen hat den entschiedenen Nutzen, eine große Menge lästiger Insekten und schädlichen Gewürmes, besonders Schlangen, zu vertilgen, und weil das flüchtige Feuer die Gras-Narbe nicht angreift, durch die zurückbleibende Asche diese zu düngen.

Der brasilianische Landmann wendet kein einziges unserer europäischen Ackerwerkzeuge an; in den gebirgigen Gegenden und den heißen Thälern, welcher früher Urwald bedeckte, konnte der Pflug auf keine Weise gebraucht werden, da die zurückbleibenden Baumstämme und Stöcke, mit ihren ungeheueren Würzeln, seine Anwendung nicht gestatten. Diese zu entfernen und auszurotten, erforderte unzählige Menschen-Hände, und würde sich niemals bezahlen; man lockert daher die Erde mit breiten Hauen an den freien Plätzen ein paar Zoll tief auf, wirft den Samen in die Oeffnung und deckt ihn mit dem Fuße wieder zu. Auf diese Weise kann man zu jeder Stelle gelangen, und das Land bis zu dem Gipfel der Berge bepflanzen. Die weitere Arbeit besteht darin, die Pflanzung von allem Unkraute rein zu halten. Schneller als man glaubt, werden auf diese Weise große Strecken Landes angebaut, und kömmt man in Gegenden, in welchen man sich auf den Anbau einiger Feldfrüchte besonders verlegt, so kann man Fluren erblicken, welche den fruchtbarsten Europäischen vollkommen ähnlich sind, nur mit dem Unterschiede, daß man in Brasilien auf demselben Flächenraume zehn und zwanzig Mal so viel ärndtet, wie in Europa. Daß man sich in den ebenen Gegenden des Landes, die keinen Wald trugen, des nützlichen Pfluges nicht bedient, ist ein Beweis der Unwissenheit des Volkes. Dort würden Brachwerkzeuge

Wunder wirken, und wenn man europäische Colonisten, welhen der Gebrauch derselben bekannt ist, daselbst ansiedelte, würde ihr Beispiel sehr bald wohlthätig auf den brasilianischen Landmann wirken. In den Thälern pflanzt dieser Kaffee, Zuckerrohr, den Wunderbaum (Palma Christi), Manduhi (Arachis hypogaea), Mandioca, Reis, Mais, Bohnen und die Patata (convulvulus Patata), den Orangenbaum, den Pisang und einige, in den Wäldern wild wachsende Fruchtbäume. In den höhern Regionen pflanzt er Mais und Bohnen im Großen, und verlegt sich jezt immer mehr auf die Cultur des Pfirsich- und Quitten-Baumes. Daß dort die Weinrebe vorzüglich gedeiht, beweisen einige gelungene Versuche, und da man bemerkte, daß die nach Amerika verpflanzte Rebe, durch den Anbau sehr gewinnt, und eine überaus wohlschmeckende Traube erzeugt, so kann man mit Gewißheit voraussagen, daß Brasilien einstens vorzügliche Weine hervorbringen wird. Mit dem Anbaue des europäischen Getreides wurden bereits einige Versuche gemacht, welche nicht alle gelangen; Weitzen kam noch am besten fort, und da, wo auf Clima und Boden geeignete Rücksicht genommen wurde, gedieh auch Gerste; Hafer scheint nicht fortzukommen; diese Frucht scheint sich überhaupt nur in den kältern Ländern zu gefallen. Im Allgemeinen klagt der Landmann, daß das Getreide vorzugsweise in den Halm schieße, die Aehre nur wenige und kleine Körner ansetze, ungleich reife, und vor dem Zeitpunkte der Aerndte ausfalle. Einige Ursache kann vielleicht in dem schlechten Samen und dem nicht richtig gewählten Zeitpunkte der Aussaat liegen. So lange der Eingeborne das Mehl des Mais, dem des Getreides, welches der Ergiebigkeit des erstern nicht gleich kömmt vorziehet, wird man sich auch auf die Cultur europäischer Getreidarten nicht verlegen, und diesen erst dann größere Aufmerksamkeit zuwenden, wenn die Bevölkerung sich so sehr vermehrt, daß das Land im Werthe steigt, und der Land-

mann genöthiget ist, ein anderes System der Landwirthschaft, als bisher, anzunehmen. Einstweilen benützt er den vom Walde befreiten Boden drei Jahre lang, und läßt ihn dann so lange liegen, bis er sich allmählig mit jungem Walde bedeckt, worauf er diesen wiederholt umhaut, und brennt. Der Urwald muß ihm Ersatz für den erschöpften Boden geben, wird aber bei diesem Systeme natürlich immer seltener, und in fünfzig Jahren wird man weit reisen müßen, um welchen zu Gesicht zu bekommen. An der Küste gibt es beinahe keinen mehr, und in der Hauptstadt gehört das Brennholz bereits unter die theuersten Gegenstände. Da, wo die Natur den Gegenden Waldung zu versagen schien, treibt man nur Viehzucht, und brennt, wie wir bereits erzählten, das Gras, um die Weide zu verbessern.

Einige Gutsbesitzer in den Grasebenen, oder Campos, lassen ihre Güter mit außerordentlichem Zeit- und Arbeits-Aufwande, mit breiten Graben umgeben; es ist unbegreiflich, daß sie nicht nach dem Muster ihrer südlichen Nachbarn Dornhecken pflanzen, durch welche kein Vieh brechen kann. Im Allgemeinen hängen die brasilianischen Landwirthe an alten Vorurtheilen und Gebräuchen, welche sie so lange für die besten halten werden, bis sie von dem Werthe der Neuerungen in ihrem Fache, durch lebende Beispiele überzeugt werden, und bis die Bedürfnisse der Gesellschaft, mit Ungestüm eine Veränderung erfordern. Da sich nur sehr wenige Fremde hier niederlassen, welche vermögend genug wären, weise Verbesserungen in dem Feldbaue des Landes einzuführen, so sollte die Regierung demselben wenigstens doch einige Aufmerksamkeit zuwenden. Würde man in den verschiedenen Provinzen Brasiliens nur ein paar Musterwirthschaften errichten, und über diese praktisch unterrichtete Landwirthe als Vorstände setzen, so würde sich in wenigen Jahren der auffallende Nutzen derselben zeigen. Man frage mich nur nicht,

vas man mit ihnen in Deutschland ausrichtete; man erkun-
ige sich lieber, welchen Leuten man ihre Verwaltung anver-
raut hatte; Ausländern, gelehrten Oekonomen, Schriftstel-
ern, die aus zehn landwirthschaftlichen Werken ein eilftes
usammengeschrieben hatten, oder Leuten, welche die Unzahl
konomischer Schriften mit ihrem eigenen Lobe anfüllten und
nermüdete Kritiker und Tadler der Verfahrungsweise alter,
rfahrner Landwirthe, die nicht eher rasteten, als bis sie diese
erdrängt, und sich selbst an ihre Stelle geschwätzt hatten. Sol-
hen Männern muß man freilich weder in Deutschland, noch
n Brasilien den Auftrag geben, den Feldbau emporzubrin-
en; sie würden sich dort lächerlich machen, wie sie hier je-
em Knechte, dem ihre Unwissenheit in der praktischen Land-
virthschaft nicht verborgen bleibt, zum Gespötte dienen.

Ich habe mich vielmal überzeugt, daß die Brasilianer
as wahrhaft Nützliche recht gut zu würdigen verstehen, und
ehr bereit sind, es nachzuahmen. Besonders aufmerksam
ind sie auf mechanische Vorrichtungen, und ich hörte sie oft
lagen, daß es keine Leute unter ihnen gebe, welche fähig
wären, gute Zucker- und Mahl-Mühlen zu erbauen, und
in europäischer Künstler würde sich sicherlich recht gut in
Brasilien fortbringen, wenn ihm nur seine erste Arbeit ge-
änge.

Die Besitzungen auf dem Lande heißt man in Brasilien
Fazendas, und ihr Eigner Fazendeiros. In frühern Zeiten
konnte sich jeder eingeborne freie Mann, in einer Gegend,
die noch keinen Besitzer hatte, ein Stück Land wählen, und
nachdem er bei der Regierung eingekommen, in den gesetz-
lichen Besitz desselben gelangen; den Landbautreibenden
wurde eine Legua Breite und zwei Leguas Länge zugestan-
den; für Viehzucht wurden gewöhnlich acht bis neun Qua-
drat Leguas Land bewilliget; der Besitzer erhielt dann einen

Lehenbrief (Carta Siemaria). Da es übrigens an gesetzlicher Aufsicht fehlte, so bemächtigte sich jeder Ansiedler eines so großen Stück Landes, als ihm gefällig war, und sprach es gegen die später Kommenden, als sein rechtmäßiges Eigenthum an, bereit, seinen usurpirten Besitz mit allen Waffen, die ihm zu Gebothe standen, zu vertheidigen, und es gibt gegenwärtig in Minas eine Menge Landgüter von zwanzig bis dreißig Quadratmeilen, auf welchen oft kaum fünf bis sechs Menschen wohnen; aber der Glaube, nur auf so ungeheuren Bezirken fortkommen zu können, ist so tief bei ihnen eingewurzelt, daß ich viele hörte, welche sich mit großer Aengstlichkeit über die zunehmende Bevölkerung des Landes beklagten, da sie die Möglichkeit nicht einsahen, sich ferner zu ernähren, wenn sie einst genöthiget würden, ihre große Besitzung unter ihre Kinder zu vertheilen.

Eine andere Klasse von Einwohnern der Provinz Minas-Geraes, beschäftigt sich ausschließlich mit der Auffindung des Goldes; sie nennen sich Mineiros, und gaben eigentlich, als die Entdecker und ersten Colonisten dieses Landstriches, der Provinz ihren gegenwärtigen Namen. Abentheuerer, die im Lande Gold suchend umherzogen, fanden in Minas, dieses edle Metall zuerst in den Flüssen; auf diese scheinen sich auch wirklich ihre ersten Arbeiten beschränkt zu haben, da man gegenwärtig fast keinen Fluß mehr findet, in welchem sich nicht Spuren ihrer unbehilflichen Thätigkeit zeigen. Nachdem das Gold sich in den Flüssen verminderte, kam man wahrscheinlich auf den Gedanken, es in seiner natürlichen Lagerstätte aufzusuchen; man forschte, woher das Gold in die Flüsse kam, und fing dann mit Nachgrabungen in den Gebirgen an. Gänzlich unbekannt mit dem Bergbaue, waren die unwissenden Entdecker der Goldlager Brasiliens, sehr bereitwillig, sich von ihren afrikanischen Sklaven unterrichten zu lassen, von welchen einige wahrscheinlich in den goldhalti-

zen Flüssen und Bergen ihres Vaterlandes, nach diesem edeln Metalle gesucht, und den Boden durchwühlt hatten. Da diese natürlich weder die entfernteste Kenntniß von Gängen oder Lagern, noch von ihrem Abbaue u. s. w. hatten, so scheint man diese Arbeiten bald wieder eingestellt zu haben, um einem Fingerzeige der Natur, als die bequemste Art das Gold zu gewinnen, Folge zu leisten. Man beobachtete nämlich, daß nach starken Regengüssen viel goldhaltiger Sand und Erde losgespühlt und nach den tieferen Stellen geführt wurde; legte an dem Fuße der Abhänge und Berge Gruben und Sammeltriche an, leitete Wasser auf die Gebirge, und versuchte nun, das weiche Gestein und Erdreich, von der Oberfläche loszuspühlen und nach den erwähnten Gruben zu leiten, aus welchen diese herausgenommen und verwaschen wurden. Aus dieser Art des Bergbaues entstanden dann verschiedene Methoden, und zwar die erwähnte, welche man Trabalha de Talha Aberta nannte; eine Zweite bestand darin, durch Versuchsörter Gold zu gewinnen. Zu diesem Zwecke grub man horizontal in die Gebirge, und fuhr so lange damit fort, bis die böse Wetter das Licht auslöschten, oder bis ein goldhaltiges Lager sich auskeilte, oder das Gestein zu fest wurde, dann gab man die Arbeit auf, und machte dicht daneben eine andere Oeffnung, von welchen keine mit der andern in Verbindung stand, oder ausgezimmert wurde, so daß die arbeitenden Neger, wenn sie sich etwas zu tief in den Berg wagten, häufig von den einstürzenden Gängen verschüttet wurden. Der eigentliche Zweck dieser Ausgrabungen ist nicht sowohl, das Metall zu erhalten, welches sie auf die gewöhnliche Weise in der Erde zu finden gedenken, sondern vielmehr die Hoffnung, ein reiches, goldhaltiges Quarznest, oder Lager zu finden, in welchen das Gold oft gediegen in Klumpen und in großen Massen beisammen liegt, wodurch der glückliche Finder allerdings augenblicklich zum reichen Manne wird. Dieses planlose Suchen

nach Gold ist Ursache, daß ganze Gebirge durchstöbert werden, und der Fremdling, wenn er an eine solche Stelle kömmt, nicht abgeneigt seyn dürfte, hier eher eine große Colonie von Füchsen und Dachsen, als die Anwesenheit von Bergleuten zu vermuthen. Diese Methode wird hier Trabalhar por Minas genannt.

Die dritte Methode, hier Morgulhar (Untertauchen) genannt, gründet sich auf die erste; sie wird, obwohl auf verschiedene Weise, entweder von reichen Bergwerksbesitzern im Großen, oder von der ganz armen Klasse der Einwohner im Kleinen angewendet. Zu diesem Zwecke werden an dem Ufer der Flüsse oder Bäche, große Herde errichtet, auf die man eine Portion des Geschiebes des Flußbeetes schüttet, worauf man nun das Wasser leitet; die Arbeitenden stellen sich an den Herd und rühren die Geschiebe mit verschiedenen Instrumenten um, und zwar immer dem herbeiströmenden Wasser entgegen. Die gröbern Geschiebe rafft man nun mit den Händen auf, damit das ablaufende Wasser den goldhaltigen Sand und die feinern Erden wegführt. Das in Körnchen oder Blättchen vorkommende Gold sezt sich durch seine eigene Schwere sogleich zu Boden; damit aber auch die feinern Theilchen desselben nicht verloren gehen, so bringt man an das Ende des großen Rührherdes, mehrere lange und schmale Planherde, welche mit Ochsenhäuten, deren Haare auswärts gekehrt sind, oder mit wollenen Decken belegt werden. Ueber diese strömt nun abwechselungsweise das Wasser, dessen goldhaltige Theile von der rauhen Oberfläche der Planherde aufgefangen wird. Ist diese Bedeckung hinlänglich mit Gold gesättiget, so wird sie ausgewaschen, und in kleinen, runden Trögen der Goldstaub nochmal gereiniget. Arme Leute stellen sich entweder bis an den Gürtel in das Wasser, und schieben mit dem runden, hölzernen Sichertroge den Flußsand vor sich hin, und zwar den Fluß abwärts, so daß das Wasser

en leichten Sand mit sich fortspühlt, der schwerere mit em Golde aber immer wieder niedersinkt. Erfolgte auf diese Weise die erwünschte Reinigung von gröbern Steinen und ichtern Erden, so fällt man den Trog mit der geläuterten Masse, und bewegt diese im beständigen Kreislaufe auf dem Wasser umher; das Gold sezt sich dann nach und nach zu Boden, und die übrigen Bestandtheile werden abgespühlt. Diese Arbeit nennt man Faiscar, und die auf diese Art Ar eitenden Faiscadores.

Trotz diesem Verwüstungssysteme, welches wohl Niemand Bergbau nennen wird, wurde seit der Entdeckung er Goldlager, doch eine ungeheure Menge dieses edlen Metalles in den königlichen Hütten geschmolzen. Die Register derselben weisen aus, daß in einem Jahrhundert über 200,000,000 Pfund Gold (Apothekergewicht) geschmolzen wurde. Noch im Jahre 1754 betrug das königliche Fünftheil von allem, in Minas-Geraes erbeuteten Golde, 118 Arrobas *) im Werthe von 1,770000 Cruzados, welches ein Kapital von 3,850000 Cruzados ausmacht, der Regierung eine nicht unbeträchtliche Einnahme sicherte, und den Wohlstand der Bergleute aufrecht erhielt. Dieses hat sich seitdem auffallend geändert, so zwar, daß gegenwärtig die Abgabe an Gold nur mehr 15 Arrobas oder 225,000 Cruzados, also der Werth des aus allen Goldminen und den Flüßen erbeuteten Goldes 1,125000 Cruzados beträgt. Damals betrug nach einem allgemeinen Ueberschlage die bergmännische Klasse, die sich mit Goldgräbereien und Wäschereien beschäftigte, 80,000 Köpfe, und gegenwärtig übersteigt ihre Zahl nicht mehr 16000. Der Regierung konnte natürlich die auffallende Verminderung

*) Die Arroba zu 32 Pfund, im Werthe von 15,000 Cruzados, die Cruzade zu 1 fl. 17 3/8 kr.

ringsten der Angestellten, alle theoretisch und praktisch gebildete Bergleute sind. Im Anfange darf nicht ein einziger der gegenwärtigen Bergbau-Offizianten bei der neuen Verwaltung angestellt werden; denn nicht allein, daß sie sämmtlich so unwissend sind, als irgend einer der brasilianischen Bergleute, so kann man überdieß versichert seyn, daß sie, erklärte Feinde der Ordnung, einer Thätigkeit erfordernden Ausübung ihres Dienstes, und einer unumgänglich strengen Controlle, sich durchaus öffentlich, oder durch boshafte heimliche Intriquen, allem widersetzen werden, was zu dem Besten des brasilianischen Bergbaues angeordnet und unternommen wird.

Daß die portugiesische Regierung nicht schon vor Jahrhunderten diesem wichtigen Zweige des Nationalwohlstandes ihre Aufmerksamkeit zuwendete, ist nicht zu verwundern. In der Zeit ihrer größten Macht, beschäftigte sie sich nur mit Eroberungen und Schifffahrt, und gelangte dadurch für einige Zeit in den Besitz des Welthandels und unermeßlicher Reichthümer. Portugals Colonien in Ostindien, waren damals seine wahren Goldgruben, und Brasilien ein junges Reich, welches man nur wenig achtete, und welches statt zu geben, dem Staate große Summen kostete, da mehrere Nationen nach seinem Besitze strebten. Als dieses Land später an Wichtigkeit zunahm, und der größte Theil der ostindischen Besitzungen verloren ging, begnügte man sich mit dem vielen Golde, welches der Handel und der Druck der Monopole aus Brasilien zogen, ohne sich zu unterrichten, wie diese Schätze der Erde und den Flüßen abgewonnen wurden. Zufrieden, Kirchen und Klöster zu bauen, und ein Heer träger Pfaffen zu bereichern, sah man Brasilien als eine unerschöpfliche Goldgrube an, deren Versiegen das neue Kaiserreich jetzt theuer büßen muß.

Um über diesen Gegenstand nicht zu weitläufig abzuhandeln, genüge es, zu bemerken, wie die Belehnungen eines Gold-Distriktes Statt fanden. Der Entdecker erhielt den ersten Theil des von ihm aufgefundenen Goldlagers, welchen er selbst wählen konnte. Dieses, welches nicht über 90 Quadratklafter betragen durfte, wurde in drei Theile getheilt, und in solcher Theil eine Data genannt. Die zweite Data gehörte dem Landesherrn, von welcher er jedoch nie Gebrauch machte. Die Dritte erhielt gleichfalls der Entdecker, als Bergmann; befand sich daneben goldhaltiges Land; so wurde es an andere Personen vertheilt, und ihnen für jeden Sklaven, den sie zum Bergbau bestimmten, zwei und eine halbe Klafter Land bewilliget.

Dieses Gesetz, das ungefähr vor hundert Jahren gemacht wurde, wird dem Bergmann als ein Beweis gelten, daß die Regierung nicht einen einzigen Mann unter ihren Dienern hatte, der auch nur oberflächliche Begriffe von dem Bergbaue besaß. Es reicht hin, jeden regelmäßigen Bergbau zu hintertreiben, ist bei Gängen und nach einer oder der anderen Seite einfallenden Lagern und Flötzen durchaus nicht anwendbar, und hatte bisher keinen andern Erfolg, als unaufhörliche Streitigkeiten und Prozesse unter den Bergleuten zu stiften.

Der freigebigen Natur genügte es nicht, der schönen Provinz, von welcher bisher abgehandelt wurde, jene Gaben zu verleihen, auf welche von den Menschen so hoher Werth gelegt wird; sie beschenkte sie überdieß mit einem unerschöpflichen Vorrathe jenes Metalles, welches dem Menschengeschlechte bisher größeren Nutzen gewährte, als Gold und Edelsteine; — sie gab Brasilien Eisen.

Man gelangte in der Provinz St. Paulo vor 50 Jahren

zur Kenntniß des Eisensteines; aber erst im Jahre 1800 wurde auch die Regierung auf diesen wichtigen Besitz aufmerksam, und beauftragte zehn Jahre später einen Deutschen, Herrn Ingenieur-Major Varnhagen, den Plan zu einer großen, gewerkschaftlichen Fabrik für die Provinz St. Paulo zu entwerfen. Man gab Geld, Negersklaven, und verschrieb Bergwerksbeamte und Hüttenleute aus Schweden. Statt Lezteren kam ein Betrüger und 18 bis 20 zusammengerafte Abentheurer aus diesem Lande, und das Unternehmen mißlang.

In Minas-Geraes lernte man erst vor 20 Jahren den Eisenstein und seine weitere Behandlung kennen, und auch dießmal waren es Negersklaven aus Afrika, welche die Lehrer der Abkömmlinge eines civilisirten Volkes wurden, das aber ihre Regierung bisher absichtlich und auf eine empörende Weise vernachläßigt hatte. Als man anfieng, das Emporkommen einiger Eisenfabriken wahrzunehmen, war endlich ihre erste landesväterliche Verordnung, die Errichtung derselben strengstens zu verbieten. Seit jedoch der König von Portugal in Brasilien residirte, wurde es Jedermann gestattet, sich sowohl im Großen, als im Kleinen mit der Eisenfabrikation zu beschäftigen. Seitdem entstanden eine Menge Oefchen und kleine Hütten, die bereits einen großen Theil der Provinz mit roh gearbeitetem Eisen versehen. Ein anderer unserer verdienten Landsleute, Herr Oberstlieutenant von Eschwege, trug durch seine einsichtsvollen und wohlwollenden Unterweisungen, Wasserhämmer anzulegen, wesentlich dazu bei, die Eisenfabrikation empor zu bringen; ihm verdankt Brasilien die erste Hütte, welche er bei Congonhas do Campo anlegte, und in der mit Erfolg im Großen Eisen geschmolzen und verarbeitet wurde. Trotz des außerordentlichen Reichthums der Eisenminen in Minas, welche fast gar keine bergmännische Bearbeitung erfordern, ist Herr von Eschwege doch der Meinung, daß gegenwärtig eine

große Eisenhütte in dieser Provinz noch gar nicht bestehen könne, da das Ausland das vorzüglichste Eisen zu wohlfeileren Preisen nach Brasilien schickt, als man es dort zu erzeugen im Stande ist, das Verbot fremder Einfuhr sich jedoch mit dem jetzigen System der Handelsfreiheit nicht verbinden läßt. Will die Regierung daher Gutes stiften, so trachte sie, einige Privatleute, die in der Nähe der Eisenminen wohnen, zur Errichtung kleiner Fabriken zu ermuntern, und verschaffe ihnen Gelegenheit, durch europäische Hüttenleute in der Bereitung des Eisens besser unterrichtet zu werden, so wird dieses brasilianische Produkt in kurzer Zeit wohlfeiler, als das vom Auslande kommende Eisen werden, und dieses allmählig von dem inländischen Markte verdrängen.

Als ein großes Hinderniß an der Benützung der unerschöpflichen Eisenlager in Minas wurde bisher der gänzliche Mangel an Waldung betrachtet, wodurch sich die Umgegend dieser Minen öfters auszeichnet. Vor wenigen Jahren entdeckte jedoch ein sächsischer Bergmann in den kahlen Ebenen der Campos Steinkohlen; doch kann ich nicht sagen, ob ihr Vorkommen so reichlich war, daß ihre bergmännische Ausbringung sich belohnt hätte.

Seit der Abreise des Königs D. João ist übrigens nichts mehr zu Gunsten der brasilianischen Hüttenbesitzer geschehen; der thätige und einsichtsvolle Direktor sämmtlicher Berg- und Hüttenwerke, Herr v. Eschwege, kehrte nach Europa zurück und wurde seitdem nicht mehr ersezt; die Hütte von Congonhas ist unbeschäftigt und wird bald eine Ruine seyn, und von den vielen Leistungen des deutschen Ehrenmannes ist wenig mehr übrig; doch lebt er im dankbaren Andenken der Mineiros fort, die jezt erst erkennen, was er ihnen war und was sie an ihm verloren.

Nun noch ein paar Worte über den Ertrag der Diamant-Wäschereien, von welchen man in Europa eine übertriebene Vorstellung hat. Ihr Hauptfundort in Minas-Geraes ist die Comarca Serro do Frio. Sie kommen nur einzeln unter den Geschieben der Flußbette, oder an den Abhängen, Vertiefungen und Schluchten von Sandsteingebirgen, und unter Gerölln vor, von wo aus sie durch starke Regengüsse zu den Flußbetten, als dem allgemeinen Sammelplatze, hinabgeführt werden. In den losen Geschieben derselben werden die Diamanten gewaschen und unter strenger Aufsicht von den Sklaven der Regierung, welche den Diamant von dem gewöhnlichen Kiesel zu unterscheiden verstehen, aufgesucht. Hiezu bedienen sie sich des bei den Goldwäschereien üblichen Siebertroges, füllen ihn mit dem Gerölle des Flußbettes, und suchen in demselben nach den Diamanten.

Aus den Büchern der ehemals königlichen Regie ergibt sich, daß in jener Periode, woselbst die Diamantwäschereien am stärksten betrieben wurden, (von 1729 bis 1785) also in einem Zeitraume von 56 Jahren, 2,250,000 Quilates (Carats) Diamanten, im Werthe von 13,937,876 Cruzados, gewonnen wurden. In neueren Zeiten war die Ausbeute so geringe, daß damit kaum die Regiekosten gedeckt werden konnten; man verminderte daher das Verwaltungs-Personal und die Arbeiter bis zur Hälfte, und dennoch überstieg die jährliche Rein-Einnahme aus den kaiserlichen Diamantwäschereien in den lezten Jahren selten 50,000 Cruzados. Die Ausbeute an Edelsteinen wandert übrigens schon seit mehreren Jahren, gleich dem brasilianischen Golde, nach England, um die Interessen des von dorther erhaltenen Anlehens zu bestreiten.

Wenden wir uns nun den Bewohnern der Provinz Minas zu. Sie werden allgemein als die Geachtetsten Brasiliens angesehen, und der Fremde wird bei genauerer Kenntniß

ihres Charakters diesem Urtheile zuverlässig beipflichten. Man kann sie füglich in fünf Klassen abtheilen, und zwar in Bergleute (Mineiros), Ackerbautreibende (Roceiros), Viehzüchter (Criadores do Gado), Handelsleute (Negociantes), und endlich in Vadios oder Müßiggänger. Jede der genannten Klassen lebt nun für sich, kömmt mit der andern selten in Berührung, und zeichnet sich darum durch verschiedene Denk- und Lebensweise von einander aus. Der Bergmann hat für nichts Sinn, als für die Ausbeute seiner Lavra. Der Landmann, mit Allem unbekannt, was außer dem Bereiche seines Kirchspieles vorgeht, kennt keine andere Unterhaltung, als von dem glücklichen Brande seines Waldes, der gelungenen Pflanzungszeit und dem Erfolge seiner Aerndte zu sprechen. Der Viehzucht treibende Einwohner, auf ungeheuren Landstrichen wohnend, in beständiger Absonderung von menschlichem Umgange, und dadurch außer Stand gesezt, von politischen Ereignissen oder wissenschaftlichen Nachrichten die geringste Kunde zu erhalten, ist dadurch allein auf seine Heerde beschränkt, welche seine ganze Theilnahme in Anspruch nimmt. Gebildeter ist allerdings der Kaufmann, welchen seine Geschäfte mit vielerlei Menschen in Verbindung bringen. Am zahlreichsten ist unstreitig die lezte Klasse der Einwohner, und die Behauptung ist nicht übertrieben, daß sich die Zahl der arbeitenden freien Menschen zu der der Müssiggänger derselben Klasse, kaum wie 1 : 20 verhält. Die örtlichen Verhältnisse des Landes, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Gastfreundschaft der Einwohner, die Unkenntniß jener Bedürfnisse, mit welchen der Luxus gebildete Völker bekannt machte, endlich die dem Brasilianer angeborne Mässigkeit und Genügsamkeit befördern seinen Hang zur Trägheit und laden ihn zum Müßiggange ein. Dieser Zustand, welchen der Italiener süßes Nichtsthun heißt, war von jeher für jene Menschen der Behaglichste, deren Geist wegen Mangels an Bildung unbeschäftigt ist, und deren Phantasie auf

keine Weise angeregt wird. Es gibt für sie durchaus keinen Sporn, ihr Daseyn durch angestrengtere Thätigkeit zu verbessern; sie bedürfen äußerst wenig und arbeiten darum auch nicht mehr, als durchaus erforderlich ist, ihr Leben zu fristen, und schwerlich würden jene Völker, welche ihres Fleißes wegen berühmt sind, unter denselben Verhältnissen, wie der Brasilianer, zu diesem Rufe gelangt seyn. Für diesen ist eine Wohnung, von einigen rohen Baumstämmen und dünnen Stangen aufgeführt, mit Erde beworfen und mit Stroh bedeckt, hinreichend, ihn gegen Regen und Sonne zu schützen; eine Strohmatte dient ihm als Bett, Stuhl und Tisch, ein Topf und eine Schüssel machen sein Haus- und Küchen-Geräthe aus; ein paar Hemden von Baumwolle, ein paar Hosen von Leinwand, eine Jacke von Zitz, ein paar Holztoffeln und ein großer Strohhut kleiden ihn vollkommen für die Dauer eines Jahres; einige Fruchtbäume und ein Mais- oder Reisfeld geben ihm hinlängliche Nahrung. Vermag er sich endlich eine Viola (eine kleine Guitarre mit Metallsaiten bespannt) und Tabak zur Verfertigung der beliebten Papier-Cigarren anzuschaffen, so sind seine vorzüglichsten Wünsche erfüllt. Auf jener klimpernd, diese schmauchend, kann er halbe Tage unter dem Schatten eines Baumes gelagert zubringen, mit unbeschäftigter Phantasie, den Pflanzen gleich, vegetirend. Mißlingt seine kleine Aerndte, so verfolgt er die Thiere des Waldes, oder bittet sich bei seinen Nachbarn zu Gaste, die ihm die wenigen Lebensmittel, die er anspricht, niemals verweigern werden. Man versetze den europäischen Landmann nach Brasilien, und er wird schwerlich mit so angestrengtem Fleiße arbeiten, als in seiner Heimath. Es kann übrigens nicht geläugnet werden, daß aus dieser Neigung zum Müssiggange viele Laster hervorgehen und die Zahl der Verbrecher in dieser Provinz im Verhältnisse zu ihrer Bevölkerung sehr groß ist.

Im Allgemeinen zeichnen sich die begüterten Einwohner der vier ersten Klassen durch ein gemessen höfliches Betragen, männlichen Ernst und große Würde in ihrem Benehmen aus. Wenn auch nicht frei von Mißtrauen und scheuer Zurückhaltung, besonders gegen Fremde, sind sie dennoch biederer und gutmüthiger, als die Bewohner der Küstenländer und als jene der nördlichen Provinzen Brasiliens. Ist man länger mit ihnen bekannt, so können sie selbst herzlich seyn. Dadurch, daß die Landbewohner und vorzüglich diejenigen, welche sich mit Viehzucht abgeben, sehr weit von einander entfernt, und gleichsam auf den größern oder kleineren Kreis ihrer Familie beschränkt sind, findet man bei ihnen noch immer die Einfalt patriarchalischer Sitten und Lebensweise. Der Familien Aelteste ist zugleich das Haupt derselben, und kann als ein kleiner König betrachtet werden, welcher mit unbegränzter Willkühr über diejenigen herrscht, die ihm unterworfen sind. Also die reicheren Gutsbesitzer. Die mit Glücksgütern weniger Begünstigten suchen, unter dem Schutze der großen Gutsbesitzer lebend, einiges Land von ihnen zu erhalten, und machen sich dafür verbindlich, entweder die Gränzen ihrer Beschützer zu bewachen, oder sie reichen ihnen alljährlich eine kleine Abgabe von ihrer Aerndte; man heißt sie hier zu Lande Moradores. Bei den Aermeren zeigt sich noch immer der Hang zu einem unsteten, umherziehenden Leben; wie es scheint, ein Erbtheil ihrer Vorfahren, der Paulisten. Sie benützen das ihnen angewiesene Land einige Jahre, und zu bequem, ihre kleine Pflanzung zu vergrößern, verlassen sie dieselbe, sobald die Fruchtbarkeit des Bodens sich zu vermindern anfängt.

Die Lebensweise der Landbewohner ist fast allenthalben dieselbe, und selbst die der Reichen unterscheidet sich nur wenig von der des Bewohners einer ärmlichen Hütte. Der Luxus hat nur bei Wenigen einigen Eingang gefunden.

Eben ſo einfach und manchmal armſelig, wie die Einrichtung ihres Hauſes, iſt auch ihr Tiſch beſetzt; feinere Gerichte ſind ſelbſt ſolchen unbekannt, die über Tauſende gebieten, und ſelten beſtehen ihre Mahlzeiten aus anderen Speiſen, als: Reis, Bohnen und getrockuetem, oder wenn ſie im Beſitze zahlreicher Heerden ſind, friſchem Rind- und Schweinefleiſche. Das dem Europäer unentbehrliche Brod kennt man auf dem Lande gar nicht; an deſſen Stelle wird durchgehends das geröſtete Mehl der Mandioca gegeſſen. Da, wo dieſes Wurzelgewächſe nicht gedeiht, wird das Korn des Türkenweizens zu Mehl geſtoſſen, geſiebt und auf einer groſſen Pfanne von Kupfer geröſtet, und entweder in dieſem Zuſtande trocken, oder mit Fleiſchbrühe zu einem Teige angemacht, gegeſſen. Die Reicheren trinken portugieſiſchen Wein, die Aermeren Waſſer, welches ſie mit Zucker und Limonien anmachen; es wird allenthalben friſch und wohlſchmeckend gefunden.

Gleich den übrigen Braſilianern neigt ſich der Charakter der Bewohner von Minas zur Melancholie hin, doch lieben ſie alle den Tanz, und ſind leidenſchaftliche Freunde des Reitens; ſelbſt der Bettler würde es für die gröſte Herabwürdigung halten, ſich öffentlich anders, als zu Pferde zu zeigen. Man hat wirklich Mühe, ſich des Lachens zu enthalten, wenn man einem dieſer guten Leute begegnet, der, auf einem elenden Klepper ſitzend, den Körper mit der nothdürftigſten Kleidung bedeckt, mit bloßen Füßen, an dieſen aber ein paar ungeheure Sporen befeſtigt, ſich in Haltung und Gang wie ein ſpaniſcher Grande gebährdet. Die Hauptvergnügungen der Bewohner des Landes beſtehen, gleich denen der Städter, in dem Beſuche der Kirchen; nur kann dieſer nicht ſo oft Statt finden, als ſie wohl wünſchten, da Manche oft 15 bis 20 Stunden von ihrem Kirchſpiele entfernt ſind; ſie können daher nur an hohen Feſttagen ihrem Hange zur Frömmigkeit nachkommen; dieſe Tage ſind aber ſelbſt für den

theilnahmslosesten Fremden, wenn er Gelegenheit hat, einer solchen Versammlung beizuwohnen, sehr interessant. Die öde, menschenleere Gegend belebt sich dann mit Andächtigen, welche von allen Gegenden zu dem Feste herbeiströmen. Der Hausvater kömmt mit sämmtlichen männlichen und weiblichen Mitgliedern seiner Familie, alle gut beritten und in vollem Staate, einhergezogen; ihm folgen die reinlich gekleideten Negersklaven seines Haushaltes, in ehrfurchtsvoller Entfernung. Vor dem Kirchlein angekömmen, steigt die Familie ab, die Sklaven übernehmen die Pferde, und während ihre Gebieter dem Gottesdienste beiwohnen, machen diese andern Ankömmlingen ihres Volkes Besuche, erneuern alte Bekanntschaften, und ahmen ihren Herren in der Art, sich anzureden und zu begrüßen, auf das pünktlichste nach. Nach beendigter Kirche werden Strohmatten auf dem Rasen ausgebreitet, Erfrischungen aufgestellt, und nach kurzer Libation eilen die Männer zu ihren Pferden, indeß die Frauenzimmer sich auf einer Stelle lagern, um den beginnenden Reitübungen zuzusehen.

Diese bestehen in geschickten Wendungen, im Wettlaufe und in der Ausführung künstlicher Figuren, den in Europa üblichen Carousels ähnlich. Bei dieser Gelegenheit entfaltet der Mineiro eine bewunderungswürdige Gewandtheit, eine treffliche Führung des Pferdes und die Sicherheit eines geübten Reiters. Sitz, Haltung und Kleidung des Reiters, und Zäumung des Pferdes erinnern an längst vergangene Jahrhunderte; die schöne, hochgewachsene und schlanke Gestalt des Mineiro, der Ernst seines wohlgebildeten männlichen Gesichtes, welcher ihn selbst bei seinen Spielen nicht verläßt, erhöhen die Feierlichkeit dieses schönen Schauspiels, welches so lange fortgesezt wird, bis die scheidende Sonne zum Aufbruche mahnt. Während den Pferden kurze Rast gegönnt wird, beeilen sich jene Familien, deren Besitzungen zunächst liegen, die entfernt Wohnenden für die Dauer der

Nacht unter ihr gastliches Dach zu laden, und bald darauf zerstreut sich die Versammlung mit derselben feierlichen Ruhe, als wie sie angekommen war. Zu Hause angelangt, wird nun Wochen lang von diesem Feste gesprochen. Nicht weniger wichtig für die Familie ist die Ankunft eines Fremden in ihrer Mitte, welcher stets ein willkommener Gast ist, wenn er sich in die Sitten des Landes fügt und das Zutrauen seines Wirthes zu erwerben weiß. Auf europäische Unterhaltung darf er nicht rechnen, überhaupt muß er in dem einfachen Kreise einer brasilianischen Familie nicht die Unterhaltung begehren, auf welche er in den gebildeten Zirkeln seines Vaterlandes rechnen konnte; nichts desto weniger glaube man ja nicht, unter wilde Menschen zu gerathen. Die Brasilianer sind von Natur nicht anderer, als wir, aber ihr Geist hat andere Eindrücke und einen ganz anderen Anstrich erhalten; daher denken, vernünfteln und handeln sie ganz anders, als der gebildete Europäer, den sie in mancher Hinsicht, besonders was körperliche Uebungen und jenen Instinkt betrifft, der den Naturmenschen in Ueberwindung von Mühseligkeiten und Gefahren besonders auszeichnet, weit übertreffen.

In diesem Bilde des Charakters, der Sitten und Gebräuche der Einwohner von Minas-Geraes glaubt man auch jene der übrigen Bewohner der südlichen Hälfte Brasiliens geschildert zu haben. Die, den nördlichen, dem Aequator zunächst liegenden Provinzen unterscheiden sich in mancher Hinsicht in ihren Charakterzügen von ihren südlichen Landsleuten, und fast möchte man glauben, daß die Hitze des Climas denselben Einfluß auf sie ausübt, wie das heißere Clima auf die Bewohner des südlichen Europa's. Sie sind darum leidenschaftlich, rachsüchtig, häufig treulos, zur Empörung geneigt, in ihren religiösen Ansichten bigott, und in ihren häuslichen Verrichtungen und Arbeiten träge.

Anhang zum zweiten Theil.

Witterungs-Beobachtungs-Tabelle vom Jahre 1823.

Monate und verschiedene Tagszeiten.	Thermometer Grade n. Réaumur	Thermometer Minuten	Hygrometer Grade nach Delüc	Hygrometer Minuten	Heitere Tage.	Trübe und bewölkt.	Veränderl. mit Regen.	Regentage.	Am heißesten. Im Schatten.	Am heißesten. In der Sonne.	Am kühlsten.	Am feuchtesten.	Am trockensten.	Anmerkungen.
Januar.														D. 17. u. 4 Uhr Nachm. zeigte d. Therm. i. d. Son. 37° 5′. Nachts erfolgte e. furchtbares Gewitter mit Platzregen.
Morg. 6 Uhr	18	4	90	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	24	—	70	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Abends 6 „	20	9	86	3	10	2	8	11	28	37	15	110	41	
Februar.														Die Hitze hielt mehrere Tage mit gleicher Stärke an, um Mitt. stets 27°.
Morg. 6 Uhr	17	9	98	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	24	95	67	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	21	45	79	2	18	6	2	4	28	38	16	98	52	
März.														D. 10. u. 1 Uhr Mitt. zeigte das Thermometer i. der Sonne auf 41° 40′.
Morg. 6 Uhr	18	—	92	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 11 „	26	7	69	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	21	7	85	—	13	9	3	5	28	37	14	110	47	
April.														
Morg. 6 Uhr	16	4	96	8	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	23	2	71	5	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	19	8	88	—	10	10	4	6	25	31	13	96	50	
Mai.														
Morg. 7 Uhr	16	—	94	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	21	6	76	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	17	3	89	8	12	10	4	4	25	30	11	110	58	
Juni.														Der Morgen war d. größten Theil dieses Monats empfindlich kalt
Morg. 7 Uhr	13	—	92	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Mitt. 12 „	19	—	72	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	
Ab. 7 „	15	3	87	—	15	7	5	4	25	29	9	110	52	

Monate und verschiedene Tageszeiten.	Thermometer Grade n. Réaumur	Thermometer Minuten	Hygrometer Grade nach Deluc	Hygrometer Minuten	Heitere Tage.	Trübe und bewölkt.	Veränderl. mit Regen.	Regentage.	Am heißesten. In der Sonne.	Am heißesten. Im Schatten.	Am kühlsten.	Am feuchtesten.	Am trockensten.	Anmerkungen.
Juli.														
Morg. 7 Uhr	12	5	86	—										
Mitt. 12 „	18	4	72	3										
Ab. 7 „	15	1	85	—	18	4	6	3	22	28	11	100	50	
August.														
Morg. 7 Uhr	12	8	96	—										
Mitt. 12 „	18	—	74	8										
Ab. 7 „	15	—	89	4	9	13	7	2	21	27	10	110	55	
September.														Der größte Theil des Monats war äußerst neblicht und feucht.
Morg. 7 Uhr	15	5	87	7										
Mitt. 12 „	20	—	69	8										
Ab. 7 „	17	—	84	—	4	19	5	2	25	28	11	100	50	
October.														D. 2. u. 2 Uhr Nachmittags d. Therm. in der Sonne 31° 4′, d. Hyg. 50°.
Morg. 7 Uhr	14	2	94	4										
Mitt. 12 „	19	2	72	6										
Ab. 7 „	17	4	92	—	9	4	10	8	24	31	11	100	55	
November.														Der Regen strömte gleich Wolkenbrüchen herab.
Morg. 7 Uhr	16	3	89	8										
Mitt. 12 „	22	4	68	7										
Ab. 7 „	18	—	83	2	8	8	7	7	26	29	12	100	50	
December.														D. 15. stieg d. Therm. i. d. S. auf 41°. D. 20. fiel gegen 1 Uhr Mitt. e. Platzreg. wor. d. Therm. v. 22° a. 19, u. d. Hygrom. von 56° a. 100 ging.
Morg. 7 Uhr	18	2	84	4										
Mitt. 12 „	22	4	72	—										
Ab. 7 „	20	—	83	3	15	4	8	4	30	41	12	96	42	

Vergleichende Tabelle

der brasilianischen, französischen und deutschen Münze.

Brasilianische Münze.	Werth im französ. Gelde.		Werth im deutschen Gelde.		
	Franc.	Cent.	fl.	kr.	pf.
Gold: Dobra o 12 U 800 Reis *) . . .	80	—	37	7	2
„ A meia dobra o 6 U 000 R. . . .	40	—	18	33	3
„ A peça de 4 U 000 R.	25	—	11	36	$\frac{3}{8}$
Silber: A peça de 3 pat. o 960 R. . .	6	—	2	47	$\frac{1}{4}$
„ A peça de 2 pat. o 640 R. . .	4	—	1	31	$1\frac{1}{2}$
„ A pataca o 320 R.	2	—	—	55	$2\frac{3}{4}$
„ A meia pataca o 160 R. . . .	1	—	—	27	$3\frac{3}{8}$
„ O tostão o 100 R.	—	$62\frac{1}{2}$	—	17	$1\frac{2}{3}$
Kupfer: A peça de 4 Vint. o 80 R. . .	—	50	—	13	$3\frac{3}{4}$
„ A peça de 2 Vint. o 40 R. . .	—	25	—	6	$3\frac{7}{8}$
„ O Vintem o 20 R.	—	$12\frac{1}{2}$	—	3	$1\frac{7}{8}$
„ A peça de 10 R.	—	$6\frac{1}{4}$	—	1	$2\frac{7}{8}$
„ A peça de 5 R.	—	$3\frac{1}{8}$	—	—	$3\frac{1}{2}$

*) Man lese 12,800 Reis.

Durchschnitts-Preise

der Lebensbedürfnisse in Rio de Janeiro, vom Jahre 1823 bis 1827.

	Bouteille.	Duzzen.	Pfund.	Aroba.	Alqueira.	Reis.	fl.	kr.	pf.
Ochsen-	—	—	1	—	—	50	—	8	2
Hammel- } Fleisch	—	—	1	—	—	140	—	24	1
Schweine-	—	—	1	—	—	80	—	13	3
Butter { englische (irländische)	—	—	1	—	—	320	—	55	3
Butter { holländische u. deutsche	—	—	1	—	—	280	—	48	3
Eier	—	1	—	—	—	320	—	55	2
Speck	—	—	—	1	—	2560	6	43	2
Carne secca (getrockn. Salzfleisch)	—	—	—	1	—	2240	6	15	3
Talg (Unschlitt, ungereinigtes)	—	—	—	1	—	3000	8	21	
Lichter (inländische)	—	—	1	—	—	200	—	34	3
Mehl (wechselt sehr im Preise) gewöhnlich kostet d. Pfund	—	—	1	—	—	140	—	24	1
Salz	—	—	1	—	—	80	—	13	3
Eßöl	—	—	1	—	—	320	—	55	2
Brennöl (Fischthran)	—	—	1	—	—	100	—	17	1
Pfeffer	—	—	1	—	—	160	—	27	3
Käse { ausländische	—	—	1	—	—	400	1	9	2
Käse { inländische	—	—	1	—	—	120	—	20	3
Essig (portugiesischer)	1	—	—	—	—	80	—	13	3
Bier (Porter) Bouteillen	—	1	—	—	—	4000	11	36	
Wein { Oporto 1. Qualität	—	1	—	—	—	4000	11	36	
Wein { französischer	—	1	—	—	—	2800	7	51	
Brandwein { do Reino	1	—	—	—	—	160	—	27	3
Brandwein { da canna	1	—	—	—	—	120	—	20	3
Brandwein { cachaça	1	—	—	—	—	80	—	13	3
Seife (englische)	—	—	1	—	—	180	—	31	1
Reis (beste Qualität)	—	—	—	—	1	5000	14	23	
Farinha de Mandioca	—	—	—	—	1	1280	3	12	2
Tapioca	—	—	—	—	1	3000	8	21	

Anmerk. Die Aroba = 32 Pfund (30 1/2 Hamburger oder 31 3/4 Berliner.)

	Bouteille.	Dutzent.	Pfund.	Aroba.	Alqueira.	Reis.	fl.	kr.	pf
Mais (Milho)	—	—	—	—	1	960	2	47	2
Bohnen { schwarze	—	—	—	—	1	1280	3	12	2
Bohnen { farbige	—	—	—	—	1	960	2	47	2
Kaffee 1. Qualität	—	—	—	1	—	3000	8	21	3
" 2. "	—	—	—	1	—	1600	4	27	3
Zucker 1. Qualität	—	—	—	1	—	3000	8	21	3
" 2. "	—	—	—	1	—	2200	6	8	3
Tabak 1. Qualität	—	—	1	—	—	240	—	40	3
Thee (Uxim) 1. Qualität . .	—	—	1	—	—	2000	5	34	3
" (Aljofar) 2. Qualität .	—	—	1	—	—	90	—	15	2
Nelken von Maranhão . . .	—	—	1	—	—	240	—	40	6
Rosinen	—	—	1	—	—	160	—	27	3

Ende des zweiten Theils.

Verbesserung der Druckfehler.

Seite	Zeile				
26	31	statt	Vergnügen	lies	Vorzügen
27	26	„	Opern	„	Opera
34	34	„	so daß	„	so daß wenn
40	21	„	Caratas	„	Baratas
52	16	„	Capra	„	Lapra
54	11	„	Catinette	„	Canivette
62	15	„	betrachten	„	betrachteten
79	26	„	mehr	„	recht
80	17	„	lebte	„	lebte und
88	24	„	niederen	„	minderen
93	15	„	Stellen	„	Stehlen
103	6	„	Corcoqnado	„	Corcovado
104	12 u. 24	„	Catota	„	Catata
118	8	„	Caſſua	„	Fallua.
118	11	„	enehados	„	enchados
145	25	„	Cazenda	„	Fazenda
162	2	„	Caebça	„	Cabeça
172	20	„	Congenhos	„	Congonhas
187	22	„	wenn es	„	wenn er es
188	15	„	Viscoda	„	Viscoude
199	19	„	Palma	„	Palmas
216	16	„	dieſem	„	dieſen
240	31	„	mittere	„	mitterer
252	24	„	ausfündig	„	ausfindig
257	4	„	die Betten	„	die Beete
258	6	„	entſchädigen	„	entſchädigt
266	4	„	Schwierige	„	ſchwierige
268	12	„	welcher	„	welche
278	10	„	Intriquen	„	Intriguen

Reise

über

England und Portugal

nach

Brasilien

und

den vereinigten Staaten

des

La-Plata-Stromes

während

den Jahren 1823 bis 1827

von

J. Friedrich v. Weech,

vormals Offizier in k. b. Diensten.

Nur reisen ist Leben.

Jean Paul.

Dritter Theil.

München 1831.

Gedruckt bei Fr. X. Auer.

Fortsetzung
der
Subskriptions-Liste.

Herr W. Bronberger.

Das Haupt-Conservatorium der Armee.

Herr Dorner, königl. Central-Gallerie-Inspektor.

Herr Karl Prestele, Kaufmann.

Herr Generos Schwab, Pfarrer von Perchting.

Freiherr von Stockum Sternfels, Oberlieutenant und Regiments-Adjutant im k. b. 1. Cuirassier-Regiment.

Inhalt des dritten Theiles.

Zehntes Buch.

Seite

I. Entschluß, mich auf dem Lande niederzulassen. — Reise zu Herrn von Langsdorff. — Vereitelter Wunsch, in der Neujahrsnacht auf der Manbloca einzutreffen. — Gefällige, doch vergebliche Bemühung des Gutsbesitzers, mir zur Wahl eines guten Ansiedlungsplatzes behülflich zu seyn. — Abendthener im Urwalde. — Besitznahme einer Strecke Landes als Erblehen. — Verfahren, das Land urbar zu machen. — Plötzliches Erkranken. — Zufrieden durchlebtes Jahr. — Uebernahme der Verwaltung der Langsdorff'schen Fazenda. — Wiederholtes Erkranken. — Entschluß, nach Buenos Ayres zu reisen. 1

II. Abreise von Brasilien. — Schilderung der Seereise. — Ankunft im La-Plata-Strome und vor Buenos Ayres. 22

III. Getäuschte Erwartung. — Ich ziehe mit einem Reisegefährten bei einer angesehenen Familie in die Miethe. — Wir holen unser Gepäcke von dem Schiffe ab. — Ansicht der Stadt von der Wasserseite. — Erste Theilnahme an dem Mittagtische der Familie. — Empfindliche Kälte und Belästigung des Ungeziefers. — Besuch des deutschen Clubbs. 27

IV. Beschreibung der Stadt und ihrer Umgebung. 32

Eilftes Buch.

Seite

I. Feier der Befreiung von B. Ayres von der Oberherrschaft Spaniens und der Anerkennung der Unabhängigkeit der Republik von Seite Englands. . . . 49

II. Begleitung des Schwiegersohns des Hauses auf sein Landgut. — Beschreibung der Wohnung und Lebensweise eines Gutsbesitzers im Innern des Landes. — Besuch einer Viehzucht treibenden Estancia. — Lebensweise, Beschäftigung, Sitten und Gebräuche der Hirten in den Pampas. — Besuch eines Kirchspieles. — Große Versammlung der Landbewohner und Hirten. — Gottesdienst. — Vergnügungen nach demselben. — Rückkehr nach Buenos Ayres. 56

III. Unerwarteter Tod des ältesten Sohnes meiner Hausfrau. — Folgen desselben. — Beerdigung. — Unangenehme Nachrichten aus Brasilien. — Beginnen der Feindseligkeiten zwischen Brasilien und B. Ayres. . 94

IV. Skizze der Revolution des Vice-Königreiches Buenos Ayres und des endlichen Erfolges derselben. . . 97

V. Militärmacht, Staatseinkünfte, Handel, Zustand der Wissenschaften, Künste, der Aufklärung, Sitten und Gebräuche der Bewohner von Buenos Ayres. . . 115

VI. Fremde in Buenos Ayres. — Feier des Stiftungstages des deutschen Vereines. — Einschiffung auf dem schwedischen Schiffe „die Pallas." 125

VII. Bemerkungen über das Schiff und dessen Bemannung. — Beraubung des Erzbischofs von Lima durch einige Corsaren. — Wir erhalten brasilianische Escorte. — Besuch der Insel Flores. — Befehl, in die Bai von Maldonado einzulaufen. — Sturm und Gefahr zu stranden. — Besuch der Insel Goriti. — Wallfischjagd in der Bai. 128

VIII. Fortsetzung der Reise. — Sturm. — Bemerkungen und Empfindungen während der Dauer desselben. — Einige

Seite

Tage günstiges Wetter, dann wieder Sturm. — Erwünschte Ankunft in dem Hafen von Rio de Janeiro. — Aeußerst ungünstige Nachrichten von meiner Pflanzung. — Schändliches Betragen der Mauthbeamten. — Abreise nach der Mandiocca. — Ankunft auf meiner Besitzung. — Trauriger Anblick derselben. — Rückkehr nach der Hauptstadt. 147

Zwölftes Buch.

I. Ausbruch des Krieges mit Buenos Ayres. — Rüstungen von Seiten Brasiliens. — Folgen der schlechten Anführung der Land- und Seemacht. — Unzufriedenheit des Volkes. — Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens von Seite Portugals. — Abreise des Kaisers nach Bahia. 161

II. Entschluß, eine Insel in der großen Bai von Rio de Janeiro zu pachten. — Uebereinkunft mit dem Besitzer derselben. — Gründung einer Molkerei und anderer Erwerbszweige. — Beschreibung der Insel. — Verschiedene Unglücksfälle betreffen meine Neger. — Gefährliche Krankheit. — Entschluß, den Pacht aufzugeben. — Rückkehr nach der Hauptstadt. — Langwieriges Krankenlager. — Entschluß, nach Europa zurück zu kehren. 170

III. Reise nach Novo Friburgo. — Kurzer Aufenthalt daselbst. — Schilderung des Zustandes der von Don Juan VI. gegründeten Schweizer-Colonie. — Allgemeine Bemerkungen über europäische Niederlassungen in Brasilien. — Rückkehr nach Rio de Janeiro. . . 178

IV. Besuch und Beschreibung der kaiserlichen Fazenda Santa Cruz. — Rückkehr nach der Hauptstadt. — Abreise nach Europa. 193

V. Seereise. — Besuch der Insel Terceira. — Bemerkungen über die azorischen Inseln. 204

Seite

VI. Ankunft in dem Kanal. — Stürmische Witterung in der Nordsee. — Windstille bei der Insel Helgoland. — Ankunft vor Cuxhaven. — Wir gehen wegen gänzlichem Mangel an Wind der hollsteinischen Küste gegenüber vor Anker. — Besuch am Lande. — Fortsetzung der Reise. — Das Boot eines Mäklers holt uns vom Schiffe ab, und bringt uns nach Hamburg. . . 217

VII. Freundliche Aufnahme bei mehreren angesehenen Familien. — Besuch einiger Landgüter im Hollsteinischen. — Rückkehr über Travemünde, Lübeck, Frisenhagen nach Hamburg. — Bemerkungen über diese Stadt. — Reise durch Hannover, Hessen, Baden und Würtemberg nach Bayern. — Ankunft in München. 225

Zehntes Buch.

I.

Entschluß, mich auf dem Lande niederzulassen. — Reise zu Herrn von Langsdorff. — Vereitelter Wunsch, in der Neujahrsnacht auf der Mandiocca einzutreffen. — Gefällige, doch vergebliche Bemühung des Gutbesitzers, mir zur Wahl eines guten Ansiedlungsplatzes behülflich zu seyn. — Abendtheuer im Urwalde. — Besitznahme einer Strecke Landes als Erblehen. — Verfahren, das Land urbar zu machen. — Plötzliches Erkranken. — Zufrieden durchlebtes Jahr. — Uebernahme der Verwaltung der Langsdorff'schen Fazenda. — Wiederholtes Erkranken. — Entschluß nach Buenos Ayres zu reisen.

Durch das Zusammentreffen verschiedener Umstände und Ereignisse gestalteten sich meine Verhältnisse in der Art, daß ich die Hoffnung aufgeben mußte, mich an die Spitze einer großen Niederlassung gestellt zu sehen, daselbst Beweise meiner Thätigkeit abzulegen, und wenn das Glück mir wohlgewollt hätte, einen sichern Wohlstand zu begründen. Es blieb mir nun nichts weiter übrig, als nach Europa zurückzukehren, oder,

meinem alten Plane getreu, mich in Brasilien niederzulassen, und ich zog das Leztere vor, obwohl ich mir nicht verbergen konnte, mit welchen Schwierigkeiten derjenige bei einem solchen Unternehmen zu kämpfen hat, dessen Vermögensumstände für ein ähnliches Vorhaben so beschränkt, wie die meinigen waren. Indessen wußte ich auch, wie viel der Mensch vermag, wenn ihm fester Wille, Ausdauer und ein kräftiger und schwer zu beugender Muth als treue Gehülfen zur Seite stehen.

Sobald ich meine Absicht, auf das Land zu ziehen, aussprach, wurden mir von mehreren Deutschen Anträge gemacht, mich auf ihren Besitzungen niederzulassen; unter ihnen war Herr von Langsdorff derjenige, der diesen Wunsch am lebhaftesten und aufrichtigsten auszusprechen schien; auch lag seine Besitzung an der nördlichen Bai von Rio de Janeiro, für den Absatz der Erzeugnisse des Bodens sehr günstig.

Mein Aufenthalt in der Hauptstadt hatte bereits lange genug gedauert, ich beeilte mich daher, mein Gepäcke auf einer der Barken von Porto d'Estrella einzuschiffen, und hoffte noch denselben Tag, es war der Vorabend des neuen Jahres, auf der Mandiocca einzutreffen; im Rathe des Schicksals war es jedoch beschlossen, daß von jetzt angefangen, meine Prüfungen beginnen sollten. Konträrer Wind zwang die Führer der Barke, an der Barra des Inhumerim Anker zu werfen, und die Nacht hier zu verweilen; es war eine der Unangenehmsten, wie sie nur Troppenländer aufweisen können. Nachdem die Hitze des Tages die Reisenden abgemattet hatte, bedeckte sich gegen Abend der Horizont plötzlich mit drohenden, schwarzen Wolken; ein fürchterliches Wetter sammelte sich im Süden, und ehe die in Brasilien gewöhnliche Dunkelheit eintrat, hätte ein heftiger Wind die ganze Masse der Wolken gegen die Gebirge getrieben, die hier die Bai umge-

ben, und an welche sie sich fest zu klammern schienen. Das Gewitter hielt ober unserm Haupte, einzelne Blitze beleuchteten die Gegend, auf welcher die schwärzeste Nacht lag; das aufgeregte Binnenwasser der Bai eilte, große Wellen bildend, mit Ungestümm gegen die felsigte Küste, und überzog diese mit weißem Schaume. Das kleine, schwerfällige Fahrzeug, auf dem ich mich mit vielen Passagieren befand, wurde so stark umhergeschleudert, daß wir uns kaum aufrecht erhalten konnten, und drohte mit jedem Augenblick von dem schwachen Seile, aus den Fasern der Kokuspalme verfertigt, an welches der Anker befestiget war, loszureissen. Das Gewitter brach nun mit einer Wuth und Heftigkeit los, von welcher man in Europa sich keine Vorstellung machen kann; selbst der Muthvollste würde einen Augenblick hindurch einem unwillkührlich bangen Gefühle nicht widerstanden haben. Mehrere Mal schien die Gegend in Feuer eingehüllt, der Flamme des Schwefels ähnlich; dann folgten Schläge von so furchtbarer Gewalt, daß sie einen schmerzlichen Eindruck auf das Gehrorgan zurückließen. Nachdem dieser betäubende Zustand eine Stunde gedauert hatte, entladete sich eine der niedersten Wolken mit einem Schlage, der alle übrigen an Stärke übertraf; ihm folgte ein wolkenbruchartiger Regenguß, dem das schwache Strohdach unseres Fahrzeuges nicht zu widerstehen vermochte. In einem Augenblicke waren wir alle durchnäßt, und die Neger nur mit Ausschöpfen des Wassers beschäftigt, wobei wir zulezt mit Hand anlegen mußten. Die Luft wurde außerordentlich kalt und unserem durchnäßten Körper doppelt empfindlich; als der Regen endlich nachließ und wir vor Frost zitternd uns vergebens bemühten, Feuer im Schiffe aufzumachen, kamen zum Ueberflusse ganze Schwärme Moskitos, um uns mit ihrem schmerzenden Stachel zu belästigen. Daß wir sämmtlich dem Tage mit Sehnsucht entgegen sahen, läßt sich leicht begreifen. Unsere erste Beschäftigung, als wir Porto d'Estrella erreichten, war daher

ein großes Feuer aufzumachen, erwärmende Speise zuzubereiten und unsere triefenden Kleider zu trocknen. Dann sattelte ich meinen Esel, und kam nach zwei Stunden in einem nicht sehr glänzenden Zustande auf der Mandiocca an, woselbst meine Landsleute, welche die neue Jahresnacht auf deutsche Weise bei Gesang und Becherklang gefeiert hatten, noch in tiefem Schlafe lagen. Ich warf mich auf einen Sopha des Saales, schlief ermüdet ein, und sah mich, als ich erwachte, von den freundlichen Bewohnern der Fazenda umgeben, und mit Glückswünschen zum Wechsel des nicht besonders angenehm begonnenen Jahres begrüßt.

Mit freundlicher Bereitwilligkeit kam Herr von Langsdorff allen meinen Wünschen, meine Ansiedelung auf seinem sehr großen Gute betreffend, entgegen. Es wurde mir die Wahl des Platzes, woselbst ich meine Pflanzung anlegen wollte, überlassen, und die Güte des Herrn Gutsbesitzers ging so weit, daß er sich selbst erbot, mit mir die unermeßlichen Wälder der Mandiocca zu durchstreifen, um die geeignetste Stelle dazu aufzusuchen.

Herr von Langsdorff bewohnte bereits seit zwei Jahren seine schöne Besitzung; dreißig Neger und einige europäische Colonisten waren beständig beschäftigt, die Wälder, welche seine Wohnung umgaben, zu lichten, und dennoch wurden Anstalten zu dem vorhabenden kleinen Ausfluge gemacht, als wären wir gesonnen, eine langwierige Reise nach den Wildnissen Brasiliens anzutreten. Zwei Neger mit Aexten und Foixas versehen, gingen vor uns her; ihnen folgte Herr von Langsdorff eine Boußolle in der Hand, dann zwei Herren der naturforschenden Gesellschaft und ich, sämmtlich mit Gewehren und großen Messern bewaffnet; hinter uns zwei Neger mit den Lebensmitteln und einigem Kochgeschirre. Anfangs wandelten wir auf einem gebahnten Fußpfade, aber

schon tausend Schritte von der Wohnung des Gutsbesitzers, hörte dieser auf, und die vorausgehenden Neger wendeten nun ihre ganze Kraft und Geschicklichkei an, einen Weg durch das undurchdringliche Dickicht zu bahnen, auf welchem wir nur äußerst langsam fortschritten. Ungewohnt, in den Urwäldern zu wandern, nahm jeder Schritt, welchen wir vorwärts machten, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch; allenthalben stieß der unsicher auftretende Fuß auf Hindernisse; der Stachel der Stechpalme, unter den faulenden Blättern der Bäume verborgen, drang verletzend durch die harte Sohle der Fußbekleidung; dornigte Schlingpflanzen, die von dem Gipfel der Bäume herabhingen und ganze Gegenden überzogen, umrangten unsern Körper, und konnten nur mit dem Verluste eines Theiles unserer Kleider abgestreift werden; riesige Baumstämme, welche Alter und Stürme vor langer Zeit niedergestürzt hatten, thürmten sich uns entgegen, und mußten mittelst eines großen und mühsamen Weges umgangen werden. Dort und da schreckte unser Schritt eine schlummernde Schlange oder ein Waldthier auf; Züge wandernder Ameisen, eine große Strecke Weg bedeckend, rächten sich für die, von unserer Seite unwillkührliche Störung, durch den empfindlichen Biß ihrer kleinen Zangen. Ganze Schwärme blutdurstigen Ungeziefers überfielen und belästigten uns auf die peinlichste Weise, und manchmal bildeten die gewaltigen Bäume des Waldes ein so festes und undurchdringliches Dach, daß wir uns gegenseitig zurufen mußten, um uns bei dem herrschenden Dunkel nicht zu sehr von einander zu entfernen. Der Abend war bereits hereingebrochen, und noch waren wir so wenig von der Wohnung des Gutsbesitzers entfernt, daß wir die Töne der Abendglocke hörten, welche die Neger der Pflanzung von der Arbeit nach Hause rief. Es war Zeit, uns nach einem Nachtlager umzusehen; das ferne Rauschen eines Gebirgsstromes leitete unsere Schritte, und die Nacht war bereits eingetreten, als wir sein wildes, felsigtes Ufer

erreichten, und indem wir unſern brennenden Durſt aus ſeinen kühlenden Fluthen ſtillten, brachten wir ihm unſere erſte Huldigung, da es zu finſter war, die Schönheit der Gegend, die er belebte, zu würdigen. Wir vertheilten uns insgeſammt, um trockenes Reiſig für die Dauer der Nacht zu ſammeln, bald loderte ein großes Feuer; die Neger beſchäftigten ſich mit der Zubereitung des Mittags- und Abendeſſens, und während einer von uns abwechſelnd die Wache hielt, lagerten wir uns um die freundliche Flamme, welche ein magiſches Licht über die wilde Gegend verbreitete. Die erwähnte Vorſicht war darum nöthig, weil die Sage ging, daß entlaufene Neger in dieſen Wäldern hauſten, gegen deren ſchleichenden und behutſamen Angriff das ſchwache und ungeübte Ohr eines Europäers wohl nur wenige, und wahrſcheinlich ſehr ſpäte Dienſte, geleiſtet haben würde.

Der Hunger, durch die Mühſeligkeiten des Tages ungewöhnlich vergrößert, würzte unſer Mahl, welches wir in einer andern Lage kaum berührt haben würden; die Müdigkeit, aus ungewohnten Anſtrengungen entſtehend, rief den Schlaf herbei; unſere Unterhaltung wurde immer einſilbiger, und ehe die dritte Stunde der Nacht begann, umfing alle tiefer Schlummer.

Die Reihe zu wachen war an mir, ich warf Reiſig in das Feuer, trat dann in die Dunkelheit zurück und lehnte mich, auf mein Gewehr geſtützt, an einen der größten Bäume des Urwaldes. Die feierliche Stille der Nacht unterbrach nur das eintönige Rauſchen des Fluſſes, die Luft war ungemein milde, und unter anderen Verhältniſſen würde es mir Mühe gekoſtet haben, dem Schlafe zu widerſtehen, der hier ſo einladend winkte; meine Einbildungskraft war jedoch zu ſehr aufgeregt, um die leiſeſte Neigung zur Ruhe zu fühlen. Es war dieſes nicht meine erſte Wache in einem

Walde, ich hatte deren unter ganz anderen Gefahren gehalten; aber meine gegenwärtige Lage war so sehr verschieden von jeder früheren meines Lebens, daß sie unwillkührlich zur Vergleichung aufforderte. Ich befand mich in jenem noch wenig gekannten Theile Amerika's, auf welchen die Augen des Europäers schon lange mit Wißbegierde gerichtet sind, und auf einer Stelle, die vielleicht vor Jahrhunderten der flüchtige Fuß des Eingebornen zum Leztenmale berührt hatte. Die Riesenbäume des Urwaldes, deren Beschreibung manchmal fabelhaft klingt, umgaben mich, und meine Seele erfüllte der feste Entschluß, mir in dieser erhabenen Einöde eine Hütte zu bauen, und hier, obwohl noch in der Blüthe des Lebens, von Allen getrennt, an welche mich die Bande des Blutes und der Freundschaft fesselten, den Rest meiner Tage zu beschließen. Nicht minder merkwürdig war die Gruppe der Schlafenden, die um das helllodernde Feuer regungslos gelagert waren. Der Zufall führte hier Menschen aus den entferntesten Theilen Europa's zusammen, und dieses Bild erhielt doppeltes Interesse durch die kräftigen Gestalten der Afrikaner, die, gleich mir, aus einer fernen Heimath kommend, jezt vertraulich neben Denjenigen lagen, welche das unergründliche Verhängniß zu unbeschränkten Herren ihres Schicksals gemacht hatte.

Die Stunde der Wache ging so, mit Vergangenheit und Zukunft beschäftigt, unvermerkt vorüber; dann weckte ich den nach mir Folgenden, und seine Stelle einnehmend, sank ich bald darauf in die stärkenden Arme des Schlafes. Ich mochte nur wenige Stunden geruht haben, als ich von dem neben mir liegenden Neger mit leiser Stimme geweckt wurde; ich sprang schlaftrunken auf, und bemerkte, daß meine Gefährten sämmtlich das Feuer verlassen hatten und mit großer Spannung nach einer Richtung hinblickten. Als ich mich ihnen näherte, sah ich die gebückte Gestalt eines Negers, mit einer

unſerer Flinten verſehen, durch das Dickicht vorwärts ſchleichen; zugleich vernahmen wir ein entferntes Getöſe im Walde, welches immer näher zu kommen ſchien, und deſſen Urſache wir nicht zu erklären vermochten. Bald darauf kehrte der Neger zurück, und berichtete mit flüſternder Stimme, daß er der Meinung wäre, daß irgend ein Raubthier des Waldes im Anzuge ſey. Wir eilten, uns hinter die zunächſtſtehenden Bäume zu vertheilen, und erwarteten nun lautlos deſſen Ankunft. Endlich entfuhr dem auf dem äußerſten Punkte aufgeſtellten Neger ein leiſer Ruf, und gleich darauf ſtürzte ein Rudel braſilianiſcher Wildſchweine (Jacas oder Agutis) mit Blitzesſchnelle an uns vorüber. Wir feuerten faſt zu gleicher Zeit; die Dunkelheit erlaubte uns aber nicht, zu ſehen, ob wir gut gezielt hatten; dann ſezten wir uns wieder um das Feuer her, und erwarteten den Anbruch des Tages. Sobald die erſten Strahlen der Sonne das Dunkel des Waldes erhellten, wurden zwei Neger auf die Spur des Wildes geſchickt, da einer unſerer Gefährten mit voller Zuverſicht behauptete, ein Wildſchwein getroffen und es hinſtürzen geſehen zu haben. Während die Neger forteilten, bereiteten die übrigen das Frühſtück, oder zerſtreuten ſich, Pflanzen und Waldfrüchte ſuchend; ich aber wählte einen vorſpringenden Felſen an dem Fluße zu einem Sitze, und überblickte von hier aus die Umgegend, mit Mühe meine Gedanken ſammelnd, um meine Aufmerkſamkeit einzelnen Gegenſtänden zuzuwenden. Was ich ſah, war mir, ohne Ausnahme, gänzlich fremd; hier zeigte ſich nicht ein Baum oder eine Pflanze, die mir Aehnlichkeit mit denen meines Vaterlandes zu haben ſchienen, und die Ruhe und Erhabenheit, welche über die ganze Gegend verbreitet war, kann nur in einem ſolchen Grade in den amerikaniſchen Wäldern gefunden werden. Allenthalben wurde das Auge durch eine unbeſchreiblich üppige Vegetation erfreut; abgeſtorbene, bemooſte und uralte Bäume bedeckten Schmarotzerpflanzen und Mimoſen; da, wo

das dichte Dach des Baumlaubes den erwärmenden und belebenden Strahl der Sonne für immer entfernt hielt, schuf die Natur Pflanzen von schlanker, zarter Gestalt, welche sich allein im Schatten gefielen, und nicht zufrieden, dem Boden Bäume entsprossen zu sehen, die von seiner beispiellosen Kraft zeugten, bedeckte die allmächtige Natur diese noch mit unzähligen Schlingpflanzen, die, dünne, wie ein Bindfaden, und wieder dick, wie ein starker Arm, sich von dem Gipfel der Bäume nach dem Boden zogen, sich neuerdings emporwindend die Krone der benachbarten Bäume überstrickten, oder sich in regelmäßigen Windungen um den Stamm schlangen, bis sie sich mit seiner Rinde verwachsen hatten. Unter den Bäumen schien ein reger Wetteifer zu herrschen; jeder strebte mächtig dem Lichte entgegen, wodurch eine bewunderungswürdige Gleichheit ihrer Höhe entsteht. Nur Einzelnen gelingt es, alle zu überragen; dieses sind dann jene berühmten Bäume, von deren erstaunlichem Umfange und Höhe wir in den Büchern der Naturforscher lesen. Die Uebrigen bildeten, ihre dichtlaubigten Kronen vereinigend, sanft gewölbte Bogen, und ihre Stämme konnten mit hohen, geraden Säulen verglichen werden, die einem einzigen kolossalen Blätterbaldachin als Stütze dienen, und dem Gewölbe eines gothischen Domes, aber von unermeßlicher Größe, ähnlich waren, unter welchem ein einladendes Düster und ein zur Ehrfurcht auffordernes Schweigen waltete.

In meine Betrachtungen vertieft und in die tobenden Wellen des Gebirgsflusses starrend, welcher mit unbeschreiblicher Gewalt sich einen Weg durch ein Chaos von Felsen bahnte, die eine gewaltige Revolution, vielleicht vergangener Jahrtausende, auf und über einander gethürmt hatte, wurden meine Träumereien durch den Ruf des in Brasilien üblichen Hornes gestört, welches das Zeichen zur Versammlung gab, weil die Neger zurückgekehrt waren. Sie hatten zwar Spu-

ren vom Schweiße des Wildes entdeckt, aber nichts weiter gefunden; dann brachen wir auf und überstiegen einen Berg um den andern.

So romantisch schön diese Gegend auch seyn mochte, wenn sie vom Walde entblößt wurde, so war der Boden doch mit so vielen Felsstücken bedeckt und so uneben, daß die Erbauung eines Hauses und die Anlegung eines freien Platzes in dessen Nähe sehr beschwerlich schien; Herr von Langsdorff beschloß daher, mich auf eine Stelle zu führen, welche, am westlichen Ende seines Gutes liegend, nach der Angabe einiger Nachbarn in früheren Zeiten bewohnt gewesen war. Wir folgten seiner Leitung über Flüße, Berge und Thäler, die Rastlosigkeit und Gewandtheit des bereits ziemlich bejahrten Mannes bewundernd, mit welcher er fast so geschickt, wie ein eingeborner Sohn des Waldes, die mannigfaltigen Hindernisse, die sich uns in den Weg stellten, zu überwinden wußte. Aber trotz der guten Anführung brach wieder der Abend herein, und wir hatten noch immer den erwünschten Zweck nicht erreicht. Einzelne Tropfen, welche durch die dichte Laubdecke drangen, und einen heftigen Regen verkündeten, erhöhten noch das Unangenehme unserer Lage; bald durchdrang dieser das Dickicht des Laubes, und wenige Augenblicke darauf waren wir so durchnäßt, als wären wir bis an die Schultern durch einen Fluß gegangen. Die einbrechende Dunkelheit erlaubte endlich nicht länger, vorwärts zu gehen, und wir waren herzlich froh, als einer der Neger einen großen, weit hervorragenden Felsen entdeckte, unter dessen schützendem Dache wir dem Regen zu entgehen hofften. Auf einer kleinen Stelle zusammengedrängt, wurden nun vergebliche Versuche gemacht, das gesammelte, ganz durchnäßte Reisig anzuzünden. Empfindlicher Frost durchschüttelte unsern Körper; wir hatten den ganzen Tag noch nichts genossen, und als wir uns an dem mitgenommenen Vorrath

von Mandioc-Mehl laben wollten, zeigte es sich, daß die Gefräßigkeit der Neger fast nichts mehr übrig gelassen hatte. Wir versuchten nun, indem wir uns dicht an einander lagerten, uns gegenseitig einige Wärme mitzutheilen, und als endlich das Bedürfniß des Schlafes mächtiger wurde, als das Gefühl der Kälte und des Hungers, wurden wir durch den Stich unzähliger Insekten an diesem Genuße gehindert. Eine der peinlichsten Nächte ging endlich vorüber; der Regen hatte indessen an Heftigkeit zugenommen, und wir verlangten gleichsam mit einer Stimme, nach der Wohnung des Gutsbesitzers zurückgeführt zu werden, von der wir uns nicht sehr entfernt glaubten. In dieser Voraussetzung strengten wir alle unsere Kräfte an, dieselbe zu erreichen, aber der Mittag war herangekommen, und noch immer zeigte sich keine Spur, welche die Nähe menschlicher Wohnungen verrathen hätte. Unsere leeren Magen verlangten mit Ungestümm nach Nahrung; der lezte Rest des kleinen Vorrathes wurde aufgezehrt, und selbst das rohe und getrocknete Salzfleisch nicht verschont. Bei Einigen zeigte sich große Erschöpfung und es wurde bereits berathschlagt, ob es nicht nicht besser wäre, die Neger fortzuschicken, um den Ausgang des Waldes aufzusuchen, als der dumpfe Ton eines Schusses zu unsern Ohren drang. Von neuem Muthe beseelt, eilten wir der Gegend zu, von welcher der Schall her zu kommen schien, und brannten zu gleicher Zeit unsere Gewehre ab; wir mochten jedoch wenigstens zwei Stunden durch das Dickicht des Waldes fortgegangen seyn, ohne die mindeste Lichtung zu entdecken. Da der Platz, auf welchem wir jezt hielten, zu einem Nachtlager günstig war, und einigen Schutz gegen den Regen gewährte, so wurde beschlossen, hier zu übernachten; vorher feuerten wir jedoch wiederholt unsere sämmtlichen Gewehre ab, und erhoben unsere Stimmen zu einem allgemeinen Rufe; und zu unserer unbeschreiblichen Freude blieb er nicht unbeantwortet. Einige Schüsse aus den kleinen Kanonen des Guts-

besitzers, von Zeit zu Zeit abgebraunt, leiteten uns auf die richtige Spur des Weges, und nach einer Stunde begegneten wir bereits einem Neger, den man gleich den übrigen abgeschickt hatte, uns aufzusuchen; er hatte Lebensmittel und Wein bei sich, deren wir sehr bedürftig waren. Durch sie neu gestärkt, eilten wir nun rüstigen Schrittes der Pflanzung zu, und erreichten diese noch vor dem Einbruche der Nacht, von der Familie und den Freunden des Gutsherrn jubelnd empfangen. Wir sahen wenig besser aus, als Wilde, und unsere Kleider waren dergestalt beschmuzt und abgerissen, daß wir sie sämmtlich wegwerfen mußten. Als ich mich mit großer Behaglichkeit in mein Bett legte, konnte ich nicht umhin, einen Vergleich zwischen dem Leben in einem brasilianischen Urwalde und dem eines deutschen Taglöhners, unter civilisirten Menschen wohnend, anzustellen; aber nicht zu denjenigen gehörend, die Beschwerden und Hindernisse so leicht abschrecken, schlief ich mit dem festen Vorsatze ein, nach einem Rasttage in Begleitung eines brasilianischen Jägers eine geeignetere Stelle zu meiner vorhabenden Niederlassung aufzusuchen.

Herr von Langsdorff kam jedoch meiner Absicht zuvor, indem er mir ein bedeutendes Stück Land abtrat, welches mir gemäß Contrakt als Erblehen, also auf meine rechtmäßigen Nachkommen vererb- und verkaufbares Eigenthum, für ewige Zeiten überlassen wurde, und wofür ich dem Grundherrn den zehnten Theil meiner Aerndte an Handelsgewächsen abtrat. Sobald dieses Geschäft abgemacht war, kaufte ich von Herrn von Langsdorff ein paar zur Feldarbeit abgerichtete, sehr gute Neger, miethete einige europäische Kolonisten, suchte eine geeignete Stelle zur künftigen Pflanzung aus, und ließ nun mit dem Schlagen des Waldes anfangen. Dieses ist eine ganz andere Arbeit wie in Europa. Zuerst muß mit besondern Instrumenten das zwischen den großen

Bäumen wachsende Gebüsche niedergehauen werden; dann werden am Fuße des Berges und noch eine beträchtliche Strecke aufwärts die kleineren Bäume nur zu beiden Seiten angehauen, und erst wenn man auf einen großen Baum kömmt, dieser ganz umgehauen, damit er niederstürzend die Kleineren unter seinem Falle begräbt. So wird fortgefahren, bis man zur bestimmten Höhe gelangt; sind die Bäume von besonders großem Umfange, so müssen eigene Gerüste aufgerichtet werden, und mehrere Arbeiter vereinigen sich sodann zu ihrem Falle. Die brasilianischen Holzarten sind aber von so außerordentlicher Härte und so zähe, daß manchmal vier der gewandtesten Arbeiter mehrere Tage zubringen, ehe sie einen solchen Baum auch nur zum Wanken bringen; bereitet er sich endlich zu seinem Sturze, so sind große Vorsichts-Maßregeln nöthig, da, wenn er oft schon ganz umgehauen ist, die sich um seine Krone schlingenden Lianen anderer Bäume ihn noch fest halten. Erst, wenn auch diese umgehauen sind, neigt er sich zu seinem Sturze und schmettert im Niederfallen oft Hunderte der unter ihm stehenden Bäume mit einem Donner ähnlichen Getöse zu Boden. Nach zwanzigtägiger angestrengter Arbeit waren fünf Tagwerk Wald gehauen; erst jezt konnte die zur Erbauung einer Wohnung geeignetste Stelle bestimmt werden. Als auch diese gelichtet war, wurden die größeren Aeste von den Bäumen abgehauen, und nun blieb der Wald so lange ruhig liegen, bis die Blätter und die kleineren Zweige dürre zu werden anfingen. Bei der Hitze des Climas und günstigem Wetter sind vier Wochen hiezu hinreichend. Während dieser Zeit kaufte ich so viel kleine Kaffeebäume, als ich in der Gegend aufbringen konnte, schnitt sie einen Schuh von ihrer Wurzel ab, und schlug sie einstweilen in Erde ein; dann traf ich Anstalten, den Derubado (so heißt man hier zu Lande den geschlagenen Wald) in Brand zu stecken, und zündete ihn am Fuße des Berges an verschiedenen Stellen an. Ein

günstiger Seewind kam mir um die Mittagszeit zu Hülfe; die gierige Flamme verbreitete sich in einem Augenblicke über den ganzen Niederschlag, erhob sich zu einer ungeheuren Feuersäule, und eine Stunde später lag der Derubado glühend und dampfend vor meinen und meiner Arbeiter erfreuten Augen, mir eine gewisse und treffliche Aerndte sichernd. Sobald man der Brandstätte näher kommen konnte, und ein tüchtiger Regen den fast glühenden Boden abgekühlt hatte, fing ich mit meinen beiden Negern an, die Kaffeebäumchen in Reihen zu pflanzen, deren ich in zehn Tagen 3000 in den Boden brachte. Dann wurden zwischen diese Mais, schwarze Bohnen, Patatas und Kürbisse (Abobras) gepflanzt, und vier Wochen später prangte die ganze Rossa,*) welche kurz vorher noch wie ein Kohlenweiler ausgesehen hatte, mit dem üppigsten Grün des aufgegangenen Saamens. Drei Monate später schritt ich zur Aerndte und erhielt von diesen fünf Morgen Land, von welchen ein Drittheil noch mit Holz bedeckt war, denselben Ertrag, als von fünfzig des besten Feldes in Deutschland; hierauf schritt ich zur zweiten Aussaat, da man, wenn die Witterung günstig ist, von mehreren Fruchtarten zwei Aerndten im Jahre erwarten kann. Inzwischen hatte ich einen Platz zur Erbauung meiner Wohnung von Baumstämmen und Felsstücken räumen lassen; bisher hatte ich in einer mit Palmblättern bedeckten Hütte gewohnt, und von dem Ungestümme der Witterung und der Belästigung aller erdenklichen Arten von Ungeziefer nicht wenig ausgestanden; jezt schritt ich zur Erbauung eines Hauses; ein Magazin zur Aufbewahrung meiner Feldfrüchte und anderer Lebensbedürfnisse, und Stallungen für Hühner,

*) Rossa, Rossada, ist die Benennung eines frischgeschlagenen Waldes. Rossa besonders bezeichnet in der Landessprache einen Platz im Walde, der zum Theil gelichtet, bepflanzt und bewohnt ist; daher der Waldbewohner Rosseiro genannt wird.

Schaafe und Schweine hatte ich schon früher nach Landes-
weise aufgeführt. Obwohl ich nun selbst Zimmermann und
Maurer seyn mußte, so fiel meine Wohnung doch besser und
übscher aus, als man wohl glauben sollte. Der Boden
lieferte treffliches Material zu Ziegeln, welche die Gluth der
Sonne schnell trockneten, und die mit demselben Stoffe, statt
es Mörtels verbunden wurden; ein Brett und eine Setz-
age waren mir behülflich, diese Steine senkrecht und gleich-
aufend auf einander zu setzen, das Gebälke und Dach des
Hauses sezte ich aus runden, abgeschälten Baumstämmen und
Stangen zusammen; Lezteres überzog ich mit den Rippen
er Palmitta, und bedeckte es mit den Blättern der Uricanna,
elche die Neger äußerst dicht und dauerhaft zu flechten ver-
ehen. Eine weiße Erde, die in der Nähe gefunden wurde,
ib einen schönen Anstrich für die äußeren Wände des Hau-
s; die der Zimmer malte ich mit einer Farbe aus, welche
) in der Hauptstadt gekauft hatte; Tische und Stühle ließ
) gleichfalls daher bringen, und als meine Wohnung fertig
ar, unterschied sie sich von einer europäischen wohl nur
rin, daß sie keine Fenster hatte, an deren Stelle sich Läden
n Brettern befanden.

Auch meine Pflanzung schritt nun rasch vorwärts, außer
n Kaffeebäumen pflanzte ich noch etwas Zuckerrohr, legte
Reisfeld an, sezte in Reihen, und wo ich Platz fand,
angen- und Bananen-Bäume, dann verschiedene andere
tzliche Gewächse, zum Hausgebrauche gepflanzt, und wo
glich das Schöne mit dem Nützlichen vereinigt. Ich würde
bei nicht stehen geblieben seyn, aber die Wahrheit des
richwortes: „noch hat keiner ungestraft unter Palmen ge-
ndelt," bestättigte sich auch an mir. Die außerordent-
e Hitze des Climas, ungewohnte körperliche Anstrengungen
) fremdartige Nahrung wirkten so nachtheilig auf meine
sundheit, daß ich erkrankte und meinen Negern die Ver-

waltung der Pflanzung überlassen mußte. Das gastliche Haus des Herrn von Langsdorff nahm mich auf, und meine Genesung ging für meine Ungeduld viel zu langsam von statten.

Als ich wieder fähig war, nach meiner Besitzung, welche ich, der vielen daselbst wild wachsend vorgefundenen Guyaba-Bäume wegen, nach denselben benannte, zurückzukehren, fand ich dieselben in dem besten Zustande. Meine treuen Neger Joze Cabinda und Georg Congo hatten mir durch unermüdeten Fleiß und Sorgfalt die menschenfreundliche und liebreiche Weise, mit welcher ich sie stets behandelte, reichlich vergolten, und ich glaube, daß die Art, wie ich sie belohnte, sie zur Fortdauer ihres guten Betragens ermunterte.

So ging das Jahr 1824 glücklich vorüber; ich lag während der Dauer desselben allerdings mit mancherlei Beschwerden im Kampfe, und es gab wohl mitunter Augenblicke, in welchen ich mich nicht ganz glücklich und manchmal unbeschreiblich verlassen fühlte; dafür hatte ich aber auch viele ungemein frohe Stunden.

Ich fand einen unbeschreiblichen Genuß, wenn mir irgend eine landwirthschaftliche Arbeit gelungen war; jede Pflanze, jedes Bäumchen, welches von mir eigenhändig gepflanzt und gewartet wurde, und meine Mühe mit einem Wachsthume belohnte, den der fleißige Landmann in Europa nicht als möglich ahndet, konnte mich Stunden lang beschäftigen, und meine Seele mit Freude erfüllen. Für mich gab es keinen größern Genuß, als nach vollendeter Tagesarbeit den höchsten Punkt meiner kleinen Pflanzung zu ersteigen, mich an ihrer allmähligen Erweiterung zu weiden und die herrliche Gegend zu bewundern, welche mein Blick beherrschte. Fiel er dann auf mein kleines Häuschen, das in der Tiefe an dem Ufer eines brausenden Gebirgstromes erbaut war, so betrach-

ete ich es mit derselben Behaglichkeit, als nur immer iner der Reichen der Erde seine Palläste und Besitzungen iberseben kann. Nicht ohne Stolz sagte ich mir, daß es inzig meinem Fleiße und meiner Ausdauer gelungen war, nit sehr geringen Mitteln den Grund zu meiner Unabhän- igkeit, und zwar unter sehr ungünstigen Verhältnissen, zu le- jen. Für diesen Zustand, dem schönsten, glücklichsten und des ür Freiheit glühenden Mannes würdigsten, schien mir kein Opfer zu groß. Sehnte ich mich nach menschlichem Um- ange, so befragte ich mich, ob ich mich denn in Europa nd unter Menschen nicht oft einsam und allein gefühlt hätte; urde dieser Drang nach Geselligkeit mächtiger, so näherte ch mich den Hütten meiner Neger, und hörte geduldig die rzählungen von ihrem Vaterlande an, die mich oft herzlich elustigten, da die armen Bursche gleichsam wetteiferten, mir urch die übertriebensten Beschreibungen der Schönheit und es Reichthumes ihrer Heimath und des großen Ansehens, elches sie und ihre Eltern dort behauptet hatten, eine hohe Meinung von ihnen beizubringen. Hätte ich ihren Aussagen lauben wollen, so wäre meine schwarze Dienerschaft aus den öhnen mächtiger afrikanischer Fürsten bestanden, ein Ge- anke, der viel Behagliches für meine Neger haben mußte, a sie sich zuweilen mit Farben, Federn und allem möglichen and, den sie auftreiben konnten, schmückten und sich viel- eicht in diesen Augenblicken selbst für große afrikanische äuptlinge ansahen.

Ich gebe recht gerne zu, daß ein Leben von der Art, ie ich es theils freiwillig, theils gezwungen gewählt hatte, icht einem Jeden angenehm, ja Manchem unerträglich ge- esen wäre; besonders der Bewohner großer Städte, an das eben der großen Welt gewöhnt und für dasselbe erzogen, ürde in einem Urwalde Brasiliens schwerlich lange aushal- en, und wirklich habe ich gar viele Europäer kennen lernen,

die muthig in den Wald zogen und damit endeten, daß sie Mißanthropen und Hypochondristen wurden.

Das Verhängniß gönnte mir übrigens nicht angel Zeit die behagliche Ruhe, welche ich, nachdem die Hauptarbeit vorüber war, zu genießen anfing. Herr von Langsdorff wurde in die Nothwendigkeit versezt, eine wissentschaftliche Reise in das Innere Brasiliens anzutreten, welche mehrere Monate dauern konnte. Er hatte Niemand, dem er seine große Besitzung anzuvertrauen wagte, und drang daher in mich, sein verwaistes Gut während seiner Abwesenheit zu verwalten. Ich halte Dankbarkeit für Pflicht; Herr von Langsdorff hatte sich mir stets sehr gefällig bewiesen, und obwohl mir nicht unbekannt war, daß ich mir eine große Last aufbürdete, so war es mir doch unmöglich, seine Wünsche unerfüllt zu lassen.

Herr von Langsdorff reiste ab und ich zog auf die Mandiocca. Von dem Wunsche beseelt, ihm nützlich zu werden, unterzog ich mich den übernommenen Verpflichtungen mit der mir angebornen Thätigkeit, obwohl ich bald einsah, daß ich Unrecht gethan hatte, die stille Wohnung, in der ich einsam und zufrieden gelebt hatte, mit dem schwierigen Geschäfte zu vertauschen, rohe und aufrührerische Colonisten zufrieden zu stellen, schlecht gezogene Neger im Zaume zu halten, und auf einer Besitzung Ordnung einzuführen, auf welcher man eine Menge großartiger Unternehmungen angefangen hatte, welche fortzusetzen oder emporzubringen bedeutende Summen erforderten und an welchen es gänzlich fehlte. Verdruß und angestrengte Arbeit untergruben daher meine Gesundheit neuerdings, die Heiterkeit meines Gemüthes, die mich bisher allein in allen Stürmen des Lebens aufrecht erhalten hatte, machte dem Trübsinne Platz, der sich allmählig meiner Seele bemeisterte, und diese verderbliche Stimmung trug vielleicht

viel dazu bei, daß ich den etwas zweideutigen Anträgen eines entfernten und angeblichen Freundes Gehör gab; als daher Herr von Langsdorff nach der Abwesenheit einiger Monate nach der Mandiocca zurückkehrte, war mein Entschluß so ziemlich zur Reife gediehen, nach Buenos Ayres zu reisen. Das gesunde Clima dieses Landes und die Aussicht, einer Ackerbau treibenden europäischen Colonie vorzustehen, hatten einen großen Reiz für mich, und es handelte sich nur mehr darum, wem ich meine Besitzung übergeben sollte, da, im Falle meine Erwartungen in Buenos Ayres nicht befriediget würden, ich mir die Möglichkeit sichern wollte, wieder nach Brasilien zurückkehren und auf meiner Besitzung leben zu können.

Auch hiezu schienen sich Mittel zu finden. Ich hatte in der Mitte des vergangenen Jahres einen früher in den deutschen Heeren dienenden Offizier, der, gleich so vielen, nach Brasilien gekommen war, und in seinen Erwartungen gänzlich getäuscht, sich in der traurigsten Lage befand, eingeladen, zu mir zu ziehen, und hatte während der Dauer von sechs Monaten Gelegenheit, mich von seiner rechtlichen Denk- und Handlungsweise zu überzeugen; ihm beschloß ich meine Besitzung unter sehr annehmbaren Bedingungen zu übergeben. Als auch dieser Punkt berichtiget war, zog ich noch einige Freunde, meines Vorhabens wegen, zu Rathe und hörte leider nur auf die Aeußerungen derjenigen, welche meiner Absicht, nach Buenos Ayres zu reisen, ihren Beifall gaben. Hiezu gesellte sich die noch immer nicht unterdrückte Neigung, fremde Länder zu sehen; der majestätische La Platastrom, die Cordilleras winkten so einladend, selbst Peru zeigte sich im Hintergrunde, und mein Entschluß war gefaßt.

II.

Abreise von Brasilien. — Schilderung der Seereise. — Ankunft im La-Plata-Strome und vor Buenos Ayres.

Den 25. April 1825 schiffte ich mich auf der Brigg der Courrier von Liverpool ein, und befand mich bald darauf wieder auf den Wellen des Ozeans. Der Kapitän des Schiffes genoß bei den Kaufleuten in Rio de Janeiro den Ruf eines biedern freundlichen Seemannes; auf dem Schiffe bewies er sich als das Gegentheil. Trotz der Uebereinkunft füllte er seine kleine Kajütte mit der doppelten Anzahl von Passagieren, als sie fassen konnte. Sein Tisch war wenig besser, als der der Matrosen bestellt, und der Aufenthalt im Schiffe wäre unter einer so gemischten, größtentheils aus rohen Menschen bestehenden Gesellschaft unerträglich gewesen, hätte ich nicht Gelegenheit gehabt, mich an zwei würdige und gebildete Männer anzuschließen; der Eine, Don Miguel d'Araoz, war früher Oberstlieutenant in spanischen Diensten und Adjutant des Generals Cantarac, welcher die Ueberreste der königlichen Truppen in Peru befehliget hatte, der Andere, ein Geistlicher und Deputirter der Nationalversammlung in Rio de Janeiro, welchen man nach ihrer gewaltsamen Auflösung in eines der Hafenforts eingekerkert hatte, aus welchem er glücklich entflohen war.

In der guten Jahreszeit, d. h. in den Monaten August bis Februar, legt man die Reise nach Buenos Ayres gewöhnlich in vierzehn Tagen zurück; wir waren gerade in der schlechtesten abgereist; dennoch war uns der Wind im An-

ang so günstig, daß wir bereits am 10ten Mai die Küste Brasiliens an der Stelle erblickten, woselbst früher, gemäß der Uebereinkunft der spanischen und portugiesischen Regierung, die Gränze zwischen den überseeischen Besitzungen der beiden Mächte bestimmt wurde, und welche einige Felsen, ihrer Gestalt wegen das Castel genannt, genau bezeichneten. Das äußerst niedere und scheinbar unfruchtbare Ufer und der Mangel an Bäumen bildeten einen mächtigen Kontrast mit den majestätischen Küsten Brasiliens und der unbeschreiblich üppigen Vegetation, die wir kaum verlassen hatten. Wir gaben uns alle der Hoffnung hin, in kurzer Zeit in den La-Plata-Fluß zu gelangen; aber schon den 14ten Mai hatten wir Südwest-Wind; eine Anzeige, daß jene heftigen und anhaltenden Landwinde im Anzuge seyen, welche in jenen Breiten unter dem Namen Pamperos bekannt und oft äußerst gefährlich sind. Den 16ten übte zuerst dieser Wind seine ganze Gewalt und Tücke an unserem Schiffe aus; er fuhr so plötzlich in die obersten Segel des Fockmastes, daß man nicht mehr Zeit hatte, sie einzuziehen; sie wurden daher zum Theile in Stücke zerrissen und von dem Winde fortgeführt; bald konnte nur mehr ein kleines Segel geführt werden. Die See ging ungewöhnlich hohl, und die Bewegung des Schiffes war so heftig, daß wir alle seekrank wurden; dabei war die Luft so kalt und feucht, daß wir, an das heiße Clima Brasiliens gewöhnt, uns kaum vor den Einwirkungen der Kälte beschützen konnten. Da der Wind gänzlich contrair war, so mußte der Capitän, um nicht zu weit vom Ziele der Reise abzukommen, beständig laviren; dennoch wurden wir in wenigen Tagen über 300 Meilen von der Küste entfernt, und erst den 21sten gelang es uns, das Cap St. Maria zu erreichen; bald darauf befanden wir uns in den Gewässern des herrlichen La-Plata-Stromes, der hier an seiner Mündung 150 englische Meilen breit ist; ihn aufwärts zu fahren war aber, des contrairen Windes und der

heftigen Strömung wegen, vergebene Mühe, und das Schiff, beiden nachgebend, befand sich am 23sten, zu unserem großen Bedauern, wieder auf der hohen See; trostlos gingen wir Abends zu Bette; als wir uns aber des Morgens auf dem Verdecke versammelten, lag, zu unserem unbeschreiblichen Vergnügen, die Küste von B. Ayres vor unseren Augen, und die majestätischen Fluthen des La-Plata brachen ihre grünen Wellen an dem Vordertheile des Schiffes, welches sich leicht und gemächlich schauckelte; die Ebbe war eingetreten und wir lagen vor Anker.

Mit beginnender Fluth wurde der Anker gelichtet und dabei unausgesezt das Senkblei geworfen. Diese Vorsicht darf nicht außer Acht gelassen werden, denn fast in der Mitte des Flußes, kaum fünf Meilen von seiner Mündung entfernt, befindet sich eine große Sandbank, (die Englische genannt) die ihre Gestalt alljährig verändert, und an welcher viele Schiffe stranden; (im Jahre 1824 vierzehn Schiffe verschiedener Nationen) bei stürmischer Witterung ist übrigens, trotz aller Vorsicht gegen Wind und Strömung, manchmal kein anderes Mittel, als auf einem passenden Grund zu ankern; dieß unterließ denn auch der Kapitän bei anbrechender Nacht, als wir uns der Bank auf einige Meilen näherten, keineswegs. Trotz der Dämmerung konnten wir die Masten mehrerer Schiffe sehen, welche an der Sandbank zu Grunde gegangen waren. Am 25sten Morgens langten wir endlich nach einer Reise von 40 Tagen vor der Hauptstadt Buenos Ayres an, und gingen auf der äußeren Rhede des Flußes, 8 Meilen von der Stadt, vor Anker. Es war hohe Zeit für mich, aus diesem Schiffe befreit zu werden; der immerwährende Genuß von Stockfischen, schlechtem Salzfleische, halb verdorbenem Zwieback und einem unbeschreiblich schlechten Trinkwasser, welches wahrscheinlich noch aus der Themsee herstammte, hatten mich in einen un-

erträglichen Zustand von Schwäche versezt. Als ich daher die Schaluppe in das Wasser herablassen sah, und der Kapitän Anstalten machte, sich nach der Stadt zu begeben, bat ich ihn inständig, mich mitzunehmen, da der Fluß sehr unruhig war und es einem gewöhnlichen Boote kaum möglich wurde, zu unserem Schiffe zu gelangen. Der Ehrenmann erklärte aber, er begebe sich mit Depeschen nach einem englischen Kriegsschiffe und würde sogleich wieder zurückkehren. Er kam nicht wieder und wir mußten noch eine Nacht auf dem Schiffe zubringen; mir schien sie eine Ewigkeit. Den andern Tag erschien ein Boot mit drei Engländern, die uns benachrichteten, sie seyen von dem Kapitän geschickt, uns nach der Stadt zu bringen; so erbärmlich das Fahrzeug auch war, so säumten wir doch keinen Augenblick, davon Gebrauch zu machen. Kaum waren wir indessen zwei Stunden gerudert, so kamen Fahrzeuge auf uns zugesteuert, mit Menschen angefüllt, deren Aeußeres und Benehmen uns sehr geneigt machte, sie für Seeräuber zu halten. Unbewaffnet, wie wir waren, konnte natürlich an keinen Widerstand gedacht werden; unsere Ruderer hielten also auf ihr Zurufen an, und einer dieser Leute rief uns, eine gespannte Pistole in der Hand, gebieterisch zu, unser Boot sogleich mit dem ihrigen zu vertauschen, da sie gesinnt seyen, noch gegen 20 Meilen flußaufwärts zu fahren, und ihr Fahrzeug sich bereits Leck zeige. Unsere Ruderer wiedersezten sich aber so standhaft, daß sie uns ungehindert unsern Weg fortsetzen ließen. Nach einer Stunde Weges wurden wir wiederholt von einem mit Bewaffneten angefüllten Fahrzeuge angehalten, welche uns durchaus zwingen wollten, mit ihnen gemeine Sache zu machen und ein brasilianisches Kauffahrtheyschiff anzugreifen, welches auf der entgegengesezten Seite des Flußes vor Anker lag. Auch diese Zumuthung gelang uns abzulehnen. Wir erfuhren nun, daß dieses größtentheils brodlose Matrosen von vielerlei Nationen seyen, welche von

einer Parthei Kaufleute aus B. Ayres, die durchaus Krieg mit Braſilien wollten, zu ſolchen völkerrechtswidrigen Angriffen aufgemuntert würden; dieſes gab uns nun freilich keinen hohen Begriff von der Energie der dortigen Regierung. Da das Ufer des La-Plata-Stromes beinahe dem Waſſerſpiegel gleich iſt, ſo iſt es ganz unmöglich, mit einem Boote an daſſelbe zu gelangen, und man muß ſich mittels eines Wagens, der eine bedeutende Strecke in den Fluß fährt, an das Land bringen laſſen; daſelbſt angekommen, eilten wir ſogleich nach dem erſten Gaſthauſe, welches uns ſichtbar wurde, und während meine Reiſegefährten ſich in der Küche umſahen, um ein gutes Abendeſſen zu beſtellen, trachtete ich nur, in ein Bett zu kommen und der lang entbehrten Ruhe zu genießen.

Die Schilderung meiner körperlichen Leiden auf dem Schiffe iſt äußerſt ſchwach, und ich ſah nicht ohne Bangen der Wahrſcheinlichkeit entgegen, bei meiner Ankunft am Lande lange Zeit bettliegerig zu bleiben; als ich daher den kommenden Tag von meinen Reiſegefährten geweckt und zum Aufſtehen aufgemuntert wurde, war ich nicht wenig erſtaunt über die ſchnelle Veränderung meiner Geſundheit und die unglaubliche Wirkung einer einzigen, auf dem feſten Lande zugebrachten Nacht. Es wurde beſchloſſen, einen Gang durch die Stadt zu machen, woſelbſt man beſchäftiget war, Anſtalten zur Feier des Jahrestages der Befreiung vom Joche Spaniens zu treffen.

III.

Getäuschte Erwartung. — Ich ziehe mit einem Reisegefährten bei einer angesehenen Familie in die Miethe. — Wir holen unser Gepäck von dem Schiffe ab. — Ansicht der Stadt von der Wasserseite. — Erste Theilnahme an dem Mittagtische der Familie. — Empfindliche Kälte und Belästigung des Ungeziefers. — Besuch des deutschen Clubbs.

Während meine Reisegefährten nicht müde wurden, die Vorbereitungen zu dem Maifeste zu sehen, hatte ich keinen Wunsch, als meinen Freund, Herrn H...., zu treffen, welcher mir in seinem lezten Briefe seine Wohnung angetragen hatte. Sobald es daher der Anstand nur einigermaßen erlaubte, trennte ich mich von der Gesellschaft und suchte die Wohnung eines deutschen Kaufmannes auf, an welchen ich dringend empfohlen war.

Wenige Worte, welche ich mit diesem Herrn wechselte, dessen Empfang mir keinen hohen Begriff von der Erziehung und Gefälligkeit meiner Landsleute in B. Ayres gab, überzeugten mich zu meinem Schrecken, daß Herr H.... zu jenen leichtsinnigen Abentheurern gehörte, welche gewohnt, sich durch Lügen, erdichtete Erzählungen und die ihnen eigene Dreistigkeit und Unverschämtheit fortzubringen, sich kein Gewissen daraus machen, ihre Bekannten, und selbst diejenigen, die ihre Freunde sind, zu betrügen. Was Herrn H.... bewogen haben konnte, mir lügenhafte Briefe zu schreiben, die alle Personen, welchen ich sie in Brasilien zeigte, täuschten,

begreife ich noch immer nicht; auch Herr Z....., dem ich sie vorwies, zuckte die Achseln und meldete mir, daß Herr H.... schon seit längerer Zeit nach Europa abgereist wäre, um deutsche Colonisten herüber zu bringen, keineswegs aber, wie er mir geschrieben hatte, aus Auftrag der Regierung, sondern von einer Gesellschaft von Kaufleuten abgesendet, welche beabsichteten, ihre Landgüter mit arbeitsamen Familien zu bevölkern, und in der Voraussetzung, daß sie ihr Ueberfahrsgeld zu entrichten unfähig seyn würden, diese, gleich den Nordamerikanern, so lange unentgeltlich in ihren Diensten zu behalten, bis sie die gemachten Auslagen und Vorschüsse abverdient hatten. Herr Z..... versicherte endlich, daß man unter solchen Umständen keines Vorstandes einer Colonie bedürfe, und gab mir den Rath, mit der ersten Gelegenheit nach Brasilien zurück zu kehren, welcher mir später von dem Regierungs-Präsidenten und mehreren angesehenen Einwohnern wiederholt wurde, und denen ich augenblickliche Folge geleistet haben würde, wäre ein Schiff zur Rückreise nach Brasilien bereit gelegen.

Ich kam in einer schwer zu schildernden Seelenstimmung in meinem Gasthofe (Fonda del Commercio) an, doch sammelte ich mich bald wieder; ich glaubte hinreichende Mittel zu besitzen, um einige Wochen in der Stadt und auf dem Lande zuzubringen, da die Luft und das Clima mir außerordentlich zusagten, meine zerrüttete Gesundheit wieder herstellen, und mit dem ersten segelfertigen Schiffe nach meiner Besitzung, welche ich den Händen eines redlichen, wenn auch etwas nachlässigen Freundes anverrraut zu haben glaubte, zurückkehren zu können. Wurde ich also wieder so gesund und kräftig, wie früher, so war, im Grunde genommen, nur eine Summe Geldes verloren, welche sich später wieder erwerben ließ. Ich berathschlagte daher mit meinem Freunde Don Miguel, welcher in B. Ayres bekannt war, auf welche

Weise ich am wohlfeilsten daselbst leben könnte, und er rieth mir, bei Privatleuten Wohnung und Tisch zu nehmen, eine Sitte, welche hier allgemein eingeführt war; Padre Antonio, mein Reisegefährte, wünschte sich an mich anzuschließen, und schon den folgenden Tag wurden wir bei der Familie Seinz eingeführt. Man forderte daselbst für Wohnung, Tisch und Besorgung der Wäsche monatlich 60 Pesos *) (110 fl.). So bedeutend mir dieser Preis auch schien, so hatte ich doch bald Gelegenheit, mich zu überzeugen, daß, im Verhältnisse der in B. Ayres herrschenden Theuerung, die Forderung nicht übertrieben war. Genöthiget, mich mit wärmerer Kleidung zu versehen, da der Monat Mai unter diesen Graden ein Wintermonat ist, bestellte ich bei einem Schneider Frack und Hose von mittelfeinem Tuche, und bezahlte 60 Pesos (144 fl.).

Unsere sämmtlichen Effekten waren noch am Bord des Schiffes, und obwohl es Schuldigkeit des Capitäns gewesen wäre, dieselben ausschiffen zu lassen, so mußten wir sie doch selbst abholen; wir mietheten daher eine Lancha (Fahrzeug von ungefähr 3 Tonnen) um den ungeheueren Preis einer

*) Die Regierung von B. Ayres ließ seit ihrer Trennung von Spanien Thaler prägen, welche Pesos genannt werden und den Werth eines deutschen Conventions-Thalers haben. Dieser Thaler ist in 8 Reales und 16 Medios abgetheilt. Da dieses Sechszehntel eines Thalers bisher die kleinste Scheidemünze war, so ließ die Regierung Kupfermünzen prägen, wovon jedes Stück sonderbarer Weise Decimo genannt wurde, und von welchen Hundert auf einen Thaler gingen. Da man jedoch nur für 5 Decimos etwas kaufen konnte, so bediente sich Niemand dieser Münze, außer arme Leute. Uebrigens hatte man schon längst seine Zuflucht zu Papiergeld genommen, welches jedoch durch die Solidität der Nationalbank noch so ziemlich im Course erhalten wurde.

Dublone in Gold oder 17 Pesos, und langten nach einer Fahrt von zwei Stunden bei dem Schiffe an, welches noch auf der äußern Rhede lag, und von welchem wir unser Gepäcke abholten. Indessen hatte sich ein so heftiger Landwind erhoben, daß es ganz unmöglich war, auf dem geraden Wege nach der Stadt zurückzukehren, wir mußten den Fluß sehr weit hinauffahren und uns unter beständigem Laviren dem Ufer nähern. Bei dieser Gelegenheit hatten wir volle Muße, die Lage der Stadt von der Flußseite zu beobachten. Wir fuhren bis Ricolleta (Barfüßerkloster) stromaufwärts; dort erhebt sich das Ufer zu solcher Höhe, daß es nicht mehr von dem öfters austretenden Fluße überschwemmt werden kann, dann senkt es sich allmählig gegen die Stadt zu, und wird an manchen Stellen so flach, daß es häufig Booten und selbst größern Fahrzeugen möglich wird, in den Straßen umherzufahren. Die Lage der Stadt stellt sich daher dem Auge, vom Fluße aus übersehen, nicht besonders vortheilhaft dar, um so mehr, da die Dächer sämmtlicher Häuser nach italiänischer Weise vollkommen flach, und ihre Mauern nicht mit Kalk beworfen sind. Sie dehnt sich in sehr beträchtlicher Länge aus; kömmt man jedoch dem Ufer näher, so bemerkt man sogleich, wie wenig die ehemals spanische Regierung zum Besten ihrer südamerikanischen Besitzungen that; man findet keinen Quai, keine Bequemlichkeit für die landenden Fahrzeuge. Das Ufer, durch keinen Damm gegen die andringenden Wellen des gewaltigen Flusses verwahrt, ist ungleich und zerissen, zur Zeit der Fluth mit Wasser, und zu der der Ebbe mit Schlamm, todten Fischen und Tang bedeckt; selbst vor dem Regierungspallaste, einem modernen Gebäude, mit einer unbedeutenden Verschanzung umgeben und mit Kanonen besezt, um die Stadt vor einer feindlichen Landung zu beschützen, droht dem Fußgeher Gefahr, nach einigen Regentagen im Kothe zu versinken. Einen besonders widrigen Anblick gewähren die vielen Kueippen (Pulperias), welche, längs

)em Strande erbaut, wahren Räuberhöhlen ähnlich, ſich von ıußen, wie von innen durch Schmutz auszeichnen, und be- ſtändig mit betrunkenen und betheerten Matroſen oder trägen Landbewohnern angefüllt ſind. Ich war daher herzlich froh, ıls ich mit meinem Gepäcke im Hauſe der Sennora Seinz ınkam; es war Eſſenszeit und man hatte bereits auf uns ;ewartet. Ich eilte, mich umzukleiden, und wurde hierauf ıebſt meinem Freunde Don Antonio von der Gebieterin)es Hauſes ſelbſt zu Tiſche geführt, woſelbſt wir den Ehren-)latz erhielten. Hier fanden wir alles anders, als in Bra- ilien; die anweſenden Frauenzimmer waren auf europäiſche Weiſe gekleidet, ſehr höflich, geſprächig, und, wie ich bemerkte, häuslich erzogen. Es ſaßen, ohne uns, 10 Perſonen, Er- wachſene und Kinder, am Tiſche, Alle der Familie angehörig ınd verwandt; die Hausfrau vertheilte eigenhändig die Spei- ſen. Die Koſt wollte mir, das Fleiſch ausgenommen, nicht)eſonders ſchmecken, da alle Gerichte, in Ermanglung von Butter, Schmalz oder Speck, mit ausgelaſſenem Ochſenfette ;ubereitet waren; zum Glücke war meine Eßluſt nicht groß ınd mein Magen an die in ſüdlichen Ländern ſo nothwen- dige Mäßigkeit gewöhnt, denn die Portionen waren gewaltig klein und wurden mit geometriſcher Genauigkeit ausgetheilt. Nach Tiſche wurden wir mit der gewöhnlichen Betheuerung, daß alles im Hauſe Befindliche zu unſern Dienſten ſtehe, ein- geladen, die Abende im Kreiſe der Familie zuzubringen. Ich machte alsbald zwei unangenehme Bemerkungen, nämlich, daß es im ganzen Hauſe keinen Kamin oder Ofen gab, ob- wohl ſich der Winter, der eben erſt anfing, mit einer Strenge einſtellte, welche ich in Europa äußerſt gelinde genannt haben würde, die aber dem bisherigen Bewohner eines heißen Lan- des empfindlich fallen mußte; ferners, daß es allenthalben von einer ſo ungewöhnlichen Menge von Flöhen wimmelte, daß ich mit wahrer Angſt der Qual entgegen ſah, die mir die blutgierigen Geſchöpfe zu bereiten drohten. Wirklich

konnte ich auch mehrere Nächte kein Auge schließen, und war den kommenden Tag am ganzen Leibe mit den Merkmalen ihres Blutdurstes bezeichnet.

Den folgenden Tag gab ich meine Empfehlungsbriefe an deutsche, franzöſiſche und engliſche Handelshäuſer ab, wurde allenthalben zu Tiſche gebeten, und ſomit glaubte man den Empfehlungen der entfernten Handelsfreunde alle Achtung erwieſen zu haben. Deſto herzlicher war die Aufnahme, welche ich bei mehreren jungen Landsleuten fand, die größtentheils in engliſchen Häuſern dienten und eine eigene Geſellſchaft gegründet hatten, deren Zweck nicht allein geſellige Unterhaltung, ſondern auch Unterſtützung nothleidender Landsleute war. Ich habe im Kreiſe dieſer in B. Ayres allgemein hochgeachteten Männer viele frohe Stunden zugebracht, und es verging faſt kein Tag, an dem nicht einer von ihnen mir Beweiſe wahrer Freundſchaft gegeben hätte. Durch ihre Vermittlung lernte ich die Stadt und ihre Umgegend kennen, von welcher ich eine ſchwache Schilderung verſuchen will.

IV.

Beſchreibung der Stadt und ihrer Umgebung.

Buenos Ayres, ehemals die Hauptſtadt des Vice-Königreiches dieſes Namens und gegenwärtig die der Republick Argentina, liegt im 34° 36′ 40″ ſüdl. Breite und 58° 13′ 38″ weſtl. Länge. Die Spanier legten im Jahre 1535 den Grund zu ihrer Erbauung. Bis zum Jahre 1620 wurde ſie abwechslungsweiſe von den ſpaniſchen Coloniſten, welche den Angriffen der wilden Eingebornen nicht zu widerſtehen ver-

mochten, verlassen und wieder bewohnt, bis es ihnen in der genannten Zeit gelang, ihre Gegner gänzlich zu vertreiben. B. Ayres nahm hierauf an Umfang und Bevölkerung zu, und zählt gegenwärtig 75000 Einwohner. Die Stadt liegt in einer Ebene dicht an dem Ufer des La Platasflusses. Sie nimmt einen sehr großen Raum ein, da nur wenige Häuser ein Stockwerk hoch sind, und erst jezt mit der Erbauung Mehrstöckiger angefangen wird. Die Strassen sind breit, in Vierecke eingetheilt, nach der Schnur erbaut und größtentheils gepflastert. Sämmtliche Gebäude haben vollkommen flache Dächer, und sind von Ziegelsteinen aufgeführt. Wegen Mangel und Theurung des Kalkes werden sie weder durch Mörtel verbunden, noch die Mauren damit überzogen, und nur die reichsten Personen bedienen sich desselben, wenigstens ihre Dächer durch einen Ueberzug dieses Materials und Gyps gegen das Eindringen des Regens zu schützen; gewöhnlich verbinden sie die Backsteine blos mit geschwemmter Erde, und es scheint, daß dieses ohne Nachtheil für die Dauerhaftigkeit der Gebäude geschieht; hingegen ist es wohl Mitursache, daß die beständig feuchte Athmosphäre ihren Einfluß auf eine nachtheilige Weise, besonders an dem Aeussern der Häuser, ausübet, von welchen die gegen Süden liegenden mit Gras und Moos bedeckt sind; selbst auf den Dächern, die nicht sorgfältig gereinigt werden, wächst Ersteres manchmal drei Fuß hoch; dadurch erhält die Stadt ein düsteres, verlassenes Aussehen. Nimmt jedoch einstens der Handel, die Industrie und der Wohlstand der Einwohner zu, so werden sie zuverläßig auf die Verschönerung ihrer Wohnungen größere Rücksicht nehmen. Bereits wurden von der Regierung einige schöne Gebäude zur öffentlichen Wohlfahrt aufgeführt, darunter gehören die Börse und einige Schulhäuser. Die Kirchen, deren Zahl für den Umfang der Stadt unbeträchtlich ist, sind groß und sämmtlich im gothischen Geschmacke erbaut; unter ihnen zeichnet sich die Cathedrale

aus, welche man selbst in den größten Städten Europas bewundern würde. Außer diesem gibt es noch vier Mannes- und zwei Frauenklöster, welche gegenwärtig größtentheils in Kasernen und öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten umgewandelt sind; ferner ein Hospital für das männliche, und ein anderes für das weibliche Geschlecht, ein Findel- und ein Waisenhaus. Die Stadt besitzt einige öffentliche Plätze, von welchen jedoch der Cabildo allein Erwähnung verdient. Dieser große Platz trägt seinen Namen von dem daselbst befindlichen Stadt- oder Gemeindehause, einem geräumigen Gebäude, in welchem die Polizei, die Municipalität (el Cabildo) und die verschiedenen Gerichtssäle der Justiz sich befinden. Gedeckte Gänge führen um drei Seiten des Platzes her; in welchen Krämer ihre Buden aufgeschlagen haben. Hinter diesem Platze befindet sich das Regierungsgebäude; ein einfaches, geräumiges Haus, von Wällen und Gräben umgeben und mit einer Zugbrücke versehen; eine kleine Garnison dient demselben zur Bewachung. Hier wohnt der jederzeitige Präsident und werden die Sitzungen der Regierungsjunta gehalten. Weiter abwärts liegen die Gebäude der Mauth, an dem Hafen des La Plata. Sie sind höchst einfach und für den gegenwärtigen Handel hinreichend geräumig. Eine Merkwürdigkeit an diesem Orte sind höfliche und gebildete Beamte; der Dienst wird durch eine verhältnißmäßig geringe Zahl versehen. Die Einförmigkeit der Bauart würde es besonders den Fremden sehr erschweren, sich in einer so großen Stadt zurecht zu finden, wären nicht die Namen der Straßen (Calles), an ihren Ecken angeschrieben, auch sind alle Vierecke (Quadras) und Häuser mit Nummern bezeichnet. In einigen Straßen ist man nicht abgeneigt, sich für Augenblicke in eine englische Landstadt versetzt zu glauben, da man nur die Schilde englischer Handwerker bemerkt; wirklich befinden sich wohl in keiner südamerikanischen Stadt so viele Menschen von dieser Nation, als in B. Ayres, wie denn

überhaupt eine ungewöhnliche Menge von Ausländern sich dahier aufhalten, und wenn sie arbeiten wollen, sich gut erähren, da die Eingebornen, trotz ihrer freieren Begriffe, den früheren Hang zum Müßiggange noch nicht ganz abgelegt haben; und sich nur mit Handel abgeben mögen. Die Stadt ist daher mit kleinen Kaufläden (Tendas) angefüllt, welche hre Waaren aus den größern Lagern der Kaufleute nehmen. Es ist eine Eigenheit der Stadt, daß sich an jedem Ecke einer Straße eine Kneippe (Pulperia) befindet, die den ganzen Tag mit Landleuten, Personen aus der gemeinen Volksklasse und Negern angefüllt ist, und aus welcher man, von Aufgang der Sonne bis spät in die Nacht die Töne einer alten Guittarre und die eintönige Melodie des Cielito, eines beliebten Nationalgesanges, vernimmt. Die Gasthäuser (Fondas) sind nur in geringer Zahl vorhanden, ohne die mindeste Bequemlichkeit, im höchsten Grade theuer und entsetzlich schmutzig; doch wird es wenige Gasthäuser in Deutschland geben, in welchen man die Speisen schmackhafter zubereitet, als hier. Eine große Rolle, wenn ich mich dieses Ausdruckes bedienen darf, spielen hier die Kaffeehäuser; sie sind sehr geräumig, mit großer Pracht ausgestattet, und gehören zu den einträglichsten Erwerbszweigen. Hier versammeln sich von 9 Uhr Morgens bis Mitternacht alle Personen, die im Stande sind, eine Tasse Kaffee zu bezahlen. Es sind dieses die eigentlichen politischen Klubbs der Stadt, und bei der leidenschaftlichen Neigung der Männer, sich über politische Gegenstände zu unterhalten, kann man wohl behaupten, daß keine Stunde im Tage vergeht, wo selbst die weitschichtigen Räume der Kaffeehäuser nicht mit Menschen angefüllt wären.

Es scheint, daß die südamerikanischen Städte niemals Thore hatten; da alle, die ich bisher sah, offen waren. Die Straßen von B. Ayres führen entweder nach dem Flusse, oder nach dem Lande; sobald man daher die Stadt von der

lezten Seite aus verläßt, betritt man eine große Ebene. Alle Ländereien der auswärts Wohnenden sind in Vierecke eingetheilt, mit Gräben und Wällen umgeben, und diese wieder mit Hecken von Cactus und Aloen bepflanzt. Bäume sind hier eine Seltenheit, und ohne die erwähnten Hecken könnte man sich nichts Eintönigeres denken, als die Umgegend von B. Ayres. Die kleinen Besitzungen in der Nähe der Stadt führen hier den Namen Haciendas. Sie versehen die Stadt mit Milch, Geflügel, Gemüse und mit grünem Futter für die Pferde, welches durchgehends aus frischgeschnittener, hochgewachsener Luzerne besteht, die auf dem Markte büschelweise verkauft wird. Diese Besitzungen sind sämmtlich in dem schlechtesten Zustande, manche liegen sogar öde und unbenuzt da, obwohl sie unter der Leitung eines thätigen und einsichtsvollen Landwirthes bedeutende Summen eintragen würden. Die Städter besuchen gewöhnlich drei der Stadt nahe liegende Orte. Diese sind: Ricoletta oder das ehemalige Barfüßerkloster; la Ensenada, der zweite Hafen der Stadt, wohin sich die Fahrzeuge begeben, die Handel mit Salzfleisch treiben, und jene Schiffe, welche ohne Ladung absegeln, und hier Ballast einnehmen. Der dritte Ort ist Flores. Einer meiner gefälligen Landsleute hatte die Güte, mich auf eine Besitzung seines Bruders zu führen, welche nur eine starke Stunde von dem genannten Orte entfernt war. Gute Reitpferde brachten uns im Fluge dahin; die Bewohner, Verwandte des Gutsbesitzers, empfingen mich mit zuvorkommender Höflichkeit, und ich hatte kaum den Wunsch geäußert, die Felder zu besehen, so wurden andere Pferde gesattelt und der Weg dahin unverzüglich angetreten. Ein großer Theil schien für Weide bestimmt; und war mit Disteln bewachsen, welche den Pferden beinahe bis an den Bauch gingen. Fünfzig bis sechzig Stück Hornvieh weidete auf diesen Gründen; es war gut genährt, aber keineswegs von ausgezeichneter Gestalt. Dann kamen wir auf die eigentli-

hen Felder; daß sie theils mit Getreide angebaut, theils bereits zum Anbaue vorbereitet waren, mußte mir von meinen Begleitern gesagt werden, denn ich hätte es nimmermehr bemerkt, da die Disteln bereits allenthalben überhand genommen, und da, wo man frisch geackert hatte, eigentlich nur niedergedrückt und etwas beschädiget waren. Während ich diese Felder Kopf schüttelnd betrachtete, näherten wir uns einem großen Stücke Holz, einem zugespizten Balken ähnlich, und an dem erwähnten Punkte mit Eisen beschlagen; zwei Schuh von dieser Stelle entfernt war ein starkes, aufrecht stehendes Holz befestiget, an dieses ein als Handhabe dienendes gekrümmtes; es war der südamerikanische Pflug, und bald darauf sah ich dieses vortreffliche Werkzeug in voller Thätigkeit. Vier Ochsen, von einem Knechte geleitet, der hinter dem Pfluge nachging, damit er nicht umfallen konnte, schleiften die plumpe Maschine über das Feld weg, welche den Boden etwas aufkrazte, unstreitig den Wachsthum der Disteln beförderte, und sie auf einige Stunden mit Erde bedeckte. Ein anderer Knecht folgte unmittelbar und säete eine kaum kennbare Gerste über das Feld aus, und ein Dritter fuhr mit einem Balken darüber her, an dem einige Dornheckenreiser befestiget waren. Meine Wißbegierde, mehreres über den Feldbau der Umgegend zu erfahren, war jezt vollkommen befriedigt; doch konnte ich nicht umhin, bei meiner Rückkehr in das gastliche Haus des Gutsbesitzers mir einige Bemerkungen über den landesüblichen Feldbau zu erlauben, und den Verwandten des Hauses die Einführung besserer Ackerwerkzeuge zu empfehlen. Man betheuerte jedoch, daß der geringste Versuch, eine Veränderung in der landesüblichen Art des Feldbaues vorzunehmen, alle Knechte augenblicklich verscheuen würde, welche man ohnehin auf eine wahrhaft ängstliche Weise behandeln müsse; und die Gelegenheit, mich von der Wahrheit dieser Behauptung zu überzeugen, stellte sich schon bei Tische ein. Wir hatten kaum Platz ge-

nommen, so erschien ein schmutziger Kerl mit einem kleinen Hut auf dem Kopfe, bloßen Füßen, an welche Sporen geschnallt waren, und einer brennenden Cigarre im Munde. Sogleich redete ihn das Haupt der Familie mit folgenden Worten an: „Sennor Don Casparo! wollten Euer Gnaden *) die Güte haben und Sorge tragen, daß einige Pferde nach Tische bereit gehalten werden?“ Der Angeredete nickte mit dem Kopfe und entfernte sich mit Gravität eines spanischen Hidalgos; und als man mein mühsam unterdrücktes Lächeln bemerkte, wurde mir eine Vorlesung über die Freiheit und Gleichheit der Menschen gehalten, welche ich ganz vortrefflich fand, da ich nicht Willens war, mit Hülfe der ritterlichen Knechte des Landes Feldbau zu treiben.

Nach Tische führte man mich in ein merkwürdiges Taubenhaus, ein großes, ganz gemauertes, viereckigtes und unbedecktes Gebäude, zu welchem man durch eine kleine, wohlverwahrte Pforte gelangte. Sie wurde mit der äußersten Vorsicht geöffnet; aber kaum war der Erste von uns eingetreten, so erhoben sich alle älteren Tauben mit einem unbeschreiblichen Geräusche von den Nestern, verdunkelten auf einen Augenblick die Luft, und flogen dem nächsten Felde zu, welches sie gänzlich bedeckten. Man sagte mir, daß sich ihre Zahl oft auf 8 bis 10,000 Stück belaufe, und daß man, ohne die mindesten Kosten zu haben, aus dem Verkaufe der jungen Tauben mehr löse, als aus sämmtliche.: Feldern, welchen übrigens der Besuch eines so ungeheuren Taubenfluges zur Zeit der Aerndte nicht besonders nützlich seyn dürfte. Dann bestiegen wir unsere Pferde und eilten nach Hause.

*) Wie in Portugal werden auch in Spanien alle Personen mit vuestra merced angeredet; in Südamerika wird überdieß jedem freien Manne zu dem Titel Sennor noch das eigentlich nur dem Adeligen gebührende Don beigesezt.

Ein paar Tage später besuchte ich das Saladero (Salzhaus) des Herrn Hölderhof, eines Deutschen, welcher mich nebst seinen deutschen Bekannten zu einem Frühstücke eingeladen hatte. Dieser Herr kaufte, so oft auswärtige Schiffe Verlangen nach Salzfleisch trugen, eine bedeutende Zahl Ochsen aus dem Innern des Landes, ließ diese fangen, tödten, abziehen und zerlegen, und das Fleisch an der Luft trocknen und einsalzen, worauf es unverzüglich auf Schiffen nach der Insel Cuba versendet wurde. Die Häute, die berühmtesten und gesuchtesten im Handel, werden ausgespannt und getrocknet, der Talg in große Klumpen zusammengeschlagen, oder ausgelassen und in den Blasen der Ochsen aufbewahrt, die Hörner und Klauen abgenommen, und seitdem die Engländer so großen Werth auf das bekannte Knochenmehl zur Düngung ihrer Felder legen, auch die übrigen Knochen, nachdem sie in der Luft getrocknet und von allem Fleische befreit sind, nach England versendet. Ein solcher Saladero ist keineswegs ein angenehmer Anblick; das Geschäft des Fangens, Tödtens und Zerlegens, welches mit unglaublicher Gewandtheit, aber auf die roheste Weise betrieben wird, die großen Strecken, welche mit den Ueberresten der getödteten Thiere bedeckt sind, und welche, wenn sie einmal in Fäulniß übergehen, die Luft weit umher verpesten; der Anblick der Menge des aufgehängten Fleisches, das Geschrei unzähliger Geier und herrenloser Hunde, welche sich um die Beute streiten, endlich der Anblick der mit Blut bedeckten Knechte lassen auf den, eines solchen Schauspieles ungewohnten Europäer einen lange dauernden Eindruck zurück. Auf der Rückkehr nach der Stadt trafen wir auf eine Anzahl von Landleuten, welche sämmtlich beritten und, aus der Kirche kommend, sich versammelt hatten, um ein Wettrennen zu halten. Sogleich rückten wir näher zusammen, ahmten den Sitz und die Haltung der Eingebornen so viel als möglich nach, und sprengten im Galoppe durch die

Menge, deren beifälliger Ruf uns folgte. Wären wir schlecht geritten, würden sie uns mit derselben Freimüthigkeit ausgelacht haben; denn ein schlechter oder verzagter Reiter kann gewiß seyn, die Zielscheibe ihres Spottes zu werden, und gewöhnlich machen sie sich ein Vergnügen daraus, sein Pferd scheu zu machen und nicht eher zu rasten, als bis es seinen Reiter abwirft.

Bald darauf hatte ich Gelegenheit, etwas tiefer in das Innere des Landes einzudringen. Herr Robertsohn, ein reicher Kaufmann aus Edinburg und Besitzer eines bedeutenden Landgutes, zehn Stunden von der Stadt, hatte aus Schottland 150 Familien kommen lassen, welche er auf seine Estancia (Landgut) schicken wollte, damit sie sich daselbst anbauten und durch ihr Beispiel den ganz vernachlässigten Feldbau wieder empor brächten. Diese Colonie einmal besuchen zu können, war mein höchster Wunsch, welcher sogleich durch die Güte eines Landsmannes, der dem erwähnten Handelshause diente, erfüllt wurde. Es traten zwei auf einander folgende Feiertage ein, die von diesem Herrn zum Besuche der Estancia bestimmt wurden; ich wurde freundlich eingeladen, miethete den Gaul eines Careteros (Kärners) und verließ mit Tages Anbruch an der Seite meines trefflich berittenen Landsmannes die Stadt. Nachdem wir ein paar Stunden, ohne nur einen Augenblick auszuhalten, galoppirt hatten, ließen wir unsere Pferde eine Weile im Schritte fortgehen. Buenos Ayres lag uns bereits weit im Rücken, vor uns eine unbegränzte Ebene, auf welcher weder eine menschliche Wohnung, kein Baum, nicht einmal das kleinste Strauchwerk entdeckt werden konnte; diese einsame Gegend wurde allein durch kleine Heerden Hornvieh und Pferde belebt, welche ein Reiter bewachte, und konnte wohl nur das Auge einer hungerigen Kuh erfreuen. Dann ging es wieder im Galoppe weiter, ohne den armen Thieren Ruhe zu gön-

ien, bis wir die schottische Colonie erreicht hatten; endlich liegen wir vor der Thüre des Vorstehers ab; Sattel und Zäumung wurden den Pferden abgenommen, worauf sie wiehernd, und als wenn sie gerade aus dem Stall kämen, auf die in der Ferne weidende Heerde zusprangen und zu grasen anfingen.

Auf einen Ritt von zehn Stunden im Galoppe ist ein nicht englisches Beafsteeck und ein gutes Glas Port-Wein nicht unwillkommen; schade, daß ich nicht alle Theile meines Körpers auf ähnliche Weise laben und stärken konnte; diesen standen aber noch ganz andere Prüfungen bevor, denn unverzüglich nach dem Frühstücke wurden frische Pferde vorgeführt, um uns die Estancia zu zeigen. Die Thiere waren ausgeruht und der Aufseher wollte uns wahrscheinlich Proben seiner Gewandtheit geben; wir flogen daher über die Ebene weg, umritten die ganze Besitzung, sahen zwei prächtige Heerden Hornvieh, jede von 2000 Köpfen, eine andere von 500 Pferden und über 3000 Schaafe. Näher bei der Wohnung hielt sich eine kleine Heerde franzdsischer Merinos auf, die sämmtlich mit der Klauenseuche behaftet waren. Bereits lag die Mehrzahl auf den Knieen und dort und da ein Todtes in dem Graben. Die Gleichgültigkeit, mit welcher der Aufseher der Estancia an dieser kleinen, aber höchst wichtigen Heerde vorbeiritt, empörte mich; ich konnte nicht umhin, meinen Landsmann zu bitten, diesem Herrn einige erprobte Mittel gegen die Klauenseuche, und besonders eine sorgfältige Pflege der Schaafe zu empfehlen, und ich war so sehr von dem Gedanken ergriffen, von welchem außerordentlichen Nutzen diese Schaafe für das Land seyn konnten, daß ich mich erbot, einige Tage hier zu bleiben und irgend einen der Colonisten in ihrer Behandlung zu unterweisen. Der Aufseher, ein ächter Schotte, d. h. eigensinnig und voll unbegränztem Selbstdünkel, wies jedoch meinen Rath trocken und fast be-

leidigend zurück, indem er bemerkte, daß ein Paar Tropfen Vitriolöl hinreichten, die Schaafe vollkommen herzustellen. Herr Robertsohn wird durch die Nachlässigkeit und den Dünkel seines Aufsehers die Merinoheerde, welche mit großen Kosten aus Frankreich hergebracht worden war, um die Schaafe des Landes allmählig zu veredeln, verlieren, da höchst wahrscheinlich die während dieser Krankheits-Epoche erzeugten Lämmer von derselben Krankheit befallen werden; eben so möglich ist es, daß die Landschaafe, welche man von den Kranken nicht entfernt hielt, angesteckt werden, und dadurch der ganzen Gegend ein bisher unbekanntes Uebel einimpfen. Bei dieser Gelegenheit wird man, wie gewöhnlich, dem Lande und dem Clima die Schuld des Mißlingens zuschreiben, und so scheitern denn die meisten Unternehmungen in fremden Ländern an der Unwissenheit und Trägheit jener Menschen, welchen man mit unkluger Wahl ihre oberste Leitung anvertraute. Als wir zu Hause ankamen, hatte mich der fortgesezte Ritt äußerst ermüdet, woran ganz besonders meine Unbekanntschaft mit der landesüblichen Art, zu reiten, Ursache war. Als daher nach eingenommenem Mittagsmahl ein neuer Ritt nach der benachbarten, obwohl nur 4 Stunden von hier entfernten Hacienda eines Engländers vorgeschlagen wurde, war ich sehr geneigt, zurück zu bleiben; da meine Gefährten mich aber auslachten, so eilte ich nach dem bereit stehenden Pferde und stieg nach einem einstündigen Ritte vor Herrn Whietfields prächtiger Wohnung ab, von dem Besitzer freundlich empfangen und an die erwärmende Flamme des Kamines geführt. Dieser Mann, seines Gewerbes ein Apotheker, hatte das große Bürger- und Militär-Spital der Stadt in Pacht genommen und lieferte kontraktmäßig aus seinen Magazinen die benöthigten Arzneimittel. Er benannte sein Landgut Estancia de los Remedios, und nie trug ein Gut einen treffenderen Titel, weil, wie die böse Welt behauptete, er durch die Lieferung der schlechtesten Arzneimittel

ganz allein das große Vermögen erwarb, womit er in den Stand gesezt wurde, eines der größten Landgüter zu kaufen und daselbst die schönste Wohnung im Lande aufzuführen, welche in einer an Hilfsmitteln zum Bauen gänzlich entblößten Gegend wie durch die Macht einer Fee hervorgezaubert schien. Die Einrichtung des Gebäudes war eben so geschmackvoll, als glänzend, und als die Gemahlin des Hausherrn uns zum Abendessen rief, fanden wir den Tisch von Silber und kostbarem Porzellän strotzend; die Speisen waren auf englische Weise mit großer Sorgfalt zubereitet und die Weine von vorzüglicher Güte. Unsere schottischen Begleiter ließen ihnen auch vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren, und wir machten uns bereits auf einen eben so tollen als gefährlichen Nachhauseritt gefaßt. Dieses traf buchstäblich ein, und kaum saßen wir zu Pferde, so ging es über die Ebene weg, als wollten wir mit dem Winde in die Wette reiten, und die Pferde mußten dießmal klüger seyn, als ein Theil ihrer Reiter. Als wir Herrn Whietfield verließen, war es schon äußerst dunkel, wir hatten uns aber kaum eine halbe Stunde von seinem Hause entfernt, so überzog ein frischer Wind den Horizont mit Wolken, und es wurde vollkommen Nacht. In unbevölkerten, kahlen Ebenen ist es beschwerlich, sich bei Tage zurecht zu finden, um so mehr bei der Nacht; der schottische Aufseher hatte daher, als er von Hause wegritt, seine Leute beauftragt, mit einbrechender Nacht eine Laterne mit ein Paar angezündeten Kerzen auf eine hohe Stange zu befestigen; entweder war dieses unterblieben, oder der Wind verhinderte uns, das Licht zu bemerken; kurz der Aufseher gestand, daß er nicht bestimmen könne, ob wir auf dem rechten Wege wären, und zog seine Landsleute über die beste Art, nach Hause zu kommen, zu Rathe. Der Duft des Weines, welchen der heftige Ritt und die frische Luft noch rascher nach den Köpfen beförderte, schien aber auch Antheil an ihrer Berathschlagung zu nehmen,

da sie nach langem Besinnen den Vorschlag machten, die Pferde an den Füßen zu koppeln und die Nacht auf dem Grase zuzubringen; dazu hatte ich übrigens wenig Lust und nahm mir die Freiheit, den Rath zu geben, langsam fortzureiten und den Pferden den Zügel zu lassen, weil ich der Meinung wäre, der Instinkt dieser Thiere würde uns gewiß nach jener Gegend bringen, woselbst ihre Heerde gleichsam zu Hause sey. Dieses Mal beliebte man, meinen Vorschlag gut zu finden, und während einer halben Stunde sezten wir unsere Reise langsam fort, ohne daß die Pferde irgend ein Zeichen von Ungeduld gaben, oder den Weg zu kennen schienen, als plötzlich mein Hengst stehen blieb, den Kopf hoch empor hob, zuerst in der Luft umherschnupperte, dann freudig wieherte und sich plötzlich in den raschesten Lauf sezte. Mit einem allgemeinen Hurrah folgten meine Begleiter, deren Wegweiser ich nun, obwohl nicht ganz mit meinem Willen, wurde. Ich brauchte die Vorsicht, meinem muthigen Pferde die Zügel zu lassen, welches über Gräben und Bäche in so raschem Laufe wegflog, daß ich mir, von der Nacht begünstiget, die Freiheit nahm, mich zuweilen mit meinem Sattelknopfe etwas genauer in Verbindung zu setzen. Nach drei Viertelstunden trafen wir wohlbehalten vor der Wohnung der Estancia ein, und jeder suchte eiligst seine Lagerstätte. Als ich mich auskleidete, klebte ein beträchtlicher Theil meiner Haut an den Unter-Beinkleidern, wodurch denn doch der Aufseher bewogen wurde, mir aus seiner Hausapotheke ein Mittel zu geben; dieses und die Ermüdung, die nothwendig auf einen wahrhaft wüthenden Ritt von 20 Stunden erfolgen mußte, führten mich bald in die Arme des Schlafes, und die Sonne war schon hoch am Himmelsgewölbe emporgestiegen, als ich neu gestärkt erwachte.

Der Aufseher führte uns nun nach jenem Theile der Estancia, welche zum Feldbaue bestimmt war. Mit großem

Vergnügen sah ich hier den Boden mit dem trefflichen schot-
tischen Schwingpfluge umbrechen; eine Arbeit, die mit Hülfe
von zwei zum Zuge abgerichteten Pferden ohne Anstrengung
vorgenommen wurde; eine neu erfundene Egge leistete vor-
treffliche Dienste, und gegen 50 Morgen waren bereits mit
verschiedenenen Getreidarten besäet. Der Aufseher beklagte
sich, daß von dem aus Schottland mitgebrachten Saamen
allein der Haber aufgegangen wäre, welcher überdies äußerst
dünne stand, und von den in der gegenwärtigen Jahreszeit
herrschenden Nordost-Winden (Pamperos) sehr zu leiden
schien. Dann begaben wir uns nach der Pfirsichpflanzung.
Die Natur hat diesem Landstriche Amerika's die Wohlthat
der Waldungen versagt; die Einwohner mußten daher wohl
darauf kommen, den Mangel der Bäume durch künstliche
Anpflanzungen zu ersetzen. Es scheint, daß der Pfirsich-
baum ihre Bemühungen unter allen Gewächsen, mit welchen
sie Versuche anstellten, zuerst durch ein treffliches Gedeihen
belohnte; sie pflanzten ihn daher in Reihen, ließen ihn strauch-
artig aufwachsen und kappten ihn nach einigen Jahren gleich
unserer Weide; ein Verfahren, welches viele Jahre dem
Stamme unbeschadet Statt finden kann. Sie umgaben endlich
die Pflanzung, zum Schutze gegen die weidenden Heerden,
mit einem tiefen Graben, und nannten sie Monte (Berg).
War sie groß und nahe bei der Hauptstadt, so sicherte sie
dem Eigner einen sehr bedeutenden Ertrag, weil man daselbst
kein anderes Holz zum häuslichen Gebrauche hat, als das
der Pfirsichstaude, welches zu einem sehr hohen Preise in
kleinen Büscheln dahin verkauft wird. Der Monte des Herrn
Robertsohn war über 30 Morgen groß und hatte dem vori-
gen Besitzer jährlich über 3000 spanische Thaler eingetragen.
Die Früchte, welche die des gemeinen Pfirsichbaumes (Amyg-
dalus Persica, auf spanisch Arasnos) sind, und in unge-
heurer Menge erhalten werden, benützen die Eingebornen fast
gar nicht und überlassen sie gewöhnlich den Schweinen; ge-

trocknet und gekocht geben sie eine wohlschmeckende und gesunde Nahrung. Der Anblick einer in voller Blüthe stehenden Pflanzung gewährt, besonders in diesen monotonen Gegenden, einen ganz eigenen Reiz. Daß in einem Lande, dessen Clima so milde und der Boden so fruchtbar ist, auch andere Bäume fortkommen würden, ist kaum zu bezweifeln, und hoffentlich wird die Regierung nicht unterlassen, einem so wichtigen Zweige der Cultur ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Als wir von dem Monte zurückkehrten, beeilten wir uns, die bereitstehenden Pferde zu besteigen, und kamen noch vor Einbruch der Nacht in B. Ayres an.

Eilftes Buch.

I.

Feier der Befreiung von B. Ayres von der Oberherrschaft Spaniens und der Anerkennung der Unabhängigkeit der Republik von Seite Englands.

Der 25ſte Mai wird in der Hauptſtadt des Staates Argentina *) als der wichtige Tag, an welchem ſich dieſe ehemals ſpaniſche Provinz von dem Mutterlande losrieß, alljährlich mit großer Feierlichkeit begangen. Auf dem Cabildo waren Gerüſte zu einer großen Beleuchtung und einem Feuerwerke aufgerichtet, und ſchon am frühen Morgen verkündete der Donner des Geſchützes das Beginnen des feſtlichen Tages. Die Linientruppen der Republik durchzogen mit ihren Muſikbanden die Stadt, ihnen folgte die halbe Bevölkerung, National-Hymnen ſingend. Vor dem Conſtitutionsſteine wurde gehalten, dem Vaterlande und der Freiheit in Lebehoch gebracht, und dann zerſtreute ſich die Menge

*) Die Provinz Buenos Ayres nahm, als das ehemalige Vice-Königreich dieſes Namens ſich in Staaten abtheilte, den Namen „Argentina" an, daher die Bewohner derſelben ſich Argentinos heißen.

nach den zahlreichen Kaffeehäusern. Von meinem Freunde, dem Padre Antonio, begleitet, begab ich mich in Eines der größten, dem de la Vittoria. Es war bis zum Erdrücken mit den angesehensten und reichsten jungen Leuten der Stadt angefüllt, welche sich bereits durch Geschrei, Kaffee und Tabakrauch zur höchsten Begeisterung gestimmt hatten. Ein Jeder unter ihnen hielt sich in diesem Augenblicke weit über die größten Feldherrn und Regenten der Vorzeit erhaben, Jeder wollte die Anwesenden mit einer Anrede beglücken, wurde aber wieder von Anderen überschrieen, und so würde dieser entsetzliche Lärm nicht vor Abend geendet haben, hätte nicht einer aus der Menge zuletzt vorgeschlagen, die hochzuverehrende Gesellschaft möge aus der großen Menge der vortrefflichen Redner, welche sich hier versammelt hätten, einen wählen, welchen ruhig anzuhören, sich Alle verbindlich machen sollten. Dieser Antrag fand nach einigen Debatten Beifall; einer aus der Versammlung wurde einstimmig zum Reden aufgefordert und auf das Billard gehoben, worauf sogleich die größte Ruhe herrschte. Mein Freund, Don Antonio, hatte die Güte, was nun gesprochen wurde, nachzuschreiben, und ich freue mich jetzt noch, ihn darum gebeten zu haben, da man aus dieser Rede die Denkweise der Bewohner dieses Freistaates kennen lernen konnte. Mit Pathos und dem ausdrucksvollsten Gebärdenspiele sprach hierauf der Redner:

„Argentinos! Bewohner des freiesten und glücklichsten Landes der Erde! Wir feiern heute den fünfzehnten Jahrestag der Befreiung von dem Joche jener Gothen (Spanier), die, obwohl ursprünglich unsere Väter, uns wie ihre Sklaven behandelten. Lange trugen wir ihre Fesseln, aber zuletzt ermüdete unsere Geduld, und wir brachen sie, wie der Löwe das Netz zerreißt, in welchem der Jäger, seine Gegenwart nicht ahnend, das furchtsame Reh zu fangen gedenkt. Ihre

konen, von den versuchtesten Feldherren geführt, zerstoben dem Anblicke unserer heldenmüthigen Schaaren, und nur ch Verrath allein, den unsers großen Herzen verschmähten, ielten sie sich einige Jahre auf dem Boden der Freiheit. erika ist nun frei, bis auf jene Strecke Landes, welche unter der Tyrannei eines Portugiesen beugt, der sich den el eines Kaisers anmaßt; aber auch über dieses unglück- e Land wird die Sonne der Freiheit aufgehen; auch unter en werden Männer aufstehen *) und ihnen die Freiheit er- ıpfen helfen." Hier vernahm man ein allgemeines Bei- szurufen. Der Redner fuhr dann fort: „Argentinos h e Völker der Erde sehen mit Verehrung auf unsere Vater- dt hin, murrend schütteln sie an ihren Fesseln, welche en von dem Vereine einiger Mächtigen, denen sie gehor- n, angelegt wurden; aber unter ihnen leben keine großen elen, wie Bolivar und Washington, dort glänzen nur änner, wie Friedrich und Napoleon. (Großer Beifall.) ahr ist es, daß die Völker Europa's Jahrhunderte in wis- schaftlicher Bildung uns vorgerückt sind; denn man ließ s nie aus der Quelle der Weisheit schöpfen, wir sollten wissend bleiben, um bereitwilliger dem Despotismus zu horchen; aber seht um euch, meine Brüder, und freuet ch über die riesenmäßigen Fortschritte, welche ein so lange terdrücktes Volk in dem kurzen Zeitraume von 15 Jahren achte. Argentinos! laßt uns an dem heutigen Tage den erlichen Schwur wiederholen, eher zu sterben, als uns eder Spanien zu unterwerfen. (Allgemeine Begeisterung.) ! könnten wir Alle noch den unbeschreiblich erhabenen Tag leben und erfahren, es gehe nur ein Ruf über den Erdball, r würdigste für das Herz eines Amerikaners: Es lebe e Freiheit! Es lebe das Vaterland!"

*) Hier kamen eine Menge Namen, die ich größtentheils ver- gessen habe, meistens Anführer der Insurgenten in Südamerika.

Hiemit schloß der Redner, und der rauschendste Beifall ward ihm zugerufen. Nach ihm versuchten auch Andere zu sprechen, ich hatte aber genug gehört, denn ich lebte bereits zu lange unter den Bewohnern südlicher Länder, um nicht vollkommen unterrichtet zu seyn, wie weit bei ihnen von den Worten bis zur That sey.

Indessen war die Nacht hereingebrochen, alle Häuser beleuchtet, alle Strassen mit Menschen angefüllt, meistens Bewohner des Landes, kräftige Gestalten von brauner Gesichtsfarbe und ausdrucksvollen Zügen. Allgemein herrschte ein ruhiges, anständiges Benehmen unter der Menge, und als ich mich gegen einen Bekannten lobend darüber äußerte, erwiederte mir dieser gravitätisch: „Sie werden hierin, Senor Don Federico! unser Fortschreiten in der Civilisation erkennen, auch bin ich zu einer Wette erbötig, daß, trotz der großen Volksmenge, heute Nacht höchstens 6 bis 7 Menschen erstochen werden, während man in früheren Zeiten jeden Morgen dieselbe Zahl Getödteter öffentlich an den Bogengängen des Cabildo's ausgestellt sehen konnte, um von den Ihrigen erkannt und beerdiget zu werden.“

Die in Buenos Ayres sehr zahlreich ansäßigen englischen Kaufleute beschlossen, zur Feier der Anerkennung der Unabhängigkeit der Republik von Seite ihrer Regierung, welche einen Gesandten hieher geschickt hatte, den Einwohnern an dem Jahrestage ihrer errungenen Freiheit einen glänzenden Ball zu geben. Da man viele Personen dazu einladen mußte, so schien es unmöglich, einen geeigneten Platz zu ihrer Bewirthung zu finden. Man kam daher auf den Einfall, den innern Raum eines Häuser-Quadras zu einem Saale einzurichten und mit einem Dache zu versehen. Die Zimmerleute und Matrosen sämmtlicher englischen Schiffe wurden zu Hülfe genommen, Maßbäume, Segel und Taue für einige Zeit

zum Landdienste verwendet, und in kurzer Zeit war der größte Saal, der vielleicht jemals aufgerichtet wurde, fertig. Die inneren Wände waren mit den schönsten Tapeten, mit den Wimpeln, Flaggen und Wappen der beiden Nationen geschmückt, und der Saal in zwei Abtheilungen gesondert, wovon die Eine ausschließlich für die Tanzenden, die Andere zum Soupiren bestimmt war. Es wurden über 4000 Personen aus allen Ständen der Einwohner zu dem Feste geladen; auch ich begab mich um 10 Uhr Nachts nach dem Ballsaale.

Durch meine Standesverhältnisse berechtiget, hatte ich Gelegenheit, den glänzendsten Festen in Europa beizuwohnen; ich versprach mir daher keineswegs, ein außerordentliches Vergnügen in einer Gesellschaft zu finden, welche auf eine in Europa ganz ungewöhnliche Weise gemischt war, und von welcher ein beträchtlicher Theil aus Krämern, Handwerkern und ihren Familien bestand; meine Ueberraschung war daher unbegränzt, als ich mich in der Mitte einer äußerst glänzenden Versammlung sah. Das Auge wurde weder von Diamanten, Ordenssternen, noch reichgestickten Hofkleidern und Uniformen geblendet; im Gegentheile herrschte hier die größte Prunklosigkeit in dem einfachen, aber geschmackvollen Anzuge der Gäste beider Geschlechter; Personen von allen Nationen, von allen Farben. Man bemerkte weder das anmassende Benehmen des Hochgebornen oder Hochbediensteten, noch das demüthig Kriechende des Bürgers und Landmannes, der vielleicht den größten Theil seines Lebens im Schweiße seines Angesichtes gearbeitet hatte, um Denjenigen zu ernähren oder zu bereichern, der jezt mit stolzer Herablassung auf ihn niedersah. Unter dieser zahlreichen Versammlung fiel es nicht einem Menschen ein, sich über seinen Mitbürger erheben zu wollen, noch vor demjenigen zu kriechen, welchen Glück und Zufall über ihn erhoben hatte; im Gegentheile bewegten sich hier

die Menschen im Gefühle ihres Werthes mit jener Anmuth und Leichtigkeit, woran man bei uns gewöhnlich den Mann von Bildung und Welt erkennt, und besonders mußte ich in dem Benehmen der Männer gegen die anwesenden Damen die Vereinigung deutscher Männlichkeit mit französischer Artigkeit bewundern.

Das gesunde, gemäßigte Clima und die kräftige, einfache Nahrung des Landes üben entschiedenen Einfluß auf die äußere Bildung jener Bewohner von B. Ayres, welche sich einer rein spanischen Abkunft rühmen können. Ich habe nur selten eine so zahlreiche Versammlung schöner Männer und reizender Frauenzimmer, wie hier, gesehen, und in keinem Theile der Erde kann das schöne Geschlecht einen gerechteren Anspruch auf diesen Titel machen, als hier. Der Töchter des Südens ist wahrlich Grazie und Anmuth angeboren, und das entzückte Auge wurde nimmer müde, auf den herrlichen und blühenden Gestalten zu weilen, welche den Saal in unendlicher Menge anfüllten. Das Feuer ihrer dunkeln Augen, die blendende Weiße ihrer schönen, regelmäßigen Gesichtsbildungen, das natürliche Carmin ihrer Wangen, selbst ihre einfache, geschmackvolle Kleidung, die wenigen Blumen im schwarzen Seidenhaare, mit einem Worte, die Vereinigung der Anmuth und Schönheit trug wesentlich dazu bei, dieses Fest Allen unvergeßlich zu machen, die ihm beiwohnen konnten. In dieser schönen Nacht ging wohl manches Herz verloren, das zu tief in die dunkeln Augen der Amerikanerinnen geblickt hatte.

Sobald die Menge sich begrüßt und an dem Anblicke des prächtig geschmückten Saales gesättiget hatte, begann der Tanz; eine glückliche Mischung des deutschen Walzers mit dem spanischen Nationaltanze. Ich bedauerte heute zum Erstenmale, meine Füße in der früheren Jugend so wenig

übt zu haben; denn erst jezt begriff ich, welches große
ergnügen es seyn müße, an der Seite eines so schönen
Wesens hinzuschweben und seinen sprechenden Bewegungen
u folgen, die ihm gestatteten, eine Grazie zu entwickeln,
elche, ohne das Gefühl der Sittlichkeit zu beleidigen, oder
ie Darstellungen einer Ballettänzerin nachzuahmen, diese
eit an Anmuth übertrafen. Um Mitternacht wurden die
amen von den Festgebern eingeladen, einige Erfrischungen
inzunehmen; Zwölfhundert fanden an zwei reichgedeckten
ischen Platz zum Sitzen; hinter ihnen standen die Herren,
m sie zu bedienen.

Ich zweifelte nicht, daß die Bewohner von B. Ayres sich
och lange dieses schönen Festes und der großmüthigen
eber erinnern würden; aber darin irrte ich. So zufrieden
ie Geladenen den Ball verließen, so unzufrieden waren Die-
nigen, natürlich die Mehrzahl, welche wegen Mangel an
aum von dem Feste wegbleiben mußten. Der ungerechte
nwille der Menge äußerte sich auf die unbescheidenste Weise
egen die Engländer, und es kam dahin, daß die Regierung
ätig einschreiten mußte, um einzelne Individuen dieses
olkes gegen Beleidigungen, welchen sie in den Strassen
usgesezt waren, in Schutz zu nehmen. Bei dieser Gelegen-
eit erfuhr ich, daß, trotz der gerühmten Freiheit und Gleich-
eit, eine Klasse der Bewohner von B. Ayres dieselben An-
rüche auf Auszeichnung mache, wie in aristokratischen
Staaten der Adel; nur mit dem Unterschiede, daß dieser
urch die tapfern Thaten seiner Ahnen einigen Grund hat,
ein Haupt stolzer zu erheben, als die Zunft der Tenderos
Krämer), von welchen hier die Rede ist, und welche die
ufgeklärteren im Volke sehr treffend Cavalleros de la Varra
Ritter vom Ellenstabe) nannten.

II.

Begleitung des Schwiegersohns des Hauses auf sein Landgut. — Beschreibung der Wohnung und Lebensweise eines Gutsbesitzers im Innern des Landes. — Besuch einer Viehzucht treibenden Estancia. — Lebensweise, Beschäftigung, Sitten und Gebräuche der Hirten in den Pampas. — Besuch eines Kirchspieles. — Große Versammlung der Landbewohner und Hirten. — Gottesdienst. — Vergnügungen nach demselben. — Rückkehr nach Buenos Ayres.

Unter den Personen, welche die Neugierde veranlaßt hatte, die Stadt zu besuchen, befanden sich auch der Schwiegersohn meiner Hausfrau mit seiner Gemahlin und ein paar Kindern, welche im älterlichen Hause abgestiegen waren. Sie wurden von der ganzen Familie mit großer Herzlichkeit empfangen, und es vergingen nur wenige Tage, so war auch ich mit dem Schwiegersohne, Don Pedro Cortino, bereits so gut bekannt, als hätten wir schon Monate lang unter einem Dache gelebt; Don Pedro war aber auch ein Ehrenmann; gerade, offen, bieder und von schlichten und einfachen Sitten. Er hatte lange und mit Auszeichnung bei dem republikanischen Heere gedient, und nach Beendigung des Krieges zum Lohne seiner Dienste eine Gratifikation von der Regierung erhalten; welche gerade hinreichte, um sich eine Besitzung auf dem Lande zu kaufen. Dort lebte er mit seiner würdigen Gattin seit vielen Jahren unbekümmert um die politischen Streitigkeiten ehrgeiziger Partheien. Als er sich wieder

nach seiner Estancia zurückbegeben wollte, lud er mich ohne viele Umstände ein, mit ihm zu reisen, da er meinen lebhaften Wunsch kannte, das Innere des Landes zu sehen. Er verschaffte mir ein sehr gutes Reitpferd, welches ich um eine Dublone (37 fl. 17 kr.), einen hier beträchtlichen Preis, kaufte, rieth mir, meine europäischen Kleider zurückzulassen und dafür die bequeme und beliebte Landestracht anzulegen, setzte Frau und Kinder in einen mit Ochsen bespannten Wagen, und ehe die Sonne die Schatten der Nacht gänzlich verdrängt hatte, lag uns bereits B. Ayres weit im Rücken. Wir erreichten nach einem Ritte von 20 Stunden die Estancia seines Schwagers Don Antonio, und den kommenden Tag langten wir nach einem zweiten Ritte von 10 Stunden auf seiner Besitzung an, bewillkommt von seinem erwachsenen Sohne und einigen Knechten, welchen die Aufsicht der Heerden anvertraut war. Drei Tage später hatte sich die ganze Familie vereinigt, und indem ich mich freudig in ihre Lebensweise fügte, wurde ich bald wie ein Mitglied derselben angesehen und von Allen geliebt. Es waren insgesammt wenig gebildete, aber gutmüthige Leute, wahre Naturmenschen, unbekannt mit Luxus und Bequemlichkeit, aber auch fremd mit den Sorgen und Beschwerden, welchen sich der Gebildete unterziehen muß, um sich eine Menge von Bedürfnissen zu verschaffen, die ihm nebst seinem Lebensunterhalte unentbehrlich geworden sind.

Die einfache Wohnung Don Pedro's war mit einem Walle und tiefen Graben umgeben, und ein einziger Eingang, welcher jeden Abend verschlossen werden konnte, führte in diese Verschanzung, wohin jeden Tag nach Untergang der Sonne die Heerde des Gutsbesitzers getrieben wurde. Diese Vorsicht ward unumgänglich nothwendig, da man in dieser Entfernung von der Stadt keine Stunde vor den Angriffen der Pampas-Indier sicher ist, welche, seitdem die Republik

den unter der spanischen Regierung üblichen Tribut verweigerte, schon verschiedenemale die Besitzungen der Landbewohner unvermuthet überfielen, ihre Wohnungen verbrannten, Alles, was männlich war, tödteten, die Heerden mit sich forttrieben, und die Weiber als Gefangene fortschleppten. Auf den Wällen der Verschanzung standen ein paar kleine Kanonen, welche höchstens dazu dienen konnten, die Indianer, welche sich überhaupt vor dem Feuergewehre fürchten, durch ihren Knall zu schrecken; im Hause befanden sich eine Anzahl Carabiner, die beständig geladen waren, und Niemand verließ die Verschanzung ohne Pistolen im Gürtel und einen Säbel an der Seite.

Die Verrichtungen im Hause waren äußerst einfach; mit Tages Anbruch wurden die Kühe gemolken, dann bestieg einer der Knechte sein Pferd, trieb die Viehheerde aus der Verschanzung, und führte sie auf die Weide, wobei Rücksicht genommen wurde, jeden Tag auf eine andere Stelle zu treiben. Nach ihr wurde die Schaafheerde auf die Weide geführt; ein gut abgerichteter Hund blieb zu ihrer Bewachung zurück, und verhinderte, daß sie sich zu sehr zerstreute. Nach einigen Stunden sah ein zweiter Hirte nach der Heerde, um sich zu überzeugen, ob sie sich nicht von dem Gebiete des Eigenthümers entfernt hatte. Vor Abend wurde dieser Besuch wiederholt und die Heerde durch lautes Rufen versammelt und nach Hause getrieben. Zu gewissen Zeiten wurden die jährigen Stiere mit einer Schlinge von geflochtenem Leder gefangen und kastrirt, ältere Kühe auf dieselbe Weise eingebracht und entweder geschlachtet, oder nach der Stadt verkauft. Auf kleineren Besitzungen werden nur so viele Pferde gezogen, als zu dem Bedarfe der Reiter erforderlich sind; sie wachsen wild auf, und werden, wenn sie zum Reiten tauglich sind, eingefangen, gezähmt und gesattelt, und allmählig zum Dienste abgerichtet. Auf die Schaafe

verwendet man nicht die mindeste Sorgfalt; sie dienen eigentlich nur zur Nahrung, da ihre ohnehin grobe Wolle sich auf der Weide mit den Stacheln der Distel anfüllt, und im Hause viel in diesem Zustande und ungewaschen nicht abgesezt werden kann.

Dieses sind die Verrichtungen des Viehzucht treibenden Landbewohners in der Nähe einer volkreichen Stadt. Ist er thätig, so verfertigt er zuweilen Butter und Käse, und baut wohl auch einige Gartenfrüchte; gewöhnlich lebt er aber allein von gebratenem Fleische, wozu er Paraguay-Thee trinkt; findet er Gelegenheit, nach der Stadt zu schicken, so läßt er einige Luxusartikel, worunter Brod, Salz, Kaffee, Zucker und Wein gehören, von daher bringen. Sehr verschieden von ihm lebt der Landmann, der, weit von bewohnten Plätzen entfernt, Besitzer großer Ländereien ist, welche oft 50 Stunden im Umfange haben, und worauf Heerden von 30 bis 80,000 Stück Hornvieh, Pferde und Schaafe weiden.

Ich war so glücklich, eine dieser ungeheuren Besitzungen, von dem Sohne meines gütigen Wirthes begleitet, besuchen zu können, sie gehörte dem Herrn Cab de Villa, einem Mitgliede der Regierungs-Junta, und war 20 Stunden von Don Pedro's Estancia entfernt, welche wir wohl bewaffnet, und von einem des Weges kundigen Pion (Knecht) begleitet, verließen. Dem Europäer ist ein landeskundiger Führer unentbehrlich, da es auf den ungeheueren Ebenen von B. Ayres durchaus nicht ein einziges Zeichen für sein ungeübtes Auge gibt, um sich in einer Gegend zurecht zu finden, auf der nichts als Gras wächst, welches nur im Winter nieder, in den übrigen Jahreszeiten aber über 4 Fuß hoch ist. Bedenkt man ferner, daß häufig der raubgierige Tiger, im Grase verdeckt, auf seine Beute lauert, und nur von dem scharfen

Auge des Landbewohners in seinem Hinterhalte entdeckt wird, so hat man doch erst einen kleinen Begriff von den Beschwerden und Gefahren dieser endlosen Steppen, wollte man ohne der Begleitung eines Eingebornen reisen, welchen man sich mit der größten Zuversicht anvertrauen kann, da sie sich ohne Compas, bei Tage wie bei Nacht, allenthalben vollkommen zurecht finden und zuverläßig immer den geringsten Umweg nehmen. Diejenigen, welche als besonders geschickte Wegweiser bekannt sind, werden Baqueanos (Werkverständige) genannt, und ihre Geschicklichkeit geht so weit, daß sie auf eine Entfernung von mehreren Stunden auf den ersten Blick den geeignetsten Ort zum Ubersetzen eines Flusses bezeichnen können.

Wir erreichten noch vor Sonnen-Untergang die Estancia des Herrn Cab de Villa, nachdem wir unter Wegs nur einmal vor der Hütte eines Hirten anhielten, der unsere Eßlust mit frischgeschlachtetem Pferdefleische befriedigte. Unsere Pferde begnügten sich, zwei Stunden lang zu grasen, und sezten dann die Reise, und zwar beständig galoppirend, mit derselben Geschwindigkeit fort, als ob sie nur wenige Stunden zurückgelegt hätten. Diese bewunderungswürdige Ausdauer ist eine Auszeichnung der in den Pampas von Buenos Ayres aufgewachsenen Pferde, von welchen ich viele sah, die in einem Tage 30 Stunden, und zwar im Galoppe, zurücklegten, ohne andere Nahrung, als welche sie selbst auf der Weide suchten, zu erhalten, und ohne auffallende Beweise einer außerordentlichen Ermüdung zu geben. So vortreffliche Pferde werden jedoch nach Verdienst geachtet, und während man ein wildes Pferd um einen spanischen Piaster kaufen kann, kosten solche 4 bis 5 Dublonen.

In der Behausung des abwesenden Gutsbesitzers wohnte einer seiner Oberhirten (Capataz), dessen Empfang so un-

freundlich war, daß mich mein junger Begleiter aufforderte, ihm nach der Wohnung eines anderen Oberhirten zu folgen, den er persönlich kannte. Wir wechselten daher den folgenden Tag die Pferde, was keinem Reisenden verweigert wird, und langten nach einem Ritte von 5 Wegstunden bei dem erwähnten Manne an. Nachdem wir uns mit vieler Mühe durch die große Menge von Knochen und Gerippen durchgearbeitet hatten, welche die Wohnung des Senor Don Pablo umgaben, und die die Luft mit einem abscheulichen Gestanke anfüllten, näherten wir uns dem Eingange der Hütte, dem eine getrocknete Ochsenhaut als Thüre diente. Auf unseren ersten Ruf erschien ein großer Mann von brauner Gesichtsfarbe, mit einem gewaltigen schwarzen Barte und einem ziemlich zerlumpten Anzuge. Ohne sich im mindesten zu bewegen, erwartete er unsere Anrede, welche von Seite meines Begleiters mit feierlichem Ernste gehalten wurde, und in welcher er mich als einen jungen, reiselustigen Engländer vorstellte. Hierauf zog Don Pablo mit vieler Gravität seinen Hut, fragte, ob ich ein Christ wäre und spanisch spreche, und ersuchte uns, nachdem ich zur Zufriedenheit geantwortet hatte, abzusteigen und in seinem Hause zuzusprechen. Zugleich stieß er in ein großes Ochsenhorn, worauf augenblicklich ein beritteuer Knecht erschien und uns die Pferde abnahm. Dann traten wir durch die Thüre ein, woselbst uns seine Gemahlin, Doña Maria el Carmen, empfing; ein paar Kinder von neun bis zehn Jahren, und ganz nackt, saßen an dem Feuer, welches in der Mitte der Wohnung aufgemacht war. Nachdem wir diese etwas häßliche und schmutzige Dame, welche ihre indianische Abkunft nicht verläugnen konnte, begrüßt hatten, bemerkte Don Pablo, daß er weiße Männer stets mit Vergnügen bei sich sehe; eine Andeutung, daß er und seine Familie gleichfalls dafür gelten wollten. Dann wurden uns Plätze am Feuer angeboten, welche ich nach einem so starken Ritte nicht besonders bequem finden

sie so stark als möglich aufeinander, und läßt sie eine geraume Zeit unberührt an einem trockenen Orte liegen. Nun heißen die Blätter Thee, welcher mit siedendem Wasser aufgegossen und ohne weitere Beimischung getrunken wird; mischt man etwas Zucker und Orangenblüthen darunter, so ist dieses Getränke recht angenehm. Dona Maria ermangelte nicht, den Thee in den erwähnten Chocolade-Becher zu gießen, und, in Ermangelung der in der Stadt üblichen und mit einem kleinen Seiger versehenen, silbernen Röhrchen, ein künstlich von Schilfrohr überflochtenes in den Becher zu stecken, welcher mir sogleich gereicht wurde; ich konnte jedoch nicht umhin, diese entsetzlich schmutzigen Geräthe, welche nun im Kreise von Hand zu Hand und von Mund zu Mund umhergingen, höflichst abzulehnen, obgleich ich voraussehen konnte, dadurch meinen gefälligen Wirth zu beleidigen. Aber es stürmten, seit ich mich in der Residenz des Don Pablo befand, so vielerlei unangenehme Eindrücke auf meine verschiedenen Organe ein, daß ich Mühe hatte, den entsetzlichen Eckel, der sich meiner zu bemächtigen anfing, zu unterdrücken. Nach beendigter Collation säumte ich daher nicht, meine mit vortrefflichem Brandwein gefüllte Reiseflasche im Kreise umhergehen zu lassen, welcher seine Wirkung nicht verfehlte, und mir, als ich sie aus den Händen der Hausfrau ziemlich erleichtert zurückerhielt, einen sehr freundlichen Blick zuzog. Nun folgte die Siesta, wozu man für uns einige Schaafhäute auf die Erde gebreitet hatte; dann setzten wir uns zu Pferde und besuchten den Bruder der Hausfrau, der einige Stunden von hier entfernt seine Wohnung aufgeschlagen hatte. Wir wurden bestens aufgenommen, fanden an seiner jüngeren Schwester ein erträglich hübsches und, wie es schien, ganz gewaltig verliebtes Mädchen, wurden mit frischem, jungen Pferdefleische, welches vortrefflich war, und mit Mattee bewirthet, und ritten wieder nach Hause. Bei dieser Gelegenheit erzählte mir Don Pablo so Manches

von den Sitten, Gebräuchen und der Lebensweise der Hirten, welche die Pampas von B. Ayres bewohnen. Ich erfuhr demnach, daß die großen Heerden der Viehzucht treibenden Landeigenthümer auf ihren Besitzungen so vertheilt seyen, daß immer 8 bis 10,000 Stück unter die Aufsicht eines Oberhirten (Capataz) zu stehen kommen, welchem so viele Unterhirten (Piones) zugetheilt werden, daß bei jedem tausend Stück Vieh Einer angestellt ist. Gewöhnlich wohnt der Capataz in der Mitte der ihm angewiesenen Viehweide, welche für eine Heerde von 10,000 Köpfen nicht weniger als zehn Quadratstunden groß seyn darf. Die Meisten unter ihnen sind verheirathet, und diejenigen, welche wegen Mangel an weiblichen Personen gezwungen sind, ledig zu bleiben, werden von den Frauen der Uebrigen entschädiget. Die Zahl der Hirten war ehemals sehr beträchtlich, und nach der Angabe erfahrener Männer, und aus den Registern der ehemaligen Regierung weiß man, daß allein in dem Vice-Königreich B. Ayres über zwölf Millionen Kühe, drei Millionen Pferde, und eine sehr große Zahl Schaafe weideten. So hoch schäzte man die zahmen, regelmäßig gehüteten Heerden; die wilden Kühe und Pferde, welche keine bestimmten Herren hatten, mochten sich auf drei bis vier Millionen belaufen. Seit den verheerenden Kriegen, welche die spanische Colonie mit dem Mutterlande führte, und den späteren Partheikämpfen unter sich selbst, wurde jedoch die Kopfzahl der Heerden außerordentlich vermindert, und ein förmlicher Vertilgungskrieg gegen diese nüzlichen Thiere, welche den einzigen Wohlstand des Volkes ausmachten, geführt. Don Pablo versicherte mich, daß die kriegführenden Partheien sich nicht begnügt hätten, ein Stück Hornvieh wegen irgend eines beliebten Leckerbissens zu tödten, sondern daß zahllose Thiere umgekommen wären, nur um für die Dauer der Nacht die Pferde der feindlichen Reiter an die Hörner der Cadavers anzubinden. Auch die Hirten hatten nur geringe Schonung

gegen die Heerden beobachtet, indem sie von dem schönsten Stück Vieh nur das Rippenfleisch und das Innere von den Hinterkeulen zu essen pflegten. Alles Uebrige blieb da wo man das Thier geschlachtet hatte liegen, und wurde der Fäulniß, den Raubvögeln, wilden Hunden und Würmern überlassen. Die Haut, wegen ihrer Größe und vorzüglichen Güte, auf den europäischen Märkten sehr gesucht, wurde über den Boden ausgespannt und getrocknet; in ihr lag eigentlich der Werth des Thieres, welches an Ort und Stelle, wenn die Heerde weit von einer volkreichen Stadt entfernt war, nicht über einen Piaster galt. Ein Pferd wurde selten über einen halben Piaster, ein Schaaf für zwei Reales (36 kr.) bezahlt. Seit der außerordentlichen Verminderung der Heerden, sind jedoch die verschiedenen Gattungen derselben bedeutend theurer geworden, und ist eine Sparsamkeit in der Benützung derselben eingetreten. Das Fleisch wird nun nicht mehr weggeworfen, sondern, wie in Brasilien, in Finger dicke Riemen geschnitten, an der Sonne getrocknet und sorgfältig für den Mangel aufbewahrt, welcher in sehr trockenen Jahren eintritt. Die seichten Flüße und Seen trocknen dann vollkommen aus, und das arme Vieh muß zu Tausenden wegen Wassermangel verschmachten.

Dieser sich häufig einstellende Wassermangel wird diejenigen befremden, die wissen, daß die Cordilleras das ehemalige Vice-Königreich Buenos Ayres westlich begränzen, daß also alles Regen- oder Quellwasser, welches sich auf ihnen in unermeßlicher Menge sammelt, in der Gestalt von Flüssen und Bächen in das ebene Land strömen muß; von dem Fuße der Cordilleras bis zur Meeresküste sind aber gegen siebenhundert Legoas, und die Lage des Erdbodens ist fast allenthalben so merkwürdig horizontal, daß sich den Gewässern nur an einigen Stellen etwas Gefälle darbietet; es gibt daher wenige Flüsse, welche vermittelst der größeren

Ströme dieses Continents die Seeküste erreichen; die Menge der Uebrigen bleibt in der Ebene stehen, und verdünstet oder verschwindet, gleich den Steppenflüssen. Da, wo einiger Fall ist, der aber plötzlich aufhört, drängt während der Regenzeit eine ungeheuere Menge Wasser hinzu, und es entstehen Seen von außerordentlichem Umfange, welche aber wegen der Seichtigkeit ihres Bettes und dem Mangel des Zuflusses in der trockenen Jahreszeit alles Wasser verdünsten. Der größte dieser zahlreichen Seen auf dem Gebiete von Buenos Ayres ist der de los Xarayes; östlich von dem Paraguay-Strome, der zur Regenzeit alles Wasser, was ihm zuströmt, nicht zu fassen vermag, und, indem er über sein Ufer austritt, den Xarayes bildet. Dieser See dehnt sich manchmal über hundert Legoas in der Länge und über vierzig in der Breite aus, und wird einem Meere gleich, bleibt aber stets so seicht, daß er fast jedes Jahr in den Sommermonaten austrocknet. Reisende, welche den de los Xarayes zu diesen verschiedenen Epochen besuchten, haben viel darüber gefabelt. Einige sind im Feuer ihrer Begeisterung so weit gegangen, in die Mitte desselben das berühmte El dorado zu verlegen; ob es aber wirklich dort ist, konnten sie wohl schwerlich untersuchen, da man weder mit Fahrzeugen, noch mit Thieren, oder zu Fuße dahin gelangen kann.

Die Heerden, welche auf den Pampas verbreitet leben, lehrte der Instinkt, die Bäche und Seen dieses Gebietes aufzufinden; trocknen daher zur Sommerszeit die kleineren ein, so sieht man große Heerden Hornvieh und Pferde, unter der Leitung der Muthigsten aus ihrer Mitte, dem Wasser nachziehen. Oft ereignet es sich, daß mehrere Heerden auf einer Stelle zusammentreffen; das Ufer verwandelt sich dann in einen Kampfplatz, die Führer der Heerden greifen sich wüthend an, und viele Hirten, die diesem Gefechte als

Augenzeugen beiwohnten, versicherten mich, daß die Parthei des Besiegten nach beendigtem Kampfe zurückweiche und geduldig abwarte, bis die Reihe, ihren Durst zu löschen, an sie kommt. Manchmal begegnete man auch Heerden, welche bereits mehrere Tage auf der Wanderung waren, ohne einen Tropfen Wasser zu finden; die armen Thiere schleppten sich dann nur höchst mühsam fort, den Kopf niedergebeugt, die Zunge weit aus dem Halse hängend; näherten sie sich endlich dem seichten Beete eines beinahe ausgetrockneten Flusses, so stürzten sich alle auf einmal auf die geringen Spuren von Wasser, und unvermögend, ihren verzehrenden Durst zu löschen, sanken sie zu Tausenden neben- und über einander verschmachtend nieder. Spätere Reisende fanden dann an solchen Stellen unzählige Gerippe aufgethürmt, und konnten, wenn das Flußbett sich gerade mit Wasser gefüllt hatte, die Ursache, warum so viele Thiere dahier ihren Tod fanden, nicht erklären. Wahrheitliebende Männer betheuerten, daß es trockene Jahrgänge gegeben habe, in welchen wenigstens eine Million des schönsten Hornviehes verschmachtet wäre.

Zu jener Zeit, als noch unzählbare Heerden die grasreichen Ebenen südlich vom La-Plata-Strom bedeckten, konnte der einzeln Reisende nicht ungefährdet seinen Weg fortsetzen, wenn nicht ein erfahrener Führer ihm denselben bahnte und gegen die Angriffe wilder Stiere und Pferde vertheidigte. Das blutgierige Geschlecht der Tiger vermehrte sich bei der Leichtigkeit, sich zu ernähren, auf eine unglaubliche Weise; die Hirten lagen in beständigem Kampfe mit ihnen, und die Listen der königlichen Mauth von B. Ayres weisen aus, daß in manchem Jahre über 2000 Tigerhäute ausgeführt wurden. Nicht weniger gefährlich waren die wilden Hunde, welche sich außerordentlich vermehrten, und in einzelnen Abtheilungen, und gleichsam nach einem gewissen Plane, dem Hornvieh nachstellten und es einzeln aufrieben.

Der Eigenthümer von 50,000 Kühen und 3 bis 4000 Pferden wurde zu jener Zeit keineswegs unter die reicheren Viehzüchter gezählt, von welchen viele 100,000 bis 150,000 Stück Hornvieh und Pferde besassen.

Durch die Verminderung der Heerden ist gegenwärtig der Dienst der Hirten bedeutend leichter geworden; es genügt jetzt, wenn jeder Unterhirte ein paarmal in der Woche nach seiner Abtheilung sieht. Zweimal im Jahre versammelt der Capataz die ihm untergebene Heerde, welche abtheilungsweise in einen großen, entweder mit Holzprügeln, oder mit einem Erdwalle umgebenen Platz (Rodeo) getrieben wird; die jungen Stiere werden nun gefangen und verschnitten, das ältere Vieh ausgemerzt und geschlachtet; die übrige Zeit des Jahres bringen die Hirten mit Zähmung der zum Dienste nöthigen Pferde, und größtentheils im Müßiggange zu. Zuverläßig sind sie die rohesten Menschen auf dem südamerikanischen Continente; eine natürliche Folge ihrer Erziehung, welche durchaus nur darin besteht, reiten zu lernen, worin sie mit sechs bis sieben Jahren schon vollkommen erfahren sind. Da diese Menschen, von der zartesten Jugend angefangen, nichts um sich her erblicken, als Flüsse, unermeßliche Grasebenen und ihre rohen Gefährten, welche sich nur damit beschäftigen, Thiere zu fangen und zu tödten, so gewöhnen sie sich natürlicherweise an eine Lebensart, welche von der des Wilden nur wenig verschieden ist. Der also gleich dem Thiere Aufgewachsene ist eben so gleichgültig für die Bequemlichkeiten des Lebens, als gegen Sittlichkeit und Schamhaftigkeit; er tödtet einen Menschen so gelassen, wie ein Stück Vieh seiner Heerde; *) Freundschaft, Vaterlands-

*) Glaubwürdige Männer erzählten mir, daß in dem vorletzten Kriege der Brasilianer mit den angränzenden Bewohnern der

liebe, kurz, alle besseren Gefühle, welche eigentlich den Menschen vor dem unvernünftigen Thiere unterscheiden, sind ihm gänzlich unbekannt. Bei dem Herannahen des Todes zeigt er die höchste Gleichgültigkeit, und nie wird man ihn über körperliche Schmerzen klagen hören; fühlt er sein Ende kommen, so gibt er höchstens dadurch einige Beweise seines Mitgefühls, daß er sich mit einigen Worten seines Lieblingspferdes erinnert, indem er dessen gute Eigenschaften rühmt. Daß solche Menschen einen außerordentlichen Hang zur Unabhängigkeit haben, läßt sich denken; übrigens verdingen sie sich bereitwillig als Hirten, verlassen jedoch ihren Herrn, wenn es ihnen einfällt, und oft, ohne ihm ein Wort zu sagen. Das vorzüglichste Laster dieser Halbwilden besteht in der Spielwuth und der Neigung zum Trunke; um diese Leidenschaften zu befriedigen, opfern sie Alles auf, manchmal ihr leztes Kleidungsstück, wie sie sich denn überhaupt weder aus Geld, noch dem Besitze eines Eigenthumes das Geringste machen. Gewöhnlich sprechen sie wenig, und geben nur dann einige Zeichen des Frohsinnes, wenn der reichlich genossene Brandwein ihr Blut in Wallung bringt.

Der günstige Zufall erlaubte mir, einer zahlreichen Versammlung dieser Naturmenschen beizuwohnen, da der zweite Tag meines Aufenthaltes bei dem Oberhirten des Herrn Cab de Villa, der Festtag des heiligen Juan Baptista war,

---

Banda Oriental, diese, und zwar die Gauchos oder Hirten, sich ein besonderes Vergnügen daraus gemacht hätten, ihren Gefangenen von den Negern lebendig die Haut abziehen zu lassen, oder sie in frische Ochsenhäute einzunähen und sie dann der Sonne auszusetzen, oder sie in die Nähe eines Feuers zu legen, bis sie, halb gebraten, oder von der allmählig einschrumpfenden Haut immer enger zusammengepreßt, ihren Geist unter unbeschreiblichen Martern aufgaben.

der in dieser Gegend ganz besonders verehrt wird. Don Pablo ermangelte nicht, uns einzuladen, dem Feste beizuwohnen, und denselben Abend wurden noch Anstalten getroffen, daselbst würdig zu erscheinen. Einige Unterhirten langten schon vor Tagesanbruch vor der Hütte unseres Wirthes an, und einige Augenblicke darauf saßen wir, mit Ausnahme der Hausfrau, sämmtlich zu Pferde, und traten im raschesten Laufe unsere Reise nach dem zunächst liegenden Kirchspiele an, welches über fünfzehn Stunden von unserer Wohnung entfernt war. Auf der Hälfte des Weges machten wir bei einem Hirten, und noch immer auf dem Gebiete des Herrn Cab de Villa, Mittag, nahmen einen Vorrath Fleisch, welches ohne besondere Umstände zu beiden Seiten des Sattels aufgehängt wurde, mit uns, und kamen eine Stunde vor Mittag auf dem allgemeinen Versammlungsplatze an. Er enthielt nichts Sehenswerthes, als eine kleine Kapelle, daneben die mit Schilf bedeckte Wohnung des Geistlichen, und etwas entfernter eine Pulperia, in welcher der Eigner der Schenke, der zugleich der Oberhirt der Besitzung war, auf welcher die Kirche stand, wohnte. Eine bedeutende Menge Hirten waren bereits auf dieser Stelle gelagert, und von allen Seiten sah man eine große Anzahl Reiter im Galoppe ankommen. Ein Zug, der dicht an uns und etwas langsamer vorbeiritt, erregte meine besondere Aufmerksamkeit. Der in der Mitte desselben Reitende hatte nämlich die Augen geschlossen und war mittels zwei dicken Stäben auf dem Rücken des Pferdes befestiget; seine Begleiter ritten dicht neben ihm, und schienen ihn von Zeit zu Zeit zu unterstützen. Don Pablo sezte mich sogleich in Kenntniß, daß dieser ein Todter wäre, welcher zur Beerdigung nach der Kirche gebracht werde. Diesen Liebesdienst, fügte der Erzähler bei, wird jeder gute Christ seinem Verwandten oder Freunde erweisen; da es jedoch Hirten gibt, die manchmal über 40 Stunden von einer Kirche entfernt sind, so können sie ihre

Todten nicht auf dieselbe Weise, wie die eben gesehene, dahin bringen; sie haben daher die Gewohnheit, den Leichnam auf einige Entfernung von der Hütte auf den Grasboden zu legen, und denselben bloß mit Gesträuch und Steinen zu bedecken, bis er verfault und nichts mehr als das Gerippe übrig ist, welches sie sodann dem Pfarrer überbringen, damit es in geweihten Boden beerdiget wird. Diejenigen, die nicht so lange warten wollen, schneiden dem Verstorbenen sogleich alles Fleisch von den Knochen, und bringen diese sodann nach der Kirche. Gegen Abend hatten sich gewiß über 2000 Reiter versammelt, und die ganze Ebene war mit kleinen Gruppen bedeckt, welche um ein Feuer herſaßen und ihr Mahl bereiteten. Mir verschaffte das Ansehen Don Pablo's einen Platz in der Pulperia, welche zum Erdrücken voll war. Als ich dieselbe betrat, ging eben ein großes Glas mit Brandwein im Kreise herum und wurde mir von dem Besitzgeber augenblicklich zugebracht; dann machte man mir mit vieler Höflichkeit Platz, ohne mich mit zudringlicher Neugierde zu belästigen. Als der Becher geleert war, ergriff einer der Anwesenden eine Guitarre und begleitete sich zu dem Gesange, welches aus einem jener unbeschreiblich eintönigen und traurigen Lieder bestand, die aus Peru herstammen, und deren Inhalt immer eine unglückliche Liebesgeschichte ist. Nach Beendigung des Gesanges ging ein neuer Becher mit Brandwein im Kreise umher, dann folgte wieder eines dieser kläglichen Lieder; etwas später stimmte einer der Anwesenden den Cielito, einen Nationalgesang, an, in welchem der Sänger nach einer gewissen Melodie seine Gedanken improvisirt; gewöhnlich ist seine Geliebte oder sein Pferd der Gegenstand seiner poetischen Ergießung. Als ich die Pulperia verließ, beleuchtete bereits der Mond die Ebene und warf sein magisches Licht auf die versammelte Menge, welche, zum Theile um das verglimmende Feuer gelagert, in tiefem Schlafe lag, oder Anstalten traf, ihre Lagerstätte

n bereiten. An dem Feuer, um welches meine Freunde ver-
ammelt waren, ging es übrigens noch ungewöhnlich lebhaft
u; meine Freigebigkeit hatte sie nämlich so reichlich mit
)rem Lieblingsgetränke versehen, daß sie sich sämmtlich in
iner ungewöhnlich frohen Laune befanden, welcher ich es
)ahrscheinlich verdankte, daß man mir einen Leckerbissen auf-
ewahrt hatte, welchen ich wohl nie mehr so trefflich genießen
)erde. Man hatte nämlich ein Stück von dem Rücken-
eische eines Ochsen sammt der Haut ausgeschnitten und
asselbe auf die stark glühenden Kohlen gelegt, deren Wir-
ung noch durch kleine Steine vermehrt wurde, welche man
n das Feuer geworfen hatte. Während das an der Haut
efestigte Fleisch in seinem eigenen Fette briet, ohne daß
uch nur das Geringste von seinem kräftigen Safte verloren
ehen konnte, wurde die Haut an der Stelle, woselbst sie
er Hitze am meisten ausgesezt war, zuweilen angefeuchtet.
)as Fleisch war auf diese Weise bald gebraten, außerordent-
ch zart und wohlschmeckend, und eine kräftigere Speise,
ls diese, kann schwerlich zubereitet werden; sie heißt in der
andessprache Carne con Coiro.

Während ich mit großem Behagen mein Abendmahl ver-
:hrte, unterhielten sich meine Gefährten mit gegenseitiger
rzählung ihrer meistens blutigen Thaten, während der Dauer
:s Befreiungs- und Bürgerkrieges, auf dem Gebiete von
)uenos-Ayres. Eine dieser Erzählungen erregte meine be-
)ndere Theilnahme, da sie mir einen wiederholten Beweis
)n der Geschicklichkeit dieser Männer im Reiten, und ihrer
)ewandtheit in der Leitung großer Heerden gab. „Während
:m Kriege der Orientalen (Bewohner des Gebietes von
Conte-Video) gegen die Portugiesen," erzählte einer der
nwesenden, „entsendete General Artigas, unser Führer,
)anzig der am besten Berittenen, um das Lager der Portu-
:sen auszukundschaften; ich befand mich unter dieser Zahl.

Mit der Gegend vollkommen bekannt, näherten wir uns, von der Nacht begünstigt, dem Lager, und bemerkten, daß unsere Gegner erst vor wenigen Stunden eine Verstärkung von einigen hundert Pferden erhalten haben mußten, welche, von wenigen Berittenen bewacht, in der Mitte des Lagers hielten. Ich beschloß sogleich, mich dieser Pferde zu bemächtigen, kehrte augenblicklich zu unserer Haupttruppe zurück, und wählte zwei kühne und gewandte Gefährten, mit welchen ich einige noch ganz wilde Pferde fing, und mich mit großen Säcken von steifem Leder versah, die wir mit Milho oder Yerba zu füllen pflegen, um sie den Pferden über zu hängen; dann ritten wir stillschweigend dem portugiesischen Lager zu. Nur mehr wenige Schritte von demselben entfernt, warfen wir den Pferden die leeren Säcke über, und trieben sie nun im vollen Laufe unter die feindlichen Pferde, welche, durch das Gepolter der Säcke aufgeschreckt, augenblicklich in die größte Unordnung kamen und nach allen Seiten durchbrachen. Wir vertheilten uns hierauf, der gepflogenen Abrede gemäß, und ehe die überraschten Portugiesen zu einem Entschlusse kommen konnten, hatten wir den größten Theil ihrer Pferde nach der Seite unseres Lagers getrieben, woselbst sie von unseren Leuten in Empfang genommen wurden."

Ein hochbejahrter Hirte war besonders unerschöpflich in Erzählung der zahllosen Kämpfe, die er mit Tigern bestanden hatte. Er war in der Handhabung des Laços so sehr geübt, daß er über fünfzig mit diesem Werkzeuge gefangen hatte, welche, indem er seine Beute hinter dem Pferde nachzog, von dem sich immer mehr zusammenziehenden Laço erdrosselt wurden. „Vor ungefähr vierzig Jahren," erzählte der alte Hirte, „gehörte es zum guten Tone der Reichen in Buenos-Ayres, vor dem Eingange ihrer Wohnungen einen Tiger, der in einem eisernen Käfig eingesperrt wurde, zu

alten. Dieſe Beſtien, bereits erwachſen, lebendig zu fangen, war zu gewagt; man ſuchte daher in ihren Raubneſtern nach den Jungen, welche ſo gut bezahlt wurden, daß ſich die Gefahr, der man ſich Preis gab, reichlich lohnte. Um zu den Tigerhöhlen zu gelangen, mußte man natürlich den Augenblick wahrnehmen, wenn die Mutter, auf Raub ausgehend, ihre Jungen verließ; dieſes mußte übrigens mit außerordentlicher Vorſicht geſchehen, da der Tiger mit dem Muthe des Stieres die Schlauheit der Katze verbindet. Einer meiner Gefährten hatte mich indeſſen mit einer Höhle bekannt gemacht, in welcher ein Tigerweibchen fünf Junge ſäugte, und ich hatte nun keine Ruhe mehr, bis ſie in meiner Gewalt waren. Zuerſt erkundſchaftete ich den Weg, den ſie täglich nahm, und die Stunde, wenn ſie die Höhle verließ, um Nahrung zu ſuchen; dann bahnte ich mir auf der entgegengeſezten Seite einen Weg durch das hohe Gras, und wagte, mich ihrem Aufenthalte allmählig zu nähern. Als ich endlich ſo nahe gekommen war, daß ich den Ausgang der Höhle vollkommen überſehen konnte, ließ ich meinen berittenen Gefährten mit meinem Pferde in einer gewiſſen Entfernung halten, verſah mich mit einem Sacke, in welchen ich die Jungen zu ſtecken gedachte, und als ich überzeugt war, daß die Tigerin die Höhle verlaſſen habe, eilte ich im vollen Laufe auf Leztere zu, und fand auch wirklich zwei ihrer Jungen vor dem Eingange liegen; ſie befanden ſich in einem Augenblicke in meinem Sacke. Mehr Mühe hatte ich, der Uebrigen habhaft zu werden, da der Eingang der Höhle ſehr enge war, und die Kleinen ſich in den Hintergrund drängten; ich ſah wohl ein, daß ich keine Zeit mehr zu verlieren hatte, und eilte daher ſo ſehr ich konnte, mein Pferd zu erreichen; obwohl zu ſpät. Das Angſtgebrülle der ergrimmten Mutter, welche bereits bei ihrer Wohnung angekommen war und ihre Jungen vermißte, verkündete mir die herannahende Gefahr; ich hatte mich kaum auf mein

Pferd geschwungen, so war die Tigerin auf unserer Spur; mein edles Thier machte unglaubliche Anstrengungen, aber die Wuth schien unserer Verfolgerin Flügel zu geben. Wir beschlossen nun, uns zu trennen, um sie in der Verfolgung irre zu machen; aber die Schärfe ihrer Organe bezeichnete ihr den wahren Feind; ich spürte sie bereits auf meiner Fährte, und beschloß nun, ihr ein Junges nach dem andern zuzuwerfen; aber ehe ich das zweite aus dem Sacke ziehen konnte, hatte sie mich mit einem schrecklichen Satze erreicht, dessen Heftigkeit mich und mein Pferd zu Boden warf. Zu allem Glücke kam ich unter dasselbe, ohne Schaden zu leiden, und hielt der Tigerin, die fürchterlich um sich biß, stets den Sack mit ihren Jungen entgegen, bis es ihr gelang, ihn mir vom Leibe zu reißen; bei dieser Gelegenheit faßte ihr schreckliches Gebiß meine linke Hand, und wie sie sehen, Cavalleros!" fuhr der Erzähler fort, „ist mir nichts von ihr geblieben, als dieser verstümmelte Finger. Sobald die Tigerin ihre Kleinen hatte, ließ sie augenblicklich von mir ab; mein Freund zog mich unter dem schwer verletzten Pferde hervor, und ich kehrte gewitzigt, kein Nest dieser Art mehr auszunehmen, nach meiner Wohnung zurück."

Die Nacht war indessen weit vorgerückt, der Mond beleuchtete mit der ganzen Fülle seines schönen Lichtes die unübersehbare Ebene, dort und da neigte sich ein Feuer zum Verlöschen, der Schlaf forderte sein Recht und ich breitete meinen Ponscho aus, um mich nieder zu legen, als mir von meinen Begleitern ein treffliches Nachtlager angewiesen wurde, welches sie aus der Unterlage ihrer Sättel für mich zurecht gemacht hatten, so daß ich eine vortreffliche Nacht zubrachte.

Bei meinem Erwachen war die ganze Versammlung in voller Thätigkeit, das Glöckchen der Kapelle rief zum Gottes-

nſke, und wenige Augenblicke darauf ſaßen alle Anweſen-
ı zu Pferde und näherten ſich den offenen Thüren des
ɔtteshauſes, vor welchen ein Halbkreis gebildet wurde.
ı der zahlreichen Verſammlung herrſchte die tiefſte Stille,
ɜ der Sakriſtan das Zeichen der beginnenden Myſterien der
:eſſe gab; hierauf ſtiegen alle vom Pferde, warfen ſich auf
: Kniee nieder, und verharrten ſo lange in dieſer Stellung,
ɜ der Prieſter dem Volke die heilige Hoſtie und den Kelch
zeigt hatte, dann ſchwang ſich die ganze Verſammlung
ıf ihre Pferde; bald darauf erſchien der Prieſter wieder,
gnete das Volk und kniete an der Kirchthüre nieder, die
ſten Theile des Vaterunſers und Ave Marias laut betend,
orauf die Anweſenden deutlich und langſam mit dem zwei-
n Theile antworteten. Dann zog der Geiſtliche das Meß-
:wand aus und verkündete den nächſtfolgenden Gottesdienſt;
ılezt ermahnte er die Verſammlung, ſich der Feier des
ages würdig zu betragen und alles Blutvergießen zu ver-
ıeiden. Hierauf trennte ſich die Verſammlung mit ſolchem
ngeſtümme, daß man feſt zu Pferde ſitzen mußte, und nicht
uf einer Stelle bleiben durfte, wollte man nicht vom Pferde
eworfen oder überritten werden. Noch ganz erfüllt von der
ɔirklich erhabenen Scene, welcher ich ſo eben beigewohnt
atte, und die Macht der Religion bewundernd, welche ſelbſt
ieſe halbwilden Menſchen mit den Schauern ihrer geheim-
ißvollen Bedeutung ergriff, konnte ich nur bedauern, daß
nan es für hinlänglich hielt, dieſen Naturmenſchen das Da-
eyn eines höheren Weſens ahnden zu laſſen, ohne ſie ge-
ıauer mit der herrlichen Moral des Chriſtenthumes bekannt
ɟu machen.

Indeſſen hatten ſich eine Menge Gruppen zu verſchie-
ɔenen Vergnügungen verſammelt. Die Einen ſtellten ſich zum
Wettrennen auf, Andere ſezten ſich zum Kartenſpiele nieder,
ınd Einige verfolgten ſich mit Laço und Bolas, um ihre

Geschicklichkeit in der Handhabung dieser gefährlichen Waffe zu zeigen. Ehe ich mit größerer Ausführlichkeit davon erzähle, sey mir eine kurze Beschreibung der Kleidung, der Zäumung und des Sattels erlaubt, wie sie auf dem ungeheuren Landstriche dieses Theiles von Südamerika üblich sind. Die Eigenthümer großer Viehweiden, die Oberhirten, überhaupt alle wohlhabenderen Personen tragen eine Aermelweste und Pantalons von grobem blauen Tuche, und Westen von Pers; um den Kopf binden sie ein Tuch, und setzen einen kleinen runden Hut darauf, der weder gegen die Sonne, noch gegen den Regen schüzt. Statt Stiefeln oder Schuhen bedienen sie sich der Haut, welche von den Hinterfüssen der Pferde abgezogen und gegerbt wird. Die ganze Kleidung wird überdieß noch mit dem Poncho bedeckt; dieser besteht in einem Stücke Baumwollenzeug, welches in der Mitte eine Oeffnung hat, um den Kopf durchzustecken, und an beiden Seiten des Körpers offen ist, so daß nur die Schultern und ein Theil der Oberarme bedeckt werden. Die Unterhirten sind gewöhnlich so arm, oder so verschwenderisch, daß sie keine andere Kleidung besitzen, als die erwähnten Stiefeln, ein paar weite Hosen von Baumwollenzeug und die Chiripa, ein grobwolliges Tuch, das sie sich mit einem Riemen um die Lenden befestigen; statt des Hemdes bedecken sie sich mit dem Poncho. Da diese Leute keinen anderen Anzug besitzen, so sind sie sehr besorgt, ihn zu schonen; wenn sie daher in der wärmeren Jahreszeit vom Regen überfallen werden, so ziehen sie ihre ganze Kleidung aus, und bringen sie unter die Bedeckung des Sattels, während sie ihren Dienst vollkommen nackt verrichten und mehrere Tage in diesem Zustande zubringen. Auf die Zäumung ihres Pferdes verwenden sie manchmal ihr ganzes Vermögen; der Zaum und das Gebieß sind noch dieselben, welche die Mauren in Spanien einführten, und die von den Entdeckern Amerika's auch hier eingeführt wurden; die Zügel sind äußerst künstlich

aus den feinen Streifen einer rohen, vorher in geschmolzenen Talg eingeweichten Haut geflochten; aus demselben Material und auf die nämliche Art wird das Kopfgestell verfertiget. Der Sattel besteht aus einem dünnen, ungefähr zwei Fuß langen und ganz mit Leder überzogenen Kissen; dieses wird mit einer Gurte, aus Riemen zusammengesezt, deren Enden in zwei großen eisernen Ringen ausgehen, auf das Pferd befestiget; über das Kissen (Lumbillo) kömmt ein Schaafvell, welches gewöhnlich mit Indigo gefärbt und von einer breiten Gurte auf dem Sattel fest gehalten wird. Unter ihm sehen die Steigbügel hervor, welche mit Riemen an den Sattel gebunden sind, und weder kürzer noch länger gemacht werden können. Sie haben gewöhnlich die Gestalt eines Dreieckes, und sind, sie mögen von Metall, Holz oder Horn verfertigt seyn, so klein, daß nur die Spitze des Fußes durchkommen kann. Bei Reicheren werden eine Menge Verzierungen von gediegenem Silber an Sattel und Zeug angebracht, und ich sah mehrere, welche Steigbügel von massivem Silber hatten.

Ich führe den geneigten Leser nun zu den verschiedenen Gruppen, welche sich auf der Ebene bildeten. Die Zahlreichsten waren die, welche sich mit Wettrennen belustigten. Sie ritten nur immer zu zweien, höchstens zu dreien in die Wette. Die Zuseher befanden sich an den beiden Zielen und nahmen den lebhaftesten Antheil; einige unter ihnen waren als Richter aufgestellt, und ihrem Ausspruche unterwarf sich der Besiegte ohne dem leisesten Murren; die Preise bestanden in Pferden, Hornvieh und Schaafen; mit denselben Gegenständen wurden die verlornen Wetten bezahlt. Die Pferde laufen nicht so schnell, wie die englischen, dauern aber wahrscheinlich länger aus. Die Gruppe der Spielenden war nicht so erfreulich anzusehen; die Spieler sassen auf ihren Hacken oder Fersen im Kreise umher; sie hatten die Zügel ihrer

Pferde an den Füßen befestigt, und Jeder sein großes Messer neben sich in der Erde stecken, um jenen Mitspieler, welcher versuchen sollte, im Spiele zu betrügen, augenblicklich niederzustoßen; die Gewinnenden, wie die Verlierenden, zeigten die größte Kaltblütigkeit, und Einige hatten bereits alles Geld und den größten Theil ihrer Kleidungsstücke verloren. Am meisten sprach mich jene Gruppe an, welche sich mit Reitübungen vergnügte. Einige ritten im stärksten Galoppe, und hoben während demselben jeden Gegenstand auf, welchen man ihnen auf den Boden legte; Andere sprengten im Kreise und nach allen Richtungen umher, verfolgt von ihren Gegnern, welche bemüht waren, ihren Pferden eine Schlinge über den Hals oder um die Beine zu werfen, und, wo möglich, den Reiter selbst zu fangen. Diese Schlinge (Laço) besteht aus einem Geflechte von Riemen aus einer ungegärbten Haut, an deren Ende sich ein eiserner Ring befindet, worin Erstere läuft. Bei dem Gebrauche nimmt der Reiter die Schlinge so in die rechte Hand, daß der Ring am entgegengesetzten Theile des Zirkels ist; der Rest der Leine bleibt zusammengewickelt in der linken Hand, und wird, sobald die Schlinge geworfen ist, allmählig nachgelassen; das Pferd muß übrigens so abgerichtet seyn, daß, wenn es auch beim Werfen des Laço im vollen Laufe ist, es sogleich anhält und sich von dem Gegenstande abwendet, der gefangen werden soll. Die Gewandtheit der Hirten ist darin so groß, daß sie selbst den Fuß des Pferdes bestimmen, den sie fangen wollen, und es gehört zu den Seltenheiten, wenn sie ihr Ziel verfehlen. Das Pferd stürzt sodann entweder sogleich, oder nach einer Menge Seitensprüngen, zu Boden; wenn dieses aber auch im größten Galoppe geschieht, so wird man doch nie den Reiter herabfallen sehen, welcher gewöhnlich ganz unbeschädigt neben dem Pferde stehen bleibt, ohne dessen Zügel aus der Hand zu lassen. Eine weit furchtbarere Waffe sind die Bolas oder Kugeln, von welchen

es zwei Arten gibt. Die Erstere besteht aus drei Säckchen von rohem Leder, welche, nachdem man sie in Wasser eingeweicht und dadurch biegsam gemacht hatte, ganz mit Sand angefüllt werden; beim Trocknen zieht sich dann das Leder zusammen, wodurch eine äußerst harte Kugel entsteht, die ungefähr drei Zoll im Durchmesser hat. An jede dieser Kugeln wird ein drei Fuß langer Riemen oder geflochtener Strick befestiget, und an den Enden dieser Stricke ein starker Knoten gemacht, der sie unter einander verbindet. Sollen diese Bolas gebraucht werden, so faßt der Reiter eine derselben in die Hand, schwingt die beiden Andern mit der größten Gewalt über dem Kopfe und läßt sie los. Sie erreichen nun in beständig kreisender Bewegung das Thier oder den Menschen, nach welchen sie geschleudert wurden, wickeln und rollen sich um die Beine oder den Leib des Getroffenen, und ziehen sich so fest zusammen, daß dieser zu Boden stürzt oder sich gar nicht mehr loszuwickeln vermag. Der Angreifende benützt diesen Augenblick, stürzt auf seine Beute los und tödtet diese, ohne Widerstand zu finden. Eine andere Art von Bolas besteht nur in einer einzigen Kugel, die, wenn das lederne Behälter mit Blei ausgegossen ist, nicht so groß wie die Kugeln der vorhergehenden Art seyn darf; ein Riemen von drei Fuß Länge, wird, wie oben bemerkt wurde, an die Kugel befestiget und diese so auf den Gegner geschlendert, daß sie ihn auf eine Entfernung von fünfzig Schritten erreicht.

Die Hirten in den Pampas bedienten sich bisher vorzugsweise der ersten Art der Bolas nur gegen das wilde Hornvieh, gegen Pferde, und mit besonderer Vorliebe gegen den kleinen graufedrigen Strauß, welcher gleichfalls reitend gejagt wird. Eine weit furchtbarere Anwendung machten aber von jeher die Pampas- und Charruas-Indianer von dieser einfach scheinenden Waffe, welche sie mit

einer außerordentlichen Stärke und Sicherheit zu gebrauchen wissen. Sie schleudern die erstere Art auf hundert Schritt weit fort, ohne jemals zu fehlen, treffen mit der Zweiten so sicher und kräftig, wie mit einem Schießgewehre, und bedienen sich derselben im Handgemenge mit unwiderstehlicher Gewandtheit.

Wir waren so eben im Begriffe, nach unserer Lagerstelle zurück zu kehren, als uns noch eine Gruppe in die Augen fiel, welche, zahlreicher als die Uebrigen, sich besonders gut zu unterhalten schien. Wir ritten, von D. Fernando aufgefordert, darauf zu, und wurden von einem Herrn in geschmackvoller, obwohl landesüblicher Tracht begrüßt, in welchem D. Fernando einen geachteten Freund seines Vaters erkannte. Es erfolgten sogleich die üblichen Complimente, ich wurde Don Jose Maria Yriarte als ein reiselustiger Deutscher und ehemaliger Offizier vorgestellt, und die Art, wie dieser Herr mich empfing und sich mit mir unterhielt, überzeugte mich sogleich, daß er so wenig in diesen Wildnissen aufgewachsen seyn mußte als ich. Don Jose war so eben in der Bewerkstelligung eines Wettrennens begriffen, an dem er selbst Theil nahm, und nachdem er sich entschuldiget, sahen wir ihn wenige Augenblicke darauf mit seinem vortrefflichen Pferde den Wettlauf beginnen. Er kam seinen beiden Gegnern weit voraus und ärndtete von der Versammlung großen Beifall, welche ihm mit einer, bei diesen rohen Söhnen der Ebene, ungewöhnlichen Auszeichnung begegnete. Indessen drängte mich die Neugierde, D. Fernando mit einigen Fragen über diesen Mann, dessen angenehmes Aeußere und ganzes Benehmen mir besonders auffiel, zu belästigen; er konnte mir aber keine andere Auskunft geben, als D. Jose sey ein Spanier, habe mit seinem Vater gleichzeitig unter S. Martin im Heere der Patrioten mit großer Auszeichnung gedient, und besitze gegenwärtig eine große Hacienda, vierzig

Stunden von hier entfernt. Indessen hatte sich D. Jose ins wieder genähert; ich ermangelte nicht, ihm mit einigen Redensarten, welche die Bewohner der Pampas gerne hören, meine Bewunderung über seine Geschicklichkeit im Reiten, und die Trefflichkeit seines Reitpferdes auszudrücken; D. Jose begnügte sich jedoch, zu lächeln, und fragte sogleich, wohin wir uns zu begeben gedächten; als ich ihn von meinem Entschlusse, über D. Fernandos Wohnort nach B. Ayres zurückzukehren, in Kenntniß sezte, drang er sogleich auf das freundschaftlichste in uns, ihn nach seiner Besitzung zu begleiten, und ich gestehe, daß ich diese Einladung mit großem Vergnügen annahm. Sobald Don Jose Maria unsere Einwilligung erhalten hatte, schickte er nach unserer Lagerstelle und ließ unser weniges Gepäcke daselbst abholen; wir beurlaubten uns bei D. Pablo und seinen Freunden, und trafen sogleich Anstalten, D. Jose, der sich zum Aufbruche anschickte, folgen zu können. Vorher nahmen wir gemeinschaftlich mit seinen Leuten ein kräftiges Frühstück ein, frische Pferde wurden vorgeführt und gesattelt, und nachdem ein großer Becher mit Brandwein ein paar Mal im Kreise umher gegangen war, stiegen wir Alle zu Pferde; andere Gruppen schienen unserem Beispiele zu folgen, die Gegend bedeckte sich mit galoppirenden Reitern, und ehe eine halbe Stunde vorüber war, befanden wir uns scheinbar allein auf der ungeheuern Gras-Ebene. Unsere ausgeruhten Pferde liefen so rasch, daß wir die erste Zeit nur einzelne Worte wechseln konnten, nachdem wir aber ein paar Stunden auf diese Weise zurückgelegt hatten, minderte sich ihr Lauf und D. Jose eröffnete zuerst die Unterhaltung. Ich beantwortete die an mich gerichteten bescheidenen und verständigen Fragen mit Offenheit, und bezeugte ihm meine Verwunderung, einen Mann von seiner Bildung als einen Gefährten der rohen Gauchas zu finden, und D. Jose ließ meine Neugierde nicht lange unbefriedigt.

D. Joſe Maria Pelarte kam als Lieutenant mit jener Truppen-Abtheilung unter General Morillo, welche zur Unterwerfung der Patrioten, unter Bolivar, beſtimmt war, nach Südamerika. Für die Sache der Freiheit ſchon in ſeinem ſpaniſchen Vaterlande begeiſtert, focht er nur ungerne gegen ein Volk, das, wie er bald begriff, nur zu lange die Feſſeln deſpotiſcher Willkühr getragen hatte. Einige freie Aeußerungen darüber zogen ihm die Unzufriedenheit ſeiner Obern zu; er forderte ſeine Entlaſſung und wurde nach den Gefängniſſen der Inquiſition in Lima gebracht. Es gelang ihm, aus denſelben zu entfliehen, doch wurde dieſes bald bemerkt und ſeine Verfolger waren ihm bereits auf den Ferſen; da ſtürzte er, von Verzweiflung getrieben, in ein einzeln liegendes Landhaus vor der Stadt; die edlen Bewohner wagten es, ihn aufzunehmen und zu verſtecken, doch mußte er ſich im höchſten Grade verborgen halten. Um ſeinen Verſteck wußte nur der Hausherr und ſeine einzige Tochter; ſie brachten ihm täglich ſeine Nahrung; der Flüchtling wurde ihnen immer werther und dieſer erwiederte von ganzer Seele ihre Neigung. Es währte nicht lange, ſo bekannten D. Joſe und Donna Saturninia mit kindlicher Offenherzigkeit dem guten Vater ihre gegenſeitige Liebe. Dieſer, ein geborner Spanier, gefiel ſich ſchon lange nicht mehr in Lima; er gab ſeine Einwilligung zu ihrer Verbindung, und es wurde beſchloſſen, mit dem erſten ſegelfertigen Schiffe abzureiſen. Bald darauf wurde eine engliſche Brigg erfragt, die für B. Ayres Fracht einnahm; man kam mit dem Kapitain für die Ueberfahrt überein; alle beweglichen Güter wurden verkauft, vorher die Liebenden durch einen verſchwiegenen Prieſter verbunden, und bald darauf ſah ſich die kleine Familie auf dem Wege nach Buenos Ayres; ehe ſie dieſen Platz erreichten, ſtarb jedoch der Vater. Don Joſe hatte keine Neigung, nach Spanien zurück zu kehren, und ſeine Gattin kannte dieſes Land gar nicht; ſie beſchloſſen daher, ſich in

B. Ayres häuslich nieder zu lassen. Damals konnte kein junger Mann, der kräftig genug war, die Waffen zu tragen, von dem allgemeinen Kampfe für Südamerika's Freiheit zurück bleiben; D. Jose nahm daher im Heere der Patrioten Dienste, kehrte später nach Buenos Ayres zurück, und kaufte sich, sechzig Leguas von dieser Stadt entfernt, die ohne Besitzung, nach welcher wir uns auf dem Wege befanden. „Ich lebe dort," fuhr D. Jose Maria fort, „einsam, aber ganz für meine Familie, die bereits sehr zahlreich ist; meine Nachbarn lieben mich, weil ich stets ihre kleinen Feste besuche und herzlichen Antheil daran nehme; ich darf auf ihre Hülfe rechnen, wie sie auf die Meinige, wenn die äußerischen Indianer unsern Wohnungen zu nahe kommen; kurz ich hoffe, Sie werden bei uns einige Zeit mit Vergnügen zubringen."

Während der Dauer der Erzählung näherten wir uns einem Flusse, dem Ersten, welchen ich auf dem Gebiete von Buenos Ayres gesehen hatte; mein Begleiter nannte ihn Rio Saladillo, seine Breite mochte ungefähr 150 Toisen betragen; sein Lauf war träge. Ich muthmaßte, wir würden an irgend einer seichten Stelle übersetzen; aber mein Pferd stürzte gleich den Uebrigen ohne Aufmunterung in den Strom, und brachte mich wohlbehalten, aber völlig durchnäßt, auf das andere Ufer. Ich kann eben nicht sagen, daß ich diese Wasserreise sehr angenehm gefunden hätte, aber ich hütete mich wohl, auch nur ein Zeichen von Furcht zu geben, da mir wohl bekannt war, mit welcher Geringschätzung die Bewohner dieser Gegend Amerika's denjenigen betrachten und behandeln, der Mangel an Muth zeigt.

In kleiner Entfernung von hier hielten wir, nach einem Ritte von zehn Stunden, vor einer Hütte, welche Posthaus genannt wurde, und auf unsern Ruf erschien ein

schmutziger Kerl mit langem Barte, den meine Begleiter als Sennor Maestro de la Posta begrüßten. Dieses war eine der Poststationen, welche die Regierung von Buenos Ayres gemeinschaftlich mit den westlichen Provinzen diesseits der Andes-Gebirge errichtet hatte, um sich gegenseitig Couriere zuzuschicken und Reisende zu befördern. Wer sich über den Besitz von ein paar hundert Pferden und einen erträglichen Leumund ausweisen konnte, wurde auf diesen Posten befördert. Er war verbunden, eine große Hütte aufzuführen, welche die Gestalt eines Zeltes erhielt und aus starken Stangen bestand, die mit Riemen zusammengebunden, mit Schilf durchflochten und mit Rasen bedeckt wurde. Sie hatte nur drei Abtheilungen, welche für den Postmeister, die Reisenden und zur Aufbewahrung einiger Vorräthe bestimmt waren; an Fenster war natürlich nicht zu denken, eben so wenig an Betten oder Meubles; das nöthige Licht kam durch die mit einer Ochsenhaut versehene Eingangs-Oeffnung herein, und der Rauch suchte daselbst seinen Ausweg. Der Postmeister mußte dem Reisenden so viele Pferde liefern, als er verlangte; sie wurden bei seiner Ankunft von der Weide geholt, manchmal auch erst mit dem Laço eingefangen. Ein Postillion, welcher für das Leben des Reisenden verantwortlich war, wurde ihm als Wegweiser mitgegeben und mußte die Pferde wieder zurückbringen; die Entfernung von einer Poststation zur anderen betrug gewöhnlich eine Legoas, für das Pferd wurde ein Peso bezahlt; die Couriere der Regierung erlegten die Hälfte. Für die Zehrung des Reisenden wurde sehr wenig verlangt, er erhielt aber auch gewöhnlich nichts weiter, als Pferde- oder Schaafsleisch.

Auch uns konnte der Postmeister nur von Ersterem vorsetzen; da man aber hier stets junge Pferde schlachtet, so ist ihr Fleisch ohne Vergleich besser und schmackhafter, als

s der gewöhnlich alten, abgearbeiteten Ochsen in Europa. le Casa de la Posta war so voll Flöhe und Wanzen, daß nicht auszuhalten vermochte und mit großem Verlangen e Reise fortsezte. Abends trafen wir bei einem Freunde . Jose's ein, der Alles aufbot uns gut zu bewirthen, und ach dem Geschmacke und den Hülfsmitteln eines Bewoh- rs der Pampas, konnte man unser Abendmahl ausgewähl nnen. Es bestand aus gebratenem Ochsen- und Schaafs ifche, aus Eiern des Nandu oder amerikanischen Strauße, us einem Gerichte von geschmolzenem Knochenmarke, worin ottene Kürbisse getaucht wurden; dazu wurde, als eine roße Seltenheit, etwas Brod gegeben, welches mit Pferde- chmalz gebacken war und einen widerlichen Geschmack atte; das Angenehmste, was mir vorgesezt werden konnte, ar jedoch Wein von San Luiz de la Punta, einer dreißig Stunden davon entfernten Stadt, an der Strasse nach Men- oza. Die Art, wie dieser Wein erzeugt wird, verdient be annt zu werden. Der Weinstock wurde von den ersten An iedlern in der Gegend von Mendoza, einer Stadt am Ab- hange der Andes gelegen, wildwachsend gefunden; die Traube hatte einen eigenthümlichen Geschmack, der Saft war schnell berauschend. Ein Jahrhundert später ließen ich Catalonier in dieser Gegend nieder, und versuchten, den Weinstock durch sorgfältigere Pflege zu veredeln; sie gaben immer vier Stöcken einen starken, fünf Fuß hohen Pfahl; alle fünf Jahre beschnitten sie die Rebe, und alle zwanzig, die Wurzel derselben, und der Erfolg übertraf ihre Erwar- tung. Sie erhielten aus der großen saftreichen Traube ein wohlschmeckendes starkes Getränk, dem nur eine vernünftige Behandlung auf dem Lager abging, um den besten spani- schen Weinen an die Seite gestellt zu werden. Das noch gegenwärtige Verfahren der Bewohner von San Luiz und Mendoza nach der Aerndte ist etwas barbarisch. Die Trau- ben werden in einen länglichten Sack von ungegerbtem Le-

der gebracht, den man an zwei starken Stangen aufhängt; ein ganz nackter Mann steigt nun in den Sack und tritt die Trauben so lange, bis der Saft durch eine unten befindliche Oeffnung in einen großen Krug fließt, der gegen 100 Quartillos hält. Zeigt der Most Neigung, in Gährung überzugehen, so wird der dritte Theil seiner Menge siedend gemacht, und in den Krug gegossen; ist die Gährung vollendet, kommt der Wein in größere Krüge, welche man in die Erde gräbt, sorgfältig verkittet und erst nach einem Jahre öffnet; dann wird der Wein in lederne Schläuche gefüllt und in den Handel gebracht; des weiten und kostspieligen Transportes wegen ist dieses amerikanische Produkt in Buenos Ayres eben so theuer, als der Wein, welcher aus Spanien dahin gebracht wird.

Nach beendigtem Abendessen unterhielt sich die ganze Gesellschaft mit Erzählungen über die Grausamkeiten, welche die Pampas-Indianer seit einer Reihe von Jahren auf dem Gränzgebiete von Buenos Ayres ausgeübt hatten. D. Miguel, unser Hauswirth, zeichnete sich besonders darin aus; er hatte mehrere Kämpfe mit ihnen bestanden, und schilderte sie als ein sehr kriegerisches Volk und die geübtesten Reiter Amerika's. Die Männer sind von mittlerer Größe, aber äußerst kräftig gebaut; ihre Hautfarbe ist sehr braun, die Haare schwarz, dick und sehr lang; ihre Augen sind von derselben Farbe und stehen weit von einander; ihr Blick ist drohend; ihre Stirne ist flach, die Backenknochen stehen weit hervor. Sie sind gewöhnlich nackt, nur bei schlechtem Wetter hängen sie einen Poncho über, den ihre Weiber aus Ziegenhaaren verfertigen, und dessen sie sich bei gutem Wetter als Reitdecke bedienen. Sie leben in kleinen Horden völlig unabhängig, und vereinigen sich nur dann in größeren Abtheilungen, wenn sie einen Einfall in das benachbarte Gebiet bezwecken. Ihre eigentliche Heimath ist

hili, Pferdefleisch ihre liebste Nahrung, Branntwein, mit arinem Blute vermischt, ihr Lieblingsgetränke. So lange panien über einen Theil Südamerika's herrschte, blieben ruhig auf ihrem Gebiete; ihre Häuptlinge erhielten dafür ljährig Geschenke von den Regierungen der benannten rovinzen; seit dem Freiheitskriege wurden ihnen diese je ch verweigert, die Spanier wußten sie überdieß gegen die atrioten aufzuwiegeln, oder flüchteten unter sie und ienten als Führer und Wegweiser nach den Wohnungen ihrer legner.

Die Indianer kehrten, mit solcher Beute beladen, von ren Streifzügen zurück, wodurch die Raublust der ganzen tion geweckt wurde. Ihre Verwegenheit nahm in dem Verhältnisse zu, als die Patrioten, in Parteikämpfe verckelt, nur geringen Widerstand leisten konnten. Da sie ur weibliche Gefangene verschonten, welche sie auch in ihre Heimath schleppten, und alle männlichen, selbst Säuglinge, mordeten, so wurden sie bald der Schrecken der ganzen Gend, der sie sich näherten; die Einwohner sahen sich gethiget, ihre Wohnungen förmlich zu verschanzen und ihre Heerden jeden Abend einzutreiben; wer dieses unterließ, wurde sicher ein Opfer seiner Sorglosigkeit, oder seiner ganzen Heerde beraubt.

„Es mögen ungefähr sechs Jahre vorüber seyn," erzählte Don Miguel, „als eines Tages eine Menge Flüchtlinge mit ihren besten Habseligkeiten, mehrere sogar mit ihren kleinen Heerden bei mir ankamen und um Schutz baten, da ich damals auf einem weiten Umkreise der Einzige war, der seine Wohnung mit einem Graben und Wälle umgeben, und diesen mit ein paar kleinen Feldstücken besetzt hatte. Nach den Aeußerungen der Flüchtlinge folgten ihnen die Barbaren auf dem Fuße, es war also keine Zeit zu verlieren.

Ich ließ die mir zunächst liegende Abtheilung meiner Heerden in die Pfahlumzäunung (Rodeo) meiner Wohnung treiben; die Eigenthümer des fremden Viehes bewachten daſſelbe am Fuße des Walles; die kleinen Kanonen wurden geladen, alle Schießgewehre bereit gehalten, und nun der Angriff unſerer Feinde erwartet. Aber weder in der Nacht, noch am folgenden Tage zeigte ſich eine Spur derſelben. Dadurch ſicher gemacht, wollten ſchon mehrere der Flüchtlinge nach ihren verlaſſenenen Wohnungen zurückkehren, aber ich kannte die Argliſt unſerer unternehmenden Gegner zu gut, um mich ſo leicht einer verderblichen Sicherheit zu überlaſſen; ich rieth im Gegentheile, einige Mexikaner nach verſchiedenen Richtungen auszuſchicken, um einem plötzlichen Ueberfalle vorzubeugen, und bald bewährte es ſich, daß mich meine Ahndung nicht getäuſcht hatte. Wir waren eben beſchäftigt, unſer Mittagsmahl zu bereiten, als einer der Ausgeſandten zurückkam und die Annäherung der Barbaren verkündigte; wir beeilten uns, die Uebrigen einzuberufen, befeſtigten einen Theil des Hornviehes, welches wegen Mangel an Raume nicht in die Verſchanzung gebracht werden konnte, mit den Hörnern an einander, ſechs entſchloſſene Männer verbargen ſich mit ihren Gewehren hinter daſſelbe, und die Kanonen wurden auf den ſchwächſten Punkt der kleinen Feſtung geführt und hinter den Zweigen von Pfirſichbäumen verborgen. Gleich darauf zeigten ſich die langen Lanzen der Indianer, welche uns das hohe Gras noch verbarg, und wenige Augenblicke ſpäter hatten ſie uns im weiten Kreiſe umzingelt. Sie waren, wie gewöhnlich, ganz nackt, und gegen 400 Köpfe ſtark, ihre Haare waren am Wirbel feſt zuſammengebunden und flatterten im Winde umher, was ihnen ein höchſt wildes, kriegeriſches Anſehen gab. Als ſie ſich dem Walle auf Schußweite genähert hatten, ſtießen ſie zugleich ein durchdringendes, herausforderndes Geſchrei aus, aber meine Geführten waren bereits durch mich gewarnt, ſich nicht daran zu kehren.

e Wilden haben nämlich eine Furcht vor dem Knalle und Wirkung des Feuergewehres, aber die Erfahrung hat sie ehrt, daß, wenn es abgebrannt wurde, einige Zeit erfor lich ist, um es wieder zu laden; sie suchen daher ihre gner zum vorzeitigen Abfeuern zu reizen, und stürzen sich nn mit dem größten Ungestümme auf sie, und der Erfolg ser List war ihnen meistens günstig. Als sie sahen, daß r ruhig blieben, näherten sie sich mit größerer Zuversicht m Walle; in demselben Augenblicke feuerten wir unsere anonen ab, die Kugeln schlugen in den dichtesten Haufen d tödteten zwei unserer Feinde; flüchtend stürzten sie sich n auf die kleine Heerde von der Verschanzung und schos rten ihre Bolas unter sie; aber unsere Vorsicht verhinderte e Vordersten der Heerde, sich los zu reißen, zu gleicher eit feuerten unsere Gefährten auf große Nähe ihre Gewehre b und wahrscheinlich mit vielem Erfolge, denn wir sahen ber den Körper Mehrerer blut herabfließen. Von diesem lugenblicke angefangen bemächtigte sich ihrer gänzliche Muthlo sigkeit, welche sich ihren Pferden mitzutheilen schien, und he wir zum zweiten Male geladen hatten, waren sie aus unserem Gesichtskreise verschwunden. Seit dieser Zeit, schloß Don Miguel seine Erzählung, wagten es die Wa naren nicht mehr, sich meiner Wohnung zu nähern.

Der wackere Mann hatte auf das Beste für meine Nachtlager gesorgt; aber eine Gattung geflügelter Wanzen, hier Benchuca genannt, quälte mich unaufhörlich, ich konnte kein Auge schließen und begrüßte freudig den werdenden Tag, vor dem sich dieses Insekt verbirgt. Dankbar verließen wir Don Miguels gastliche Wohnung, rasteten während der Hitze des Tages bei Freunden Don Josés, und wurden bei einbrechender Nacht mit großer Herzlichkeit von seiner zahlreichen Familie begrüßt.

In den unermeßlichen Ebenen Südamerika's ist die Erscheinung eines Bewohners des nördlichen Europa's so merkwürdig, als wenn der Großsultan eines unserer kleinen Bauerndörfer besuchte; ich blieb daher ein paar Tage lang der Gegenstand der Neugierde aller Bewohner des Hauses, sämmtlich gute, heitere Menschen, unter welchen ich gerne für immer geblieben wäre. Die Hausfrau, Donna Saturnina, zwei Freundinnen, die sich für beständig bei ihr befanden, und ihre älteste, vierzehnjährige Tochter, D. Inez, waren, nach unseren Begriffen, wenig gebildete Frauenzimmer, aber dennoch sehr liebenswürdig in ihrer Natürlichkeit, der Einfalt ihrer Sitten, der Güte ihres Herzens und der Vorzüge ihres höchst angenehmen Aeußeren. Niemand fühlte die Wahrheit dieser Behauptung besser, als mein junger Freund, Don Fernando, welchen den holden Inez jeden Tag tiefer in die schönen schwarzen Augen blickte. Da ich nicht wußte, ob dieses seinen Aeltern angenehm wäre, mir überhaupt einbilden konnte, daß sie, seines verlängerten Ausbleibens wegen, besorgt seyn mußten, so beurlaubte ich mich früher, als mir selbst lieb war, von unserem edlen Gastwirthe und seiner würdigen Familie, von ihren Segenswünschen begleitet. Ich hatte hier neuerdings die Ueberzeugung gewonnen, daß der Mensch das, was wir Glück nennen, nur im Kreise weniger, ihm gleich gesinnter Menschen finden wird, und daß man unter diesen Verhältnissen in einer Oase Südamerika's, in den Urwäldern Brasiliens, oder in einer Hauptstadt Europa's gleich vergnügt leben kann.

Von einem Diener Don Jose Maria's begleitet, erreichten wir nach einem zweitägigen Ritte ungefährdet das Wohnhaus des Herrn Edo de Villa; den folgenden Tag schwangen wir uns auf unsere ausgeruhten Pferde, und langten noch vor Abend bei Don Pedro Cordina's Besitzung an, von den besorgten Aeltern jubelnd empfangen.

Auf dieſer Reiſe überzeugte ich mich, daß man durch ebung und Ausdauer Alles lernen, ſich an Alles gewöhnen nn. Ich hatte während der Dauer derſelben keinen Tag eniger, als fünfzehn Stunden, in beſtändigem Galoppe ürückgelegt, nichts als halb gebratenes Fleiſch ohne Salz nd Brod gegeſſen, beſtändig auf der harten Erde geſchlafen, nd nichts deſto weniger befand ich mich ſehr wohl und ſo enig ermüdet, daß ich ſchon den folgenden Tag nach Bue os Ayres zurückkehren wollte. Meine gütigen Wirthe wider zten ſich jedoch dieſem Vorhaben, und entließen mich erſt, achdem ich einen Tag im Kreiſe ihrer Familie noch recht ergnügt zugebracht hatte. Dann ſchied ich mit gerührtem nd dankbarem Herzen von dem würdigen Ehepaare, den ieben Kindern und dem wackeren Don Fernando, meinem Begleiter, welchen ich faſt zwingen mußte, meine engliſchen Piſtolen als einen Beweis meiner Dankbarkeit für ſein freund chaftliches Betragen anzunehmen. Er war darüber ſo ſehr rfreut, daß ich durchaus darein willigen mußte, ſeine Be gleitung bis zur Eſtancia ſeines Oheims, Don Antonio, an unehmen; dort ruhte ich ein paar Stunden aus, nahm von Don Fernando Abſchied, und erreichte B. Ayres nach einem Ritte von beinahe dreißig Stunden ſo wenig ermüdet, daß ch noch denſelben Abend die Tertulla (Abendgeſellſchaft) iner Familie, in die ich eingeführt war, und woſelbſt ſich uch die Familie meiner Hausfrau eingefunden hatte, be ſuchen konnte.

III.

Unerwarteter Tod des älteſten Sohnes meiner Hausfrau. — Folgen deſſelben. — Beerdigung. — Unangenehme Nachrichten aus Braſilien. — Beginnen der Feindſeligkeiten zwiſchen Braſilien und B. Ayres.

Den folgenden Tag fühlte ich erſt einige Ermüdung, welche mich jedoch nicht abhielt, wie gewöhnlich zu Tiſche zu kommen. Dieſesmal nahm zu meiner Verwunderung auch Don Antonio, der älteſte Sohn des Hauſes, daran Antheil. Er war ein gelehrter, aber finſterer und mürriſcher Mann; doch unterhielt er ſich nicht ungerne mit mir über wiſſenſchaftliche Gegenſtände, und ſezte ſich auch dieſesmal an meine Seite. Er aß äußerſt wenig und beſchwerte ſich über Beklemmung in der Gegend des Herzens. Nach Tiſche blieben die Männer gewöhnlich noch eine Weile beiſammen ſitzen, um eine Cigarre zu ſchmauchen; ſo auch Don Antonio. In dem Augenblicke, als er jedoch ſeine Taſſe mit Kaffee an den Mund brachte, ſtieß er einen dumpfen Schrei aus, ließ ſie fallen und ſtürzte leblos in meine Arme. Indeß der Schwiegerſohn des Hauſes nach einem Arzte lief, brachten wir den Ohnmächtigen auf ein Bett; ich öffnete ihm ſogleich eine Ader, aber es floß kein Blut mehr; eben ſo fruchtlos waren die Verſuche ſeiner unglücklichen Mutter und ſeiner Geſchwiſterte, ihn in das Leben zurück zu rufen — Don Antonio war todt. Mit ihm ſtarb der Familie ein weiſer Rathgeber und ihr einziger Erhalter. Laute Wehklagen und Jammer erfüllten von dieſem Augenblicke angefangen das Haus; die Nachbarn eilten herbei, ihre natürlichen oder

nstelten Thränen mit denen der Hinterbliebenen zu ver-
chen; aller geſellige Umgang hörte auf, und die Sitte
rderte, daß die Zimmer im Hauſe, ſonſt der heiteren
erhaltung geöffnet, geſchloſſen wurden. Dafür mußte ſich
Familie und ihre Angehörigen in dem Schlafzimmer der
usfrau verſammeln und ein paar Stunden daſelbſt bleiben;
Anſtand forderte überdieß, daß während dieſer Zeit keine
lbe geſprochen werde. Schweigend und geſenkten Hauptes
ßte man dieſen Ort der Trauer, wie man gekommen war,
ch wieder verlaſſen, und natürlich konnten wir Beide, als
wohner und Tiſchgenoſſen des Hauſes, uns dieſem Ge-
uche nicht entziehen. Die Ceremonien der Beerdigung
hmen ein paar Tage weg; ſie waren ſehr weit von republi-
aniſcher Einfachheit entfernt, und köſtliche Aerndtetage für
: Geiſtlichkeit, welche ſich äußerſt zahlreich an dem Sarge
es Collegen verſammelte, und obwohl ihnen die beſchränkte
ge der Hinterbliebenen bekannt war, ſich jeden Schritt und
de Bewegung der Lippen reichlich bezahlen ließ. Als Don
ntonio in die Erde geſenkt war und alle Kirchen der Stadt
on den Todtenämtern und Meſſen widerhallten, welche man
im Seelenheile des Verſtorbenen unumgänglich nothwendig
ielt, mußten die Hinterbliebenen ernſtlich darauf bedacht
yn, durch die größten Einſchränkungen die Koſten des
eichenbegängniſſes zu decken; nachdem ſie ſchon einmal,
nd zwar bei dem Tode des Familienhauptes, welches in
einem Teſtamente unzählige Seelenmeſſen angeordnet und
lle Klöſter der Stadt überreichlich bedacht hatte, in Dürf-
igkeit gerathen war. Auch für mich gab es hinreichende
Veranlaſſung zur Klage; Briefe aus Braſilien benachrich-
igten mich, daß der Mann, dem ich meine Beſitzung an-
vertraut hatte, auf eine unverzeihliche Weiſe daſelbſt wirth-
ſchafte; einer meiner Neger ſey bereits durch ſeine Hand
tödtlich verwundet worden, und in der ganzen Pflanzung
herrſche eine ſo große Unordnung, daß ihm nichts übrig

bleiben würde, als sie, wenn alle Vorräthe aufgezehrt wären, zu verlassen. Diese Nachricht, die ziemliche Gewißheit in B. Ayres vergebens auf eine Versorgung hoffen zu können, und die Wahrscheinlichkeit eines bald auszubrechenden Krieges zwischen der Republik und Brasilien, bestimmten mich, mit der ersten Gelegenheit dahin zurück zu kehren und sogleich im Hafen nach einem segelfertigen Schiffe mich umzusehen. Leider fand ich kein anderes, als ein Schwedisches, mit dessen Kapitän ich etwas voreilig den Handel abschloß.

Indessen hatte sich eine brasilianische Escadre in dem Rio de la Plata eingefunden, und verlangte eine entscheidende Antwort, ob B. Ayres, welches beschuldiget wurde, die brasilianischen Insurgenten in der Banda Oriental zu unterstützen, Friede wolle, oder Krieg; statt diese zu ertheilen, wußte man jedoch den brasilianischen Admiral mit amerikanischer Schlauheit hinzuhalten und die Unterhandlungen in die Länge zu ziehen. Während dieser Zeit gingen Eilboten nach den Hauptstädten der vereinigten Provinzen des La Plata ab, und wurden alle zu Gebot stehenden Mittel angewendet, um sich zum Kriege zu rüsten, welchen der Handelsstand von Buenos Ayres zu wünschen schien. Dadurch entstand einiger Aufenthalt für die segelfertigen Kauffahrtheischiffe, auch ging die Sage, daß die Verbindung mit Brasilien bereits durch nordamerikanische Kapper, welche unter der Flagge von B. Ayres an der Küste von Brasilien kreuzen sollten, unterbrochen werde; diese Muße glaubte ich nun nicht besser benutzen zu können, als indem ich eine Skizze der Ereignisse entwarf, welche der Unabhängigkeits-Erklärung der vereinigten Provinzen des Rio de la Plata vorhergingen, und die endliche Befreiung derselben von der spanischen Herrschaft zur Folge hatten.

IV.

Skizze der Revolution des Vice-Königreichs Buenos Ayres und des endlichen Erfolges derselben.

Unter den Vice-Königreichen und Staathalterschaften der Besitzungen Spaniens in Amerika wurde das von Buenos Ayres, auch Rio de la Plata genannt, stets als das wichtigste und größte Gebiet angesehen. Es enthielt den ungeheuern Flächenraum von 74,000 Quadratmeilen, erstreckte sich von dem nördlichsten Theile der Provinz Moxos, im 12° südlicher Breite, bis gegen das Capp Horn, und reichte bis an das stille Meer zwischen Nieder-Peru und Chili in die Provinz Atacama; im Norden und Osten wurde es von dem ehemals portugiesischen Gebiete begränzt, von dem atlantischen Ocean bespült, und von Peru durch den Kanal von Titicaca getrennt; im Westen schieden es die Cordilleras von Chili. Dieses unermeßliche Gebiet ist gegenwärtig in Provinzen abgetheilt, welche die Benennung der vereinigten Provinzen des La Plata Stromes angenommen haben.

Gleich den übrigen Besitzungen der Spanier in Amerika, wurde auch das Vice-Königreich La Plata nach den drückenden Gesetzen des Colonial-Systems beherrscht. Ein von Spanien gesendeter Vice-König präsidirte in der Audienza, war allein dem hohen Rathe von Indien, der in Spanien residirte, verantwortlich, und konnte von den vorgeschriebenen Gesetzen auf keine Weise abgehen.

Diese waren höchst drückend. Der Handel und Verkehr war nicht allein unter den verschiedenen Königreichen und Staathalterschaften sehr beschränkt, sondern auch bei Todesstrafe mit dem Auslande verboten. Kein Amerikaner durfte Schiffe halten, und selbst die der Spanier, welchen die Regierung nach Amerika zu handeln gestattete, mußten bei ihrer Rückkehr ausschließlich in Sevilla oder Cadix einlaufen.

Alle Manufakturen, welche den Spanischen den geringsten Eintrag thaten, wurden bey harter Strafe untersagt; ebenso wenig war erlaubt Flachs, Hanf und Tabak zu bauen, oder den Weinstock und Olivenbaum zu pflanzen; überhaupt wurden die amerikanischen Colonisten gezwungen, sich die nothwendigsten Bedürfnisse aus dem Mutterlande kommen zu lassen, welches sich das Monopolium angemaßt hatte, ihnen diese zu willkührlichen Preisen zu liefern. Um sich endlich der Treue der Einwohner zu versichern, wurden alle Ehrenstellen und einträglichen Aemter mit europäischen Spaniern besezt.

Nicht weniger drückend, als diese höchst beschränkenden Gesetze, war das Steuersystem. Die Indianer wurden zu einer Art Kopfsteuer und zu willkührlichen Frohndiensten angehalten; von den Landeigenthümern wurde der zehnte Theil des Ertrages aller angebauten Länder eingetrieben; für den Kauf oder Verkauf aller beweglichen und unbeweglichen Güter mußten acht Prozent bezahlt werden; die Bergwerksbesitzer wurden zur Abgabe eines Fünftheils der Ausbeute an Metall und edeln Steinen angehalten, und in den Städten befanden sich eigene Zölle, welche alle Gegenstände der Ein- und Ausfuhr auf das höchste besteuerten.

Die schlecht besoldeten Beamten, die Vice-Könige und Staathalter, deren Macht unbegränzt war, erlaubten sich

berdieß jede Art von Erpreſſung, da die Klagen der Colo-
iſten allenthalben zurückgewieſen wurden; die Geiſtlich-
:it endlich, durch welche Spanien im eigentlichen Sinne
es Wortes regierte, ſaugte wie Harpyen an dem Marke
es Landes, und war allein bemüht, die Colonisten in einer
ängstlichen Geiſtes-Abhängigkeit zu erhalten.

Jede Gelegenheit, die Wiſſenſchaften und eine vernünf-
ige Aufklärung von Amerika entfernt zu halten, wurde
orgfältig benützt, und es iſt Thatſache, daß, ſo oft die
merikaniſchen Hauptſtädte in Madrid um die Erlaubniß
achſuchten, höhere Schulen errichten zu dürfen, ſie mit
)em Bedeuten abgewieſen wurden, daß Aufklärung ſich
nicht für Colonien ſchicke, und Leſen und Schreiben das
Einzige ſey, was man den Amerikanern zu lernen erlauben
dürfe.

Die Inquiſition übte, beſonders in den lezten dreißig
Jahren, ihr Amt mit ſo großer Strenge, daß jedes Schiff
auf das genaueſte unterſucht wurde, ob es keine verboteuen
Bücher mit ſich führe, und unter dieſe gehörten alle, die
nicht religiöſen Inhaltes waren. Die Commiſſäre des heili-
gen Amtes waren in jeder Stadt und in jedem Dorfe an-
geſtellt, und hatten die Verpflichtung, öfters Hausſuchun-
gen vorzunehmen und nachzuſehen, ob keine verbotenen Bü-
cher vorgefunden würden. Fand ſich, trotz dem ſtrengen
Verbote, ein ſolches, ſo war mehrjährige Einſperrung in die
Gefängniſſe der Inquiſition unmittelbare Folge der Ueber-
tretung. Die wenigen Druckereien, welche die Regierung ge-
duldete, ſtanden unter der ſtrengſten Cenſur, und die Biblio-
theken des Landes befanden ſich allein in den Klöſtern, zu
welchen kein Laye Zutritt hatte.

Gewohnheit, die angeborne Verehrung des königlichen

Ansehens, die furchtbare Gewalt des geistlichen Gerichtes, und die Uebermacht, welche die Altspanier behaupteten, waren Ursache, daß sich die Colonisten Jahrhunderte lang dem entsetzlichen Drucke mit unbedingtem Gehorsam unterwarfen, und ohne die Ereignisse und Veränderungen in Europa, welche den Erdball erschütterten, würde dieser Zustand noch lange gedauert haben; der Einfluß, den sie auf Amerika ausübten, war aber außerordentlich.

Nach dem Ausbruche der französischen Revolution zeigten sich zuerst einige Symptome der Insurrektion in den spanisch-amerikanischen Besitzungen; sie wurden jedoch in ihrem Entstehen unterdrückt. Einige Jahre später kam eine Allianz Frankreichs und Spaniens gegen England und seine Verbündeten zu Stande. Dadurch wurden die spanisch-amerikanischen Besitzungen den feindlichen Angriffen der Engländer Preis gegeben, welche im Jahre 1805 eine Flotte mit Landtruppen, unter Popham und Beresford, nach dem Rio de la Plata sendeten, um sich der Hauptstadt Buenos Ayres zu bemächtigen. Dort befand man sich auf keine Weise in einem vertheidigungsfähigen Zustande; es waren mehr Mönche als Soldaten in der Stadt; überdieß verlor der Vice-König Sabremonte den Kopf und entfloh nach Cordova, ohne die geringsten Anstalten zur Vertheidigung der Stadt zu treffen. Die Engländer sezten sich daher ungehindert in ihren Besitz.

Weniger gleichgiltig blieben die Colonisten bei diesem Ereignisse; der Schiffs-Kapitän Linievs sammelte jenseits des La Plata Matrosen und Landbewohner; Pueyrredon, einer der angesehensten Bewohner von Buenos Ayres, brachte eine bedeutende Zahl Bürger und berittener Hirten zusammen; Linievs ging über den Fluß, um sich mit ihm zu vereinigen, und nachdem er mit den Mitgliedern der Muni-

alität in geheimen Briefwechsel getreten war, wurde ein
gemeiner Angriff auf die Engländer verabredet, und so
ch und entschlossen ausgeführt, daß sie nach hartnäckiger
genwehr gezwungen wurden, die Waffen zu strecken.

Dieses war die erste unmittelbare Veranlassung zur Re-
lution. Die dringende Noth, in welcher sich die Einwoh-
befanden, zwang sie zur Selbstvertheidigung und be-
rte sie über ihre eigene Fähigkeit und Stärke. Von Ver-
ɔtung gegen den feigen Vice-König erfüllt, beschlossen sie,
ɔ selbst ein Oberhaupt zu wählen; die Bürger der Stadt
ten zusammen und bekleideten nach einstimmigem Ent-
lusse den tapfern Linievs mit der Gewalt und dem Range
es Vice-Königs. Da man erwarten konnte, daß die
ɡländer ihre Niederlage nicht gleichgiltig ertragen würden,
wurde sogleich eine allgemeine Bewaffnung angeordnet;
an wußte, daß von Spanien keine Hülfe zu erwarten war,
ɔd machte sich daher auf das Schlimmste gefaßt.

Wirklich landeten ein Jahr später 12,000 Engländer
r Montevideo, nahmen von dieser Stadt Besitz und mar-
ɔirten nach Buenos Ayres. Die Einwohner erwarteten
ren Angriff mit heldenmüthiger Entschlossenheit; General
Whitelock führte sie auf die thörichtste Weise in die offenen
Straſſen, und wenige Stunden darauf mußte er sich mit
inem Heere ergeben.

Während auf amerikanischem Boden ein so glänzender
Sieg über die Feinde Spaniens erfochten wurde, bemäch-
gte sich Frankreich dieses Landes. Ferdinand VII. wurde
ach Frankreich gebracht, und ein Bruder des französischen
Kaisers auf seinen Thron gesezt. Die spanische Nation er-
ug diesen Eingriff in ihre heiligsten Rechte und das treu-
ɔse Betragen gegen ihren König nicht gleichgiltig; sie erhob

sich in Masse; eine bedeutende Zahl entschlossener und angesehener Männer stellte sich an ihre Spitze, wurde von derselben in Abwesenheit des Königs als gesetzgebende und in seinem Namen herrschende Stelle anerkannt, und nahm den Titel einer Centraljunta von Spanien und Indien an.

Die Ereignisse in dem Mutterlande konnten den amerikanischen Colonisten nicht lange verborgen bleiben; sie wurden von ihnen auf verschiedene Weise aufgenommen. Der Unwille gegen den französischen Machthaber und das Bedauern über den hilflosen Zustand ihres Königs wurde zwar von allen Amerikanern gleich tief empfunden, und Niemand dachte daran, dem Könige die gelobte Treue zu brechen; gegen die Centraljunta hegte man aber keineswegs dieselben günstigen Gesinnungen. Die Aufgeklärteren im Volke verbargen nicht länger die Meinung, daß sie hinlänglich bewiesen hätten, keiner Vormundschaft mehr zu bedürfen, und da die in Buenos Ayres lebenden europäischen Spanier Miene machten, alle Gewalt über die amerikanischen Besitzungen an sich zu reißen, so entstanden zwei Partheien, deren feindliche Stellung in kurzer Zeit zu einem ernstlichen Ausbruche zu kommen drohte. Der von dem Volke hochverehrte Vice-König Linievs, dessen Ergebenheit gegen den König und Spanien unerschütterlich war, bot indessen alles auf, beide Partheien zu beruhigen, und war so glücklich zu verhüten, daß die Bewohner von Buenos Ayres nicht eine eigene Junta bildeten; ein Versuch, welchen bereits die europäischen Spanier in Monte Video gemacht hatten.

Um diese Zeit landete der von der Centraljunta ernannte neue Vice-König mit einigen Truppen vor Buenos Ayres; Linievs wurde nebst seinen Anhängern, obwohl auf die ehrenvollste Weise, von der Regierung entfernt, Spanien

erlor dadurch einen seiner treuesten Diener, und der neue Vice-König Cisneros gab nur zu bald Beweise seiner Unfähigkeit, in einem so kritischen Momente die Zügel der Regierung zu führen.

Die Unzufriedenheit und der Trotz der Angesehneren im Volke nahm, von diesem Augenblicke angefangen, täglich zu, e grössere Nachgiebigkeit die Regierung gegen die immer ungestümmer werdenden Forderungen der Bürger zeigte. Die unter dem Volke herrschende Gährung wurde von dem Unzufriedenen mit Klugheit benüzt, und am 20. May 1810 dem Vice-Könige mit wenigen Worten eröffnet, daß er auf seine Stelle verzichten müsse. Die Bürgermiliz trat unter die Waffen, und Cisneros wurde genöthiget, zu Gunsten des Cabildos, oder der Municipalität, auf seine Würde zu verzichten. Eine Versammlung von Geistlichen, amtlichen Behörden und den angesehensten Bürgern fand vor dem Rathhause statt, und nach einer langen, aber ruhigen Berathung wurde beschlossen, eine Junta gubernativa, aus einem Präsidenten und acht Mitgliedern bestehend, zu errichten und ihr die Gewalt zu übertragen, auf eine gesetzmäßige Art im Namen Ferdinand des VII. zu regieren. Am 24. wurden die Mitglieder der Junta ernannt, und den 25. Mai das Verfahren des Cabildo in einem Manifeste öffentlich bekannt gemacht, und mit allgemeinem Beifalle und Jubel von dem Volke aufgenommen. Die Bewohner von Buenos Ayres feiern diesen Tag seitdem als den Jahrestag ihrer politischen Wiedergeburt.

Die Junta war sogleich thätig, ihre Macht zu begründen. Ein beträchtliches Corps regulärer Truppen wurde errichtet, und augenblicklich 500 Mann nach den innern Provinzen gesendet, um, wie das Manifest sagte, diesen zu Hülfe zu kommen. das heißt, sie zu insurgiren und die spanischen Behörden zu vertreiben.

Die Centraljunta in Europa sah diesem eigenmächtigen Verfahren der Amerikaner nicht gleichgiltig zu; aber zu ohnmächtig, sie durch energische Mittel zum Gehorsame zu zwingen, begnügten sie sich, Abgeordnete nach Buenos Ayres zu schicken und mehrere Manifeste an das Volk zu erlassen; ein Verfahren, welches keinen andern Erfolg hatte, als daß bei einer zweiten Versammlung der Notablen beschlossen wurde, die Interimsregierung nicht anzuerkennen, und daß man die Abgeordneten mit dem Vice-Könige Cisneros ohne viele Umstände nach den kanarischen Inseln einschiffte.

Dieses war der zweite wichtige Schritt, welcher die Amerikaner der erwünschten Befreiung vom Joch Spaniens näher brachte; nichts desto weniger wurden noch alle Gesetze im Namen Ferdinand VII. gehandhabt. Die Junta bot nun ihr ganzes Ansehen auf, sich des Beitrittes der früher zu dem Vice-Königreiche La Plata gehörenden Provinzen und Städte zu versichern, und es gelang ihr, einen großen Theil derselben für ihre Absichten zu gewinnen. Diejenigen, welche noch im Besitze der Spanier waren, wurden ohne weiters feindlich angegriffen, und auf diese Weise die Truppen des Königs im Namen des Königs bekriegt.

Von diesem Augenblicke angefangen, wurde das Gebiet von Buenos Ayres der Schauplatz des blutigsten Bürgerkrieges; allenthalben herrschte Zwietracht, Erbitterung und Anarchie. Jeder einzelne entschlossene Mann suchte sich an die Spitze einer Parthei zu stellen, welche ihm behülflich war, seine ehrgeitzigen und selbstsüchtigen Pläne auszuführen. Jeder einzelne Distrikt, mancher unbedeutende Ort, hielt sich für berechtigt, seine eigene Regierungsverfassung zu gründen, und sich für unabhängig von dem Vice-Königreiche und sogar von der Provinz zu erklären, zu welcher er

eigentlich gehörte. Dadurch entstanden eine Menge Staaten, die sich zuletzt alle feindlich gegenüber standen, und die royalistische Parthei, wohl fühlend, daß sie zu ohnmächtig war, durch die Gewalt der Waffen den Patrioten zu widerstehen, bot alles auf, die Zwietracht unter diesen zu nähren, und sie dadurch zu entkräften.

So war die Lage der Bewohner des Vice-Königreichs la Plata, als Ferdinand VII. im Jahre 1814 neuerdings auf den Thron von Spanien gelangte. Buenos Ayres schickte eine Deputation nach Madrid, um dem Könige Glück zu wünschen, eine allgemeine Amnestie und ein verbessertes Regierungssystem für die amerikanischen Staaten zu erbitten. Ihre Bemühungen waren jedoch vergebens; die billigsten Forderungen wurden abgeschlagen, die Gesandtschaft selbst verächtlich behandelt und ohne Hoffnung zurückgeschickt.

Dieses thörichte Benehmen der spanischen Regierung erbitterte die Parthei der Patrioten auf das äußerste; überzeugt, daß ihnen keine andere Wohl übrig blieb, als Sieg oder schmähliche Unterwerfung, rüsteten sie sich daher zum blutigen Kampfe, und als Spanien neue Truppen sandte, verwandelte sich alsbald das ungeheure Gebiet des spanischen Amerika's in einen Schauplatz des blutigsten Krieges.

Während die Junta von Buenos Ayres den Patrioten in Peru Truppen zu Hülfe schickte, wurde sie selbst von allen Seiten gedrängt. Die benachbarten Portugiesen rückten in der Banda Oriental ein und bemächtigten sich der befestigten Hafenstadt Monte-Video. Empfindlicher, als dieser Einfall, war jedoch das treulose Benehmen des Partheigängers Artigas für Buenos Ayres, welcher die halbwilden Hirten der Banda Oriental für seine ehrgeitzigen

Pläne zu gewinnen wußte, und nachdem er dieses Gebiet und jenes von Entre-Rios unterworfen hatte, nicht länger die Absicht verbarg, sich einer unumschränkten Gewalt zu bemächtigen, und sich völlig von Buenos Ayres loszusagen. Als es ihm endlich sogar gelang, Monte-Video zu besetzen, nahm er den Titel eines Oberhauptes der Orientalen und Beschützers von Entre-Rios und Sta. Fee an; seine räuberischen Horden näherten sich immer mehr der Hauptstadt, und deren Lage wurde endlich so bedenklich, daß man sich genöthiget sah, mit Artigas zu unterhandeln und alles aufzubieten, um ihn zu versöhnen.

In dieser Lage mußte man den wiederholten Einfall der Portugiesen in der Banda Oriental als ein glückliches Ereigniß ansehen. Artigas und seine Anhänger wurden dadurch vollauf beschäftiget, und da er den Waffen der Portugiesen nicht gewachsen war, so blieb ihm nichts übrig, als Monte-Video aufzugeben, und sich nach Entre-Rios zu werfen. Von den Patrioten beständig gedrängt und von seiner Parthei zulezt verlassen, war er endlich froh, in der Provinz Paraguay einen Zufluchtsort vor den Verfolgungen seiner erbitterten Gegner zu finden.

Von diesem gefährlichen Feinde befreit, vermochte nun die Junta, ihre Waffen ausschließlich gegen die royalistische Parthei zu richten; eine Provinz des Vice-Königreichs nach der andern schüttelte das spanische Joch ab, und noch vor Beendigung des Jahres 1815 beeilten sich die Patrioten, Deputirte von allen frei gewordenen Provinzen zu einem General-Congresse in Tucuman zu versammeln, woselbst die wichtigsten Angelegenheiten des Landes mit Klugheit und Energie verhandelt wurden.

Unter der königlichen Regierung war das Vice-König-

reich in neun Intendanturen getheilt; diese trennten sich jetzt, und nahmen, in 17 Provinzen abgesondert, den Titel der vereinigten Provinzen des Rio de La Plata an. Sie gelobten, sich gegenseitig gegen äußere und innere Feinde zu unterstützen und soviel zur Befreiung ihrer übrigen amerikanischen Mitbrüder beizutragen, als in ihren Kräften stünde.

Während jedoch der Congreß bemüht war, Einigkeit und Ordnung in den neuen Bund zu bringen, wurde das Volk durch öffentliche Vorträge und Schriften, und die bisher noch verborgene Absicht des Congresses vorbereitet. Als sich dieser im Jahre 1816 in Buenos Ayres versammelte, fand er daher alle Gemüther zu seinem Vorhaben geneigt, und am 9. Juli desselben Jahres wurde die Trennung der vereinigten Provinzen des Rio de la Plata von Spanien öffentlich bekannt gemacht, die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit derselben unter allgemeiner und begeisterter Zustimmung feierlich erklärt und dieser Entschluß allen Mächten der Erde mitgetheilt. Diese Erklärung war eine der wichtigsten Maßregeln, und brachte in die bisher schwankende Gesinnung der Regierung und des Volkes, eine einmüthige und entschiedene Handlungsweise. Der Erfolg dieses kühnen und entscheidenden Schrittes übertraf jede Erwartung; die Angelegenheiten der Patrioten erhielten ein neues Leben, die Royalisten wurden in den Gefechten von Chacabuco und Maipu auf das Haupt geschlagen, ganz Chili folgte dem Beispiele von Buenos Ayres und erklärte sich unabhängig, und im Jahre 1818 waren die königlichen Truppen von dem Gebiete der vereinigten Provinzen vertrieben und bis an die Gränzen von Peru zurückgedrängt.

Die Bewohner des ungeheuren Gebietes von Buenos Ayres konnten sich nun als frei betrachten, und es blieb

ihnen zu ihrem Wohle nichts mehr zu thun übrig, als eine allgemeine Regierungsverfassung anzunehmen, um der Anarchie, der Gesetzlosigkeit und der Selbstsucht zu begegnen, welche als die ärgsten Feinde der Freiheit noch immer in dem Innern des Landes wütheten. Bisher hatte man offenbar ohne einen bestimmten Plan zu regieren versucht, dieses hatte ein immerwährendes Schwanken der obersten Behörden zur Folge; die verschiedenen Provinzen wählten ihre Eigenen; auf die oberste Junta (Junta suprema) in Buenos Ayres wurde mit Mißtrauen hingeblickt, und da die Leistungen dieser Stadt in dem Freiheitskriege wirklich außerordentlich waren, und man sich daselbst in den Angelegenheiten des National-Congresses eine etwas diktatorische Sprache erlaubte, so wurde die Junta häufig der Neigung zum Despotismus verdächtig, und lag daher mit den übrigen befreundeten Provinzen im beständigen Streite.

Obwohl man bisher noch ohne einen systematischen Plan war, so kam man doch darin vollkommen überein, eine republikanische Regierungsform anzunehmen; schwieriger war es, den Grund zu dieser Verfassung zu legen, da man große Rücksicht auf den Charakter des Volkes nehmen mußte, welches zu lange unter dem Joche des Despotismus geschmachtet hatte, um ihm unvorbereitet das gefährliche Privilegium einzuräumen, sich selbst zu regieren.

Die vereinigten Provinzen genossen übrigens eines Vorzuges, dessen sich ihre Nachbarn in Chili, Peru und Mexico, nicht rühmen konnten, und welches die Einführung der republikanischen Verfassung, die sie beabsichtigten, ungemein begünstigte. Sie hatten auf ihrem ganzen Gebiete keinen Adel und nur wenige Klöster; die Privilegien, welche diese beiden mächtigen Kasten in Amerika besaßen, durften also nicht angetastet oder vernichtet werden, und die Republick hatte da-

durch einen Feind weniger, der in den übrigen Theilen von Südamerika stets bereit war, sich an Altspanien anzuschließen und der Sache der Patrioten heimlich oder öffentlich zu schaden. Die Weltpriester waren endlich der Freiheit ungemein zugethan, und Buenos Ayres verdankt ihrer Einsicht und Thätigkeit größtentheils die Fortschritte, welche die Revolution machte. Daß das Volk ihre Verdienste zu würdigen wußte, bewies es dadurch, daß sie zu Mitgliedern der provinzial und obersten Junta, und zu Deputirten an dem Nationalcongresse gewählt wurden, und unter den 28 Individuen, woraus dieser im Jahre 1825 bestand, befanden sich eilf Geistliche.

Einen auffallenden Beweis ihrer Tolleranz und Vaterlandsliebe gaben sie bei der Gelegenheit, als, nachdem die vereinigten Provinzen ihre Unabhängigkeit von Spanien erklärt und den Versuch gemacht hatten, die Sanction dieses Entschlußes von dem Oberhaupte der katholischen Kirche zu erhalten, und dieses die Colonisten als Rebellen behandelte und mit dem Bannstrahle belegte, die sämmtliche Geistlichkeit, mit Ausnahme der Mönche, dem Ausspruche des Nationalcongresses beitraten, daß die vereinigten Provinzen die Souveränität des Pabstes nicht länger anerkannten, und diese auszuüben, der obersten Junta allein zukomme. Um dieser Erklärung ein größeres Gewicht zu geben, wurde sogleich jede Abgabe an die päpstliche Regierung, der Verkauf der Ablaßbullen und der Licenzen, welche von der Beobachtung der Fasttäge befreiten, strengstens verboten, mehrere Klöster aufgelöst, und die Gebäude zu nüzlichen Anstalten verwendet.

So sehr der Nationalcongreß bemüht war, den vereinigten Staaten wenigstens eine temporelle Verfassung zu geben, und in das Chaos der Revolution einige Ordnung zu brin-

gen, so waren doch die Gefühle, welche die vergangenen Ereignisse aufgeregt hatten, noch zu lebhaft, als daß man einen bedeutenden Erfolg von ihren Bemühungen erwarten durfte. Die Ausbrüche kleinlicher Eifersucht ehrgeiziger Personen und ihrer Anhänger dauerten noch immer fort; besonders war der Einfluß, welchen das Militär auf die Angelegenheiten der Regierung ausübte, von den nachtheiligsten Folgen. Die Versammlung einiger hundert Mann Linientruppen reichte hin, einem Ehrgeizigen behülflich zu seyn, seine selbstsüchtigen Pläne auszuführen, und der provisorischen Regierung blieb nichts übrig, als der Gewalt zu weichen, da sie im Volke, welches sich um die Regierungs-Verfassung nicht im geringsten kümmerte, nicht die mindeste Unterstützung fand. Nach manchen Stürmen und Partheikämpfen gelang es daher den Gegnern der obersten Junta, die Aufhebung derselben durchzusetzen. Es wurde eine dreifache executive Gewalt errichtet, welche den Titel eines Triumphirats annahm. Nach kurzem Bestehen beschuldigte man jedoch diese Behörde, nach der Alleinherrschaft zu trachten, und Militär und Bürgertruppen vereinigten sich, und erzwangen ihre Entfernung. Die Regierungsverwaltung wurde nun an drei Personen unter dem Titel: gubierno superior (Oberregierung) übertragen, welche keinen längern Bestand als die Vorhergehende hatte.

Das Volk wählte nun einen Oberdirektor, und gesellte ihm einen Rath, aus sieben Personen bestehend, bei, eine Beobachtungsjunta wurde außerdem ernannt, um die Stelle der regierenden Versammlung zu vertreten. Dadurch eröffnete man jedoch dem Ehrgeize ein neues Feld. Mehrere Oberoffiziere bewarben sich, von ihren Partheien unterstützt, um die höchste Gewalt im Staate, und versuchten abwechslungsweise durch List und Gewalt ihre Gegner zu verdrängen.

Das Volk wurde endlich dieser immerwährenden Verän-
erungen überdrüßig, und das Verlangen nach einer geord-
eten Regierung dringend und allgemein. Die Abgeordneten
er vereinigten Provinzen versammelten sich wiederholt zu
nem Nationalcongresse in Buenos Ayres. Die oberste
unta wurde wieder hergestellt, und, wie in den vereinigten
Staaten, auf bestimmte Zeit ein Präsident gewählt, der allein
er Generalversammlung untergeben und verantwortlich war,
elche sich alle drei Jahre zur öffentlichen Berathung der
lationalangelegenheiten vereinigte. Man beeilte sich, die
nruhigen und Ehrgeizigen zu entfernen, verminderte das
inienmilitär, gab der Bürgermiliz eine bessere Organisa-
on, und vervollständigte das Negerregiment, aus freige-
assenen Sklaven bestehend, die sich im Felde mit Ruhm
edeckt, stets große Beweise ihrer Anhänglichkeit an die be-
ehende Regierung gegeben hatten, und von allen gutden-
enden Bürgern nach Verdienst geachtet wurden.

Auf diese Weise sah die Regierung sich in den Stand
esezt, den Gesetzen Achtung und Gehorsam zu verschaffen.
in Ausschuß von 16 Mitgliedern des Congresses beschäf-
gte sich indessen mit dem Entwurfe der Grundzüge einer
auernden Verfassung, und im Jahre 1825 erfreuten sich
ie Bürger der vereinigten Provinzen bereits einer Gesetz-
ebung, welche, wenn sie auch noch viel zu wünschen übrig
eß, wenigstens der Anarchie Gränzen sezte, und als Basis
iner freien Verfassung angesehen werden konnte, die dem
Volke in dem Verhältnisse der Fortschritte, welche es in
einer sittlichen und geistigen Bildung machte, allmählig an-
epaßt werden konnte.

Von dem ungeheuren Gebiete, welches früher zu dem
Vice-Königreich La Plata gehörte, hatten sich nun, mit
Ausnahme der Banda Oriental und jenes Landstriches, wel-

cher den Namen Paraquay führt, alle Provinzen dem Bunde angeschlossen.*) Erstere war dem brasilianischen Kaiserreiche einverleibt, ist jedoch seitdem, von diesem Lande getrennt, dem Bunde beigetreten. Paraquay steht gegenwärtig noch für sich allein da, vermeidet jede politische oder Handelsverbindung mit seinen Nachbarstaaten, gehorcht den Befehlen des Dr. Francia, der sich selbst den Titel eines Diktators gibt, und wird sich nach dem Ableben dieses hochbejahrten Mannes ohne allen Zweifel den vereinigten Provinzen anschließen.

*) Dieser besteht gegenwärtig (1825) aus 17 Provinzen und zwar: Buenos Ayres, Entre-Rios, Salta, Santa-Fee, Tuccuman, Cordova, Cujo, St. Jago de Estero, Rioja, Mendoza, San Luiz, Jujui. In Oberperu aus den Provinzen Potosi, Cochabamba, Plata (oder Charcas), La-Paz und Pano. Vereinigen sich die Banda Oriental und Paraguay mit dem Bunde, so wird dieser daher aus 19 Provinzen bestehen.

V.

Militärmacht, Staatseinkünfte, Handel, Zustand der Wissenschaften, Künste, der Aufklärung, Sitten und Gebräuche der Bewohner von Buenos Ayres.

So lange sich spanische Truppen auf amerikanischem Boden befanden, war die Kriegsmacht der vereinigten Provinzen in vier Divisionen eingetheilt. Die Erste führte den Namen der Armee des Centrums, und hatte ihr Hauptquartier in Buenos Ayres. Sie bestand aus einem Regimente Linien-Infanterie, einem Regimente regulärer Reiterei, fünf Battrien Artillerie, 6000 Mann Milizen, oder Civicos genannt, und aus 10,000 Mann Reiterei, welche beim ersten Aufgebote auf dem Lande versammelt werden konnte. Die zweite Division wurde Hülfsarmee von Peru genannt, und befand sich, unter den Befehlen des wackeren Generals Belgrano, 4000 Mann stark, in diesem Lande. Die Dritte hieß die Armee der Andes; sie stand, 6000 Mann stark, unter dem bekannten General San Martin, und befand sich zur Vertreibung der Spanier in Chili. Die vierte Division führte den Namen der Hülfsarmee von Entre Rios, und focht gegen Artigas. Verschiedene kleinere Corps standen bei Cordova, Mendoza u. s. w. Sämmtliche Truppen-Gattungen, mit Einschluß der irregulären Landesbewaffnung, betrugen nach allgemeinen Angaben 40,000 Mann.

Die Seemacht bestand aus zwanzig kleinen Schiffen von 6 bis 14 Kanonen. In den Arsenalen befanden sich beträchtliche Kriegsvorräthe aller Art, welche die Patrioten von den

Spaniern erbeuteten. Seitdem die vereinigten Staaten nichts mehr von Spaniern zu fürchten haben, wurde jedoch der Stand des Linien-Militärs auf wenige Regimenter herabgesezt, welche theils in Buenos Ayres in Garnison liegen, theils zur Bewachung der feindlich gesinnten Indianer an der Gränze verwendet werden. Bei der Wahrscheinlichkeit, in einen Krieg mit Brasilien verwickelt zu werden, muß natürlich die Armee wieder auf ihren Effektivstand gebracht werden.

Daß die Einrichtung eines ordentlichen Finanzsystemes mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden ist, wird man leicht begreifen, da die Regierung der vereinigten Staaten sich jener drückenden Hülfsquellen nicht mehr bedienen darf, zu welchen die vorige Regierung ihre Zuflucht nahm. Der Ertrag der Zölle nimmt daher gegenwärtig die wichtigste Rubrik der Staatseinkünfte ein, welche im Jahre 1825, die übrigen indirekten Abgaben mit einbegriffen, etwas über 3,000,000 Pesos (Conv. Thaler) betrugen. Diese Einnahme würde natürlich nicht hingereicht haben, langwierige und kostspielige Kriege zu führen; der Regierung blieb also nichts übrig, als sogenannte freiwillige Anleihen von einheimischen und auswärtigen Kaufleuten zu erheben. Wenige Umstände machte man mit den Altspaniern und mit den Klöstern, welche gelegenheitlich in Contribution gesezt wurden. Die Einnahme der übrigen Provinzen des La-Plata-Stromes konnte nur höchst mangelhaft angegeben werden, unterbleibt daher gänzlich. Der bevorstehende Krieg mit Brasilien wird dem National-Credite sehr schaden, und das Papiergeld, welches die Bank von Buenos Ayres einführte, wird außerordentlich im Course sinken. Die Civilliste ist sehr unbeträchtlich, die Zahl der Beamten im Staatsdienste so gering, als möglich, und ihre Besoldung nicht beträchtlich, jedoch hinreichend, um zwar eingeschränkt, aber anständig zu leben.

Der Handel, obwohl er auffallend an Bedeutung gewonnen hat, kann doch nur sehr passiv genannt werden, da die Inländer noch immer keine eigenen Schiffe besitzen und alle Produkte durch Ausländer versenden lassen müssen. Die Manufakturen in den vereinigten Staaten verdienen keine Erwähnung; außer den edeln Metallen, welche Potosi liefert, besteht daher die Ausfuhr ganz allein in den Produkten der Ebene; hiezu gehören: Häute von Rindvieh und Pferden, Schaaffelle, Talg, Hörner, Salzfleisch, die Wolle von Guanaco und von der Vicuna, Pelze, Gänseflügel, Straußfedern, Maulesel und Pferde, Kupfer, Zinn, getrocknete Baumfrüchte, endlich der Paraguay-Thee. Bei einiger Erkunterung des Ackerbaues kann in der Banda-Oriental eben so guter Tobak gebaut werden, als in Nordamerika oder in Caraccas, während er gegenwärtig aus Brasilien eingeführt wird. Die Cultur des Kaffeebaums würde in der Provinz Entre Rios vollkommen gedeihen, bei Corrientes wurden sehr gelungene Versuche damit gemacht. In Paraguay, Cordova und Cochabamba wächst eine Baumwolle, die nicht allein von vorzüglicher Güte, sondern, da die Pflanze perennirend ist, große Vorzüge vor der nordamerikanischen Baumwolle hat. Das Zuckerrohr, das in Paraguay ganz vorzüglich gedeiht, gibt ein Produkt, das von Kennern dem brasilianischen und westindischen Zucker weit vorgezogen wird. Einer der ausgezeichnetsten Ausfuhrartikel könnte jedoch Mais und Waitzen werden, welche hier vorzüglich gedeihen, und womit Buenos Ayres die Hafenstädte Brasiliens weit leichter versehen könnte, als dieses bisher von Nordamerika aus geschieht.

Buenos Ayres muß als der Stappelplatz der Landesprodukte fast aller vereinigten Provinzen angesehen werden. An der Mündung eines ungeheuer großen Flusses, des La Plata, gelegen, dessen Arme unter dem Namen des Paraguay

ein Land durchschneiden, auf welchem sich wenigstens vierzig Millionen Menschen nähren könnten, gibt es keine Stadt in dem ehemals spanischen Amerika, deren Lage mit Buenos Ayres verglichen werden könnte; denn nicht allein, daß sie der wichtigste Handelsplatz für die inneren Provinzen, und selbst für Peru ist, so könnte ihre Lage zum Handel mit Europa, Westindien, Brasilien, dem Vorgebirge der guten Hoffnung und nach Asien nicht mehr vortheilhafter seyn. Machen sich die Einwohner endlich mit den vorzüglichsten Flüssen bekannt, welche das Land nach verschiedener Richtung durchströmen, und von deren Daseyn man erst in den neuesten Zeiten Kenntniß erhielt, so dürfte später der Handel, der gegenwärtig fast ausschließlich auf der Achse betrieben wird, und mit ungeheueren Kosten verbunden ist, in der Folge, wenn eine freie Schifffahrt hergestellt wird, eine ganz andere Richtung und Bedeutung erhalten. Die Hauptflüsse, welche mit den unermeßlichen Landstrichen der vereinigten Provinzen die Verbindung eröffnen, sind im Norden der Paraguay, der Parana und der Pilcomayo, welcher, sich in eine Menge Arme theilend, die fruchtbarsten Provinzen Peru's durchströmt. Südlich von den Pampas von Buenos Ayres verbindet der Colorrada und der Rio Negro diese Landstrecke mit den Ländern, welche gegen Osten am Fuße der Andes liegen, und in dem nördlichen Theile der vereinigten Provinzen unterhalten die Arme des Amazonenflusses eine willkommene Communikation mit sämmtlichen Nachbarländern. Gegenwärtig geschieht der Waarentransport zwischen Buenos Ayres und den angränzenden Provinzen vermittelst mit Ochsen bespannter Wagen. Um über die Cordilleras nach Peru zu gelangen, wird die ganze Ladung auf Mauleseln, Eseln und Lama's fortgebracht. An vielen Orten kann der nähere Weg nicht gewählt werden, da die Caravannen beständig von den kriegerischen Horden der Indianer, die auf beiden Seiten der Pampas wohnen, beunruhiget werden, und so gibt es un-

ihlige Hinderniſſe, welche den Handel erſchweren. Sie zu
:ſeitigen, wird die Angelegenheit künftiger Generationen
:yn; welchen Antheil Europa an der Cultur dieſer herrlichen
ánder nehmen dürfte, wage ich nicht zu beſtimmen; daß
:doch dieſer an vielen Stellen übervölkerte Welttheil mit der
:eit ſeinen Ueberfluß an Menſchen hieher ſenden wird, möchte
ch faſt mit Gewißheit behaupten. Ich konnte wenigſtens
iemals über die fruchtbaren Ebenen von Buenos Ayres reiten,
)hne ſie in Gedanken mit meinen fleißigen Landsleuten zu be-
oblkern. Da, wo die Diſtel, oder vier Fuß hohes Gras
wucherten, und in welchem ſich die zerſtreut weidenden Heer-
den beinahe verbargen, ſah ich lachende Fluren und üppige
Getreidfelder, und da, wo der halbwilde Gaucho ſeine un-
ſcheinbare Hütte aufgerichtet und mit Thierfellen bedeckt
hatte, zauberte meine bewegte Phantaſie freundliche Dörfer
hin, von arbeitſamen und zufriedenen Menſchen bewohnt.
Die Landſtraſſen waren mit Fuhrwerk aller Art bedeckt,
und an der Stelle jenes ſchleppenden Geſpannes träger
Ochſen und ſchläfriger Treiber durcheilte ein Viergeſpann
kräftiger Pferde mit einer bequemen Kutſche die herrlich be-
lebte Gegend. Ein Bild, das in einem ſo ungeheuern Con-
traſte mit der Landſchaft ſtand, durch welche ich von meinem
Pferde getragen wurde, daß, wenn ich aus meinem kurzen
Traume erwachte, mein Blick beinahe ſchaudernd über die
unüberſehbare Ebene hinſtreifte, ohne auch nur einen Gegen-
ſtand zu bemerken, auf dem er mit einigem Behagen aus-
ruhen konnte. Ohne Menſchen iſt ſelbſt die ſchönſte Gegend
der Erde eine Wildniß.

Wenn man bedenkt, daß das ganze Beſtreben der ſpa-
niſchen Regierung dahin ging, ihre amerikaniſchen Unter-
thanen in der größtmöglichſten Geiſtesarmuth zu erhalten,
ſo kann man unmöglich erwarten, daß ſie ſeit der kurzen
Periode ihrer Befreiung von dem Joche des Mutterlandes

große Fortschritte in Wissenschaften und Künsten machten, um so mehr, da unausgesezter Kampf und Mühseligkeiten aller Art sie vorzugsweise beschäftigten. Nichts desto weniger trifft man unter den Bewohnern von Buenos Ayres einen Grad von geistiger Bildung an, dem man, unter den obwaltenden Umständen, seine gerechte Bewunderung nicht versagen kann. Die Errichtung zahlreicher Buchdruckereien in allen Theilen der vereinigten Provinzen trugen unstreitig am meisten zur Aufklärung des Volkes bei. Eine Menge unterrichteter Männer beschäftigten sich mit Uebersetzungen der besten englischen und franzöſischen Werke; mehrere Geistliche trugen durch die Verfassung ausgezeichneter und belehrender Werke wesentlich zur Bildung bei. Schulbücher wurden in großer Menge gedruckt und in dem ganzen Lande vertheilt, und allenthalben Schulen und Lehranstalten errichtet. In Cordova wurde die zwar lange bestehende, aber in jeder Hinsicht erbärmliche Universität vollkommen reformirt, ein zweckmäßiger Studienplan entworfen und bedeutende Summen auf den Unterricht der Studierenden und die Besoldung ausgezeichneter Lehrer verwendet. In Buenos Ayres selbst wurde eine öffentliche Bibliothek und mehrere Schulen für Rechtsgelehrte und junge Offiziere errichtet. Mehrere öffentliche Blätter erschienen alle Wochen, in welchen die größte Kühnheit und Freimüthigkeit herrschte. Sie waren es vorzugsweise, welche das Volk mit seinen Rechten bekannt machten. Ihrer bediente sich die Regierung als Organ ihrer Wünsche und Absichten, und die Begierde, mit welcher diese Blätter und unzählige Flugschriften gelesen wurden, bewies hinlänglich, daß das Volk aus seinem langen Schlafe erwacht war, und man darf wohl behaupten, daß die Buchdruckereien nicht weniger zur Unabhängigkeit Amerika's beitrugen, als die Tapferkeit seiner Bewohner.

Die trefflichen Geistesanlagen der Amerikaner berechtigen aber zu der Erwartung, daß, ehe unser Jahrhundert sein

nde erreicht, die Bewohner von Buenos Ayres auf gleicher tufe der Bildung mit den ausgezeichnetsten Völkern Europas ehen werden; auch hierin, wie als wackere Kämpfer für die reiheit, ein Vorbild für ihre südamerikanischen Mitbrüder.

Die Bewohner von Buenos Ayres sind, wie in den eisten Städten des amerikanischen Continentes, aus Euroäern, Abkömmlingen derselben, Creolen, Abkömmlingen von uropäern und Indianern, Mestizen, und von Weißen und egern, Mulaten, zusammengesezt. In den Städten sind iese Racen gemischt, auf dem Lande aber sind beinahe alle andbewohner Mestizen. Auf dem ganzen Gebiete gibt es, m Verhältniße mit den übrigen Bewohnern, nur wenige legersklaven, deren Zahl sich auch in den Städten von Jahr u Jahr vermindern wird, da die Einfuhr von Negern strengtens verboten ist, und alle seit 1815 auf dem Gebiete von Buenos Ayres geborenen Kinder von Sklaven frei sind, und nur bis zu ihrem sechszehnten Jahre als gezwungene Diener ei ihrer Herrschaft bleiben müssen. In zwanzig Jahren ürften daher die vereinigten Provinzen nur mehr von freien Menschen bewohnt werden; ein Vorzug, dessen sich selbst ie nordamerikanischen Freistaaten nicht erfreuen.

Die gegenwärtige Regierungsform hat allen Unterschied der Farben aufgehoben; jeder freie Mann ist Bürger seines Staates, und hat auf alle Aemter und Ehrenstellen, die derselbe verleihen kann, den Anspruch, welchen ihm seine Fähigkeit und Verdienste geben. Es herrscht unter allen Mitbürgern die vollkommenste Gleichheit; die Verschiedenheit zwischen dem Adel und Bürgerstande war in Buenos Ayres von jeher unbekannt. *)

*) Buenos Ayres hatte niemals einen Adel, oder wurde vielmehr nur von Adelichen bewohnt, da die spanische Regierung jedem

Die freie Verfassung, welche die ehemals spanischen Colonisten sich nach langem und blutigem Kampfe selbst gaben, ist nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf den Charakter des Volkes geblieben. Jeder Einzelne desselben ist von seinem Werthe als Mensch und freier Mann vollkommen durchdrungen, aber auch sehr geneigt, seine Fähigkeiten und geleisteten Dienste unverhältnißmäßig hoch anzurechnen. Ehrgeitz, Eigendünkel und Eigennutz beherrschen diese neuen Republikaner noch viel zu sehr, um den Tugenden ausschließlich zu huldigen, wodurch sich der Republikaner auszuzeichnen glaubt. Noch kleben an dem Charakter des Südamerikaners eine Menge Vorurtheile, welche er gleichsam mit der Muttermilch einsog, und es wird wohl erst der kommenden Generation gelingen, dieselben abzulegen. Von Seite der Regierung geschieht wenigstens Alles, um die heranwachsende Jugend nach den Grundsätzen der neuen Regierungs-Verfassung zu erziehen, und wer die öffentlichen Schulen in Buenos Ayres besuchte, wird sie, mit den Fortschritten der zahlreich versammelten Jugend, höchst zufrieden verlassen haben. Weit entfernt, sie über ihr Fassungsvermögen mit der Erlernung todter Sprachen mehr zu quälen, als unumgänglich nöthig ist, prägte man ihren Herzen vor Allem Liebe zum Vaterlande ein, und lehrte sie die Gesetze desselben kennen und achten.

Die Statuten der Verfassung erklären die katholische Religion für die herrschende des Landes; eine Maßregel,

---

Spanier, der nach den Colonien auswandern wollte, zur Ermunterung die Erlaubniß ertheilte, seinem Namen das Wörtchen Don vorzusetzen, welches in Spanien nur den Adelichen gestattet ist. Seitdem nennt sich jeder freigeborne Amerikaner Don, und die neuen Republikaner haben diesen Titel beibehalten.

die man nicht loben kann, und welche für republikanische Staaten nicht geeignet seyn dürfte. Uebrigens muß berücksichtiget werden, daß man auf den gemeinen Volkshaufen, der noch von der Nacht des Aberglaubens und des Bigottismus umfangen ist und vollkommen unter den Einwirkungen der Klosterpfaffen steht, die größte Rücksicht nehmen mußte. Eine gemäßigtere Form der Satzungen und Gebräuche der katholischen Religion wird jedoch allgemein gewünscht und dringend begehrt, um so mehr, da die verführerischen Schriften Montesquieu's, Voltair's, Helvetius u. a. m., welche sämmtlich in das Spanische übersezt sind, unter den Aufgeklärteren und den Kindern der Revolution eine ungeheuere Menge Proselyten machen, die sich alle der großen Sekte der Indifferenten anschließen, welche mit jedem Tage in dem katholischen Amerika zunimmt.

Ob diese Gleichgiltigkeit gegen die Gesetze der herrschenden oder irgend einer anderen Kirche die Hauptursache der schlechten Sitten ist, welche man mit Recht den Bewohnern von Buenos Ayres vorwerfen kann, will ich nicht untersuchen; sie sind wenigstens darin ihren brasilianischen Nachbarn eben so ähnlich, als wie sie sich durch geistige Fähigkeiten vor ihnen auszeichnen. Diese Stadt besizt bereits eine sehr beträchtliche Anzahl wissenschaftlich gebildeter Männer, welche durch ihren Verstand und mit ihren Kenntnissen selbst in Europa glänzen würden. Wenn daher in den Schulen des Landes vorzüglich dahin gearbeitet wird, dem regen Geiste der Jugend eine bestimmte Richtung zu geben, wenn er einst jene Reife erhält, welche Gediegenheit im Denken, Sprechen und Handeln jenem Klingklang der Ruhmredigkeit vorzieht, den man bisher noch häufig an die Stelle des Handelns sezt, so wird für die künftigen Generationen eine schöne Zukunft heranblühen.

Spanien hat seine Gebräuche nach den Colonien verpflanzt; die Revolution, die große Menge der anwesenden Fremden und der verminderte Einfluß der Geistlichen, übten aber bereits einen so entschiedenen Einfluß auf das gesellige Leben der Einwohner von Buenos Ayres aus, daß sie sich den Gebräuchen der Europäer immer mehr nähern. Das weibliche Geschlecht unterlag niemals jenen morgenländischen Einschränkungen, welche vorzugsweise die argwöhnischen und eifersüchtigen Portugiesen in ihren amerikanischen Besitzungen einführten; daher sind die Einwohner von B. Ayres auch weit geselliger und zugänglicher, als diese. Jedem gebildeten Fremden wird es gegenwärtig nur wenige Mühe kosten, in den Abendzirkeln der wohlhabenden Familien Eintritt zu erhalten; wer daher Musik, Gesang und Tanz liebt, wer eine ernstere Unterhaltung wünscht, kann daselbst seine Zeit gleich angenehm zubringen, und es gehört nicht zu den kleinsten Annehmlichkeiten, daß man gewiß seyn darf, allenthalben Männer von Bildung, und Damen anzutreffen, welche eben so sehr durch ihren Verstand unterhalten, wie sie durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit entzücken. Wenn das schöne Geschlecht nicht alle Tugenden besizt, welche der edel fühlende Mann höher schäzt, als äußere Vorzüge, wenn Putz und Flitter ihm lieber sind, als häusliche Freuden, wenn es den Hausfreund dem Gatten vorzieht, und die Erfüllung der heiligsten Pflichten seinen Dienerinnen überläßt, so liegt die Schuld allein an der vernachläßigten Erziehung und dem Betragen der Männer und Hausväter. Nur wenige von diesen erfüllen ihre Pflichten, und indem sie jeden freien Augenblick vom Hause entfernt zubringen, und allein ihren Hang zu Vergnügungen zu befriedigen suchen, geben sie ihrer Familie das verderbliche Beispiel eines unordentlichen Lebenswandels. Im entgegengesezten Falle verdient das weibliche Geschlecht in Buenos Ayres alle Achtung, und viele Frauen und Mädchen, besonders solche, die sich mit würdigen Euro-

kern verheiratheten, können als Muster der Tugend und häuslichkeit aufgestellt werden.

VI.

Fremde in Buenos Ayres. — Feier des Stiftungstages des deutschen Vereins. — Einschiffung auf dem schwedischen Schiffe, die Pallas.

Die Zahl der Fremden, welche sich gegenwärtig in Buenos Ayres aufhalten, ist äußerst beträchtlich und wird beinahe auf 20,000 geschätzt. Unter diesen sind, wie allenthalben, die Engländer die Meisten und Angesehensten. Durch ihre großen Verbindungen üben sie nicht allein einen entschiedenen Einfluß auf den Handel, sondern auch auf die politischen Verhältnisse des Landes aus. Nach ihnen sind wohl Portugiesen und Italiener die zahlreichsten. Deutsche gibt es nicht viele; dafür aber kann man ohne Partheilichkeit versichern, daß sie unter allen Fremden die meiste Achtung genießen und allenthalben gerne gesehen sind. Daran ist theils die Geschicklichkeit und Rechtlichkeit derjenigen Ursache, die zu dem Handelstande gehören, theils die Erinnerung an die nicht unwichtigen Dienste, welche einige wackere Männer dieses Volkes der Republik als Krieger leisteten.

Der Raum dieses Werkes erlaubt nicht, ausführlicher von den Thaten der wackeren Deutschen zu erzählen, welche an dem blutigen Kampfe der südamerikanischen Patrioten gegen ihre spanischen Unterdrücker Theil nahmen. Doch kann man nicht umhin, dem geehrten Leser wenigstens ein Beispiel von deutschem Muthe mitzutheilen.

Die Charruas-Indianer, ein zahlreicher Volksstamm, welcher ein völlig unabhängiges Gebiet an der Gränze von Peru bewohnt, hatten bald nach dem Beginnen der Revolution verschiedene Einfälle in das Gebiet von B. Ayres gemacht, und nicht allein zahlreiche Heerden weggetrieben, sondern auch die wehrlosen Einwohner theils getödtet, theils in Gefangenschaft fortgeschleppt. Der geringe Widerstand, welchen ihnen die ohnehin schwer gedrängten Patrioten entgegen zu setzen vermochten, ermuthigte sie wahrscheinlich zu größeren Unternehmungen, und eines ihrer Oberhäupter war zuletzt so verwegen, die wilde Schaar bis in die Nähe der nach allen Seiten offenen Hauptstadt zu führen.

Dort sah man wohl ein, daß ernstliche Vertheidigung durchaus erforderlich wäre, um der Kühnheit dieser Barbaren Schranken zu setzen. Ein gegen die königlichen Truppen dienendes, reguläres Reiterregiment wurde daher abberufen und gegen die Indianer geschickt, ging aber diesem Kampfe nicht ohne Bangigkeit entgegen. Abgerechnet, daß die Charruas-Indianer diesem Regimente an Zahl weit überlegen waren, so kannte man sie bereits als tapfere und in dem Gebrauche ihrer Waffen äußerst erfahrne Krieger. Sie waren sämmtlich beritten, saßen ganz nackt auf schnellfüßigen und trefflich abgerichteten Pferden, und führten außer einer achtzehn Fuß langen Lanze von Tacuara (einem harten und sehr zähen Schilfrohre) die gefürchteten Bolas, welche bereits früher beschrieben wurden. Wollten sie angreifen, so näherten sie sich langsam und vorsichtig; manchmal hingen sie sämmtlich unter den Bäuchen ihrer Pferde, mit Ausnahme eines Einzigen, der sich das Ansehen gab, als treibe er eine Heerde vor sich her; das hohe Gras, welches im Sommer beinahe vier Fuß hoch ist, begünstigte überdieß diese Kriegslist. Gelang es ihnen, auf diese Weise ihren Gegnern nahe zu kommen, so schwangen sie sich auf

ein Zeichen ihres Anführers auf den Rücken der Pferde, und stürzten sich, nachdem sie einen weiten Kreis gebildet hatten, mit einem Ungestümm auf ihre Feinde, welchem, nach den bisherigen Erfahrungen, allein das Feuer des dicht geschlossenen Fußvolkes Widerstand zu leisten vermochte.

Kaum hatten die Indianer Nachricht von dem Marsche des erwähnten Reiterregimentes erhalten, so beschlossen sie, auf ihre Ueberzahl und Tapferkeit vertrauend, es unverzüglich anzugreifen, und schon schien sich der Sieg auf ihre Seite zu neigen, als einer der Offiziere der Patrioten, mit Namen Rauch, ein Rheinländer von Geburt, sich auf den Kazicken der Indianer warf und diesem so nahe kam, daß er sich seiner Lanze nicht mehr bedienen konnte. Der unerschrockene Wilde suchte nun seinen Gegner vom Pferde zu reißen, welcher seinerseits mit großer Geistesgegenwart die langen Haare des Indianers faßte. Nach kurzem Kampfe stürzten beide von den Pferden, und in diesem gefährlichen Augenblicke gelang es dem tapfern Teutschen, den Häuptling der Indianer mit einem Messerstiche zu tödten.

Das Siegesgeschrei der Patrioten machte die Charruas auf ihren Verlust aufmerksam, allgemeiner Schrecken bemächtigte sich ihrer, ihr Widerstand verminderte sich in dem Grade, als der Muth der Patrioten zunahm, und zum erstenmal, seit sie mit diesen zusammentrafen, erlitten sie eine vollkommene Niederlage. Von diesem Augenblicke angefangen, wagten sie es nicht wieder, in die Nähe der Hauptstadt zu kommen, bis zum Jahre 1828.

Der tapfere Rauch, bereits Oberster eines Reiterregimentes, zog ihnen wiederholt entgegen; der Chef eines entfernt liegenden Regimentes sollte ihn bei dem Angriffe unterstützen, blieb jedoch bei dem Beginnen des Kampfes, aus

Saumseligkeit oder Mißverständniß, mit seinem Truppen entfernt, und der tapfere Oberste verlor nebst einem großen Theile des Regimentes, nach verzweifelter Gegenwehr, sein ruhmvolles Leben.

Der Name dieses Tapfern und vieler seiner Gefährten, welche auf den Schlachtfeldern von Maipu und Chacabuco fielen, lebt in dem Munde des Volkes, und wenn einstens eine partheilose Hand die Thaten aufzeichnen wird, welchen dieser Theil Südamerikas seine Unabhängigkeit verdankt, so dürften deutsche Namen neben denen der besten Helden des Befreiungskrieges glänzen.

Ehe ich mich zur Abreise nach Brasilien anschickte, hatte ich noch das Vergnügen, einige frohe Stunden in dem Kreise meiner würdigen Landsleute zuzubringen. Sie feierten nämlich den Stiftungstag ihres Vereines, und versammelten sich dazu in einem schön geschmückten Saale. Als Gäste waren nur Deutsche gebeten, Männer aus allen Gauen des schönen Deutschlands, welche eine gemeinsame Sprache, und, wenigstens für den Augenblick, eine gemeinsame Denkweise, in einem andern Welttheile vereinigte. Die heiterste Stimmung, ächt deutscher Frohsinn und die größte Eintracht herrschte in der Versammlung. Mit Begeisterung wurde der Heimath und der fernen Lieben gedacht, und ein schönes, für die Feier dieses Tages verfaßtes Lied mit wahrer Weihe gesungen. Niemand ging zu Bette, und als der Tag angebrochen war, wurde ein Spaziergang an das Ufer des majestätischen La Plata Flußes vorgeschlagen. Die Sonne erhob sich mit unendlicher Pracht am Horizonte, eine reine, äußerst milde Luft und die sanft dahingleitenden Wellen des Stromes luden unwiderstehlich zu einem Bade ein, welches wir neu gestärkt, und ohne die Folgen der mäßig durchschwärmten Nacht zu fühlen, verließen.

Bey dieser Gelegenheit erzählten mir meine Landsleute, daß bei anhaltend stürmischem Wetter, und besonders bei starkem Nordostwinde, die Fluthen des La Plata Stromes von dem Meere zurückgedrängt würden, und daher die ganze Gegend manchmal plötzlich unter Wasser stehe. So wurde im Jahre 1820 bei einem furchtbaren Nordostwinde der gewaltige Fluß über zwanzig Fuß aus seinem Ufer getrieben, und von 72 fremden Schiffen, welche auf der äußern und innern Rhede vor Anker lagen, 70 an den Strand geworfen, von welchen man noch viele Gerippe sehen konnte.

Als ich später in meiner Wohnung ankam, wurde mir eine schriftliche Einladung des schwedischen Kapitäns übergeben, mich zur Einschiffung bereit zu halten. Den Rest des Tages wendete ich dazu an, mich bei meinen Freunden zu beurlauben, und die Herren Stegmann, Vereet, Hecker, Bergmaier und Fink werden mir erlauben, ihnen hiemit meinen aufrichtigsten Dank für die manigfaltigen Beweise ihres Wohlwollens darzubringen. Herzlichen und gerührten Abschied von der würdigen Familie nehmend, in deren Kreis ich vier Monate zugebracht hatte, die Brust mit Sorgen erfüllt, aber mit vollkommen hergestellter Gesundheit, begab ich mich nach Mittag an das Ufer des La Plata, um mich zum fünftenmale dem Meere anzuvertrauen, und ehe die Nacht ihren Schatten über die Erde verbreitete, hieß mich Kapitän Lundström an Bord der Pallas willkommen.

VII.

Bemerkungen über das Schiff und deſſen Bemannung. — Beraubung des Erzbiſchofs von Lima durch einige Corſaren. — Wir erhalten braſilianiſche Escorte. — Befehl in den Hafen von Monte Video einzulaufen. — Beſuch der Stadt. — Einige Bemerkungen über dieſelbe. — Abreiſe. — Erbärmliches Benehmen des Commandanten der Escorte. — Beſuch der Inſel Flores. — Befehl, in die Bai von Maldonado einzulaufen. — Sturm und Gefahr zu ſtranden. — Beſuch der Inſel Goriti. — Wallfiſchjagd in der Bai.

Ich hatte genug Schiffe geſehen, um ſogleich zu erkennen, daß unſere neue Wohnung ein ſtarker, aber ſchwerfällig gebauter Kaſten von ungefähr 300 Tonnen war; ganz vortrefflich gezimmert für die Nordſee und eine tüchtige Eiſenladung, keineswegs aber für die Gewäſſer des Oceans; überdies war es nicht mit Kupfer beſchlagen, ein großer Uebelſtand für Schiffe in dieſen Gewäſſern; auf eine ſchnelle Fahrt konnte daher nicht gerechnet werden. Das Innere des Schiffes gewährte einen nicht weniger traurigen Anblick, namentlich die Kajüte, in welcher man in jeder Hinſicht das Gegentheil der ſo lobenswerthen engliſchen, deutſchen und holländiſchen Reinlichkeit bemerkte. Die Steuerleute und Matroſen, deren im Ganzen 15 auf dem Schiffe waren, zeigten ſich jedoch als gute, dienſtfertige Menſchen, und der Kapitän bewies ſich als ein gebildeter und ſehr gefälliger

Mann. Mein Erstaunen, daß das Schiff noch auf der innern Rhede lag, hörte sogleich auf, als ich die Ladelöcher des Schiffsraumes nur oberflächlich zugedeckt sah, und wirklich erfuhr ich bei meiner Nachfrage, daß das Schiff außer dem nothwendigen Ballast nur 20 große Säcke mit Wallnüßen und 60,000 Piaster in Silbermünze an Bord habe. Wenige Stunden darauf brachte uns die Fluth und ein Boot, welches das Schiff buxirte, in die äußere Rhede. Dort gingen wir unferne eines bewaffneten brasilianischen Schooners vor Anker. Es war einige Tage früher, angeblich von Corsaren, welche, wie man erzählte, stets mit mehreren bewaffneten Schaluppen an der Mündung des La Plata kreuzten, ein Raub an einem Schiffe begangen worden, welcher viel Aufsehen erregte, da der Beraubte keine geringere Person als der oberste Bischof des ehemaligen Vice-Königreichs Peru war. Diese Geschichte verdient erzählt zu werden. Der Erzbischof, welcher bisher in Lima residirte, verließ diese Stadt, welche eben erst die lezten Spanier vertrieben hatte, und legte, weil er sich daselbst nicht einzuschiffen getraute, seine Reise mit einem beträchtlichen Gefolge zu Lande zurück. Vor seiner Abreise von B. Ayres verrichtete derselbe, auf Bitten der zahlreichen Einwohner, mehrere öffentliche Ausübungen seines Amtes, welche ihm, besonders die Ertheilung des Sakramentes der Firmung, ein recht artiges Sümmchen eintrugen; dann wurde für seine bischöfliche Gnaden ein gut segelndes Schiff gesucht, und ihm die Wahl zwischen einem englischen, nordamerikanischen und genuesischen Schiffe gelassen, welchem Letzteren er, als einem Rechtgläubigen, den Vorzug gab. Der Erzbischof mußte dem Landesgesetze gemäß eine kleine Abgabe von dem baarem Gelde und Geldeswerth entrichten, welche er mit sich aus dem Lande nahm; davon ließen die Herren von der Duana ein Verzeichniß unter das Publikum kommen, und so erfuhr man denn, daß Se. Gnaden ein

rundes Sümmchen von 60,000 Piaſtern in Gold, und das Doppelte in Juwelen und Silbergeſchirr bei ſich führe. Die Einſchiffung des Biſchofs und ſeiner Begleiter ging ſehr feierlich von Statten; eine ungeheure Volksmenge begleitete ihn bis an das Ufer des Flußes, erhielt dort den Segen, und ſah ihn bald darauf mit dem Boote bei dem Genueſer ankommen; dort wurde er von dem Kapitän und der ſämmtlichen Mannſchaft knieend empfangen, und bald darauf lichtete das Schiff mit günſtigem Winde die Anker, und fuhr ungefähr drei Meilen Strom abwärts. Da bereits die Dämmerung einbrach, ging es, auf Kanonenſchußweite von einer braſilianiſchen Fregatte von 40 Kanonen entfernt, neuerdings vor Anker. Die Nacht war dunkel, doch nicht ſtürmiſch, und der Biſchof begab ſich nach ſeiner Gewohnheit früh zur Ruhe, wurde aber auf eine äußerſt unangenehme Weiſe aus derſelben geſtört. Um Mitternacht nämlich wurde das Schiff plözlich in aller Stille von zehn bewaffneten Männern erſtiegen, der Kapitän und die Mannſchaft überfallen und gekuebelt, die Kajüte durch Bewaffnete beſezt und der Biſchof unter Betheuerungen der größten Ehrerbietung von dem Anführer erſucht, ihm gefälligſt jene Summen und Koſtbarkeiten auszuliefern, welche er auf amerikaniſchem Boden erworben habe; der Gauner ſezte hinzu, Se. biſchöfl. Gnaden würden es einem Patrioten nicht verübeln, daß er nicht gleichgiltig mit anſehen könne, daß ſo bedeutende Summen in das Ausland gingen, überdies wiſſe er ſehr wohl, daß Se. Heiligkeit, gleich den Apoſteln des Herrn, mit Gleichgiltigkeit auf die vergänglichen Güter der Erde herabſehe. Einer der Räuber erſuchte zulezt den Biſchof ſehr höflich, ihm den koſtbaren Ring zu geben, den er am Finger trug, und beſchenkte ihn dafür mit einem alten, ſchmuzigen Roſenkranze, und zum Schluße hatte dieſer noch das Vergnügen, den Schurken ſeinen Segen zu ertheilen, worauf ſie das Schiff verließen, nach-

dem sie die Kajütenfenster und die Thüre der Kajüte zugenagelt hatten.

Die geistlichen Herren waren so betäubt und erschrocken, daß sie nicht daran dachten, Lärm zu machen, um von dem naheliegenden brasilianischen Schiffe Hülfe zu erhalten; erst ein paar Stunden später zerbrach einer ein paar Scheiben der Kajütenfenster, und schrie lange und anhaltend, bis die Fregatte ein Boot aussezte und Leute nach dem Schiffe sandte. Als diese die Schiffsmannschaft, von welchen übrigens die zwei Mann, welche die Wache hatten, mit den Räubern davon gegangen waren, losgebunden, und die Geistlichen befreit hatten, begab sich einer derselben mit ihnen an Bord der Fregatte zurück und machte dort die Anzeige des Vorgefallenen. Es wurde sogleich ein Offizier nach B. Ayres gesandt, um der Regierung die Anzeige des begangenen Raubes zu machen, und sie zur thätigen Verfolgung der Räuber aufzufordern; ein anderes bewaffnetes Fahrzeug sezte diesen selbst nach; sie besaßen aber so gute Schlupfwinkel, daß alle Nachforschungen vergebens waren, und dem Bischofe nichts übrig blieb, als, um einige tausend Piaster ärmer, mit christlicher Ergebung seine Reise auf dem ächt katholischen Schiffe fortzusetzen; übrigens war Jedermann überzeugt, daß der Kapitän und die Schiffsmannschaft vollkommen mit den Räubern einverstanden waren. Dieses Ereignisses wegen wurde nun der brasilianische Admiral von den Eignern des erwähnten Geldes gebeten, unser Schiff bis auf die Höhe vom Cap St. Maria eskortiren zu lassen; ehe diese Erlaubniß kam, vergingen aber vier Tage, die wir unthätig vor Anker liegen mußten. Endlich legte sich ein brasilianischer Schooner von 18 Kanonen an unsere Seite; der Kapitän wurde auf denselben berufen, und erhielt die nöthige Instruktion und seine Signale. Nachmittags kam endlich Befehl, die Anker zu lichten; der Wind war äußerst günstig,

B. Ayres bald aus unsern Augen verschwunden, und mit Tages-Anbruch zeigte sich bereits der Telegraph von Monte Video. Die uns begleitende Eskuna gab das Signal, in den Hafen der Stadt einzulaufen; ein Befehl, den sich unser Kapitän durchaus nicht erklären konnte, da nicht allein der Wind äußerst vortheilhaft war, um diesen Tag noch aus der Mündung des Flußes zu gelangen, sondern auch der Offizier des Schooners einen Befehl vorgezeigt hatte, uns bis Maldonado zu begleiten. Der Kapitän zeigte einige Neigung dem Signale nicht zu gehorchen, worauf sogleich der Schooner herbeikam und das Schiff mit einer Ladung bedrohte. Der frische Südwest hatte den Fluß tüchtig aufgeregt, seine Wellen brachen sich mit Macht an der Küste, und da gerade Ebbe eintrat, so fürchtete der Kapitän, und wahrlich nicht mit Unrecht, auf eine Untiefe zu gerathen; denn er wußte aus Erfahrung, daß, wenn der Wind einige Zeit aus Nordost bläst, Schiffe von 300 Tonnen, welche gewöhnlich 12 Fuß tief gehen, oft mehrere Tage auf dem schlammigen Grunde des Hafens von Monte Video sitzen bleiben und in große Gefahr gerathen. Da wir jedoch keine Ladung hatten, so kam das Schiff glücklich über die gefährlichen Punkte weg, und legte sich, eine englische Meile von der Stadt entfernt, neben einer schwimmenden Battrie vor Anker. Wir waren nun wieder auf brasilianischem Gebiete, da Monte Video erst seit kurzem (im Jahre 1807) von den Portugiesen mit Hülfe der Engländer erobert worden war.

Der Kapitän erhielt Befehl, an das Land zu kommen, und machte uns, als er einige Stunden darauf nach dem Schiffe zurückkehrte, eine wahrhaft traurige Schilderung von der Unordnung und dem gänzlichen Mangel der Disciplin, welcher in der brasilianischen Marine zu herrschen schien, und nun erst konnten wir uns erklären, woher B. Ayres den Muth nahm, sich mit Brasilien in einen Krieg einzu-

ien, da dieser Staat nicht ein einziges bewaffnetes Fahrz
g besaß, während Brasilien eine nicht unbedeutende See
icht aufstellen konnte. Sämmtliche Passagiere erhielten
laubniß, an das Land zu gehen; Herr Girtanner, einer
iner Landsleute und Bekannten, war in Monte Video
säßig; ich suchte daher seine Wohnung auf und wurde
f das freundlichste empfangen.

Monte Video, früher der bedeutendste Handelsplatz des
ice-Königreiches B. Ayres, ist seit dem letzten Kriege, in
elchem die Hauptstadt desselben den ganzen Handel an sich
z, sehr herabgekommen; die Stadt, welche gegenwärtig
0,000 Seelen zählt, liegt auf einer kleinen Anhöhe, ist
gen den Fluß zu mit starken Bastrich versehen, und von
r Landseite durch einige unbedeutende Festungswerke ver
eidigt; die Straßen sind unregelmäßig gebaut und ge
lastert. Es befand sich gerade eine bedeutende Zahl bra
ilianischer Truppen, wahres Gesindel, daselbst, von welchen
an überzeugt seyn konnte, daß sie bei dem ersten Gefechte
von laufen würden. Die Insurgenten der Banda Orien
l, unter dem Befehl des Generals Lavalleja, früher Offizier
i brasilianischen Diensten, wagten sich bereits unter die
Wälle der Festung, und hielten die Garnison, der es ganz
ch an Kavallerie fehlte, dermaßen in Furcht, daß sich nur
roße Truppen-Abtheilungen aus den Thoren wagten, wel
e natürlich nichts gegen diese amerikanischen Kosacken aus
ichteten, die sich begnügten, die Garnison beständig zu
llarmiren und aufs äußerste zu ermüden. Der Geist der
inwohner, welche durchaus spanisch sprechen, war entschie
en gegen Brasilien, obwohl die dortige Regierung alles
hat, sie für ihr Interesse zu gewinnen. Es ist sehr zu be
auern, daß diese Provinz, die südlichste des großen brasi
ianischen Reiches, seit so vielen Jahren der Schauplatz be
ständiger Verheerungen ist; sie liegt unter dem 34° 54' 48"

südlicher Breite, hat einen Flächenraum von 6000 Quadrat-Meilen, und das gesündeste und mildeste Klima der Welt; die Früchte Europa's und viele der tropischen Länder gedeihen vollkommen; auf unübersehbaren Ebenen können sich zahllose Heerden ernähren; im Norden finden sich ungeheure Waldungen, unerschöpflich an dem trefflichsten Bauholze, und in Osten strömt der Uragnay, ein schiffbarer Fluß, der den Handel in das Innere des Landes äußerst begünstigt. Der Boden ist besonders da, wo er an die Provinz St. Pedro angränzt, von außerordentlicher Fruchtbarkeit. Leider hat der unhaltende Krieg dieses herrliche Land beinahe in eine Wüste umgewandelt; die Ackerbau treibenden Bewohner, von den umherstreifenden Guerillas unaufhörlich beunruhigt und beraubt, haben ihre Wohnungen und Felder verlassen und sich der Küste zugewendet, woselbst sie sich von der Fischerey erbärmlich nähren; die zahllosen Heerden des herrlichsten Hornviehes wurden entweder in ferne Länder fortgetrieben, oder auf eine barbarische Weise vertilgt, und auf einer Strecke Landes, auf welchem sich Millionen nähren könnten, leben jetzt kaum 80,000 Menschen, abhängig von Europa, welches einem der fruchtbarsten Länder der Erde sogar Getreide und Mehl um ungeheure Preise zuführt.

Lange werden die herrlichen Provinzen Südamerika's an den Folgen einer schlechten und unwissenden Verwaltung und den inneren Unruhen und Nachwehen einer Revolution leiden, welche übrigens, so große Wunden sie auch dem Lande schlägt, dennoch zur Freiheit führt, und gewiß wird eine Zeit kommen, wo das übervölkerte Europa seinen Ueberfluß an Menschen nach diesen schönen Ländern sendet. Diejenigen, welche statt der Träume von Gold und Edelsteinen es vorziehen sollten, den dankbaren Boden dieser schönen Provinz, von der ich spreche, urbar zu machen, werden sich überzeugen, daß die Verehrer des Pfluges am ersten zu

em bescheidenen Wohlstande gelangen, während der Unerrtliche, der die Erde, nach Reichthümern suchend, durchühlt, gewöhnlich in Dürftigkeit lebt. Der jetzige Gouverneur ß zur Erleichterung des Handels einen Molo (Platz, wolbst die Waaren aus und eingeladen werden) erbauen, der en Einwohnern zu einem eben so angenehmen als gesunden nterhaltungsplatze dient. Dort versammeln sie sich gewöhnich des Abends, um die Kühle des Seewindes zu genießen; uch herrscht der sonderbare Gebrauch, daß beide Geschlechter sich hier im Angesichte Aller, mit Mänteln bekleidet, baden, wobei es denn nicht immer sehr anständig zugehen soll. Den folgenden Tag bequemte sich wahrscheinlich irgend ein Offizier der brasilianischen Marine, auf einen bereitliegenden Schooner zu steigen, und wir erhielten das Signal, die Anker zu lichten, obwohl der Wind kaum das kleinste der Segel schwellte. Wir legten mit Mühe eine Stunde zurück, und außerdem beliebte es dem Herrn Offizier, der uns geleitete, unser Schiff, welches sechsmal so groß wie das seinige war, und nur von 13 Mann bedient wurde, während er deren 70 hatte, manöveriren zu lassen; es folgte Signal auf Signal, dann wieder ein Kanonenschuß; bald mußten wir die Segel einziehen, bald uns von der Küste entfernen oder mehr an sie hinsegeln; bis es denn doch unserm Kapitän zu arg wurde; er war selbst Offizier in der schwedischen Scheerenflotte, und wußte recht gut, wie weit die Macht eines Convoi-Kommandanten gehe; es wurde daher eine der Allarm-Kanonen abgebrannt, zum Zeichen, daß man mit dem Kommandanten des Schooners zu sprechen wünsche. Dieser kam auch bald darauf mit einem Boote an das Schiff und stieg mit der Gravität eines alten portugiesischen Admirals an Bord. Es war eine merkwürdige Erscheinung; ein Knabe, kaum 16 Jahre alt, mit einem ungeheuren Dragoner-Säbel bewaffnet, welchen er, als er die Fallreefs-Treppe heraufkletterte, mühsam nach sich

schleppte, kündigte sich als den Kommandanten des Schooners an, musterte mit vieler Wichtigkeit die Segel, Raaen und Masten des Schiffes, spreizte die Beine von einander, und krähte mit einer Kastraten-Stimme die Frage heraus, was der Kapitän wolle, und wer hier portugiesisch spreche. Auf Bitten des Kapitäns erbot ich mich hierauf, als Dollmetscher zu dienen, und nahm mir die Freiheit, Se. Gnaden den Herrn Lieutenant, oder was er seyn mochte, etwas zum Besten zu halten, indem ich ihn abwechslungsweise Herr Kapitän oder Herr Major nannte, und ihm stets das Prädikat Vossa Senhoria gab, welches er übrigens mit herablassendem Lächeln annahm; dann aber erklärte ich ihm im Namen des Kapitäns, daß, wenn es ihm vielleicht noch länger belieben sollte, ein Kauffahrtei-Schiff mit weniger Mannschaft manöveriren zu lassen, gleich einem Kriegsfahrzeuge, so würde man sogleich umkehren, nach B. Ayres segeln, sich unter englischen Schutz begeben und bei der Regierung von Rio de Janeiro seine Klage gegen ihn einreichen; zugleich mache ihn der Kapitän aufmerksam, daß, wenn der Herr Kommandant gesonnen sey, den bisherigen Cours noch ferner zu verfolgen, ein unbedeutender Windstoß hinreiche, beide Schiffe auf die englische Bank zu werfen; daß er ihm das Vergnügen überlasse, mit seinem Schooner zu stranden; er, für seinen Theil, sey für die Erhaltung des Schiffes, das man ihm anvertraut habe, verantwortlich, und werde, von jezt angefangen, nur auf jene Signale achten, deren Befolgung die gesunde Vernunft gebiete. Während Se. Excellenz der Herr Lieutenant diese Anrede ganz verblüft anhörte, wurde von dem Fort von Monte Video das Signal gegeben, zu warten und sogleich vor Anker zu gehen, worauf sich der Herr Kommandant wieder nach seinem Schooner zurück begab. Bald darauf zeigte sich ein Schiff, aus dem Hafen von Monte Video kommend, welches, als es bei uns anlangte, sich, als zum

nvoi gehörend, meldete; es war Eigenthum eines in B. es ansäßigen Portugiesen, ging nach Rio de Janeiro, d hatte 15 Pferde an Bord. Während dieser Zeit erhob) wieder ein günstiger Wind, mit welchem wir bei Anbruch r Nacht die Insel Floris ersichten; hier trat gänzliche indstille ein; da aber die Strömung gegen die englische ank hin äußerst stark war, so gingen sämmtliche Schiffe r Anker, und ich mit dem Kapitän sogleich mit dem Boote ch diesem Eilande. Es war sehr klein, zum Theile mit ras bedeckt, von welchem wir, so viel das Boot fassen nte, für unsere Schaafe abschnitten. Der größere Theil r Insel diente aber einer Art von Mäusen zum Aufenthalte, elche zum Theile mit dem Ausbrüten ihrer Jungen be- ästiget waren, oder gerade Eier legten. Wir schlugen nige von ihnen todt und sammelten ein paar hundert Eier, it welchen wir auf das Schiff zurückkehrten. Die Gänse atten einen unerträglichen Thrangeschmack, die Eier waren ber vortrefflich und brachten einige Tage hindurch eine an- enehme Abwechslung in unsere erbärmliche Nahrung. Den omanden Tag kam der Wind beständig aus Nordost, war lso ganz conträr, und nöthigte uns, einen zweiten Anker uszuwerfen. Während dieser Zeit hatte ich volle Muße, ber unsere gegenwärtige Lage Betrachtungen anzustellen.

Das Schiff war ganz entsetzlich ein schlechter Segler, er Kapitän auf keine Weise eingerichtet, Passagiere bei sich u haben, der Koch nicht im Stande, anderes als Gerstens grütze und Salzfleisch zu kochen, der Kajütendiener ein Schwein. Die Vorräthe des Kapitäns bestanden durchaus n nichts anderem, als altem, abgelegenen Salzfleische, einer mittelmäßigen Grütze und einem kleinen Vorrathe schlechter Erbsen; der Zwieback war erbärmlich; desto größeren Ueber- fluß hatten wir aber an Ratten und Mäusen, welche sich ganz harmlos bei Tag und Nacht in der Kajüte umher-

einmerken. In dieser Noth kam mir die Dummheit meiner portugiesischen Reisegefährten sehr zu Statten. Einer von selben war nämlich, als wir Monte Video verließen, in ein Thau auf dem Verdecke gefallen, und hatte dicht vor dem Auge eine nicht unbedeutende Wunde erhalten. Da ich einen Kasten mit Arzneimitteln bei mir hatte und die Behandlung solcher Wunden hinlänglich verstand, so hielt ich es für meine Pflicht, dem Menschen beizustehen, und stillte ihm wirklich wieder her. Weil ich auch außerdem den Patrosen hie und da ein schweißtreibendes Mittel oder eine Camillen-Thee reichte, so erschien ich ihm als ein Doktor von besonderer Geschicklichkeit; als er daher seine Landsleute auf dem portugiesischen Schiffe besuchte, wurde meiner als eines äußerst geschickten Mannes erwähnt. Da nun zufällig der Bruder des Steuermannes an einem Uebel litt, welches allerdings zur See nicht sehr angenehm ist, so wurde diese mit vieler Feierlichkeit zu mir gebracht; ich protestirte zwar ernstlich gegen den Titel und die Praxis eines Doktors, je mehr ich mich aber entschuldigte, desto mehr wurden sie in dem Wahne, daß ich es sey, bestärkt. Ich richtete also in Gottes Namen dem Menschen einige unschuldige Mittel zusammen, und gab ihm eine allgemeine Instruktion, wie er sich verhalten müsse; da der arme Teufel wirklich Linderung spürte, so wurde ich natürlich bis in den Himmel erhoben, und das Zutrauen der Mannschaft auf beiden Schiffen war von diesem Augenblicke angefangen auf die Unfehlbarkeit meines Wissens unbegränzt. Selbst der Kapitän, der an einer Augenentzündung litt, kam zu mir, erhielt etwas Rosenwasser, und wollte zulezt für sich und seine Leute, die mich consultirt hatten, bezahlen; natürlich nahm ich nichts an, worauf der Kapitän einen meiner Reisegefährten hinter mich sandte, um mich auszuforschen, womit er mir Vergnügen machen könne. Um Ruhe zu haben, und weil es denn wirklich mein Verlangen war, erkundigte ich mich, ob

Kapitän vielleicht etwas Mandioca-Mehl habe. Des
endes wurde schon ein Sack von der ersten Gite herüber
endet, welchen ich denn freudig, und fast möchte ich sagen,
ndungsvoll, daß dieses Mehl uns noch allen sehr bekom
:n würde, annahm. Am anderen Tage mit dem Aufgange
r Sonne sprang endlich der heftige Nordost, der uns bis
r an der Fortsetzung der Reise verhindert hatte, plötzlich
n; das Signal, die Anker zu lichten, wurde gegeben,
id bald schwellte der herrlichste Südwest die Segel. Wir
achten acht und eine halbe Meile in einer Stunde, und
:fanden uns in kurzer Zeit auf der Höhe von Maldonado;
nser Aerger stieg aber auf das höchste, als der uns beglei-
:nde Schooner auch hier wieder das Signal gab, in dieser
Bai einzulaufen. Lange zögerten die Führer unserer Schiffe,
iesem unsinnigen Befehle zu gehorchen; denn nicht allein,
aß diese unnütze Unterbrechung der Reise unsere Ankunft
außerordentlich verspätete, so lag auch die Bai dem Süd-
westwinde besonders ausgesezt, und dieser, jezt so äußerst
günstig, erlaubte uns, wenn er anhielt und wir einmal vor
Anker lagen, nicht mehr, die Bai zu verlassen, so lange er
nicht von beinahe entgegengesezter Richtung blies. Als dieses
Zaudern bemerkt wurde, kam der Schooner sogleich auf uns
zu, legte sich an unsere Seite, und drohte, wenn wir nicht
auf der Stelle der Bai zusteuerten, uns in den Grund zu
schießen; als ich diese Drohung dem Kapitän übersezte, so
brachen er und seine Leute in ein unbändiges Gelächter aus;
denn da der frische Wind die Wellen sehr stark trieb, so
wurde das Schiffchen dermassen umhergeschleudert, daß es
die Kanonenlucken verschließen mußte, um nicht das Fahr-
zeug mit Wasser zu füllen. Unser grimmiger Commandeur
aufgebracht, daß ihm nicht augenblicklich gehorcht wurde,
zog sein Schwert, und dieß drohend schwingend, krähte er
durch das Sprachrohr herüber, er werde dem Schiffe sogleich
einen Denkzettel geben lassen, und nun erdrute der Befehl

an ſeine Mannſchaft, die Luken zu öffnen und die Kanonen vorzubringen; wir ſahen, wie ſich ihm der Steuermann und ein paar alte Matroſen wahrſcheinlich mit der Vorſtellung näherten, daß er, ſo lange die Schiffe ſich ſeinem Befehl nicht offenbar widerſetzten, durchaus kein Recht habe, gewaltige Maßregeln zu ergreifen; aber unſer Seeheld war nun einmal höchſt kampfluſtig; er wiederholte ſeinen Befehl, und da die Kanoniere zauderten, ſo ſprang er auf den ihm nächſtſtehenden zu, und ſchlug ihn mit dem Säbel; aber kaum hatte dieſer den Luckladen etwas geöffnet, als die See mit unwiderſtehlicher Gewalt durch die Oeffnung drang, und die Leute nicht raſch genug herbei ſpringen konnten, dieſe wieder zu ſchließen. Hätten wir nicht in Rio landen müſſen, ſo hätte der gute Braſilianer uns ſchwerlich an der Fortſetzung unſerer Reiſe gehindert, ſo aber blieb nichts übrig, als nach der Bai zu ſteuern. Dort legten wir uns der kleinen Inſel Goriti (34° 56′ 19″ ſ. B.) gegenüber, und unſerne eines großen Wallfiſchfängers vor Anker; ſodann begab ſich der Kapitän unverzüglich, auf ſein Bitten von mir begleitet, nach dem Schiffe des Offiziers, der auf dieſer Station kommandirte. Dieſes war eine ſehr ſchöne Fregatte von 42 Kanonen, und hieß, der älteſten Tochter des Kaiſers zu Ehren, Maria da Gloria.

Der Kapitän erhielt die Einladung, an Bord zu kommen, um mit dem Commandirenden zu ſprechen; bald darauf erſchien ein Offizier und forderte auch mich auf, nach der Cajüte des Schiffskapitäns zu kommen, woſelbſt ich äußerſt artig empfangen wurde. Dieſer Offizier war ein Franzoſe, und erſt kurz von dem Kaiſer zum Kapitän der Fregatte ernannt worden; er ſprach nur wenig engliſch, und der Führer unſeres Schiffes kein Wort portugieſiſch; ich machte alſo wieder den Dollmetſcher. Herr Lundſtröm erſuchte ihn nämlich, ſobald der Wind ſich legen würde, ohne fernere Convoi

segeln zu dürfen, und erzählte durch mich, was wir hier mit unseren Beschützern ausgestanden hatten. Der Kapitän lachte herzlich über meine Erzählung, fügte aber bei, daß er wohl fühle, er thäte besser, zu weinen, da er selbst in einer Marine diene, die so erbärmlich sey; er erzählte uns, auf welche Weise die meisten Offiziere angestellt würden, und versicherte, daß, wenn die Regierung von B. Ayres nur ein paar Fregatten kaufen und mit Matrosen von fremden Nationen bemannen könne, er vollkommen überzeugt wäre, daß diese hinreichten, der ganzen vereinigten Flotte Brasiliens die Spitze zu bieten; denn der Geist der Offiziere und Matrosen sey so erbärmlich, daß er für seinen Theil überzeugt wäre, diese würden im Augenblicke der ernstlichen Annäherung eines feindlichen Schiffes kaum ein paar Ladungen aushalten, und sich dann sogleich ergeben; er fügte bei, daß, hätte er die Möglichkeit denken können, daß eine Nation so tief sinken könnte, so würde er freilich lieber als Matrose auf einem französischen Schiffe geblieben seyn, als hier Dienste genommen haben. (Es ist zu bemerken, daß der Kaiser von Brasilien, seinen Unterthanen mißtrauend, Anfangs nur Portugiesen zum Dienste der Flotte nahm.) Der Kapitän sagte uns, daß die Instruktion des uns geleitenden Offiziers allerdings dahin lautete, uns nach dem Hafen von Maldonado zu bringen, und auch er sey beauftragt, im Falle der Fluß noch nicht ganz sicher vor Seeräubern wäre, uns bis auf die Höhe von Santos zu begleiten. Wir erfuhren bei dieser Gelegenheit, daß die Fischer längs der Küste wirklich Versuche gemacht hätten, kleinere Küstenschiffe (Sumaccas) auszuplündern; auf keinen Fall aber würden wir vor 3 oder 4 Tagen fortkommen, da er noch einige Provisionen einnehmen müße. Wir baten um Erlaubniß, an das Land gehen zu dürfen, der Kapitän bedauerte jedoch, dieser Bitte nicht willfahren zu können, da das eine Stunde von hier liegende Städtchen Maldonado die Fahne des Auf-

rührs aufgezogen hatte und bewaffnete Reiter beständig am Ufer streiften; doch erhielten wir Erlaubniß, sobald wir eine weiße Flagge auf seinem Schiffe sehen würden, mit einem Boote an das Ufer zu fahren, weil dieß ein Zeichen des Waffenstillstandes für die Bewohner des Städtchens sey, und sie sodann mit Lebensmitteln aller Art herbei kämen, um diese an die Schiffe zu verkaufen; die Insel Goriti wurde aber unserer Disposition überlassen. Wir nahmen Abschied, und unser Kapitän war so höflich, zwölf Flaschen ächten Mallaga (wovon er herkam) an die brasilianische Fregatte zu schicken, welche sogleich mit zwölf anderen vom besten Portwein erwiedert wurden. Um Mittag sahen wir die Waffenstillstandsflagge aufhissen; die Boote sämmtlicher Schiffe eilten augenblicklich an das Ufer, kauften die benöthigten Lebensmittel, und entfernten sich, sobald das Signal von dem Stations-Commandanten gegeben wurde. Ein paar Stunden später zeigten sich einzelne schwarze Gewitterwolken am nördlichen Horizonte, welche von unserem Kapitän sogleich als die Verkünder eines Sturmes erkannt wurden, und worauf er augenblicklich Befehl gab, einen zweiten Anker zu werfen, den Nothanker bereit zu halten und den obersten Mast herab zu nehmen. Um sechs Uhr Abends erhob sich ein fürchterlicher Orkan, und gleich darauf wurde es so finster, daß die Schiffsmannschaft nur mit der größten Vorsicht ihre Arbeiten verrichten konnte. Zuerst schwaite das Schiff so heftig, daß wir uns festklammern mußten, um nicht niederzustürzen; dann trieb es eine kleine Strecke gegen das Ufer zu; dieser Augenblick war für sämmtliche in der Bai liegende Schiffe sehr gefährlich, da nur in der Mitte derselben guter Ankergrund, aber gerade an dieser Stelle ein Felsen wenige Fuß unter dem Wasser befindlich ist. Die westliche Küste der Bai war steil und felsig, und bei der außerordentlichen Gewalt des Orkans mußte ein ankerloses Schiff rettungslos in Stücke gehen; der Kapitän ließ daher

genblicklich den Nothanker werfen und die Kabel der beiden dern anziehen, worauf das Schiff wieder festhielt. Die uth des Orkans nahm indessen zu, ein kleineres Fahrzeug te bereits dem Strande zu, und um zehn Uhr fing unser hiff neuerdings zu treiben an, und näherte sich dem Wallhfänger so sehr, daß wir befürchten mußten, an ihn zu ssen; zu gleicher Zeit brach das Kabel des kleineren Ans s, der Nothanker faßte aber wieder Grund. Wir waren e auf dem Verdecke versammelt und starrten lautlos in die s umgebende Nacht; auch für den Muthigsten hatte diese cene etwas Schauerliches. Mit schneidenden Tönen brauste r Sturmwind über den Ocean, das empörte Element brach h mit rasendem Ungestümm an der Küste, dazwischen tönte r dumpfe Ton des Sprachrohres der Befehlshaber auf den rschiedenen Schiffen, welche sich einander immer mehr zu ihern schienen; einzelne Kanonenschüsse verkündeten die zuhmende Gefahr einiger Fahrzeuge, und jede Minute mußn wir befürchten, unsere Anker zu verlieren und auf den traud geworfen zu werden. Dieser peinliche Zustand dauerte ne halbe Stunde, dann ließ die Heftigkeit des Orkans nach, ıd um Mitternacht war alle Gefahr vorüber. Als der Tag ıbrach, konnten wir erst das Gefährliche unserer Lage übersehen; wir waren kaum mehr 300 Schritte von der Küste ntfernt, zwei Sumaccas waren auf einander getrieben und nser talentvoller Begleiter saß mit seinem Schooner auf dem Sande fest. Alle Schiffe hatte man vollkommen abgetackelt, nd sah nun sämmtliche Matrosen emsig beschäftigt, sie ieder in segelfertigen Zustand zu setzen. Die Schaluppen es brasilianischen Kriegsschiffes eilten in der Bai umher, ie Schiffe, welche sich der Küste zu sehr genähert hätten, uf ihre alten Ankerplätze zu bugsiren; unser verlorner Anker urde mit ihrer Hülfe heraufgewunden, und um Mittag ar wieder dieselbe Ordnung unter den Schiffen hergestellt, ls hätte uns beständig das schönste Wetter begünstigt.

Dann fuhr ich mit einem unserer Passagiere nach dem Wallfischfänger, und wurde von dessen Kapitän auf das freundschaftlichste empfangen; er und seine zahlreiche Mannschaft hatten vor acht Monaten Bordeaux verlassen, um an der Küste von Brasilien Seehunde (Robben) zu schlagen, und, wo möglich, einige Wallfische zu fangen, welches ihnen aber nur auf der Höhe von Bahia mit einem großen Wallfische gelungen war. Jezt wollten sie ihr Glück auf der Insel Lobo versuchen, auf welcher in dieser Jahreszeit gewöhnlich viele Robben angetroffen werden. Der Kapitän bat uns, sein Mittagsmahl zu theilen, welches ich aber ablehnen mußte, da mir der Thrangeruch auf dem Schiffe ganz unerträglich war; ich machte dagegen den Vorschlag, auf der Insel Goritti zu essen; dieß wurde angenommen; wir holten die Kapitäns und Passagiere von unserem und dem portugiesischen Schiffe ab, ruderten nach der Insel, und während unsere Köche mit der Zubereitung des Mittagsmahles beschäftiget waren, streiften wir auf dieser umher.

Die Insel Goritti hat ungefähr eine Viertelstunde im Umfange, ist gänzlich unbewohnt und bringt nur solche Pflanzen hervor, welche in salzhaltigem Boden fortkommen. Die Engländer hatten während ihrer lezten Expedition gegen Monte Video und B. Ayres hier Magazine angelegt und Verschanzungen aufgeworfen; einige eiserne Kanonen ohne Lavetten lagen noch in den Schießscharten und schienen unbrauchbar. Indessen war das Mittagsmahl fertig geworden; die französischen Matrosen hatten einen großen Stein mit einem weißen Tuche bedeckt, statt Stühlen dienten uns die Gelenke des Rückgrates von Wallfischen und der beste Appetit würzte das seemännische Mahl, bei welchem wir versammelt blieben, bis ein Kanonenschuß von der brasilianischen Fregatte uns an Bord unserer Schiffe rief. Beim Scheiden versprach

der französische Kapitän, wenn einige Gelegenheit sich zeige, uns das Schauspiel einer Wallfischjagd zu geben; und wirklich wurde den folgenden Tag ein kleiner Fisch gespürt und sogleich Anstalten getroffen, seiner habhaft zu werden. Als die Boote des französischen Schiffes alle herabgelassen und bemannt waren, versammelten sich die Uebrigen auf Bitte des Kapitäns an der nördlichen Einfahrt der Bai; zugleich wurden die Zuseher ersucht, wenn der Fisch vielleicht versuchen wollte, auf dieser Seite zu entfliehen, mit den Rudern tüchtig in das Wasser zu schlagen, um ihn zurück zu treiben; eines der Wallfischboote blieb bei uns, und die übrigen begannen nun die Jagd. Der Verfolgte bemerkte augenblicklich, worauf es abgesehen war, und zeigte eine so große Behendigkeit, daß, so oft sie ihn umringt hatten, er ihnen jedesmal wieder entschlüpfte. Endlich tauchte er ziemlich nahe bei uns auf, stieß zwei Wassersäulen aus seinen Nasenlöchern, und machte Mine, an dieser Stelle durchzubrechen; wir machten aber insgesammt so großen Lärm mit unseren Rudern und Gewehren, die wir auf ihn abschossen, daß er von seinem Vorsatze abstand; indessen war ihm eines der Boote so nahe gekommen, daß eine Harpune nach ihm geworfen werden konnte, welche ihn aber nur leicht verwundete. Auf unser Geschrei eilten die übrigen Boote herbei, wodurch der Fisch so gedrängt wurde, daß er kein anderes Mittel sah, als sich auf eines derselben zu stürzen, welches er wahrscheinlich mit seinem Schwanze umschlagen wollte; dieses wich aber mit einer geschickten Wendung aus, und in demselben Momente traf ihn der Harpunirer mit einem so kräftigen Wurfe, daß augenblicklich das Wasser mit Blut gefärbt wurde und der Wallfisch wie ein Blitz nach der Tiefe ging. Nach einer Viertelstunde erschien sein Cadaver, mit dem Bauche aufwärts ragend, wurde sogleich unter großem Jubel umringt und von allen begleitet nach dem

Strande gebracht. Es war einer der kleinsten Wallfische; doch maß er in seiner Länge 20, und hatte einen Umfang von 24 Fuß. Er wurde sogleich ausgehauen, der Thran in Fässer gebracht, das Fischbein abgesondert und den Rest den Raubvögeln überlassen, die sich noch vor Abend einstellten. Wir nahmen etwas von seinem Fleische mit uns, ließen es kochen, fanden es aber äußerst geschmacklos. Den kommenden Tag kam die übrige Mannschaft des Wallfischfängers zurück; sie hatten 60 Stück Robben geschlagen.

VIII.

ortsetzung der Reise. — Sturm. — Bemerkungen nd Empfindungen während der Dauer desselben. — inige Tage günstiges Wetter, dann wieder Sturm. — rwünschte Ankunft in dem Hafen von Rio de Ja eiro. — Aeußerst ungünstige Nachrichten von meiner flanzung. — Schändliches Betragen der Mauth eamten. — Abreise nach der Mandiocca. — Ankunft uf meiner Besitzung. — Trauriger Anblick der selben. — Rückkehr nach der Hauptstadt.

Vor Sonnen Untergang schrallte plötzlich der Wind, die ortugiesische Fregatte gab das Signal, uns zum Weitersegeln ertig zu machen, und um zehn Uhr Nachts erfolgte das zweite, den Anker zu lichten; wenige Augenblicke darauf verließen wir den Hafen, nach einer halben Stunde waren wir an der Mündung des herrlichen La Plata Stromes, und um 11 Uhr in der hohen See; die Fregatte Maria da Gloria begleitete uns. Bis zu diesem Tage hatten unsere armen Matrosen den Anker vierundfünfzig Mal geworfen und gelichtet, und wir in 7 Tagen so viel Weg zurückgelegt, als ein Schiff in zwanzig Stunden mit gutem Winde machen kann. Mit gutem, aber schwachem Winde sezten wir nun die Reise fort; am dritten Tage Morgens schlug er aber etwas um, und die See fing an hohl zu gehen, bis gegen Abend wieder Windstille eintrat. Einige Wolken, die sich in Nordost zeigten, veranlaßten den Kapitän, mehrere Vor

sichtsmaßregeln gegen einen herannahenden Sturm, den er fürchtete; zu treffen, dieselben Ansichten theilte wahrscheinlich der Kapitän der uns begleitenden Fregatte, denn gleich darauf erfolgte das Signal, im Falle der Wind heftig losbrechen sollte, nach Belieben unsere Reise fortzusetzen. Unser Kapitän verbarg keineswegs, daß ein Sturm aus Norden für uns gefährlich sey, da wir uns sehr nahe an der Küste befanden; es wurde übrigens nichts versäumt, auf jedes Ereigniß gefaßt zu seyn; die obersten Masten wurden abgenommen, alles Bewegliche am Schiffe noch mehr befestiget, und nach den Schaluppen und Fahrzeugen gesehen, um sich im Falle der Noth ihrer sogleich bedienen zu können.

Die Prophezeiung des Kapitäns traf früher ein, als er selbst erwartete; er hatte kaum Zeit genug, alle Segel einziehen zu lassen, als der Sturm da war. Sogleich wurde das Sturmsegel aufgezogen, und das Schiff, welches eine Stunde vorher noch fast unbeweglich gewesen war, fing jetzt so heftig zu stampfen an, daß man, ohne sich irgendwo anzuklammern, nicht mehr feststehen konnte. Die See färbte sich schwarz, der Horizont überzog sich gänzlich, und die Wellen waren nur mehr an dem weißen Schaume, der sich jedesmal auf ihren Gipfeln sammelte, kenntlich. Da der Wind konträr war, so trieben diese Wellen mit Kraft gegen den Vordertheil des Schiffes, und brachen sich an demselben mit dem Geräusche des Donners. Von Minute zu Minute bedeckten Sturzwellen einzelne Theile des Schiffes, und eine eilte mit solcher Gewalt über dasselbe weg, daß sie beinahe einen Matrosen über Bord geschwemmt hätte. Nach einer Stunde waren wir alle ganz durchnäßt; die Passagiere gingen sämmtlich in die Kajüte, mir gestattete der Kapitän auf dem Verdecke zu bleiben; ich wählte mir nun ein etwas erhabenes Plätzchen am Hackebord, woselbst ich vor den

Sturzwellen gesichert war, und das merkwürdige Schauspiel betrachten zu können hoffte. Zu diesem Behufe befestigte ich mich an einem der Ringe, und bemühte mich, alles ruhig zu beobachten, was um mich her vorgehen könnte. Noch eine Stunde lang war die Bewegung des Schiffes erträglich und ich hatte sie auf meinen andern Reisen weit heftiger erlebt; der Kapitän kam in diesem Augenblicke zu mir, und freute sich meiner Ruhe; er sagte mir, daß der Sturm nun nicht mehr lange säumen würde, mit seiner vollen Wuth auszubrechen; er habe die Pumpen untersuchen lassen und wenig Wasser gefunden, auch meinte er, daß, wenn wir nur die hohe See halten könnten, so sey wenig Gefahr zu befürchten, aber die Bewegung des Schiffes werde außerordentlich seyn, weil es keine Ladung habe. Wirklich begann kurze Zeit darauf der Orkan mit vermehrter Stärke zu toben, und da die Matrosen unvermögend waren, das Steuerruder länger zu handhaben, so wurde es festgebunden. Ich strengte nun meine ganze Aufmerksamkeit an, Vergleichungen mit dem, was ich sah, und den Beschreibungen der Anzahl von Reisenden, welche einen Sturm erlebt haben wollten, anzustellen. Es drängte sich mir dabei die Bemerkung auf, daß die Mehrzahl wahrscheinlich, während er tobte, ganz zerknirscht in ihren Hangmatten oder Betten seekrank lag; denn abgerechnet davon, daß es nicht einem jeden Menschen gegeben ist, bei einer solchen Naturscene alle Furcht aus der Brust zu verbannen und als ruhiger Beobachter auf dem Verdecke zu bleiben, so habe ich doch selbst die Erfahrung gemacht, daß man von dem, was selbst in großer Nähe vorgeht, während einem Sturme nur wenig sehen kann; ich bin sogar überzeugt, daß die meisten Reisenden eine hohle See für Sturm hielten. Die Bewegung des Schiffes war außerordentlich, und die Gewalt der sich dem Schiffe entgegenstürzenden Wellen so heftig, daß dieses manchmal gleichsam horizontal stehen blieb, und wenigstens eine Minute

lang zitterte und krachte, als wollte es sich gänzlich aus seinen Fugen geben. Die Dunkelheit war so groß, daß man durchaus nichts von dem Meere sehen konnte, und das Brausen der Wellen verursachte einen so ganz eigenthümlichen Lärm, daß ich mich Augenblicke lang gänzlich betäubt fühlte. Manchmal traten Pausen ein, als wäre der Orkan der Ruhe bedürftig, um mit erneuerter Gewalt über das empörte Element hereinzustürmen; dann folgte Welle auf Welle, und manchmal glaubte ich das Schiff gänzlich von der See bedeckt. Es ist keine Prahlerei, wenn ich versichere, daß ich bei diesem Ereignisse vollkommen ruhig war; dazu trug wohl die Meinung viel bei, daß, wenn das Schiff umschlagen oder versinken sollte, keiner von uns mehr Zeit hätte, an die Gefahr zu denken, und Betäubung und Tod augenblicklich erfolgen müßten; wer sich aber vor diesem fürchtet, der darf meines Erachtens auch keiner Schlacht beiwohnen, wo der Tod den Kämpfenden in tausend Gefahren umgibt, und woselbst außerdem seine geistige Thätigkeit in Anspruch genommen wird. Vergnügen fand ich allerdings keines an dieser Scene, und der Ausdruck „schrecklich schön," dessen sich einige unserer Dichter bedienen, scheint mir keineswegs passend; schrecklich ist allerdings der Augenblick, wenn die hereinstürzenden Wellen die Schiffswände zertrümmern und die Masten zerschmettern. Bald darauf brach auch ein fürchterlicher Windstoß den obersten Aufsatz des Fockmastes ab, und als dieser mit seinen Raaen und Tauen auf das Verdeck stürzte, schien es mir selbst, als müsse das Schiff nun in Millionen Stücke zersplittern. — Dies war ein furchtbarer Augenblick; das Sprachrohr des Kapitäns rief die ganze Mannschaft zur schleunigen Hülfe herbei, und Aexte und Messer arbeiteten nun mit unermüdlicher Thätigkeit um Stricke und Taue zu kappen. Wenige Augenblicke nachher verschwanden Alle, bis auf den Kapitän und die Wache, um zu neuer Arbeit auszuruhen.

Wieder kam der Kapitän zu mir; er schien besorgt und meinte, daß, wenn dieser Sturm lange anhielte, wenig Hoffnung sey, die übrigen Masten zu retten; das Schiff hatte sich übrigens bisher sehr gut gehalten und noch wenig Wasser eingenommen. Eine halbe Stunde später fühlte ich mich seekrank, erbrach mich einigemal, und hatte nun weiter keine Lust, dem Kampf der Elemente zuzusehen; ich arbeitete mich mühsam in die Kajüte und nach meinem Bette, hörte nichts als Stöhnen und Wehklagen, eilte, von der beängstigenden Luft zum wiederholten Brechen gereizt, meine durchnäßten Kleider von mir zu werfen, fiel in mein Bett, mußte mich neuerdings erbrechen und wurde zulezt so sehr geschwächt, daß ich bald darauf das Bewußtseyn verlor und in diesem Zustande über acht Stunden blieb. Als ich endlich zu mir kam, begehrte mein Magen dringend nach Nahrung und Wasser; der Kajütenwärter erschien auf meinen Ruf, konnte mir aber nichts verschaffen, als etwas Schinken, Zwieback, und Wasser mit Brandwein vermischt, da man vergebens versucht hatte, Feuer in der Küche anzumachen; Er sagte mir, der Sturm habe seitdem noch an Wuth und Ungestümm zugenommen. Gleich darauf kam der Kapitän, in dessen kleiner Kajüte sich mein Bett befand; er machte Licht, sah äußerst blaß und ermüdet aus, nahm die Karte der brasilianischen Küste vor, und betrachtete sie und den Compaß lange und kopfschüttelnd; dann sagte er mir, daß die Hinterwand am Bogsprid ganz weggenommen sey, und daß ihm sehr für das Book und die Schaluppen bange doch habe er sie noch mehr befestigen lassen und hoffe das lezte Rettungsmittel in der Noth zu erhalten; es sey unmöglich, zwei Schrite weit zu sehen, aber wenn dieser Wind sich nicht bald ändere, oder in seiner Heftigkeit nachließe, so müßten wir ohne Rettung auf die Küste treiben, von der wir ohnehin nicht mehr weit entfernt seyn könnten. Durch wiederholtes Erbrechen, welches sich,

seit ich zu mir gekommen war, wieder einstellte, wurde jedoch mein Kopf von einem so heftigen Schwindel eingenommen, daß diese Mittheilung so viel Eindruck auf mich machte, als wenn der Kapitän mir erzählt hätte, daß er ein Glas Wasser verschüttet habe. Ich konnte mich recht gut erinnern, daß ich während meiner früheren Reisen wirklich ungeduldig war, einen Sturm zu erleben; aber jezt fühlte ich meine Neugierde vollkommen befriedigt, und gelobte feierlich, nie mehr, selbst über eine Windstille, zu murren. Am Mittag vernahm ich lärmende und eilige Bewegung auf dem Verdecke, das Schiff schwankte und arbeitete außerordentlich, aber die Heftigkeit der Bewegung ließ allmählig nach, und es schien mir, als bewegte es sich äußerst schnell vorwärts. Bald darauf erschien der Kapitän; er war äußerst vergnügt, und rief mir schon an der Treppe zu: „wir Lenzen," d. h. das Schiff läuft vor dem Winde, „der Wind hat sich gedreht und bläst S. S. W." Wir machten 12 Meilen in einer Stunde, das Steuerruder war losgebunden und der Curs ging ganz nach Osten, obwohl wir uns bedeutend von dem Wege entfernten; aber es lag alles daran, von der Küste abzukommen. Noch in derselben Nacht brach sich endlich die Wuth des Sturmes, der Wind blieb S. W. und hatte seine Heftigkeit verloren. Ich schleppte mich mühsam, auf das Verdeck, athmete seit drei Tagen zum erstenmale wieder frische Luft, und erblickte mit unbeschreiblicher Freude den wolkenlosen Horizont ober mir. In der Küche, wie auf dem Schiffe, war alles in größter Thätigkeit; dort verbreitete ein magerer Haushahn, im Casserolle bratend, einen aromatischen Duft, und reizte unsern früher mit kaltem Salzfleische und Zwieback ausgeschoppten, und durch beständiges Erbrechen äußerst geschwächten Magen zu einem krampfhaften Ausbruche der Freude; für die armen Matrosen war ein, freilich sehr mageres, Schaaf geschlachtet worden, welches bereits in den Casserollen dampfte, und wohin

ie wackern Leute zuweilen sehnsüchtige Blicke warfen. Auf em Schiffe sah es nicht ganz erfreulich aus; die Wand es Backbords war beinahe ganz zertrümmert, eine der klei- en Schiffs-Kanonen, und, was uns weit empfindlicher ar, beinahe die Hälfte der Wasserfässer von Bord gespält; errissene Kabels und Taue lagen allenthalben umher, der erbrochene Mast sah kläglich aus, und das ganze Schiff atte so ziemlich das Ansehen eines Wracks.

Den folgenden Tag fing das Meer allmählig an, sich u beruhigen, und bis Sonnenuntergang blieb der Wind ets günstig, obwohl nicht stark genug, um eine bedeutende Strecke Weges zurückzulegen. Der prächtige Komet, wel- her sich seit dem 12. Oktober bei jeder schönen Nacht in Osten zeigte, konnte wieder gesehen werden, auch hatten wir as Vergnügen, einem Zuge von 7 bis 8 Wallfischen von nittlerer Größe zu begegnen; sie scherzten mit einander und ezten uns durch die ungemeine Gewandtheit, mit der sie hren großen schwerfälligen Körper bewegten, in großes Erstaunen. Die Matrosen urtheilten aus dieser Erscheinung, aß der Wind noch länger günstig bleiben würde, irrten ber für diesesmal, denn Abends wurde er ganz conträr, Nachts aber wieder zum Orkan. Ich war trostlos, den lten Tanz in der schwerfälligen Wiege aus Schweden wie- er anfangen zu müßen; doch wurde ich nicht mehr seekrank, bwohl der Sturm, nicht weniger heftig als der vorige, wei Tage anhielt und mit einem starken Gewitter endete. Die Heftigkeit desselben und die unbegreifliche Menge elek- rischen Feuers, welches gleichsam in Strömen die Luft urcheilte, bewies, daß wir uns dem Aequator näherten. Es war, die Gefahr abgerechnet, an die ich aber durchaus nicht dachte, ein erhabenes Schauspiel, und ich glaube nicht, daß die Natur etwas Schrecklicheres aufweisen kann, ls die empörte See, ein kleines Gebäude von Holz, das,

einer Nußschaale gleich, von den Wellen auf und nieder geschleudert wird, und ein unermeßlicher Horizont, von dichtem niederen Gewölke überzogen, aus dem sich, mit nimmer verhallendem Rollen des Donners, ein zweites Meer von Feuer ergießt. Schiff und Segel blieben unbeschädigt. Auf das Gewitter folgte guter Wind; am 20. Oktober sahen wir endlich das Cap. Frio 23° 1′ 0″ S. B., und Abends die lang ersehnte Küste von Brasilien.

Am 22. tauchte allmählig der prächtige Zuckerhut am Eingange der Bai von Rio de Janeiro aus den Wellen auf; um 4 Uhr befanden wir uns bereits im Hafen, und um 6 Uhr warfen wir vor dem Fort Villa-Gallao den Anker. Es war dieß der 49ste Tag unserer Abreise von B. Ayres, und hohe Zeit, daß wir ankamen, denn im Schiffe trat großer Mangel an Allem ein, und mein Sack mit Farinha leistete treffliche Dienste; besonders empfindlich war der Mangel an Wasser. Den kommenden Tag erhielten wir Erlaubniß, der Ilha das Cobras gegenüber vor Anker zu gehen; einige Beamte erschienen mit dem Gesundheitspolizei- und dem Admirals-Boote, sprangen sogleich an Bord und forderten, theils schmeichelnd, theils drohend, alle Briefe und gedruckten Nachrichten, die wir allenfalls von B. Ayres mitbringen könnten. Wahrscheinlich wollten sie sich mit Ueberbringung derselben bei dem Kaiser einschmeicheln; sie erhielten auch wirklich eine Anzahl von Briefen, sämmtlich nur kaufmännischen Inhaltes. Die Offiziere der Mauth versiegelten nun, nachdem die Effekten der Passagiere nach dem Boote gebracht worden waren, das ganze Schiff, und begleiteten uns sogleich nach der Mauth; dort wurden unsere Effekten einstweilen aufbewahrt, und nachdem man unsere Pässe abgenommen hatte, der kommende Tag zur Visite des Gepäckes angeordnet.

Dann eilte ich, als braune der Boden unter meinen
üßen, zu meinem Bekannten in der Stadt, mit weit ängst-
cheren Gefühlen, welche Nachrichten ich von meiner Be-
zung, auf die nun meine lezte Hoffnung gestüzt war, er-
lten würde, als sich während des Sturmes meiner be-
ächtiget hatten.

Die kalte Aufnahme, die ich durchgehends fand, recht-
rtigte meine Ahndung; nur zu bald wurde ich inne, daß
r treulose Freund, der mir so viel verdankte, meine Be-
zung verlassen habe, nachdem er mit einigen Abentheurern
ufgezehrt hatte, was dort lebte und gepflanzt war; mein
eger, den er tödtlich verwundet hatte, war wieder herge-
llt und seitdem an Herrn von Langsdorf verkauft; den
rlös hatte man mir nach B. Ayres gesendet, und der
echsel mußte ungefähr vier Tage nach meiner Abreise da-
lbst angekommen seyn. Meine Ungeduld, nach meiner
esitzung zu reisen, war gränzenlos, aber mein Gepäcke
ußte erst visitirt werden; ich ging daher zur bestimmten
it nach der Mauth, wartete ein paar Stunden und hatte
dlich das Glück, vorgenommen, und, gleich den übrigen
eisenden, von der privilegirten Diebsbande, hier kaiserliche
eamte genannt, visitirt und beraubt zu werden. Sie be-
ächtigten sich derjenigen Gegenstände, die ihnen gefielen,
ne die mindeste Scheu und auf die gemeinste Weise; ein
ästchen mit 500 Paraguay-Zigarren und einige Pfunde des
rtigen Maté wurden ohne viele Umstände bis auf wenige
äckchen gleichsam ausgerauft; nicht besser ging es mit
nem Packe Musikalien, die mir ein deutscher Kaufmann
B. Ayres mit der Bitte anvertraut hatte, sie wo möglich
Rio de Janeiro zu verkaufen; sie wählten davon aus,
as ihnen gefiel, und warfen mir den Rest in den Koffer.
nn traf ein sehr schönes Mousquetон, das ich in England
kauft und schon einmal in Brasilien eingeführt hatte, die

Reihe, und unter dem Vorwande, daß dieſe Waffe in Braſilien verboten ſey, wurde ſie confiszirt. Dagegen klagen einzukommen, oder ſich gegen das ſchändliche Betragen dieſer Menſchen aufzulehnen, wäre vergebliche Mühe geweſen; doch machte ich, des Mousquetons wegen, dem Herrn Präſidenten der Mauth meine Vorſtellung; da ich aber Se. Exzellenz aus einem tiefen Schlafe, mit welchem ſie die Hälfte des Tages zuzubringen geruhten, unangenehm aufſtörte, ſo beliebten Sie, mich anzufahren und höchſt ungnädig abzuweiſen. An dem Ausgangsthore der Mauth wurde eine zweite Unterſuchung des Gepäckes vorgenommen, und auf eine unverſchämte Weiſe umhergeriſſen. Meine ohnehin erſchöpfte Geduld war jezt nahe daran, mich zu verlaſſen, als zu meinem Glücke der Kaiſer an der Mauth vorbeiritt. Die unverſchämten Sklaven, welche ſo eben noch Jedermann ihre Uebermacht hatten fühlen laſſen, krochen nun wie gepeitſchte Hunde und warfen ſich vor dem Kaiſer im Staube nieder, der mit derſelben Geringſchätzung auf ſie herab ſah, mit der ſie uns ſo eben behandelt hatten. Ich beeilte mich, mein Gepäcke einſtweilen bei einem Bekannten unterzubringen, und ſchiffte mich vor Mittag auf einer Barke nach Porto d'Eſtrella ein; dort miethete ich ein Maulthier, und betrat, die Bruſt mit Sorgen erfüllt, den Weg nach der Mandiocca. Unempfänglich für die Reitze einer Gegend, die ich ſo oft bewundert hatte, und welche in ſo auffallendem Contraſte mit den kahlen Ebenen von B. Ayres ſtanden, richtete ich meinen ſehnſüchtigen Blick allein nach jener Seite, woſelbſt meine Pflanzung lag. Endlich hatte ich den lezten Hügel zurückgelegt, der mir ſie verbarg; noch eine kleine Strecke Weges und mein liebes Guiuaba lag vor meinen Blicken. Souſt gewährte es einen freundlichen Anblick; meine Wohnung, mit einem rothen Ziegeldache gedeckt, ſah einladend, von Orangen, Bananen und andern Fruchtbäumen umgeben, hinter dieſen hervor; zwiſchen den in Reihen

epflanzten Kaffeebäumen prangte der schönste Mais; ein Feld, mit Zuckerrohr bepflanzt, lag am Fuße der Kaffeepflanzung; nicht ferne davon standen auf einer kleinen Anhöhe die reinlichen Hütten meiner Neger. Da, wo ein Gebirgsstrom meine Pflanzung bespülte, war die Ebene, welche ich bis zu dem Abhange des Berges erstreckte, mit Gras bepflanzt, und das Geblöcke der weidenden Schaafe schien mich jedesmal zu begrüßen, wenn ich nach vollbrachten Geschäften nach meiner stillen Wohnung zurückkehrte.

Von diesem freundlichen Bilde war fast nichts mehr übrig; die Wohnungen der Neger waren eingestürzt, und die ganze Pflanzung glich einem Capueiro. *) Traurig und in Gedanken vertieft ritt ich durch den Gebirgsstrom, welcher auf dieser Seite die Gränze meines Gutes bildete, und von nun an begegnete mir nur Verwilderung, und mühsam fand ich mich auf meiner eigenen Besitzung zurecht. Ueppiges Unkraut bedeckte die ganze Kaffeepflanzung, Vogelkraut die Fruchtbäume, Ameisen und Waldthiere hatten sich eingenistet, und allenthalben sah man die Spuren ihrer zerstörenden Thätigkeit. Einen nicht weniger traurigen Anblick bot meine Wohnung dar, zu welcher früher eine Allee von Kaffee- und Orangen-Bäumen führte, und zu der ich mich durch das hoch aufgewachsene Unkraut nur mühsam hindurch drängte. Thüren und Läden derselben waren offen, und, wie es schien, gewaltsam erbrochen; im Innern des Hauses war auch keine Spur von der früheren Einrichtung mehr zu finden, und von den lebenden Wesen, welche sonst in der Nähe des Hauses

*) Capueiro wird derjenige Anflug von jungem Holze genannt, welcher die Stelle jenes Theiles einer Pflanzung einnimmt, die man mehrere Jahre ausruhen lassen will, bis der junge Wald sie gänzlich überzog, worauf er geschlagen, verbrannt und der dadurch gedüngte Boden wiederholt benützt wird.

sich umhergetrieben und meine Einsiedelei belebt hatten, war nichts mehr übrig, als die Ruinen ihrer nächtlichen Wohnungen, und ihre dort und da zerstreuten Knochen und Federn. Selbst die Hütte des treuen Hundes, welchen ich zur Bewachung eines treulosen Menschen zurückgelassen hatte, lag in Trümmern und diente nun einer unermeßlichen Menge von Flöhen zum Aufenthalte, welche mich nöthigten, einer Gegend zu entfliehen, welche ich niemals hätte verlassen sollen.

Die Brust mit Sorgen erfüllt und vollkommen überzeugt, auf meiner verwilderten Besitzung nicht mehr fortkommen zu können, außer Stand, den Grund zu einer neuen Pflanzung zu legen, verließ ich mein liebes Guinaba und begab mich nach der Pflanzung des Herrn von Langsdorff, der aber bereits eine große Reise in das Innere Brasiliens angetreten hatte. Einer meiner Freunde hatte die Verwaltung der Fazenda übernommen, und nöthigte mich, einige Tage in dem Kreise seiner liebenswürdigen Familie zuzubringen. Während dieser Zeit forschte ich dem Undankbaren nach, der mich so schändlich betrogen hatte, und erfuhr, daß derselbe, nachdem er mit einigen ihm gleichgesinnten Menschen Alles, was ich auf dem ihm anvertrauten Gute an Hausthieren und Vorräthen zurückgelassen, aufgezehrt hatte, nach Rio de Janeiro zurückgekehrt war, ohne sich weiter um meine Besitzung zu bekümmern. Auch ich traf bald darauf in der Hauptstadt ein, den Vorsatz nur mühsam unterdrückend, meinen sogenannten Freund nach Verdienst zu züchtigen, welcher jedoch unter einem im Süden errichteten Freikorps Dienste nahm, und dadurch seiner wohlverdienten Strafe entging.

Zwölftes Buch.

I.

Ausbruch des Krieges mit B. Ayres. — Rüstungen von Seite Brasiliens. — Folgen der schlechten Land- und Seemacht. — Unzufriedenheit des Volkes. — Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens von Seite Portugals. — Abreise des Kaisers nach Bahia.

Indessen hatte B. Ayres den Krieg an Brasilien erklärt, und nach den Rüstungen des kaiserlichen Heeres und der Marine, nach der zuversichtlichen Sprache der öffentlichen Blätter zu urtheilen, konnte man nicht lange über den Ausgang des Kampfes in Zweifel bleiben, um so mehr, da es B. Ayres wirklich an allen Hülfsquellen gebrach, um sich einer so bedeutenden Macht, wie Brasilien zu Wasser und zu Land aufstellen konnte, ernstlich zu widersetzen.

Einige tausend Mann der besten Truppen wurden sogleich nach Monte Video gesendet; dort befehligte General Lecore, ein erfahrener und kriegskundiger Anführer. Zu gleicher Zeit wurde eine Flotte nach dem La Plata Strome geschickt, und dieser in den Blockadezustand erklärt. Der Kaiser unternahm es persönlich, die Truppen, welche aus allen

Theilen des Reiches zusammengetrieben wurden, abzurichten; aber nur zu bald bewährte sich die Unzulänglichkeit dieser kriegerischen Maßregeln. Die brasilianische Armee wurde in Monte Video von der irregulären Cavallerie-Miliz der Insurgenten eingeschlossen, ohne das Mindeste gegen diese südamerikanischen Kosacken unternehmen zu können, da es ihr gänzlich an Cavallerie mangelte; die Besatzung wurde daher, so oft sie einen Ausfall wagte, von den Insurgenten umringt und niedergehauen. Das Blockade-Geschwader, von welchem der Kaiser die günstigsten Resultate erwarten konnte, leistete, im eigentlichen Sinne des Wortes, gar keine Dienste; fremde und einheimische Schiffe wagten sich ungestraft durch die Blockade-Linie, und setzten Kriegsvorräthe und Lebensmittel in B. Ayres ab; nordamerikanische Freibeuter beunruhigten unter der Flagge von B. Ayres die Küste von Brasilien in ihrer ganzen Ausdehnung, und während die Seemacht dieses Landes unthätig im Rio de la Plata vor Anker lag, lief jedes brasilianische Fahrzeug, welches irgend einen Hafen des Landes verlassen wollte, Gefahr, nur wenige Meilen von der Küste entfernt, den Kappern in die Hände zu fallen. Buenos Ayres, weit entfernt, die Feigheit oder Unthätigkeit der brasilianischen Marine nachzuahmen, rüstete und bewaffnete ein paar Kauffahrtheischiffe, bemannte sie mit fremden Seeabentheurern, deren sich eine große Menge in B. Ayres aufhielt, und gab ihnen an dem Commodore Brawn einen berühmten und höchst entschlossenen Führer, vor dessen Kühnheit das Blockade-Geschwader, trotz seiner ungeheuren Ueberlegenheit zitterte. Während B. Ayres einen tüchtigen Offizier in seine Dienste nahm, verlor Brasilien den einzigen Befehlshaber zur See, von welchem es einen glücklichen Ausgang des Krieges erwarten konnte; Lord Cochrane verließ die Dienste des Kaisers, nachdem er diesen vergebens an die Erfüllung seiner Versprechungen erinnert hatte. Von allen fremden Offizieren und Matrosen begleitet,

)egab sich der Admiral an Bord der Fregatte Piranga, egelte nach Maranhão, nahm 400,000 Cruſados aus den)ffentlichen Kaſſen, ging damit nach England, und ſendete)aſelbſt angekommen, die Fregatte nach Rio de Janeiro urück.

Das Volk ſah indeſſen mit großer und unverhehlter Un ufriedenheit dem Ausgange des Krieges im Süden entgegen. Die außerordentlichen Koſten, welche er verurſachte, ſteiger en die Schuldenlaſt des Landes, verſchlimmerten den Zu tand der Finanzen, wirkten höchſt nachtheilig durch das Sinken des öffentlichen Credits auf die Stimmung des Pub ikums, und der Kaiſer verlor täglich mehr von der Liebe eſſelben. Der Braſilianer iſt friedliebend, und ließ ſich aus ieſer Urſache nur mit entſchiedenem Widerwillen zu einem Kriege gebrauchen, der ihn über tauſend Meilen von ſeiner Heimath entfernte. Nichts deſto weniger gelang es dem Kaiſer, am Jahrestage ſeiner Acclamation 10,000 Mann Linientruppen und Militzen in der Hauptſtadt zu verſammeln, von welchen er alsbald die beſten Bataillone nach Monte Video abſchicken mußte, um den Verluſt, welchen ſeine Truppen faſt täglich erlitten, zu erſetzen. Unter den Trup en, welche beinahe gewaltſam nach den Schiffen gebracht erden mußten, befanden ſich auch einige Escadronen berit ener Militzen und eine beträchtliche Anzahl halbwilder In ianer aus der Provinz Ceará, von welchen man natürlich keine beſonderen Dienſte erwarten durfte; aber daran kehrte man ſich nicht, und glaubte, Alles gethan zu haben, wenn man Menſchen in das Feld ſandte, die gleich gekleidet und mit einer Musquete bewaffnet waren. *) Ganz natürlich

*) Als die portugieſiſchen Truppen in den Jahren 1814 und 1815 an der Gränze von Rio Grande ſtanden, um die Angriffe des berüchtigten Partheigängers Artigas zurückzuweiſen, zeigte es

nahmen die Angelegenheiten der Brasilianer im Süden keine günstige Wendung, und bald kam es dahin, daß Brasilien zu Wasser und zu Land die Defensive ergreifen mußte.

Indessen trug ein neues Ereigniß dazu bei, dem brasilianischen Volke die nachtheiligen Berichte vom Kriegsschauplatze auf einige Zeit vergessen zu machen. Die Anerkennung der Unabhängigkeit Brasiliens von Seite Portugals, durch englische Vermittlung, wurde öffentlich bekannt gemacht. Festlichkeiten aller Art, mehrtägige Beleuchtung der Stadt, und eine Menge Ordensvertheilungen und Erhebungen in den Adelsstand beschäftigten die große Menge der Müßiggänger auf einige Zeit. Der aufgeklärtere Theil des brasilianischen Volkes nahm jedoch dieses wichtige Ereigniß nicht mit dem Enthusiasmus auf, welchen der Hof erwartete; man befürchtete, daß in der Aussicht Don Pedro's auf eine doppelte Krone, und der wieder erneuerten Verbindung mit dem Mutterlande, der Keim zu neuer Knechtschaft verborgen läge. Man bemerkte endlich, daß die im Traktate bedungenen Kriegsentschädigungen auffallend zu Gunsten Portugals waren, sehr große Summen Geldes aus dem ohnehin verarmten Brasilien zogen, und daß sich England durch große Handels-Bewilligungen reichlich für seine Bemühungen als Vermittler entschädiget hatte. Der allgemeinen Unzufriedenheit, besonders im Norden des Reiches, glaubte indessen der Kaiser

---

sich, da sie in den Kampf geführt wurden, daß die Patronen für ihre Musqueten zu groß waren, in Folge dessen sie geschlagen wurden und ihre sämmtliche Artillerie verloren. Als man hierauf um andere Patronen nach dem Haupt-Depot in Rio Grande, welches über 800 englische Meilen von dem Hauptquartiere entfernt war, schickte, ergab sich, daß weder Kugeln gegossen, noch Blei vorräthig war, welches erst in der, weitere 600 Seemeilen entfernten, Hauptstadt abgeholt werden mußte.

im besten durch einen persönlichen Besuch dieser stets widerpenstigen Provinzen zu begegnen. Er schiffte sich mit seiner Gemahlin und einem äußerst zahlreichen und glänzenden Gefolge auf mehreren Kriegsschiffen ein, mußte sich aber vor seiner Abreise noch die Demüthigung gefallen lassen, daß auf nachdrückliches Verlangen der englischen Gesandtschaft der von ihm ernannte Befehlshaber des Blockade-Geschwaders im La Plata nicht zu seiner Bestimmung abgehen durfte. Dieser Offizier, ein geborener Engländer, hatte früher die englische Marine auf keine ehrenvolle Weise verlassen, und war unter Lord Cochrane in brasilianische Dienste getreten. Daselbst hatte er sich höchst vortheilhaft ausgezeichnet, und die brasilianische Seemacht durfte sich unter seiner Leitung eines günstigen Erfolges versichert halten, als dem Kaiser von Seite der englischen Gesandtschaft die Erklärung gemacht wurde, daß jedes englische Kriegsschiff den Befehl erhalten habe, sich seines Günstlings zu bemächtigen, sobald derselbe den Hafen verließe. Dem Kaiser blieb nichts übrig, als nachzugeben, seinem Commodore zur Entschädigung der erlittenen Beschimpfung einige Orden zu ertheilen, und während der Reise den Befehlshaber des ihn begleitenden englischen Kriegsschiffes mit der größten Gleichgiltigkeit zu behandeln, während er den Führer des französischen Kriegsschiffes, welches ihm gleichfalls folgte, mit Höflichkeiten und Gnadenbezeugungen überhäufte.

Die öffentlichen Blätter waren unerschöpflich in der Beschreibung der Festlichkeiten, womit die Bewohner von Bahia die Ankunft des Kaisers in der alten Hauptstadt Brasiliens feierten. Nach der Stimmung und der kurzen Abwesenheit Don Pedro's zu urtheilen, war derselbe jedoch mit dem Geiste der nördlichen Provinzen keineswegs sehr zufrieden; seine Ankunft in Rio de Janeiro wurde wenigstens mit mehreren gewaltthätigen Handlungen bezeichnet, welche seine Feinde mit vieler Schlauheit zu benutzen wußten, das ohne-

schon seit längerer Zeit von den Reitzen einer Brasilianerin gefesselt, seiner Gemahlin nicht mit jener Achtung begegnet war, worauf sie, gemäß ihrer erhabenen Abkunft und ihrer Tugenden, den vollsten Anspruch hatte. Das Publikum, welches sich manchmal zu unberufenen Richtern der Fürsten und ihrer Umgebungen aufwirft, war keineswegs für die erwähnte Favoritin günstig gestimmt, und konnte ihr nicht verzeihen, daß sie, von niederer Herkunft, obwohl zur Marquise von Santos erhoben, sich die Verehrung bezeugen ließ, welche allein einer Fürstin des Landes gebührte; überdieß trieb die kaiserliche Favoritin einen äußerst vortheilhaften, aber höchst verderblichen Handel mit Staatsämtern und der Gerechtigkeit, so zwar, daß man ohne Scheu in ihren Palast gehen, und sich um den Preis erkundigen konnte, welchen sie für ihre Verwendung bestimmte. Obwohl nun Bestechlichkeit in Brasilien eine so alltägliche Erscheinung ist, daß es schwerlich einen Beamten gibt, dessen Dienste nicht käuflich wären, so sah das Volk doch nur mit Widerwillen diese Frau von seinem Fette zehren und immer mehr Gewalt an sich reißen; doch begnügte es sich, der Marquise die Fenster einzuwerfen und die Minister zu beschimpfen, welche zugelassen hatten, daß die Leiche der Kaiserin auf eine höchst gleichgiltige und wenig schickliche Weise in dem Kloster Ajuda beigesezt wurde. Obwohl der Kaiser bei seiner Zurückkunft aus dem Süden Brasiliens durch Triumphbögen und auf reichlich gestreuten Lorbeeren und Blumen wandelte, so war der Empfang des Volkes, und selbst der deutschen Miethlinge, doch so kalt, daß er nicht mehr länger über die öffentliche Stimmung in Zweifel seyn konnte, und obwohl er sogleich das Ministerium veränderte, und seine verstorbene Gemahlin feierlich in der kaiserlichen Gruft beisetzen ließ, so war doch das einzige Mittel, die Gemüther zu beruhigen, wenn der dem Volke höchst unangenehme Krieg so bald als möglich beendiget würde. Auch jezt bot England seine Vermittlung

n; Monte Video ſollte als Baſis des Friedens, und zwar nter engliſchem Schutze, zum Freihafen, und die Banda)riental als ſelbſtſtändige Republik anerkannt werden. Die araus hervorgehende Gebietsſchmälerung ſagte aber dem Stolze des Kaiſers durchaus nicht zu, und die Stände-Verſammlung ſchien eine engliſche Handels-Suprematie auf er ſüdlichen Halbkugel zu fürchten. Die Friedens-Unter-andlungen wurden daher einſtweilen ausgeſezt, und dem Wechſel des Kriegsglückes das Weitere überlaſſen.

II.

Entschluß, eine Insel in der großen Bai von Rio de Janeiro zu pachten. — Uebereinkunft mit dem Besitzer derselben. — Gründung einer Molkerei und anderer Ertragszweige. — Beschreibung der Insel. — Verschiedene Unglücksfälle betreffen meine Neger. — Gefährliche Krankheit. — Entschluß, den Pacht aufzugeben. — Rückkehr nach der Hauptstadt. — Langwieriges Krankenlager. — Entschluß, nach Europa zurückzukehren.

Ich hatte mich indessen auf mannigfaltige Weise bemüht, mein Unterkommen zu finden, und nachdem ich so manchen harten Kampf mit Sorgen aller Art bestand, gelang es mir, meine Besitzung, wenn auch mit großem Verluste, an Herrn von Langsdorff zu verkaufen, und schon waren alle Anstalten getroffen, mich mit Hülfe einiger Neger wiederholt in dem Urwalde niederzulassen, als die großmüthige Unterstützung eines Landsmannes mich in den Stand sezte, unter günstigeren Aussichten eine Niederlassung in der Nähe der Hauptstadt zu gründen.

Rio de Janeiro gegenüber und nahe an einem Theile des jenseitigen Ufers der Bai, welcher, hinter Armazen liegend, unter dem Namen Ponte d'Area bekannt ist, liegt eine Inselgruppe, welche zu den schönsten der großen Bai gehört. Die kultivirteste dieser Inseln, Mungangue oder

a Vianna genannt, war zu verpachten, und nachdem ich nich mit ihrem Besitzer, einem Menschen aus der gemeinsten Klasse der Portugiesen, einige Zeit umhergestritten hatte, achtete ich sie für den Zeitraum von acht Jahren, kaufte inige Neger, welche ich im Rudern und der Leitung eines Fahrzeuges unterrichten ließ, nahm zu diesem Zwecke einen rfahrenen Mat:*sen in Dienst, bepflanzte alle leeren Räume er Insel mit Angola-Gras, kaufte Kühe und errichtete eine Molkerei.

Unter allen Produkten des Landes wird keines so vortheilhaft in der Hauptstadt abgesezt, als Milch, und das Begehren nach Genießbarer ist so groß, daß man des Absatzes wegen niemals verlegen seyn darf; überdieß wird für ein Quartilho, welches dem Inhalte einer kleinen Weinflasche gleich ist, sehr bereitwillig ein Pataca, oder 55 Kreuzer 2 Pfennige unseres Geldes, bezahlt. Obwohl nun die Kühe in heißen Ländern nur wenig Milch geben und nur so lange gemolken werden können, als die Kälber bei ihnen bleiben, so rentirt sich eine Kuh, welche nur vier Quartilho's täglich gibt, doch schon sehr bedeutend, und die Einnahme von 10 Kühen, die ich hielt, war befriedigend; außerdem sendete ich Gemüse und Früchte nach der Stadt, aus welchen am Ende des Jahres ein schönes Sümmchen gelöst wurde. Milch und Früchte wurden daher jeden Morgen um 2 Uhr eingeschifft und von drei Negern nach dem Hauptmarkte der Stadt gerudert. Nachdem sie ihre Ladung verkauft hatten, kehrten sie wieder nach der Insel zurück, woselbst die Uebrigen sich mit dem Einsammeln der Früchte und dem pflanzen und schneiden des Futtergrases beschäftigten. Manchmal gab es auch kleine landwirthschaftliche Spekulationen, welche, wenn sie glückten, recht einträglich ausfielen. Die Bilanz zwischen den Einnahmen und Ausgaben zeigte sich allerdings im Anfange nicht zum Vortheile der Ersteren; doch konnte

man gewiß seyn, wenn einmal die Hauptausgaben beseitiget waren, auf ein anständiges Auskommen rechnen zu dürfen, und mehr verlangte ich nicht.

So lebte ich einsam, beschäftiget und glücklich auf meinem schönen Eilande. Die bewunderungswürdigste Aussicht, welche das unersättlichste Auge befriediget haben würde, entschädigte mich reichlich für den Mangel an Geselligkeit, und doppelt erfreulich war mir der Besuch einiger lieben Freunde, welche zuweilen aus der benachbarten Stadt herüberkamen. Eigentlich hatte ich Unrecht, mein Eiland einsam zu nennen; verging doch während dem Laufe des Tages keine Minute, welche nicht reich an Abwechslung gewesen wäre. Zahllose Fahrzeuge kreuzten beständig in der großen Bai, welche ich ganz übersehen konnte; es verging wohl keine Stunde im Tage, in der nicht Kauffahrtheischiffe aus allen Gegenden der Erde angekommen oder abgegangen wären, die entweder an meiner Insel vorübersegelten, oder unferne derselben vor Anker gingen; und mehr, als mir lieb war, drang der Donner der Geschütze von den nahen Hafenforts und den salutirenden Kriegsschiffen zu meinen Ohren. In dem geräumigem Hafen von Rio de Janeiro konnte, mit einem Worte, nichts vorgehen, was ich nicht gesehen hätte, und ewig unvergeßlich wird mir die Ankunft des Kaisers von seiner Reise nach Bahia bleiben, welche Alles übertraf, was man sich Erhabenes denken kann.

Indessen konnte auch ohne diese unbeschreiblich schöne Aussicht der Aufenthalt auf meiner Insel paradiesisch genannt werden. Von den Fruchtbäumen, welche der menschliche Fleiß aus den entferntesten Welttheilen hieher verpflanzte, oder womit die gütige Natur Brasilien vorzugsweise beschenkte, befanden sich, mit geringer Ausnahme, die Meisten auf meinem Pachtgute. Der riesenhafte Manga beschattete einzelne Stellen

mit seinen dicht belaubten Aesten, durch welche die senkrechten Strahlen der Sonne vergebens zu dringen versuchten; zur Zeit seiner Blüthe überzieht er sich so dicht mit weißen Blumen, als hätte ihn der Schnee eines winterlichen Landes bedeckt. Gelangen seine prächtigen Früchte zur Reife, so entzückt er das Auge durch ihren Glanz und die außerordentliche Menge, welche den gewaltigen Baum fast niederzudrücken scheint. Der Cajuero gab vortreffliche Früchte, aus welchen man eine äußerst liebliche Limonade bereitete; von dem feinsten Geschmacke war die Fruta do Conde; die durstlöschende, süße und nach der Bergamote duftende Lima. Einen herrlichen Anblick gewährte die prächtige Blüthe des Granatbaumes mit seiner körnerreichen, kühlenden Frucht, oder der nach Rosen duftende Jambo. Der schöne Tamarinus-Baum nützte nicht allein durch die Menge seiner gesunden Früchte, sondern gereicht auch jeder Gegend durch die Pracht seiner gelben Blüthen und durch die Zartheit seines hellgrünen Laubes zur besonderen Zierde. An die europäische Pflaume erinnerte die Cambuca, an die Kirsche die Grumixama. In dem unkultivirten Theile der Insel fand man wildwachsend: die Pitanga, Jebuticaba, Araça; einige Hecken bestanden aus der Staude der duftenden Cidra und der Lima'o Azedo. Die Zweige der prächtigen Passionsblume mit ihrer unendlich schönen Blüthe und ihrer trefflichen Frucht, der Maraguja; die Weinrebe, deren Frucht leider nie gleichzeitig reifte, überzog und beschattete einzelne Gänge der Insel, oder rankte sich an den Orangenbäumen empor, welche sich in großer Menge und von verschiedener Gattung auf der Insel befanden; wo der Raum es erlaubte, waren Pisangbäume gepflanzt. Die schöne, in italienischem Geschmacke gebaute Wohnung umgab eine Hecke von einfachen Rosen, da edlere Gattungen in Brasilien ausarten, und das Ufer der Insel prangte mit den verschiedenen Arten der herrlichen Palme, mit der, eine riesige Höhe erreichenden Aloe

den Spaten in der Hand hatte, während ich jeden Morgen um drei Uhr, die Witterung mochte so stürmisch seyn, als sie wollte, mein Canoa, mit den Produkten der Insel beladen, nach der Stadt, und waren sie verkauft, wieder zurücksteuerte; weder die Glut der Sonne, noch das manchmal gewaltig tobende Element scheuend, entlief einer meiner Ruderer aus Furcht vor der wohlverdienten Strafe; er wurde zwar später wieder eingebracht, aber ich konnte mich nie mehr auf ihn verlassen. Bald darauf erkrankte meine beste Negerin, wurde schwindsüchtig und kaum mehr zur leichtesten Arbeit brauchbar. Selbst im Stalle hatte ich Unglück; es fielen einige Kälber, ohne vorhergehende Krankheit, wodurch ihre Mütter, die, wenn sie ihr Junges verlieren, sogleich die Milch einziehen, zu lästigen und unnützen Gästen wurden.

So viele unangenehme Ereignisse konnten nur von den nachtheiligsten Folgen seyn; Verdruß, Sorgen und körperliche Anstrengungen, welchen in einem so heißen Klima selbst ein von Jugend auf an angestrengte Arbeit gewöhnter Europäer allmählig unterlegen wäre, untergruben meine Gesundheit gänzlich. Ich konnte meinem Anwesen nur mehr mit sehr verminderter Thätigkeit und zulezt gar nicht mehr vorstehen; mein treuer Neger hatte sich zwar wieder ganz erholt und leistete die besten Dienste; aber in meine Geschäfte war schon längst dieselbe Zerrüttung, wie mit meiner Gesundheit, eingetreten. Um nicht Alles zu verlieren, blieb mir kein anderer Ausweg übrig, als den Pacht aufzugeben, und in der Stadt wohnend, mich ärztlicher Pflege zu unterwerfen. Mit großem Verluste verkaufte ich daher mein sämmtliches Inventar, und mit schwerem Herzen meine Neger, welche ich so glücklich war, bei guten Herren unterzubringen, fand in dem Hause des würdigen Mannes, der sich schon früher höchst liebreich meiner angenommen hatte, die freundlichste

Aufnahme, und von einem Landsmanne und höchst talentvollen Arzte die liebevollste Pflege. Wochenlang lag ich dort schwer darnieder; doch siegte zulezt die Kraft meiner körperlichen Constitution und die Pflege meiner edeln Freunde über die mir drohende Gefahr. Ich genas, aber meine Körperkräfte kehrten nicht in dem Maaße zurück, um mich neuen und mühsamen Anstrengungen unterziehen zu können. Es blieb mir nichts übrig, als nach Europa zurückzukehren; mein gütiger Freund hatte dieselbe Absicht, meine Begleitung schien ihm angenehm, und es wurde beschlossen, auf demselben Schiffe nach Europa abzureisen, dessen Ankunft bereits angekündiget, und dessen Ladung schon bereit lag, so daß es nach kurzem Aufenthalte in dem Hafen von Rio de Janeiro wieder in die See stechen konnte. Die Zwischenzeit beschloß ich, auf den Rath meines Arztes, kleine Ausflüge in die Umgegend der Hauptstadt zu machen, und da einige meiner Bekannten beabsichteten, die europäische Colonie Neu-Freiburg zu besuchen, so schloß ich mich an sie an, und verließ die Hauptstadt in den ersten Tagen des Mai-Monats 1827.

III.

Reise nach Novo Friburgo. — Kurzer Aufenthalt daselbst. — Schilderung des Zustandes der von Don Joao VI. gegründeten Schweizer-Colonie. — Allgemeine Bemerkungen über europäische Niederlassungen in Brasilien. — Rückkehr nach Rio de Janeiro.

Wir schifften uns und unsere Reitthiere auf einer der gewöhnlichen Barken ein, verließen um Mittag die Bai der Mineiros, erreichten nach einer Fahrt von fünf Stunden die Mündung des Flußes Maccacu, welcher weiter aufwärts sehr schmal wird, und landeten bei eintretender Dunkelheit in Porto dos Caxas. Reichlich mit Lebensmitteln versehen, hatten wir keine Neigung, in der schmutzigen und überfüllten Venda zuzusprechen, und übernachteten lieber in der Barke. Den kommenden Tag verließen wir den kleinen Ort, der ziemlich bedeutenden Handel mit den Produkten treibt, welche die Pflanzer der Umgegend hier absetzen, so früh als möglich, erreichten bald darauf die Gebirge und weideten uns an der wildschönen Gegend. Nach Mittag kamen wir auf eine Fazenda, welche einem Nonnenkloster in der Hauptstadt gehörte, und die sich in sehr schlechtem Zustande befand; unferne derselben stand eine Venda, in welcher wir unser Nachtlager aufschlugen. Es war gerade ein Fasttag und in der Venda nichts anderes zu haben, als schlechter Stockfisch. Glücklicher Weise bot uns etwas später ein Negersklave des Klosters eine große Eidechse zum Kaufe an, und da es uns

elang, den Vendeiro zu überreden, daß es eine Amphibie ey, so war er so gefällig, sie sehr schmackhaft zuzubereiten. Meine Gefährten fanden das Gericht vortrefflich, und wir egten uns sehr zufrieden auf einige Esterras (Strohmatten) ieder, wurden aber augenblicklich von einer solchen Menge es verschiedenartigsten Ungeziefers angefallen, daß wir die Hoffnung aufgaben, schlafen zu können, und auf den Tisch er Venda hingestreckt, mit großer Ungeduld die Nacht zu rachten. Den andern Tag sezten wir durch eine Furth des Raccacu und langten gegen Mittag auf der Fazenda der Familie Ferreira an, welche uns gastfreundlich aufnahm. Gegen Abend erreichten wir ein Regisio, und übernachteten n der daselbst befindlichen Venda. Erschöpft von der drükenden Hitze des Tages und einer schlaflos durchwachten Nacht, fanden wir unser Nachtlager vortrefflich, welches vir etwas spät verließen. Der Weg, welchen wir den kommenden Tag betraten, war über jede Beschreibung schlecht. und führte beständig Berg auf und manchmal an Abgründen vorbei, an welchen ein einziger falscher Fußtritt unserer Thiere hinreichte, um rettungslos in eine schauerliche Tiefe zu stürzen. Gegen Mittag erreichten wir einen der höchsten Punkte des Gebirgsrückens; die Luft war rein, aber empfindlich kalt, die Gegend kahl und unfruchtbar, die Aussicht gehörte jedoch zu den schönsten in Brasilien. Vor Sonnen Untergang trafen wir in der Colonie Neu-Freiburg ein, welche früher den Namen Fazenda de Moro Queimado führte. Meine Freunde bezogen das Gasthaus des Ortes, und ich sprach die Gastfreundschaft des katholischen Pfarrers an, dessen angenehme Bekanntschaft ich schon früher in der Hauptstadt gemacht hatte.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht umhin, einige Augenblicke bei den Colonien in Brasilien und der Ursache ihres größtentheils traurigen Zustandes zu verweilen.

Als die königliche Familie von Portugal nach Brasilien flüchtete, wodurch dem bisher beinahe vergessenen Lande eine größere Aufmerksamkeit zugewendet wurde, beschäftigten sich die Minister des Königs mit dem Plane, eine beträchtliche Zahl europäischer Landleute und Handwerker kommen zu lassen, um den äußerst vernachläßigten Feldbau empor zu bringen, ihnen Land anzuweisen, und sie auf das kräftigste zu unterstützen. Die Vorliebe des Königs für die Bewohner der Schweiz leitete die Wahl unter den europäischen Völkern auf diese; es fand sich ein Eingeborner aus dem Canton Freiburg gerade in Rio de Janeiro anwesend, und man beeilte sich, ihn mit ausgedehnter Vollmacht an die Cantons-Regierung abzuschicken. Während der Abgeordnete seiner Sendung folgte, beschäftigte man sich mit der Wahl der Niederlassung für die künftigen Ansiedler. Sie konnte in einem Lande, das größtentheils unbewohnt war, nicht schwer fallen; da man aber gehört hatte, daß die Schweiz ein Gebirgsland sey, so urtheilte man, die Auswanderer von daher könnten nur in Gebirgen wohnen; der Besitzer eines großen Gutes im Bezirke von Canto-Gallo, 30 Stunden von der Hauptstadt entfernt, trug seine ihm längst feile Besitzung der Regierung an; es wurden Kommissäre abgeschickt, das Clima, die Lage und den Boden derselben zu untersuchen, und der Eigenthümer wendete ohne Zweifel die unwiderstehlichsten Ueberzeugungsmittel von ihrer Vortrefflichkeit an, da die Kommissäre nach ihrer Rückkehr die Fazenda do Moro Queimado (verbrannter Berg) bis in die Wolken erhoben; sie wurde hierauf um einen äußerst hohen Preis gekauft. Das Wahre an der Sache war, daß dieses Landgut durch seine hohe Lage weniger von der Hitze des Tropenlandes litt, als die benachbarten Gegenden, welche nur wenig über die Meeresfläche erhaben lagen; übrigens war es mit Urwald bedeckt, und die davon befreiten Stellen waren von sehr geringer Fruchtbarkeit; weder mit der Küste, noch den benach-

arten Gegenden gab es eine andere Verbindung, als einen lenden Maulthierpfad, der sich an Abgründen und über Felstrümmer wegzog, und dessen man sich allein bei anhaltend trockenem Wetter bedienen konnte.

Auf dieser Fazenda wurde nun mit großem Eifer eine kleine Stadt angelegt, aus so vielen Häusern bestehend, als man in der Schweiz Familien bestellt hatte, und damit glaubte man Alles gethan zu haben, obwohl die ungeheuren Summen, die zur Gründung dieser kleinen Niederlassung aus der Staatskasse angewiesen wurden, mehr als hinreichend gewesen wären, um auf das Beste für die künftigen Ansiedler zu sorgen.

Der schweizerische Kommissär hatte den gemessensten Auftrag, nur arbeitsame, rechtliche Familien, sämmtlich der katholischen Religion zugethan, nach Brasilien zu schicken. Es schien ihm aber wahrscheinlich bequemer und vortheilhafter, von Freiburg angefangen, bis an den Ausfluß des Rheins, Menschen aus allen Ständen, von jedem Glaubensbekenntnisse aufzuraffen, und nach dem allgemeinen Sammelplatze in Holland zu schicken. Dort waren bereits Hunderte angekommen, und noch traf man keine Anstalten, sie einzuschiffen; wenig besser wurde für ihre Unterkunft und Verpflegung gesorgt; es stellten sich daher in Kurzem bösartige Fieber ein, an welchen Viele starben. Als es endlich zum Einschiffen kam, zeigte sich, daß die Versammelten die Zahl weit überstiegen, welche die Regierung in Brasilien dem Kommissär erlaubt hatte; die Leute waren einmal da, man zwengte also Männer, Weiber und Kinder in den engen Raum der Schiffe, und lichtete die Anker. Viele der Mitreisenden schilderten mir die Leiden, welche sie auf dieser Reise ausstanden; sie waren entsetzlich und empörten mich darum auf das höchste, weil sie nur als eine Folge der

schändlichen Habsucht und Gewissenlosigkeit des Kommissärs, der Schiffseigner oder ihrer Führer angesehen werden konnten. Schon auf der Hälfte der Reise zeigte sich selbst an den erbärmlichen Vorräthen von Lebensmitteln Mangel, und die Unglücklichen, bis zum Ersticken auf einander gedrängt, mußten auch noch die Qualen des Hungers ertragen. Der Tod, mitleidiger als die Menschen, schien sich endlich der fast Verzweifelnden zu erbarmen; er lichtete ihre Reihen, und bereitete Hunderten, von den Ueberlebenden beneidet, ihr Grab in der Tiefe des Oceans. Als die Auswanderer endlich in dem Hafen von Rio de Janeiro landeten, wurde die Regierung inne, wie wenig sie ihrer Erwartung entsprachen; sie waren aber einmal da, und man schaffte sie nach der Colonie, die Novo Friburgo (Neu Freiburg) benannt wurde. Auch hier zeigte sich der größte Mangel an Platz, und statt jeder Familie ihre Wohnung anzuweisen, wurden sie haufenweise in die kleinen Häuser gedrängt und sich nun selbst überlassen. Unfriede, Sittenlosigkeit und Ausschweifungen aller Art, die man von oben herab begünstigte, rissen bald in der Colonie ein; als man endlich die Ländereien unter die einzelnen Familien vertheilte, zeigte es sich, daß die neue Besitzung Vieler 8 bis 9 Stunden von ihrer Wohnung in Neu Freiburg entfernt war. Es gab fleißige und tugendhafte Familien unter den Colonisten, welche ihre Ländereien mit großem Fleiße anbauten und höchst ergiebige Erndten erhielten; als sie dieselben aber verwerthen wollten, zeigte sich die Unmöglichkeit, sie ohne großen Verlust nach dem benachbarten Hafen zu bringen; Viele hatten daher gefüllte Scheunen und nicht so viel Geld, um sich und ihre Familien mit den nothdürftigsten Kleidungsstücken zu versehen. Fleißige, wie Träge, Gute, wie Sittenlose, wurden von Muthlosigkeit und Mißmuth ergriffen, obwohl die Regierung immer gab; aber in die Hände der Colonisten, besonders der Rechtlichen, kam nur wenig; es blieb ihnen

nichts, als die Aussicht in die trübste Zukunft und der Haß ihrer brasilianischen Nachbarn, welche die Kommissäre der Regierung gezwungen hatten, zur Erbauung der Colonisten-Wohnungen, Herbeischaffung ihrer Lebensmittel u. s. w. ihre Barken, Wagen, Thiere und Sklaven herzugeben, und welche statt, wie der königliche Befehl lautete, dafür bezahlt zu werden, Zeit, Thiere und Sklaven verloren. Als ein paar Jahre später Don Joao nach seinen portugiesischen Staaten zurückkehrte, erhielt die Colonie keine weiteren Unterstützungen; sie verarmte daher immer mehr, Mangel und Ausschweifungen erzeugten Krankheiten, Viele starben; die jungen Männer nahmen Dienste in der kaiserlichen Garde, flüchtige Familien zogen in entfernte Gegenden, die ihnen ein besseres Fortkommen hoffen ließen, kurz ein Zeitraum von 3 Jahren war hinreichend, eine Colonie, die bei ihrer Gründung gegen 1800 Seelen zählte, auf 800 herab zu bringen, deren Elend so groß war, daß sie in dem fruchtbarsten Lande der Erde demselben zu unterliegen drohten; — man sagt, diese Colonie hätte der portugiesischen Regierung über drei Millionen Gulden unseres Geldes gekostet.

Trotz des ungünstigen Schicksales der ersten Colonisten in Brasilien, langten bis zum Jahre 1827 noch Tausende deutscher Auswanderer in diesem Lande an; sie wurden zum Theile in Neu-Freiburg untergebracht, die Mehrzahl nach der Provinz St. Pedro, der südlichsten Brasiliens gesendet. Die Einwohner treiben daselbst Viehzucht und Ackerbau; das Klima ist mäßig und gesund, die Verbindung mit dem Meere durch den Rio grande erleichtert; wollen die Colonisten arbeiten, so werden sie sich also erträglich fortbringen.

Die Absicht der Regierung, Colonien anzulegen, war gewiß gut gemeint und versprach dem Lande Vortheile; aber die Art, wie man sie gründete und für ihr Emporkommen

sorgte, zeigt von gänzlichem Mangel an Ueberlegung, oder bringt auf die Muthmassung, daß es nur darauf abgesehen war, einige Personen, welchen man die für die Colonien bestimmten großen Summen anvertraute, zu bereichern. Zu keinem Unternehmen sind rechtliche, menschenfreundliche und einsichtsvolle Männer nothwendiger, als zu dem Erwähnten, und mit welchem tadelnswerthen Leichtsinne verfuhr man nicht bei ihrer Auswahl? Warum wendete man sich nicht unmittelbar an die Regierungen jener Länder in Europa, die froh seyn mußten, ihre darbenden Unterthanen gut unterzubringen, und Sorge getragen hätten, arbeitsame und gesittete Familien nach Brasilien zu senden, aber auch dafür, daß man ihnen, daselbst angekommen, die gemachten Versprechungen gehalten hätte. Warum gründete man die erste Colonie nicht in einer jener Provinzen, deren Klima gemäßigt und der Boden zum Getreidebau geeignet ist, und verlegte sie in die Nähe schiffreicher Flüße, oder der Meeresküste, um ihnen den Absatz der Produkte ihres Fleißes zu sichern? — Warum nahm man, wenn denn die Colonie auf den Gebirgen angelegt seyn mußte, nicht ein Theilchen der nutzlos verschwendeten Millionen, um von der Niederlassung aus eine fahrbare Straße bis zum nächsten Hafen zu bahnen? es ist nur eine Stimme darüber, daß davon allein das Gedeihen der Colonie abhing; Noth würde die Trägen zur Arbeit, die sichere Aussicht auf lohnenden Absatz ihrer Erzeugnisse in der Hauptstadt die Uebrigen zur größten Thätigkeit angefeuert haben. Unter den Auswanderern gab es Handwerker und Künstler aller Art, Leute von ausgezeichnetem Talente, wenn auch des Leichtsinnes oder anderer Fehler zu beschuldigen. Von der Regierung mit Vorschüssen unterstützt, würden sie sämmtlich ihre Gewerbe ausgeübt haben; kleine Fabriken wären entstanden, Mühlen aller Art gebaut, Wasserleitungen angelegt worden. Der Boden brachte da, wo

ihn Wald bedeckte, zum Mindesten hundertfältigen Saamen; Taback, der Weinstock, die edelsten Früchte Europa's gediehen mit außerordentlichem Erfolge, die Bäume der Urwälder enthielten die edelsten Holzarten im Ueberflusse, selbst die Erde verbarg in ihren Eingeweiden muthmaßlich Metalle verschiedener Art; in dem angränzenden Distrikte Canto-Gallo hatte man wenigstens in frührer Zeit Gold in Menge gefunden. Der Ruf des zunehmenden Wohlstandes, des heiterlichen Zustandes der ersten Colonie hätte sich dann bald über Europa verbreitet, der Strom der Auswanderer sich nach Brasilien gerichtet, und zwei Generationen wären hinreichend gewesen, Neu Freiburg in eine volkreiche, blühende Stadt zu verwandeln, ein Muster des Gewerbsfleißes und der Industrie für das ganze Land.

Dieses ist kein Bild, von einer geschäftigen, lebhaften Einbildungskraft entworfen, und die Möglichkeit, daß Alles so hätte gehen können, liegt klar vor Augen. Die Regierung ließ die Mehrzahl der Colonisten auf eigene Rechnung nach Brasilien fahren, sie gab ihnen fruchtbares Land in hinreichender Menge und unentgeltlich, sie baute ihnen Wohnungen, sie verpflegte sie so lange, bis sie selbst ärndten konnten, und erklärte sie auf zehn Jahre frei von allen Abgaben und Diensten; alle nur erdenklichen Bedingnisse zu ihrem Fortkommen waren erfüllt; wäre man dabei nach vernünftigen Grundsätzen verfahren, hätte man der so zahlreichen Gemeinde gestattet, sich selbst zu verwalten, ihre nützlichen Pläne unterstützt, so würde sie sich wohl selbst am Besten geholfen haben. Aber ehe eine Colonie noch bestand, gab es schon einen General-Direktor sämmtlicher Fremden-Colonien, und ein zahlreiches, ihm untergebenes Personal; — in ihrer Ernennung lag der Keim zum Untergange der Colonien; denn wären sie auch keine Portugiesen gewesen, so ist

es nur zu gewiß, daß da, wo so viel dirigirt, gerathen und zwischen vier Mauern verhandelt wird, nur höchst selten etwas wahrhaft Nützliches zu Stande kömmt.

Wir hören von allen Seiten, wie die Städte Nordamerika's sich vergrößern, wie das Land sich zunehmend bevölkert, und Handel und Ackerbau immer blühender werden. Die Zahl deutscher Auswanderer nach den vereinigten Staaten ist bereits zu Millionen angewachsen; sie fanden größtentheils ihr Fortkommen, und was that die dortige Regierung für sie? Der Fremdling, der das Ueberfahrtsgeld nicht bezahlen konnte, verlor seine Freiheit, und mußte es während einer Reihe von Jahren wieder abverdienen. Wer die Forderung des Schiffseigners befriedigen konnte, erhielt gegen Bezahlung Grund und Boden von der Regierung angewiesen, und nun hatte er für sich selbst zu sorgen. Er fand auf seinem Besitzthum kein Obdach, keine andere Nahrung, als die er mit sich brachte; der Boden war mit Wald oder Gras bedeckt, und nicht sehr viel dankbarer, als in seiner kurz verlassenen Heimath; aber der Auswanderer verlor den Muth nicht. Seine Nachbarn kamen und halfen ihm eine Wohnung erbauen, sie liehen ihm, was er bedurfte, von ihren Vorräthen, und unterwiesen ihn, wie er den Boden bearbeiten, wann er die Saat in denselben bringen müsse; dann kehrte ein Jeder nach seiner Pflanzung zurück. Der neue Ansiedler und seine Familie handhabten nun Axt, Spaten und Pflug, und begünstigte eine ergiebige Aerndte ihre Bemühungen, so waren sie vor weiterem Nahrungssorgen geschützt; ihr kleiner Haushalt vergrößerte sich, die unentbehrlichen Hausthiere wurden herbeigeschaft und selbst gezogen; nach ein paar Jahren sah er sich in den Stand gesetzt, seinen Ueberfluß zu verwerthen; Kanäle und treffliche Landstraßen, von unternehmenden Gesellschaften gegen gewisse Privilegien

angelegt, erleichterten ihm dieses ungemein, und war er fortgesezt fleißig, so gelangte er nach und nach zu einem bescheidenen Wohlstande. Die Regierung hatte dabei nichts zu thun, als die bestehenden, einfachen Gesetze aufrecht zu erhalten, eines Jeden Rechte zu beschützen, und der Industrie des Volkes unter die Arme zu greifen. Wenden wir uns nun nach Brasilien.

Dieses herrliche Land wurde vor dreihundert Jahren von einem der damals gebildetsten und mächtigsten Völker der Erde entdeckt und in Besitz genommen; seine Besitzungen in allen Welttheilen der Erde waren aber so ungeheuer, daß es sich nur wenig um Brasilien kümmerte. Die portugiesische Regierung begnügte sich, mit despotischer Willkühr über Brasilien zu herrschen, und noch gegenwärtig besizt eines der schönsten, reichsten und größten Länder der Erde nicht eine Landstrasse, auf welcher man mit einiger Bequemlichkeit reisen könnte. Von den zahlreichen Strömen, welche das Land nach allen Richtungen durcheilen, hat die Kunst und der Fleiß des Menschen nicht Einen schiffbar gemacht. Die bestehenden Gesetze endlich sind veraltet und von der Macht vergangener Jahrhunderte umfangen, und Brasilien bedarf einer politischen Wiedergeburt, wenn es anders werden soll.

Diese Nachtheile sind es, welche die Auswanderungslustigen abschrecken könnten, Brasilien zu ihrer Heimath zu wählen; nicht die Hitze des Climas, Raubthiere, Insekten, und was noch weiters in den Köpfen derjenigen spuckt, welche sich mit der geographischen Lage des Landes nicht bekannt machen wollen. Dasselbe erstreckt sich aber von dem 1sten bis zum 33sten Grade südlicher Breite, so daß der Ansiedler, von Norden nach Süden wandernd, jede Art von Clima, mit

Ausnahme des Kalten, wählen kann, welches einige Grade unterhalb Rio de Janeiro schon vollkommen gemäßigt ist. In diese Gegenden, also in die Provinzen St. Paulo, Sta. Katharina und St. Pedro, sollten in Zukunft Colonien angelegt werden, welchen nur einiger Gemeingeist zu wünschen ist, um, von der Regierung unterstützt, Verbindungen mit der nahen Meeresküste herzustellen.

Es ist genug gegen Auswanderung, obwohl tauben Ohren, geprediget worden, und wahrlich, Diejenigen, die nicht wissen, was Nahrungssorgen sind, können sich mit großer Ruhe auf das alte Sprichwort berufen: „bleibe im Lande und nähre dich redlich.“ Aber als diese warnenden Worte zuerst gesprochen wurden, stand es anders um uns, als jetzt, wo Tausende von einem Tage auf den andern leben müssen, wo die Scholle Erde, auf der sonst eine Familie lebte, jetzt unter Hunderte vertheilt ist. Damals ahndete man nicht, in welchem Grade die Bevölkerung eines Landes zunehmen könne, damals kannte man die Menge der Bedürfnisse nicht, welche mit der fortschreitenden Bildung selbst dem Dürftigen unentbehrlich wurden, und die Zahl der Armen hat seitdem in einem solchen Grade zugenommen, daß man vor jedem Mißjahre und den Folgen einer möglichen Theuerung zittern muß. Krieg und mangelhafter Haushalt haben endlich die Regierungen schon lange in die traurige Nothwendigkeit versetzt, die Völker mit drückenden Abgaben zu belasten, und es zeigen sich in manchen Ländern Spuren, daß ihre Bewohner sie in die Dauer nicht mehr erschwingen können. Was bleibt daher den Unglücklichen, die nicht eine Hufe Landes ihr Eigenthum nennen können, übrig, als ihre Blicke nach jenem Welttheile zu richten, der dem Fleißigen ein sicheres Fortkommen verspricht? — Wird es nicht dahin kommen, daß selbst die Regierungen solcher übervölkerter

Länder ihren Unterthanen die Hand zur Auswanderung bieten werden?

Das Schicksal dieser Colonisten wird sich dann ganz anders gestalten, wenn sie mittels förmlicher Traktate von einem Lande in das andere versezt werden. Ganz anders, als wenn sie, den Lockungen gewissenloser Werber folgend, oder auf's gerade Wohl in die Welt hinaussteuernd, ihrem Verderben oder unglaublichen Mühseligkeiten entgegen gehen.

Die Absicht der brasilianischen Regierung, die Einwanderung auf alle nur mögliche Weise zu begünstigen, sprach sich bereits in der Rede aus, welche der Kaiser den 3. Mai 1830 an die versammelten Stände des Reiches hielt. Es sind seitdem politische Ereigniße eingetreten, die nur wenige Länder verschonten, und welche die Aufmerksamkeit der Vertreter des Volkes auf andere Gegenstände leiteten; aber die Zeit dürfte wieder kommen, in der sich das allgemeine Verlangen nach arbeitsamen Menschen daselbst entschieden aussprechen wird. Ein Land, das auf 140,000 Quadratmeilen (15 auf den Grad) kaum fünf Millionen civilisirte Einwohner zählt, welches keine Menschen aus Afrika mehr einführt, und über das die Vorsehung das Füllhorn des Reichthums ausgoß, darf nicht unbevölkert bleiben.

Mit der Bitte, der gütige Leser möge mir das vielleicht zu lange Verweilen bei meinem Lieblingsthema verzeihen, eile ich nun, wieder zur Beschreibung meines Aufenthaltes in Neu Freiburg zurück zu kehren.

Nach dem Aufenthalte von einem Tage erhielten wir eine Einladung zur Jagd in dem benachbarten Bezirke Canto-Gallo, die uns sehr willkommen war; einige Colonisten

schlossen sich an, und als wir uns mit den brasilianischen Jägern vereinigten, war die Gesellschaft wenigstens auf 20 Personen angewachsen. Wir hatten sehr gute Hunde bei uns, und wurden unter die brasilianischen Jäger vertheilt, welche schon in den ersten Stunden hinreichende Beweise ihrer überlegenen Geschicklichkeit, in der landesüblichen Art zu jagen, gaben. Um die Wahrheit zu sagen, schossen wir während der dreitägigen Dauer der Jagd nur wenig, und waren sehr zufrieden, den Jägern durch die unzähligen Schlangenwindungen der Waldwege folgen zu können, ohne mit jedem Schritte zu fallen, oder durch die unzähligen Hindernisse, auf welche besonders der Fremdling in den brasilianischen Urwäldern stößt, aufgehalten, unsere flüchtigen Führer ganz aus den Augen zu verlieren. Am dritten Tage wurde ein Jaguar (Unze) aufgespürt, sämmtliche Jäger durch Hörnerruf versammelt und so angestellt, daß das Raubthier, von allen Seiten umgeben, nicht anders, als den Kreis durchbrechend, entkommen konnte, welches ihm, trotz aller Vorsicht, übrigens wohl nur darum gelang, weil es auf der Seite durchbrach, welche vorzugsweise von uns besezt war. Der ganz neue Anblick eines bis zur höchsten Wuth gereizten Tigers mochte allerdings einigen Einfluß auf unsere Schießfertigkeit haben, die sich diesesmal als nicht sehr bewährt zeigte. Nach Beendigung der Jagd wurde das erlegte Wild auf einer Stelle zusammengetragen, unstreitig der interessanteste Augenblick für meine Reisegefährten, welche bisher nur wenige Waldthiere gesehen hatten. Den europäischen Jagdfreunden unter meinen Lesern zu Gefallen, folgt hier ein oberflächliches Namensverzeichniß des Wildes, wie es vorzugsweise in den Wäldern der Provinz Rio de Janeiro angetroffen wird.

Das Beutelthier (Gambá), Stachelthier (Coandu), Steißthier (Acuti), Naſenthier (Coati), Knäulthier (Tati

Apera), der Waldhaase (Tapeti), die Eidechse (Lagarto), der Waldhirsch (Guguazu), das Bisamschwein (Cai oder Pecari), die Waldkatze (Kay), das Faulthier (Hoy oder Preguiza), der Waschbär (Agouará pope), der Ameisenfresser (Tamandua), der Tapir (Anta), und mehrere Gattungen Affen, Papageis und Tucans.

Die ausländischen Benennungen dieser Thiere stammen sämmtlich aus der Sprache der Ureinwohner ab, und wurden von den Eroberern beibehalten. Sollten einige derselben nicht mit den Benennungen der Naturforscher übereinstimmen, so bitte ich, zu berücksichtigen, daß ich zu gelehrten Nachforschungen weder Anleitung, noch Zeit hatte, und daß die Benennungen so vieler Gegenstände aus dem Naturreiche beinahe in jeder Provinz Brasiliens verschieden sind.

Nach einem fröhlich durchlebten Tage, welchen wir in dem Kreise der rüstigen Jäger Brasiliens zugebracht hatten, suchten wir, ungewöhnlich ermüdet, mit großem Verlangen das reinliche Lager auf, welches uns ein reicher Landbesitzer dieser Gegend schon während der Jagd angeboten hatte. Einige auf gut Glück umherziehende Abendtheurer waren vor langer Zeit in diese Gegend gekommen, hatten in den Flüssen und an ihren Ufern Gold entdeckt, und sich hierauf daselbst niedergelassen, ihren Aufenthalt jedoch sorgfältig geheim gehalten. Der Verrath eines der Wald-Colonisten sezte jedoch die Regierung, die Reichthümer der Ansiedler zweifach vergrößernd, von ihrem Aufenthalte in Kenntniß; sie sendete eine Abtheilung Soldaten, welche lange Zeit vergebens nach der Colonie umherspürten, bis der Ruf eines Haushahnes sie zum zweitenmale verrieth; ihm folgten die Soldaten und bemächtigten sich der Colonisten. Später wurden einigen wohlhabenden Portugiesen Ländereien in der Gegend ertheilt,

und dem ganzen Distrikte der bedeutungsvolle Name „Canto-Gallo“ (Gesang des Hahns) gegeben. Ein mildes, gesundes Clima und fruchtbarer Boden sichern den Pflanzen das beste Fortkommen; Kaffee und alle Arten Hülsenfrüchte gedeihen vorzüglich, und das Hornvieh, welches hier gezogen wird, gehört unter die schönsten und milchreichsten Racen Brasiliens.

Dankbar verließen wir den folgenden Tag die gastliche Wohnung des Pflanzers, erregten bei unserer Ankunft in Neu Freiburg mit unseren abgerissenen Kleidern und den Bälgen einiger Waldthiere, mit welchen uns die Jäger beschenkt hatten, und die zu beiden Seiten der Sättel herabhingen, einiges Aufsehen, erzählten bis spät in die Nacht nach Jägersweise von der Jagd und ihren Einzelnheiten, verließen den folgenden Tag die Schweizer-Colonie, und erreichten Rio de Janeiro ohne Vergleich gesünder und kräftiger, als wir die Stadt verlassen hatten.

IV.

Besuch und Beschreibung der kaiserlichen Fazenda Santa Cruz. — Rückkehr nach der Hauptstadt. — Abreise nach Europa.

Das kaiserliche Landgut Santa Cruz liegt nur zehn Leguas von der Hauptstadt entfernt, und obwohl der Ruf dasselbe weder als einen wahrhaft fürstlichen Aufenthalt bezeichnete, noch viel zum Ruhme des landwirthschaftlichen Betriebes erzählte, so war ich doch neugierig, mich daselbst ein wenig umzusehen, da ich diese große Besitzung aus des Engländers Mawes Beschreibung bereits kannte. An der kaiserlichen Quinta S. Cristova'o vorbeikommend, führt der Weg, welchen man, nach der hochtrabenden Weise der Portugiesen, estrada real (königliche Strasse) nennt, über eine sandige Ebene, an einigen Vendas und Pflanzungen vorüber, nach Santa Cruz. Wenn man diese Strasse mit geringerer Gefahr passirt, als die Uebrigen Brasiliens, so liegt das Verdienst keineswegs in der Sorgfalt, welche man auf die gute Erhaltung derselben verwendete, sondern nur in der durchlassenden Eigenschaft des Bodens, auf welchem das Wasser, selbst nach heftigem Regen, nur kurze Zeit stehen bleibt; es scheint mir übrigens gefährlich, wenn man sich selbst des leichtesten Fuhrwerkes zum Reisen bedienen wollte. Auf der kleinen Reise sieht man rechts von der Strasse auf einer kleinen Anhöhe eine Redoute errichtet, welche erstere beherrschen und auswärtige Feinde verhindern soll, von der

Bai von Ilha grande kommend, nach der Hauptstadt vorzubringen.

Die kaiserliche Besitzung Santa Cruz ist ein kleiner Ort, welcher einige dreißig Wohnungen, meistens unbedeutende Vendas, enthält. Das Schloß, früher ein Jesuitenkloster, ist ein ganz gewöhnliches Gebäude, nothdürftig eingerichtet und von dem fürstlichen Besitzer selten besucht. Die Aussicht ist hier, wie fast überall in Brasilien, von großer Schönheit, die Umgebung eine fruchtbare Wüste. Früher wurde diese herrliche Besitzung, welche beinahe eine Quadratmeile groß ist, mit dem Eifer und der Einsicht angebaut, welche Alles auszeichnet, was die Jesuiten unternahmen. Ein Theil des Landes war zur Viehzucht bestimmt, und man bemerkt noch gegenwärtig Spuren von Gräben und einem Kanale, welcher mit den Flüssen Guandú und Taguiá in Verbindung stand. Gegenwärtig ist nur so viel Land, und zwar auf die nachläßigste Weise bestellt, als zu dem Unterhalte der kaiserlichen Sklaven, deren Zahl sich auf 1500 belaufen soll, erforderlich ist. Eine geringe Anzahl Hornvieh und Pferde treiben sich auf einer sehr großen, äußerst vernachläßigten Weide umher, welche ein Graben von der Strasse absondert, der so sehr versumpft war, daß an verschiedenen Stellen die Cadavers versunkener Pferde und Kühe, die wahrscheinlich ihren Durst löschen wollten, zu sehen waren.

Man hatte den verstorbenen König beredet, hier eine große Pflanzung der chinesischen Theestaude anzulegen, und von dieser Unternehmung kein geringeres Resultat vorher gesagt, als daß ganz Europa künftig seinen Bedarf an Thee in Santa Cruz nehmen müsse, und dem Lande dadurch ungeheuere Summen zufließen würden. Eiligst wurden nun Chinesen aus der portugiesischen Besitzung Macao verschrieben, Wohnungen, Magazine, Trockenplätze u. s. w. erbaut,

und nach Ankunft der Chinesen sogleich eine große Pflanzung angelegt. Ein paar Jahre lang machte diese Anlage dem Könige viel Vergnügen, und wurde öfter von ihm besucht, später ängstigten ihn die politischen Ereignisse in seinen portugiesischen Staaten; er kam nicht mehr nach Santa Cruz; die Gelder, zum Betriebe der Theepflanzung bestimmt, blieben aus oder wurden unterschlagen; die Chinesen zerstreuten sich im ganzen Lande, oder wurden bei dem botanischen Garten angestellt; die Pflanzung ging vollkommen ein, und gegenwärtig sieht man nichts mehr von ihr, als das Eingangsthor, mit chinesischen Charakteren geziert, und die Ruinen der Häuschen und übrigen zur Pflanzung gehörigen Gebäude. Der König, allen nützlichen Anstalten gewogen, aber ohne alle Festigkeit, seinen Willen durchzusetzen, beabsichtete, auf Santa Cruz verbesserten Ackerbau und Viehzucht einzuführen. Mit diesem Geschäfte wurde Herr Mawe, ein englischer Mineralog, beauftragt, fand jedoch unter den brasilianischen Beamten einen so entschiedenen, sogar sein Leben bedrohenden Widerstand gegen die nothwendigsten Neuerungen, welche er einzuführen versuchte, daß er seine Anstellung dem Könige zu Füssen legte. Seitdem geschah nichts mehr für Santa Cruz, welches Eigenthum des damaligen Prinz-Regenten und gegenwärtigen Kaisers wurde, und dessen einzige Spekulation sich dahin erstreckt, den aus Minas kommenden Viehhändlern zu erlauben, die Heerden einige Tage gegen Erlegung einer gewissen Abgabe hier weiden zu lassen.

Santa Cruz war, so lange die Jesuiten daselbst zu befehlen hatten, eine höchst einträgliche Besitzung, und zwar zu einer Zeit, in welcher die Produkte des Landes fast gar keinen Werth hatten. Gegenwärtig müßte sich diese prächtige Fazenda über jede Erwartung rentiren, wenn man einen erfahrnen, der Landessprache kundigen Landwirth, mit ausgedehnter Vollmacht und dem erforderlichen Betriebskapitale

verſehen, über dieſes Gut ſezte; übrigens müßte es dem neuen Verwalter freiſtehen, ſeine Unterbeamten zu wählen, und kein höherer Braſilianer über ihn geſezt werden, ſonſt wird er durchaus auf ſeinem Poſten nicht aushalten können, er müßte nur dem allgemeinen Syſteme der Trägheit und Unredlichkeit huldigen. Bei den gegenwärtigen Geſinnungen der Braſilianer, ohne Ausnahme der Perſon, kann man jedoch keinem Fremden empfehlen, ſich auf einen Poſten zu melden, der nur eine Quelle von Verdruß und Verfolgung für ihn werden dürfte; denn hier, wie überhaupt in ganz Südamerika, werden die Dienſte eines Ausländers, abwechſelnd mit dem nothwendigen Vertrauen und natürlichen Mißtrauen, zwar angenommen, aber nur mit Argwohn betrachtet und mit Kargheit oder Undank belohnt.

Ich wünſchte über Sepetiva, Angra, Parahiba, Taguai und Guarativa nach der Hauptſtadt zurück zu kehren, wurde jedoch wegen des eingetretenen heftigen Regenwetters, welches die Wege ſogleich bodenlos macht, von der Ausführung meines Vorhabens abgehalten. Bei günſtigem Wetter würde ich wahrſcheinlich der Verſuchung nicht widerſtanden haben, die benachbarte prächtige Bai von Ilha grande und die berühmten Urwaldungen des Diſtriktes von Mangarativa zu beſuchen. Beinahe in meinen Kleidern ſchwimmend, kehrte ich auf demſelben Wege nach Rio de Janeiro zurück, und wurde daſelbſt ſogleich von der Ankunft der engliſchen Brigg Alcides, auf welcher ich mich nach Europa einzuſchiffen gedachte, benachrichtiget. Da der Kapitän verſicherte, mit Löſchen und Laden in drei Wochen fertig zu ſeyn, ſo verwendeten mein Reiſegefährte und ich dieſe Zeit zur Vorbereitung auf die bevorſtehende Reiſe und am Abſchied von unſeren Freunden zu nehmen, welcher, von meiner Seite wenigſtens, wahrſcheinlich ein ewiger war. Es wurde mir ſchwer, von den wackeren Männern zu ſcheiden,

bei welchen ich oft Trost und Theilnahme, und stets die herzlichste Aufnahme gefunden hatte, und ich bitte die Herren Biesterfeld, Theremin, Fröhlich jun., Rodner, Limpricht, Heckel, Müller, und meinen würdigen Landsmann Dr. Rau, noch einmal meinen herzlichsten Dank für die vielen empfangenen Beweise ihres freundschaftlichen Wohlwollens, während der Dauer meines Aufenthaltes in Brasilien, annehmen zu wollen.

Ich rüstete mich mit schwerem, Sorge belastetem Herzen, Brasilien zu verlassen; wenn das Unglück mich auch häufig auf meiner Lebensbahn begleitet hatte, so erfreute ich mich doch Jahre lang eines unabhängigen Daseyns. Ich hatte mit Entbehrungen und Mühseligkeiten in einem unglaublichen Grade zu kämpfen; aber abgehärtete Jugend und die mir angeborne Ausdauer standen mir redlich bei, mit Entschlossenheit zu ertragen, was mir das unbegreifliche Verhängniß bisher aufgebürdet hatte. Jezt ging ich einer neuen Bestimmung entgegen, reicher an Erfahrung und an manchen nüzlichen Kenntnissen, aber älter an Jahren und weniger geeignet, neue Widerwärtigkeiten mit derselben Ausdauer zu ertragen. In meinem Vaterlande ein Fremdling geworden, konnte ich nicht erwarten, daß man sich meiner geringen Verdienste und Fähigkeiten noch erinnern würde, und indem ich daselbst eine neue Laufbahn beginnen mußte, konnte ich mir bei der großen Anzahl Versorgung suchender Menschen, mit welchen heut zu Tage alle Länder überschwemmt sind, nicht verbergen, daß es mir nicht leicht werden dürfte, mein Fortkommen zu finden. Mein Entschluß war jedoch gefaßt; in Brasilien gähnte mir mein offenes Grab entgegen, in der Heimath hatte ich noch Freunde, und allenthalben in der Welt gibt es ja gute Menschen. Ueberdieß war gerade in diesem Augenblicke in Brasilien wenig zu unternehmen; der Krieg mit Buenos Ayres nahm mit jedem

Tage eine nachtheiligere Wendung für dieses Reich; die Finanzen des Staates waren gänzlich erschöpft, der öffentliche Kredit vollkommen gesunken, die allgemeine Unzufriedenheit auf das Höchste gesteigert, und ich wurde von Hunderten beneidet, welche durch ihre Verhältnisse an ein Land gefesselt waren, das die Furien der Anarchie mit ihren Geißeln bedrohten.

Diese Zeilen waren längst geschrieben, als eine neue Catastrophe in Brasilien Europa in Erstaunen sezte. Don Pedro I., welcher sich mit bewunderungswürdigem Muthe auf den Thron des neuen Kaiserreiches geschwungen, und in einer sturmbewegten Zeit auf demselben erhalten hatte, dankte plötzlich, und wie man berichtete, in Folge einer Revolution in der Hauptstadt, zu Gunsten seines Sohnes ab, und verließ Brasilien.

Als diese Nachricht auch zu mir gelangte, wurde ich natürlich eben so überrascht, wie meine Landsleute, welche kurze Zeit vorher die Tochter eines in meinem Vaterlande hochverehrten Fürstenhauses mit Wehmuth aus unserer Mitte scheiden sahen, um den Kaiserthron Brasiliens zu theilen; aber meine Verwunderung war gar sehr von der eines europäischen Privatmannes verschieden, welcher erst vor kurzer Zeit das Beispiel erlebt hatte, daß zwei europäische Fürsten gewaltsam aus ihren Ländern vertrieben wurden. Dieser las in den öffentlichen Blättern, die farbigen Einwohner von Rio de Janeiro hätten revoltirt, und da sich der Kaiser von allen seinen Truppen, bis auf den lezten Mann verlassen gesehen, so habe er freiwillig die Krone niedergelegt. Damit konnte man sich in Europa begnügen; nicht so Derjenige, welcher längere Zeit in Brasilien gelebt hatte, die Hülfsmittel der Regierung und zufällig einige Häupter der verschiedenen Partheien kannte, die derselben feindlich gegenüber

standen; der endlich aus Erfahrung wußte, was in Brasilien eine Revolution genannt wird, die bisher darin bestand, daß ein paar Bataillons Soldaten, von ihren Anführern überredet, sich plötzlich vor der Wohnung des Gouverneurs, oder des Regierungs-Präsidenten der Provinzen, aufstellten und diese zwangen, ihre Forderung zu bewilligen, während man in den entfernten Theilen der Stadt keine Ahndung von dieser Begebenheit hatte, und den kommenden Tag nicht wenig über die Ereignisse des Vergangenen verwundert war.

So in den großen Küstenstädten Brasiliens, und besonders in jenen, welche dem Aequator zunächst liegen; in der Hauptstadt war es jedoch für Einzelne ein höchst gewagtes Unternehmen, sich an die Spitze einer Parthei zu stellen und in offene Empörung auszubrechen. Kein Vorhaben konnte der Polizei und noch viel weniger der sehr zahlreichen und durch ihre Reichthümer mächtigen Parthei der Portugiesen entgehen, deren natürliches Interesse es war, den Kaiser zu unterstützen. Außerdem war Don Pedro keineswegs so unpopulär, daß er nicht unter den Bewohnern der Hauptstadt, brasilianischer Abkunft, eine sehr große Zahl Anhänger gehabt hätte; ein beträchtlicher Theil der Offiziere des Linien-Militärs mußte ihm aus natürlichen Gründen anhängen, und die fremden Truppen von allen Graden, die in seinem Solde standen, hatte ihre ganze Existenz an seine Person gefesselt.

Drohte dem Kaiser also irgend eine Gefahr, die ihm unmöglich verborgen bleiben konnte, so war es ihm, dessen bekannte persönliche Entschlossenheit und Erhabenheit seines Ranges seine Parthei mit Muth erfüllen mußte, sehr leicht, ein paar tausend Männer um sich zu versammeln, und den Versuch einer Empörung in seinem Keime ersticken zu lassen; ihm, der bei dem Antritte seiner Regierung, von einem

einzigen Offiziere begleitet, nach der insurgirten Provinz Minas-Geraes eilte, einige Milizen sammelte, und in einem Tage die ihm feindliche Parthei auseinander trieb.

Was endlich die farbigen Leute betrifft, die man als die Urheber der Revolution bezeichnet, so scheint auch hierin ein Irrthum zu obwalten. Farbige Leute, d. h. solche, nicht rein europäischer Abkunft, sind die meisten Bewohner Brasiliens; übrigens werden sie keineswegs, wie auf den westindischen Inseln, von den weißen Einwohnern verachtet und unterdrückt; das Gesetz gestattet ihnen im Gegentheile vollen Antheil an allen Ehrenämtern und alle Rechte eines freien Bürgers; es ist also nicht die mindeste Ursache zur Klage vorhanden, und nur politische Meinungen könnten sie zu einer Empörung reizen; daran würde aber in Brasilien der weiße, wie der farbige Einwohner gegen eine unbeliebte Regierung Theil nehmen, — wenn es ohne Gefahr, ohne Opfer zu bringen, geschehen könnte. Wo diese sich zeigt, oder jene gefordert werden, wird man in Brasilien wenige Theilnehmer finden; es kann zu einem Straßenauflaufe kommen, das heiße Blut des Südländers wird ihn dahin bringen, Ströme von Verwünschungen auszustoßen und sich wie ein Rasender zu gebähren, aber das Blitzen einiger Bajonette, der Schall eines Feuergewehres wird ihn augenblicklich zur größten Nachgiebigkeit herabstimmen. Da es endlich unter allen Klassen der freien Einwohner nur wenige Dürftige gibt, jeder Einzelne aber sehr bemüht ist, unter die Zahl der gentes de bem oder comme il faut gerechnet zu werden, so gibt es manche kleine Städte in Europa, die mehr Zanhagel haben, als die bevölkerte Hauptstadt Brasiliens. Die Theilnehmer an dem erwähnten Aufstande waren also nichts weiters, als Schreier aus der Hefe des Volkes, vielleicht einige Farbige und Negersklaven, oder ein Haufe irregeleiteter Soldaten; eine Salve unter sie, und die Revolution war be-

endet. Der Aufstand der deutschen Truppen im Jahre 1823 in der Hauptstadt war ganz anderer, und seiner Folgen wegen, ernsterer Art, und einige Stunden reichten hin, ihn zu unterdrücken.

Ich kann daher, in Ermanglung näherer und ausführlicher Berichte, dieser in ihren Folgen so wichtigen Revolution, und auf die Gefahr hin, eines voreiligen Urtheils beschuldiget zu werden, nimmermehr glauben, daß es dem Kaiser nicht möglich gewesen wäre, sich in der Hauptstadt seines Reiches zu behaupten, wenn er gewollt hätte, oder sich im äußersten Falle mit seiner Familie an Bord eines fremden Kriegsschiffes zu begeben, und nach Bahia zu segeln, woselbst er zuverläßig sehr gut aufgenommen worden wäre, wenn er den Einwohnern versprochen hätte, Bahia neuerdings zur Hauptstadt und seiner Residenz zu erheben.

Es schien jedoch, daß andere Pläne dem Ehrgeitze des Kaisers besser zusagten, als über ein junges, unbevölkertes und wenig civilisirtes Reich zu herrschen, und im steten Kampfe mit den verschiedenartigsten Partheien zu liegen. Meinen Muthmassungen eine weitere Ausdehnung zu geben, hieße übrigens die Gränzen der Bescheidenheit überschreiten.

Was aus Brasilien werden wird, kann nur die Zukunft enthüllen; herzlich wünsche ich, der Szepter dieses Reiches möge dem Hause Braganza bleiben; aber ich glaube es nicht. Die Mehrzahl jener Männer von Einfluß in sämmtlichen Provinzen Brasiliens hat sich längst schon für eine republikanische Verfassung ausgesprochen, einige der nördlichsten Provinzen sind sogar während der Zeit ihrer Unabhängigkeit von Portugal in offenbare Empörung ausgebrochen, um sich diese Verfassung zu geben; das Beispiel feindlicher Nachbarstaaten, die sich unter ihren republikanischen Regierungen

zum Theile sehr gut befinden, ist höchst verführerisch, und es ist mir nicht ganz wahrscheinlich, daß jene Provinzen, welche der energische Kaiser nur mit Gewalt der Waffen beherrschen konnte, einem Kinde gehorchen werden. Durch Don Pedros Entfernung hat sich den Ehrgeizigen in Brasilien eine ungeheuere Bahn geöffnet; der so häufig mißbrauchten Worte „Vaterland, Volksglück und Freiheit" sich als Egide ihrer selbstsüchtigen Pläne bedienend, werden sie ihr Vaterland in bürgerliche Kriege verwickeln; eine Provinz dieses großen Reiches wird nach der Anderen ihre Unabhängigkeit erklären; sie werden eine Menge Verfassungen annehmen und sie wieder verwerfen, und zuletzt, des ewigen Haders müde, sich, gleich den Provinzen des nördlichen und ehemals spanischen Amerika's, zu einem Staatenbunde entschließen; und ehe ein Jahrzehend dem Strome der Zeit gefolgt ist, verkünden uns vielleicht die öffentlichen Blätter die erste Rede des Präsidenten der vereinigten Staaten von Brasilien.

Welche Verfassung für Brasilien, überhaupt für die Colonien, die beste ist, erlaube ich mir nicht zu entscheiden. Ich glaube aber, daß sich große, stark bevölkerte, in der Civilisation weit fortgeschrittene Staaten unter einer monarchisch-repräsentativen Verfassung am glücklichsten befinden, während Länder von ungeheurem Umfange und einer kaum benennungswerthen Bevölkerung, wie Brasilien und die Provinzen des La-Plata-Stromes, in viele kleine Republiken getheilt, und unter einfachen, kräftig gehandhabten Gesetzen lebend, am leichtesten zu beherrschen sind.

Um die Geduld des geehrten Lesers nicht zu sehr zu mißbrauchen, beeile ich mich, den Faden meiner Erzählung wieder aufzunehmen.

Ich verließ bald nach meiner Zurückkunft von Neu-Freiburg, muthig und so heiter, als ein körper- und geistes-kranker Mensch nur immer seyn kann, meine würdigen Freunde, vertraute mich zum sechstenmale den Wogen des Meeres, nahm von meinen Negern, die, obwohl einem andern Herrn dienend, dem Schiffe, so lange es im Hafen segelte, in einem Boote nachfolgten, herzlichen Abschied, warf noch einmal den Thränen umflorten Blick auf die herrliche Bai, und verbarg mich dann in den engen Raum der Kajüte, um meinem Kummer ungestört nachzuhängen.

V.

Seereiſe. — Beſuch der Inſel Terceira. — Bemerkungen über die azoriſchen Inſeln.

Der geneigte Leſer wird es mir ohne Zweifel danken, wenn ich ihn mit einer Abſchrift aus dem Logg-Buche *) des Schiffes verſchone. Wir hatten dieſesmal Alles, was der Seefahrer nur wünſchen kann; die beſte Jahreszeit zum Reiſen, gute Proviſionen, an Kapitän Iſaak Manſay einen ſehr gebildeten und einſichtsvollen Führer, und was der Seemann am höchſten ſchäzt, a good ship and plenty of sea room (ein gutes Schiff und offene See). Unſer Schiff, der Alcides, war Eigenthum des Kapitäns, machte ſeine erſte Seereiſe, hielt 170 Tonnen, hatte 70,000 Gulden gekoſtet, und war, nach Herrn Manſay's Verſicherung, der beſte Segler auf der Welt. Er behandelte ſein Schiff, wie eine Kinderpuppe; den ganzen Tag wurde gefegt, kalfattert,

*) In dem Logg-Buche oder Schiffs-Journale wird alle zwei Stunden, bei Tag und Nacht, die Schnelligkeit des Schiffslaufes, der Cours deſſelben, die jedesmalige Veränderung der Segel und des Windes, überhaupt jede Begebenheit während der Dauer der Reiſe auf das ſorgfältigſte angemerkt, und eine genaue Abſchrift deſſelben an das Admiralitäts-Collegium in London eingeſendet. Dieſen Berichten von unzähligen Schiffen, und aus allen Theilen der Erde, verdankt England ſeine vortrefflichen Seekarten und Anweiſungen für die Schifffahrer.

angestrichen und ausgebessert; die Reinlichkeit war daher ausgezeichnet; doch hätten wir es nicht ungerne gesehen, wenn unser Freund etwas weniger freigebig mit Theer und Oelfarben gewesen wäre. Der immer freundliche Kapitän gestattete uns jede Beschäftigung und Zerstreuung; wir loggten, beobachteten um Mittag die Pol-Höhe, fischten, oder legten uns bei stürmischem Wetter ganz demüthig und geduldig in unsere Betten, und erlaubte es die Bewegung des Schiffes, so schrieb ich an einem Werkchen über Brasilien, welches ich auf dem Schiffe anfing und vollendete, und das seitdem im Drucke erschienen ist.

So verging uns die Zeit ganz erträglich. Am zwanzigsten Tage (den 30. Juni 1827) passirten wir die Linie mit dem günstigsten Winde, und überließen uns der freudigen Hoffnung, diesesmal eine sehr kurze Reise zu machen. Aber L'uomen propone e dio dispone; wenige Tage später wurde der Kapitän krank, der Wind conträr, und wir hatten bereits wieder zwanzig Tage auf der See zugebracht, ohne dem Ziele unserer Reise wesentlich näher gekommen zu seyn. Der Gesundheitszustand des Kapitäns, der an der Gelbsucht litt, und sich, nach ächt englischer Weise, zu keiner Diät bequemen wollte, hatte sich indessen täglich verschlimmert, und wir waren sehr erfreut, als er uns seine Absicht mittheilte, nach den azorischen Inseln zu steuern, und dort ärztliche Hülfe zu suchen. Am 28. Juli veränderten wir daher unseren Cours, nach Südwest steuernd, am 30. Morgens erblickten wir auf eine Entfernung von 50 Meilen die Insel Fayal, und nach Mittag kamen wir derselben so nahe, daß wir die Weinberge und Getreidefelder deutlich unterscheiden konnten; die schöne, gelbe Farbe der Lezteren ließ auf die Reife des Getreides schließen, und als wir wieder etwas näher kamen, sahen wir die Einwohner mit der Aerndte beschäftigt.

Den 31. Morgens erblickten wir die Insel Picco; sie besteht aus einem einzelnen Berge, wie ein spitziger Kegel gestaltet, dessen Gipfel 7500 Fuß über die Meeresfläche erhaben ist. Früher warf dieser Berg beständig Feuer aus, in der lezten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts wurden jedoch die vulkanischen Ausbrüche immer seltener, und gegenwärtig scheinen sie gänzlich nachgelassen zu haben; die Insel Picco ist auf das sorgfältigste angebaut. Gegen Mittag näherten wir uns der Insel Graciosa, welche der Kapitän lange für die Insel Terceira hielt, auf welcher er landen wollte; erst gegen Abend den Irrthum gewahr werdend, wurde das Schiff nach der offenen See gewendet, um im Falle eines Sturmes so weit, als möglich, vom Lande entfernt zu bleiben. Den folgenden Tag steuerten wir sogleich auf die Insel Terceira zu, woselbst man uns wahrscheinlich schon lange gesehen hatte; denn sobald die englische Flagge aufgehißt war, und wir uns dem für größere Schiffe zugänglichen Hafen der Insel näherten, kam sogleich ein Boot der Regierung auf uns zugesteuert, auf welchem sich ein Sanitäts- und Polizei-Beamter befanden, welche nach kurzem Examen zu uns an Bord kamen, und dem Schiffe durch einen mitgebrachten Lootsen eine gute Ankerstelle anweisen ließen. Hierauf begaben wir uns mit dem Kapitän an das Land, wurden von dem englischen Consul, Herrn Alton, und einer großen Menge neugieriger Bewohner der Stadt Angra empfangen, und nach seiner gastlichen Wohnung geführt. Wir erhielten sogleich Besuch von einigen Engländern und mehreren angesehenen Freunden des Consuls, und da die Gattin meines würdigen Reisegefährten, Herrn Biesterfeld, mehrere Jahre auf dieser Insel zugebracht hatte, so wurden wir desto herzlicher behandelt.

Wer jemals vierzig Tage auf der See und in dem engen Raume eines Kauffahrtei-Schiffes zubrachte, wird leicht

begreifen, daß wir uns nach einem Spaziergange in das Freie sehnten; wir wanderten daher durch die geradlinigten und gut gebauten Straſſen des Städtchens, hielten uns eine geraume Zeit auf dem Markte auf, labten uns an dem Ueberflusse der angehäuften Früchte, besonders der köstlichen Weintrauben, besuchten das Sprachzimmer des Klosters der Nonnen da Conceiça˜o, welche nicht wenig neugierig waren, und sezten unseren Weg eine geraume Zeit längs der Küste fort, welche mit einer Sorgfalt und Mannigfaltigkeit angebaut war, wie ich sie nur in den fruchtbarsten und bevölkertsten Theilen Italiens gesehen hatte. Von der Schönheit der Gegend angezogen, mußte uns Herr Jakson, unser gefälliger Begleiter, erinnern, daß es Zeit wäre, nach des Consuls Haus zurückzukehren, woselbst das Mittagessen uns erwartete. Als wir daselbst anlangten, fanden wir ungewöhnlich viele Gäste, welche die Neugierde, Fremde zu sehen und Nachrichten aus Brasilien zu vernehmen, hier versammelt hatte. Bevor wir jedoch ihre Ungeduld befriedigten, erwiesen wir den dampfenden Schüsseln eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit. Diogenes und Consorten würden trotz ihrer Verachtung alles Zeitlichen, wenn sie während der Dauer von einigen vierzig Tagen nichts erhalten hätten, als Salzfleisch, harten Zwieback, und am Sonntage eine magere Henne, bei einer ähnlichen Gelegenheit tapfer zulangen. Nach Tische besuchten wir die Citadelle, woselbst die Besatzung der Insel lag, welche, zwei Bataillons stark, aus Portugal kömmt, und alle drei Jahre abgelöst wird. Die Festungswerke, aus den Zeiten Philipps von Spanien herstammend, welcher sich bekanntlich aller portugiesischen Besitzungen dieß- und jenseits des Meeres bemächtiget hatte, waren von beträchtlichem Umfange, aber größtentheils verfallen. Da die waffenfähigen Einwohner der Insel verpflichtet sind, bei dem ersten Aufgebote des Gouverneurs, welcher in Angra residirt, zu erscheinen, überhaupt jedes Jahr in den Waffen

geübt werden, so ist für die Vertheidigung der Insel gegen einen nicht zu unternehmenden Feind hinreichend gesorgt. Von hier aus besuchten wir die Cadedrale, einen schönen, geräumigen Tempel; dann verweilten wir auf dem öffentlichen Spaziergange, welcher unter der Leitung der hier ansässigen Engländer vor Kurzem angelegt worden war. Die Aussicht über einen Theil der Insel und auf die benachbarten Eilande war unbeschreiblich schön, und wir konnten nicht umhin, die Bewohner von Terceira um ihren glücklichen Aufenthalt zu beneiden. Rauchwolken, welche von einem der höchsten Berge der Insel von Zeit zu Zeit aufstiegen, erregten unsere Aufmerksamkeit, und als wir erfuhren, daß dieser Rauch aus dem stets dampfenden Krater eines Schwefel-Vulkans herkäme, gaben wir uns nicht zufrieden, bis wir von unsern Begleitern das Versprechen erhalten hatten, uns an einem dieser Tage dahin zu führen.

Der folgende war ein Sonntag; der Anstand erforderte daher, in der Stadt zu bleiben und den Gottesdienst zu besuchen, welcher sehr feierlich begangen wurde. Bei dieser Gelegenheit bekamen wir die ganze Bevölkerung von Angra zu sehen, welche ungefähr 5000 Seelen betragen mag. Die Männer waren vollkommen nach englischer Mode gekleidet, aber das weibliche Geschlecht war mit geringer Ausnahme, gleich den Veroneserinnen, mit der Zendala und der Vesta bekleidet. Erstere ist eine große Kappe von schwarzem Seidenzeuge, mit langen Bärten versehen, und wird durch ein Drathgestelle hoch über den Kopf gehalten, welchen sie gänzlich bedeckt; die Bärte befestiget man, wie eine Schärpe, um die Mitte des Leibes. Die Vesta ist ein Rock von schwarzem Taffet, der über die Kleider geworfen und so angegürtet wird, daß er die Taille abschneidet und die Lippen des Corsets bedeckt. Beide Kleidungsstücke sind sehr gut für ein Volk eingerichtet, das nicht immer für Reinlichkeit sorgen, aber doch

öffentlich erscheinen will; übrigens verbergen sie Gestalt und Gesicht so vollkommen, daß ich zum Lobe der Schönen nichts sagen kann, als daß sie feurige, schwarze Augen haben, die recht neugierig unter ihrer Vermummung hervorblizten.

Da der Gouverneur den Wunsch geäußert hatte, uns zu sprechen, so konnten wir uns den ganzen Tag nicht vom Hause entfernen; wir erhielten jedoch so viele Besuche von den Fildalgo's (Edelleuten), deren es eine Menge auf der Insel gibt, daß uns die Zeit ganz erträglich verging. Nach Tische schickte der Gouverneur einen seiner Offiziere, welcher uns einige Fragen über die politischen Verhältnisse Brasiliens vorlegte, und so wurden wir auch der Visite Sr. Exzellenz überhoben.

Den kommenden Tag waren Pferde und Führer bereit, und wir traten unverzüglich die Reise nach dem Schwefel-Vulkan an. Ungefähr eine Stunde lang ritten wir auf einer gepflasterten, schlecht unterhaltenen Strasse fort, immerwährend höher steigend. Zu beiden Seiten des Weges befanden sich sorgfältig angebaute Felder, und da selbst das kleinste Fleckchen benüzt war, so konnten wir mit Recht auf eine große Bevölkerung schließen. Plözlich machte die Strasse eine ungewöhnliche Krümmung, und schien wieder nach der Stadt zurückführen zu wollen; statt dieser Richtung zu folgen, näherten wir uns einer Oeffnung, welche bisher eine große Hecke verborgen hatte, und sahen uns mit Ueberraschung in eine Gegend versezt, welche wiederholte vulkanische Ausbrüche auf eine wahrhaft fürchterliche Weise zerstört hatten. Einer der heftigsten Ausbrüche, von einem schrecklichen Erdbeben begleitet, hatte zum leztenmale im Jahre 1757 stattgefunden, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß die Bewohner von Angra sich für verloren hielten. Zu ihrem Glücke verbreitete sich der Lavastrom nicht weiter, als

bis auf eine Stunde von der Stadt. Nachdem wir eine geraume Zeit über Schlacken geritten waren, näherten wir uns dem Krater des Vulkans, der vollkommen ausgebrannt war; wir ritten mit unseren Pferden, auf deren bewunderungswürdig sicheren Gang wir mit Recht vertrauen durften, bis an den Rand desselben; unsere Führer stiegen in den Trichter hinab, dessen Tiefe unbeträchtlich war, und brachten uns Schlacken herauf, welche wir zur Erinnerung mit uns nahmen. Als wir allmählig eine höhere Region der Insel erreicht hatten, zeigten sich Spuren einiger Vegetation; ein kleines Gesträuche, welches eine blaue, nicht unschmackhafte Beere trug, und von unseren Führern Uva d'urso (Bärentraube) genannt wurde, wuchs zwischen den Schlacken, anfänglich nur sparsam, etwas weiter oben jedoch in solcher Menge, daß die Pferde nur sehr mühsam weiter zu schreiten vermochten. Wir konnten bereits einen Theil der Insel übersehen, aber wo unser Blick auch immer weilte, entdeckten wir nur ausgebrannte Vulkane und eine öde, zerrissene Gegend, an manchen Stellen ganz kahl und von bräunlich grauem Aussehen, oder mit dem erwähnten Gesträuche überzogen, dessen hellgrüne Farbe das traurige Bild, welches wir vor uns hatten, nur wenig belebte. Mit ihm harmonirte das dunkle Blau des wolkenlosen Aethers, welches sich in den sanft bewegten Wellen des Ozeans spiegelte, keineswegs, und wir bedauerten, daß die Natur in einer Weltgegend, deren Clima und Lage unter die glücklichsten der ganzen Erde gehören, so gewaltige Spuren ihrer zerstörenden Macht zurückließ. Bald darauf erreichten wir eine weidende Heerde von Hornvieh, welche noch auf einer Stelle versammelt war, und deren verschiedene Eigner uns einzeln mit Gefässen begegneten, die kurz gemolkene Milch enthaltend. Sie sahen alle sehr arm aus, waren aber nichts desto weniger sehr bereitwillig, uns einen Theil der Milch zu überlassen, ohne auch nur das Geringste dafür zu verlangen. Die kleine

Gabe, welche wir ihnen dafür reichten, schien ihre Erwartung durchaus zu übertreffen; denn nachdem sie die empfangene Münze geküßt und sich tief verbeugt hatten, überhäuften sie uns mit Danksagungen und Segenswünschen. Nachdem wir drei Stunden Weges zurückgelegt hatten, erreichten wir endlich eine der höchsten Stellen der Insel; die Luft war mit einem äußerst feinen, schwefelhaltigen Rauche erfüllt, und die Bärentraube stand so dicht und hoch, daß wir absitzen und unsere Pferde einem Führer überlassen mußten. Der Andere hatte indessen einen Fußweg gefunden, auf welchem wir alsbald den Krater des Vulkans erreichten. Der zerstörende Inhalt desselben war in voller, aber äußerst ruhiger Thätigkeit; der weiße, kalkreiche Boden des Kessels war voller Risse, aus welchen ein dünner, heißer Rauch emporstieg, an anderen Stellen hob und senkte sich die Erde abwechselnd, bis sie mit einem schwachen Knalle borstete; da, wo sie kalt war, hatte sich eine Menge Schwefel angesezt, oder die Erde in eine rothgefärbte, schwammigte Masse verwandelt. Manchmal schien der Vulkan vollkommen unthätig zu seyn; plötzlich drang aber der Rauch wieder aus seinen Ritzen und Höhlen hervor, und schwebte eine geraume Zeit ober dem Krater, bis ein leichter Windstoß ihn zerstreute. Wir wurden von demselben weniger belästiget, als wir vermuthet hatten, und dem Hornviehe, welches ganz in der Nähe des Kessels weidete, schien er eben so wenig zu schaden. Es sah äußerst wohlgenährt aus, und ich erinnere mich nicht, es irgendwo so fein und glatt von Haaren gesehen zu haben.

Auf unser Verlangen brachten uns die Führer auf einem anderen Wege nach der Stadt zurück, und während der Eine rüstigen Schrittes vorausging, blieb ich etwas zurück, um mich mit dem Andern, einem verständigen und freundlichen Landmanne, zu unterhalten. Von ihm erfuhr ich, daß diese Insel, gleich den übrigen Azorischen, in dem Grade über-

völkert wäre, daß die ärmere Klasse der Einwohner, und zwar die Mehrzahl, beständig mit Nahrungssorgen zu kämpfen hätte. Sie sind größtentheils Unterthanen eines zahlreichen Adels und der Geistlichkeit, an welche man die Insel nach ihrer Entdeckung vertheilte, und die allmählig Familien aus Portugal hieher zogen, welche sie gegen gewiße Abgaben und Dienstleistungen mit Ländereien belehnten. Im Anfange konnten diese Grundholden gut bestehen; bei der überhand nehmenden Bevölkerung wissen jedoch die Meisten nicht mehr, wie sie ihre Familien ernähren sollen, und sind gezwungen, von Garten- und Baumfrüchten zu leben, da sie ihr Getreide nach den Speichern der Grundholden abliefern müßen. Wenig besser stehen sich Diejenigen, welche sich ausschließlich auf den Weinbau verlegen, der zwar selten mißräth, aber von so leichter Qualität ist, daß er von den auswärtigen Käufern nur zu geringen Preisen bezahlt wird. Verminderung der Einwohner ist schon längst ein dringendes Bedürfniß geworden, und es ist ein Beweis der Gleichgiltigkeit der portugiesischen Regierung gegen ihre Unterthanen, daß sie nicht längst schon die große Menge der dürftigen Bewohner der azorischen Inseln nach Brasilien verpflanzte, woselbst sie zuverläßig mehr Gutes gestiftet und besser fortgekommen wären, als das Gesindel aus den verschiedenen Ländern Europa's. Ich habe während meines Aufenthaltes in Brasilien viele Colonisten kennen lernen, welche der treffliche Minister des verstorbenen Königs von Portugal, Conde da Parca, von den Azoren dahin bringen ließ, und die sich sämmtlich durch Fleiß, kenntnißvolle Behandlung des Bodens und jene liebenswürdigen, sanften Sitten auszeichneten, welche Eigenthum dieser Insulaner sind; man kennt sie in Brasilien unter dem Namen Ilheos. Wie sehr die armen Leute zur Auswanderung geneigt wären, sah ich an meinem Führer, welcher auf meine Mittheilung, daß der Kaiser von Brasilien gesonnen wäre, ein paar hundert Familien nach seinen Staaten abholen zu lassen, aus

tiefer Brust sein Oxalla (wollte Gott) ausrief. Terceira treibt einigen Handel mit Portugal und England, deren Schiffe einmal im Jahre hieher kommen und Ladungen von Wein, Getreide und Baumfrüchten, die einzigen Absatzprodukte der Insel, mit sich nehmen. Die übrige Zeit landet hier Niemand; das Erscheinen unseres Schiffes, welches wenigstens noch einmal so groß war, als die portugiesischen Küstenfahrzeuge, erregte daher großes Aufsehen, und man sprach bereits auf der ganzen Insel von seiner Ankunft. Auf unserem Rückwege sahen wir mehrere kleine Stücke Ackerfeld mit Lupinen bepflanzt und beinahe reif zur Aerndte; ich äußerte die Muthmassung, daß sie zum Saamen gezogen würden, um sie etwas später auszusäen, und wenn sie zu einer gewissen Höhe aufgewachsen, als grüne Düngung unterzuackern; ein Verfahren, welches in vielen Gegenden Italiens üblich ist. Unser Führer versicherte mich jedoch, daß die Armen genöthiget seyen, sich mit dieser harten und schwer zu verdauenden Frucht zu nähren, welche sie einige Zeit im Wasser weichen lassen, und sie dann gekocht und mit etwas Salz gewürzt verzehren. Während diese armen Menschen oft nicht so viel haben, um ihren Hunger mit diesem elenden Gerichte zu stillen, füllen auf diesem kleinen Eilande 3000 Klosterpfaffen ihre Bäuche mit den besten Speisen und Weinen, welche der arme Landmann im Schweiße seines Angesichtes dem Boden abgewinnt, und wofür sie durchaus nichts leisten, als daß sie einige schläfrige Gebete zum Himmel emporschicken, welche sich mit den stillen Klagen und Thränen der Armen vermischen. Wenn es noch Menschen geben kann, die dem Bestehen, oder gar der Errichtung von Klöstern, deren Bewohner so wenig nützen, wie die der meisten Länder des südlichen Europa's, das Wort reden, so wünsche ich ihnen von ganzem Herzen, ihre Eßlust jedesmal mit Lupinen stillen zu müßen.

ungefähr auf der Mitte Weges von Europa und Amerika. Es gibt deren neun, als: Santa Maria, S. Miguel, S. Georg, Graziosa, Fajal, Picco, Flores, Terceira und Corvo. Sie wurden in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts von Josua Vanderberg, einem Kaufmann aus Brüges in Flandern, entdeckt; er fand keine Bewohner und hieß sie Flämmische Inseln. Bei seiner Ankunft in Portugal schickte die Regierung sogleich Schiffe dahin ab, nahm von ihnen Besitz und nannte sie, der vielen Falken und Habichte wegen, die daselbst angetroffen wurden, Azoras. Man sagt, daß kein giftiges Thier dort brütet, und wenn man eines dahin bringt, nach fünf Stunden stirbt. Die Luft ist herrlich, die Fruchtbarkeit außerordentlich, die beständige Temperatur die, eines warmen Frühlings. Leider waren diese schönen Inseln von jeher den heftigsten Erdbeben ausgesetzt, welche ihre Gestalt verschiedenemal veränderten. Auf San Miguel, der größten der azorischen Inseln, deren Umfang 100 Meilen beträgt, und welche über 80,000 Einwohner zählt, ist noch gegenwärtig der Pics do Fogo in voller Thätigkeit. Daß diese Inseln auch in Zukunft noch von großen Gefahren bedroht werden dürften, beweiset, daß im Juli 1810 in der Nähe der Insel S. Miguel sich plötzlich eine Insel aus dem Wasser erhob, welche gegen 3 Meilen Umfang und 400 Fuß Höhe hatte. Ihre Gestalt war die eines Hufeisens, dessen innerer Raum 10 bis 12 Linienschiffe fassen konnte. Die Engländer, welche sie zuerst entdeckten, nahmen sogleich davon Besitz und nannten sie Sabrina; aber bald darauf versank sie wieder, und man konnte seitdem selbst mit dem Senkblei keine Spur mehr von ihr entdecken.

VI.

Fortsetzung der Reise. — Ankunft im Kanal. — Schnelle Fahrt durch denselben. — Stürmische Witterung in der Nordsee. — Windstille bei der Insel Helgoland. — Ankunft vor Cuxhaven. — Gänzliche Windstille nöthiget uns, an der holsteinischen Küste vor Anker zu gehen. — Besuch am Lande. — Fortsetzung der Reise. — Die Jacht eines Mäklers holt uns vom Schiffe ab, und bringt uns nach Hamburg.

Die Reise von hier bis nach Europa stellte unsere Geduld auf eine schwere Probe; es gab Tage, an welchen das Schiff mit dem günstigsten Winde 120 bis 130 Meilen zurücklegte; dann frohlockten wir und bestimmten beinahe den Tag unserer Ankunft im allgemeinen Vaterlande. Aber der launigte Wind veränderte, ehe es dahin kam, seine Richtung noch unzählige Mal, und es vergingen wieder zwanzig Tage, ohne daß das ersehnte Land aus dem Meere auftauchte, und wir waren ein paar Tage lang wirklich trostlos, daß wir uns näher an Neu-Fundland, als an Europa befanden. Von dieser Zeit angefangen, begleitete uns aber unausgesezt der günstigste Wind; das Schiff durchschnitt mit rastloser Thätigkeit und immer gleicher Geschwindigkeit die Wellen, und wenige Tage später verkündete der Kapitän, daß wir in den Kanal einlaufen würden. Um unsere Freude zu mäßigen, bemerkte er, daß dieses nur mit gutem Winde möglich

wäre, und daß bei conträrem die Schiffe manchmal Wochen lang auf dem Meere kreuzen müßten, ehe es ihnen möglich würde, in den Kanal einzudringen; aber der Wind blieb stehend, und als den folgenden Tag die Sonne sich mit ungewöhnlicher Pracht am Horizonte erhob, war die See, so weit das Auge reichte, mit Schiffen bedeckt, die langsam ihre Heimath verließen, um die große Reise anzutreten, auf deren baldige Beendigung wir nun mit Sicherheit rechneten. Am 23. August befanden wir uns bereits auf der Höhe der Insel Wigth; ein Pilotenschiff näherte sich, und da der Kapitän Briefe nach England abgeben wollte, so wurden alle Segel des Schiffes eingezogen, der Pilotte kam an Bord, theilte uns Herrn Cannings Tod mit, und verließ das Schiff; dann sezten wir unseren Weg fast mit der Schnelligkeit des Sturmwindes fort, welche so groß war, daß wir in drei Tagen, beständig vor dem Winde segelnd, 468 Meilen zurücklegten. Es war ein prächtiger Anblick, als wir die Küste von Frankreich zuerst begrüßten und an ihr vorüberflogen; es wurde uns das seltene Glück zu Theil, Dower und Calais zugleich zu sehen, und ohne daß der Wind nur im geringsten nachgelassen hätte, den 26. um Mitternacht in der Nordsee anzukommen. Die Wachsamkeit der Mannschaft war die ganze Zeit über auf das Höchste in Anspruch genommen, und besonders während der Nacht verdoppelt worden, da die höchste Vorsicht erforderlich war, um keinem der vielen Schiffe, welche den Kanal durchkreuzten, oder uns begegneten, zu nahe zu kommen. Die Tücke der Nordsee ist bekannt und bewährte sich auch an uns; wir brachten zwei Tage bei dem schlechtesten Wetter zu, bis wir die Insel Helgoland erreichten. Wir befanden uns nun an der Mündung der Elbe; bei stürmischer Witterung ist jedoch die Einfahrt in diesen Fluß sehr gefährlich, und Schiffe, welche darauf keine Rücksicht nehmen, verunglücken nicht selten im Vogelsand und in der Gegend von Neuwerk. Wir

kreuzten daher bis zum 28. Abends; dann legte sich das Ungestümm des Wetters, der Wind wurde günstig und um Mitternacht kamen wir bei dem Hamburger Feuerschiffe an, welches die Einrichtung eines Leuchtthurmes hat; bald darauf näherten wir uns dem Wachtschiffe, erhielten einen Lootsen und mit Tages Anbruch gingen wir bei Cuxhaven vor Anker. Die polizeiliche und Sanitäts-Visite der freien Stadt Hamburg erschien alsbald in der Nähe des Schiffes; der Kapitän und seine Mannschaft legten den üblichen Eid ab, weder Kranke an Bord zu haben, noch unter Wegs mit Schiffen in Berührung gekommen zu seyn, auf welchen irgend eine Krankheit herrschte; dann erhielten wir Erlaubniß, weiter zu segeln, nachdem unseren Lootsen ein anderer abgelöst hatte. Es war gänzliche Windstille eingetreten; wir mußten daher auf die Fluth warten, mit welcher wir langsam Strom aufwärts getrieben wurden. Als die Ebbe eintrat, gingen wir neuerdings vor Anker. Der Kapitän, der zum erstenmal in dieser Gegend war, wünschte die Küste von Hollstein, von deren Fruchtbarkeit er gehört hatte, zu besuchen; das Boot wurde daher herabgelassen, und zwei Stunden später landeten wir an dem Dorfe Brunshüttel.

Wir befanden uns nun in jener Gegend Deutschlands, die unter dem Namen Marschland wegen ihrer außerordentlichen Fruchtbarkeit berühmt ist. Der bewunderungswürdige Fleiß ihrer Bewohner gewann dem Meere und dem mächtigen Flusse, der hier die deutschen Gaue durchströmt, jenes fruchtbare Land ab, welches allmählig an das Festland geschwemmt wurde, und das die Einwohner sich durch ungeheure Dämme, die den Zerstörungen und der Gewalt des Elementes Trotz bieten, sicherten. Hinter ihnen erbauten sie ihre Wohnungen, legten das Land völlig trocken und erhalten nun Aernden, welche ihre ungeheuren Anstrengungen und

großen Ausgaben reichlich belohnen. Wir sprachen in einem Gasthause zu, und konnten uns nicht genug über die Reinlichkeit und den Luxus verwundern, der sich uns in den unbedeutendsten Gegenständen zur Schau stellte; da der Kapitän nicht unbedeutende Einkäufe für das Schiff machte, so zeigte sich der Wirth sehr bereitwillig, unsere Wißbegierde zu befriedigen, und führte uns selbst auf die Felder, woselbst so eben der Haber gedrudtet wurde. Diese Frucht, wie die bereits eingebrachte der übrigen Felder, war außerordentlich schön; eben so vorzüglich war die Weide, auf welcher sich zahlreiches Vieh von seltener Schönheit nährte. Hier sah ich zuerst jene berühmten Marschkühe, von welchen einige nach dem Kalben täglich 20 bis 25 Maaß Milch geben, und woselbst man jene Kuh als ein unnützes Thier betrachtet, welche unter 2500 Maaß Milch jährlich gibt. Unser Begleiter führte uns in das Haus eines wohlhabenden Landmannes, der 30 Stück Kühe halten konnte; da er nicht zu Hause war, so empfieng uns die Hausfrau, welche leider nur plattdeutsch sprach, mit großer Höflichkeit. Wir bewunderten die Reinlichkeit in allen Theilen des Hauses, die nicht mehr weiter getrieben werden konnte, und welche ich auf meinen Reisen allein bei den Bewohnern der bayerischen Hochgebirge wieder gefunden hatte. Am meisten interessirte mich aber das Milch- und Butter-Gewölbe; wäre mir die Güte der hiesigen Kühe nicht bekannt gewesen, so hätte mich der große Vorrath von Milch, welche hier in flachen Gefässen von Holz aufbewahrt wurde, davon überzeugen müßen. Diese Gefässe waren von außen mit Oelfarbe angestrichen, und ganz so, wie die in der Schweiz üblichen, verfertiget. Die Reinlichkeit, welche hier herrschte, war so groß, daß man nicht das Mindeste von jenem der Milch eigenthümlichen Geruche bemerkte, der die Milchkammer in den meisten Landwirthschaften zu keinem angenehmen Aufenthalte macht. Die Butter wurde mittelst einer eigenen Vorrichtung, welche

Pferde in Bewegung sezten, gestampft, und sobald sie fertig war, sogleich eingesalzen, da sie nicht anders in den Handel gebracht werden kann; daneben wurde auch Käse verfertiget. Von den Abfällen der Molkerei füttert man eine Menge Schweine, welche im Hause geschlachtet, und sogleich in stark mit Eisen beschlagene Fässer eingesalzen wurden. Häuften sich die Vorräthe der landwirthschaftlichen Erzeugnisse, so traten die Nachbarn zusammen, befrachteten eines ihrer Marktschiffe, und segelten damit nach Altona oder Hamburg, verkauften ihre Ladung an Großhändler, und konnten bei dem bedeutenden Handel, welcher auf der Elbe geführt wird, eines vortheilhaften Absatzes gewiß seyn. Dieses ist der Segen jener Gegenden, welche in der Nähe handeltreibender Städte liegen, oder durch Kanäle und schiffbare Ströme mit ihnen in Verbindung stehen. Aufmunterungen aller Art, Regierungsbefehle und Preisvertheilungen tragen nur wenig bei, die Landwirthschaft emporzubringen, während sicherer und befriedigender Absatz der landwirthschaftlichen Produkte die Thätigkeit des Landmannes anspornen, und ihn zur Industrie ermuntern. Die Kleidung der Bewohner dieses Dörfchens war einfach, von guten Zeugen und sehr reinlich; der Luxus, dessen ich vorhin erwähnte, bestand mehr in der schönen Einrichtung ihrer geräumigen Wohnungen, und dem guten Tische, den sie führten. Der Kaffee schien ihr Lieblingsgetränke zu seyn, und allenthalben sah ich silberne Kannen und einen so bedeutenden Vorrath von Tassen aus schönem Porzellän, daß ich auf die Vermuthung gerieth, daß die Landleute dieser Gegend die Gewohnheit haben, ihre sie besuchenden Freunde mit Kaffee zu bewirthen. Auch dem Kapitän und mir wiederfuhr diese Ehre, und ersterer, welcher bisher vollkommen überzeugt war, daß der Wohlstand nur in England zu Hause wäre, erstaunte nicht wenig, als die höfliche Hausfrau den Tisch mit feinem Linnen deckte; eine silberne Kaffee- und Milch-Kanne und schöne Tassen

mit silbernen Löffelchen auf den Tisch sezte, und Brod dazu brachte, welches nicht weißer und schmackhafter seyn konnte. Dann gingen wir noch eine geraume Zeit im Dorfe spazieren, und während meine Augen, die so viele Jahre nur gelbe, braune und schwarze Gesichter gesehen hatten, sich an den vollen, blendend weißen und blühenden Gesichtchen der weiblichen Dorfjugend weideten, wurde mein wackerer, aber ächt englischer Begleiter von dem Laden eines Fleischers gefesselt, und als ich näher hinzukam, fand ich ihn in stummer Bewunderung eines Ochsenviertels begriffen, welches er mit höchst zufriedenen Blicken musterte, und in Betheuerungen ausbrach, selbst in England kein schöneres Fleisch gesehen zu haben. Dann schifften wir uns wieder ein, um vor dem Eintritte der Fluth das Schiff zu erreichen, mit welcher wir Strom aufwärts trieben und bei Busch vor Anker gingen, um einen anderen Pilotten an Bord zu nehmen. Den folgenden Tag, an dem wir längs dem linken Elb-Ufer, welches handvrisch ist, hinauffuhren, wurden wir bei Stade von dem vor Anker liegenden Wachtschiffe angehalten; dann sezten wir unsere Reise noch eine Weile fort, bis wir eine Untiefe der Elbe erreichten, welche bei dem gegenwärtig niederen Wasserstande von Schiffen, die so tief gingen, wie der Alcides, nicht passirt werden konnte. Da das Handelshaus in Hamburg, an welches die Ladung adressirt war, dieses Hinderniß voraussah, so wartete bereits ein Commis desselben auf den Kapitän, um ihn auf einem schönen Jagdschiffe nach der Stadt zu bringen, da eine geraume Zeit vergehen konnte, bis es möglich war, einen Theil der Ladung auszuschiffen, und das dadurch erleichterte Schiff nach der Rhede von Hamburg zu bringen.

Wir segelten die Nacht hindurch mit günstigem Winde, kamen mit Anbruch des Tages an dem freundlichen Dörf-

chen Blankensee und an der dänischen Stadt Altona vorbei, und landeten noch vor Mittag in Hamburg, am 68sten Tage unserer Abreise von Brasilien.

VII.

Freundliche Aufnahme bei mehreren angesehenen Familien. — Besuch einiger Landgüter im Hollsteinischen. — Rückkehr über Travemünde, Lübeck, Frisenhagen nach Hamburg. — Bemerkungen über diese Stadt. — Reise durch Hannover, Hessen, Baden und Würtemberg nach Bayern. — Glückliche Ankunft in München.

Ich vermag die Empfindungen nicht zu schildern, welche mich ergriffen, als ich durch die Strassen der volkreichen Stadt ging, und meine liebe Muttersprache wieder allgemein reden hörte; doch mußte ich dem etwas rauhen Clima dieser Gegend meinen Tribut zollen, welches mich einige Tage an das Bett gefesselt hielt. Dann überreichte ich meine Empfehlungsbriefe, welche mir in mehreren, höchst achtungswerthen Häusern die freundlichste Aufnahme verschafften, und worin sich besonders die liebenswürdige Familie meines Reisegefährten auszeichnete.

Da ich großes Verlangen äußerte, einige bedeutende Landgüter in Hollstein und Meklenburg zu sehen, um mich mit der Landwirthschaft dieser Gegend bekannt zu machen, war

man so gefällig, mir Empfehlungsbriefe an einige daselbst wohnende und groß begüterte Personen zu geben, und nachdem ich mich von den Beschwerden der Seereise etwas erholt hatte, reiste ich in der angenehmen Gesellschaft des Herrn Bernhard Limpricht über Lübeck und Travemünde nach Rosenhagen, der Besitzung seines Herrn Bruders, woselbst ich auf die zuvorkommendste Weise aufgenommen wurde.

Ich durchlebte im Kreise der höchst gebildeten Familie des Gutsbesitzers und seiner nicht minder ausgezeichneten Verwandten lang entbehrte frohe Tage. Häusliche Freuden und der Besuch benachbarter Landgüter wechselten mit landwirthschaftlicher Beschäftigung; und wenn ich auf der einen Seite Vergnügungen genoß, an welchen das Landleben so reich ist, wenn gebildete Menschen, mit wahrer Empfänglichkeit für seine Reize, sich unter dem friedlichen Dache einer ländlichen Wohnung vereinigen, verging auch wieder kein Tag, an dem ich nicht Belehrung in meinem Lieblingsfache, der Landwirthschaft, erhalten hätte, worin keiner auslernt, so lange die Natur thätig bleibt und dem denkenden Menschen nur allmählig gestattet, einen forschenden Blick in ihre geheimnißvolle Werkstätte zu werfen. Geschäfte veranlaßten Herrn Limpricht, eines der größten Güter im Hollsteinischen zu besuchen, an dessen Besitzer ich zufällig Empfehlungsbriefe abzugeben hatte; die Gelegenheit, in meines würdigen Freundes Gesellschaft dahin zu reisen, konnte mir daher nur erwünscht seyn, und nach dem herzlichsten Abschiede von seiner Familie verließen wir Rosenhagen, verweilten ein paar Stunden in der, durch ihr Alter und ihre einstige Macht berühmten Hansestadt Lübeck, besahen einige ihrer alterthümlichen Merkwürdigkeiten, und trafen bald darauf in Friesenhagen bei Herrn Gabe ein. Dieser Herr, aus einer der angesehensten Familien Hamburgs abstammend, hatte einen

Theil seines großen Vermögens erst vor kurzer Zeit auf den Ankauf der prächtigen Besitzung, welche er gegenwärtig mit seiner liebenswürdigen Gemahlin bewohnte, verwendet. Die Einrichtung des modernen Wohnhauses war fürstlich, die Oekonomie-Gebäude waren sämmtlich gemauert und von großem Umfange, die Stallungen für die Luxuspferde prächtig. Der neue Gutsbesitzer hatte noch nicht Zeit gefunden, seine ganze Aufmerksamkeit auf die genaue Besichtigung seines großen Gutes zu verwenden, und bestimmte den ersten Tag nach unserer Ankunft zur Ausführung dieses Vorhabens. Von seinen Gästen, dem neuen Gutsbesitzer und seinem Förster begleitet, trat Herr Gabe daher die Reise an; eine nicht ganz unrichtige Benennung, da wir über sechs Stunden zubrachten, um einen allgemeinen Ueberblick von dem Zustande und der bisherigen Bewirthschaftungsweise dieser großen Besitzung zu erhalten, die bisher an mehrere Personen verpachtet war, welche, mit Ausnahme des Hauptpächters, der seine Ausgaben nicht mit seiner Einnahme in Uebereinstimmung zu bringen wußte, und während seine nachläßig bestellten Felder magere Aerndten brachten, als landwirthschaftlicher Schriftsteller glänzen wollte, sehr gut zu bestehen schienen. Einer dieser Gentelmann Farmers begegnete uns mit seiner Familie in einem prächtigen Wagen, der von vier raschen Hollsteinerpferden gezogen wurde. Später hatte ich Gelegenheit, mich häufig von dem Wohlstande der Landeigenthümer und Pächter in Hollstein und Mecklenburg zu überzeugen, und fand bei genauerer Prüfung, daß der Grund desselben nicht allein in der Güte des Bodens, welche, wie allenthalben, gar sehr verschieden ist, oder in der Leichtigkeit des Absatzes und den höheren Preisen der landwirthschaftlichen Produkte zu suchen sey. Auf vielen Gütern des Adels fand ich die Besitzer mit ihrer Verwaltung beschäftigt, über andere waren die jüngeren Söhne der

Familie gesezt, und Manche, die ihres großen Umfanges wegen in mehrere Pachtgüter abgetheilt waren, wurden von den Brüdern ihres Majoratsherrn in Pacht genommen, so zwar, daß die ganze, prächtige Besitzung von Demjenigen bewaltet wurde, welchen am Meisten an ihrer guten Erhaltung liegen mußte. Auch die übrigen Pächter waren Männer von Erziehung und hinreichend bemittelt, um mit dem Beginnen des Pachtes eine energische Bewirthschaftung des Gutes in seiner ganzen landwirthschaftlichen Verzweigung vorzunehmen. Daß die Gutsbesitzer und Pächter in den erwähnten Ländern vollkommen unterrichtete und thätige Männer seyn müßten, versteht sich von selbst, da sich halbes Wissen, oder bloße Büchergelehrsamkeit, nirgends so schnell verräth und so empfindlich ahndet, als in dem Fache der Landwirthschaft. Es war mir, selbst ein leidenschaftlicher Landwirth, daher ein großer Genuß, manchmal den freundschaftlichen Vereinigungen der Gutsbesitzer beizuwohnen, und, nachdem ich mich in Stallung und Scheune von dem Wohlstande des Festgebers überzeugt hatte, bei einem fröhlichen Mahle zu vernehmen, mit welcher Liebe und Einsicht diese Männer sich über alle Zweige der Landwirthschaft aussprachen; unter ihnen befanden sich Namen, welche die strengste Ahnenprobe des vergangenen Jahrhunderts bestehen konnten. Vergleicht man dagegen die wahrhaft traurige Lage, in welcher sich der größte Theil des Adels im südlichen Deutschland befindet, so kann man nur bedauern, daß er es von jeher verschmähte, seine prächtigen Besitzungen zu bewohnen, und ohne daß es nöthig gewesen wäre, sich selbst ihrer Bewirthschaftung zu unterziehen, sich wenigstens doch so weit mit dem Betriebe der Landwirthschaft bekannt zu machen, daß er von den Verwaltern seiner Güter nicht gänzlich abhängig wurde. Warum widmen sich die jüngeren Söhne des Adels nicht der praktisch- und theoretischen Erlernung des Acker-

baues, um später für ihre Familien von außerordentlichem Nutzen zu werden? warum übernehmen sie nicht selbst die Verwaltung der Familiengüter, anstatt die Sorgenlast ihrer Aeltern durch die Schwierigkeit zu vermehren, sie alle im Staatsdienste unterzubringen? warum ziehen diese jungen Männer es vor, Jahre lang in den Kanzleien zu sitzen, und in den untergeordnetsten Verhältnissen daselbst zu arbeiten, anstatt auf ihren Gütern unabhängig zu leben, und, mit ihrem und ihrer Unterthanen Wohl beschäftiget, ihre Zeit auf die edelste und lohnendste Weise zuzubringen? — Diese Fragen getraue ich mir damit zu beantworten, daß in vielen Ländern dem Pfluge noch immer nicht nach Verdienst gehuldiget wird, daß der adeliche Gutsbesitzer es unter seiner Würde hält, ein Landwirth im ächten Sinne des Wortes zu werden, daß er eine willkommene Entschuldigung in der allgemeinen Klage findet, daß der Landbau heut zu Tage nichts mehr eintrage, um sich dem eigenen Betriebe desselben auf alle Weise zu entziehen, und daß die Söhne des Adels selbst in den zahlreichsten Familien eine Erziehung erhalten, welche ihnen alle Neigung zu dem Landbaue benimmt, und welche, wenn sie später zu demselben zurückkehren wollten, als das vorzüglichste Hinderniß angesehen werden kann, ein Fach zu erlernen, welches man von der zartesten Jugend angefangen treiben sollte, oder zu welchem eine leidenschaftliche Liebe erfordert wird, um in reiferen Jahren sich mit den unzähligen Kleinigkeiten bekannt zu machen, deren genaue Kenntniß um so wichtiger ist, da ihre Beobachtung häufig das Gedeihen des Feldbaues bedingt.

Nach mehreren froh durchlebten Tagen verließ ich Friesenhagen mit dem aufrichtigen Wunsche, der würdige Besitzer möge es nie bereuen, sich, ohne im eigentlichen Sinne des Wortes Landwirth zu seyn, an eine so große Besitzung

gefesselt zu haben, welche nur Denjenigen für manche Sorge schadlos hält, der im Umgange mit der sich stets erneuernden Natur einen größeren Genuß findet, als sich den betäubenden Vergnügungen der Städte hinzugeben. Diesesmal kehrte ich in Gesellschaft eines Landmannes und seiner schönen Gemahlin nach Hamburg zurück, und erhielt später von diesen würdigen Personen wiederholte Beweise ihres freundschaftlichen Wohlwollens.

Die kurze Zeit, welche ich noch in Hamburg zu verweilen gedachte, verwendete ich zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten dieser Stadt. Es wäre thöricht, den geehrten Leser mit ihrer Schilderung ermüden zu wollen, da bereits mehrere patriotische Hamburger die höchst gelungene Beschreibung ihrer Vaterstadt herausgegeben haben. Ich erlaube mir nur, die herrliche Umgebung Hamburgs, welche nur wenige ihres Gleichen hat, nach Verdienst zu rühmen. Die größte Merkwürdigkeit für mich, der ich viele gesehen hatte, war der große Handel dieser Stadt, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß er Liverpool, der zweiten Handelsstadt Englands, das Gleichgewicht hält. Wir Deutsche haben daher alle Ursache, auf Hamburg stolz zu seyn, und jeder gutdenkende Bürger dieses großen Landes wird ohne Zweifel meine aufrichtigen Wünsche für das dauernde Wohl der wackeren Bewohner Hamburgs theilen.

Neu gestärkt und der Beschwerden der Seereise längst nicht mehr gedenkend, verließ ich endlich Hamburgs ehrwürdige Mauern, schiffte mich auf einem Dampfboote ein, landete vor Homburg und fuhr von hier aus über Hannover nach Göttingen in einem Postwagen, dessen Bequemlichkeit ich eben nicht rühmen konnte. In der berühmten Universi-

vitsstadt war ich so glücklich, Herrn Dr. Hubet anzutreffen, dessen angenehme Bekanntschaft ich in Lissabon gemacht hatte, und welchem ich jezt die Ehre verdankte, bei Herrn Dr. von Blumenbach eingeführt zu werden, und einen meiner interessantesten Abende in dem Familienzirkel dieses berühmten und lebensfrohen Greises zuzubringen. Dann eilte ich über Marburg und Gießen nach Frankfurt, verweilte einige Tage in dieser schönen, blühenden Stadt, sezte meine Reise über Hessendarmstadt nach Heidelberg fort, bezeugte daselbst einigen Verwandten meine Verehrung, umarmte eine theure Schwester, welche in der Nähe wohnte, und traf, über Stuttgart, Ulm und Augsburg reisend, nach einer fast fünfjährigen Abwesenheit in meiner theueren Vaterstadt München ein, woselbst ich, mit Ausnahme eines Bruders, alle meine Lieben am Leben und im besten Wohlbefinden antraf.

Der Winter, welcher sich bald nach meiner Ankunft einstellte, fiel mir ziemlich schwer; ich gewöhnte mich jedoch leichter an die Kälte, als an den lange dauernden Anblick der todten Natur, welche ich so viele Jahre lang in nie unterbrochener Thätigkeit gesehen hatte. Nur darauf bedacht, meine Gesundheit wieder herzustellen, vermied ich es, mich mit der Zukunft zu beschäftigen, und nur der Gegenwart lebend, nicht ganz ohne Hoffnung, man würde mich würdig und brauchbar finden, meinem Vaterlande zu dienen, überließ ich mich der Freude, mich wieder im Schooße des gebildeten Lebens und eines gesellschaftlichen Zustandes zu befinden.

An große Thätigkeit gewöhnt, wäre es mir, obwohl ich der Ruhe bedurfte, nicht möglich gewesen, meine Zeit unbeschäftigt zuzubringen; ich hatte Manches nachzuholen, Vieles zu lernen. Jene Stunden, welche ich aber der hei-

teren Muße bestimmte, verwendete ich zur Aufzeichnung der merkwürdigsten Begebenheiten auf meinen Reisen. Weit entfernt, auf schriftstellerischen Ruhm Anspruch zu machen, und wohl bekannt mit der Schwäche meiner Feder, entschloß ich mich übrigens, dem geehrten Publikum die Beschreibung meiner Wanderungen nur darum zu übergeben, weil viele meiner vielleicht zu nachsichtsvollen Freunde, welche meinen einfachen Erzählungen mit Vergnügen zuzuhören schienen, der Meinung waren, das geehrte Publikum würde einer geordneten Sammlung derselben einige Theilnahme schenken.

Druckfehler.

Seite	Zeile				
18	7	statt	dieſelben	lies	dieſelbe
38	8	„	mit	„	mit der
66	15	„	eine	„	einige
87	20	„	Andos	„	Andes
113	12	„	Belgeano	„	Belgrano
115	9	„	von	„	vom
133	15	„	unregelmäßig	„	regelmäßig
151	30	„	Schrite	„	Schritte
165	22	„	Gleichgiltigkeit	„	Gleichgültigkeit
179	24	„	bot	„	both

